Erbach, Eberhard <<zu>>

Wandertage eines deutschen Touristen im Strom- und Küstengebiet des Orinoko

Leipzig 1892

Wandertage
eines
Deutschen Touristen
im
Strom- und Küstengebiet des Orinoko.

Von
Eberhard Graf zu Erbach,
koresp. Mitglied des Vereines für Geographie und Statistik zu Frankfurt a. M.

Mit zwanzig Abbildungen und zwei Karten.

Leipzig.
Verlag von Theodor Thomas.
1892.



Simon Bolivar.

Wandertage

eines

Deutschen Touristen

im

Strom- und Küstengebiet des Orinoko.

Von

Eberhard Graf zu Erbach,

[illegible] Mitglied des Vereines für Geographie und Statistik zu Frankfurt a. M.

Mit zwanzig Abbildungen und zwei Karten.

Leipzig.

Verlag von Theodor Thomas.

1892.



Simon Bolivar.

Wandertage

eines

Deutschen Touristen

im

Strom- und Küstengebiet des Orinoko.

Von

Eberhard Graf zu Erbach,
korresp. Mitglied des Vereines für Geographie und Statistik zu Frankfurt a. M.

Mit zwanzig Abbildungen und zwei Karten.

Leipzig.
Verlag von Theodor Thomas.
1892.

Sr. königlichen Hoheit

dem Allerdurchlauchtigsten Prinzregenten

Luitpold von Bayern

in tiefster Ehrfurcht gewidmet

vom

Verfasser.

Verzeichnis der Kapitel.

I. Teil.

Von Trinidad nach La Guayra.

II. Teil.

Carácas.

III. Teil.

Am Orinoko.

Inhaltsverzeichnis.

Erster Teil.

Von Trinidad nach La Guayra.

Zweiter Teil.

Carácas.

Dritter Teil.

Am Orinoko.

Verzeichnis

meist benützter Quellen.

1. Dr. Rafael Villavicencio, La Republica de Venezuela bajo el punto de vista de Geografía y Topografía médicas y de la Demografía. Carácas 1879.
2. J. J. Daux ion-Lavaysse, Reise nach den Inseln Trinidad, Tobago und Margarita, sowie in verschiedene Teile von Venezuela. Weimar 1816.
3. J. Mudic Spence, The Land of Bolívar, or war, peace, and adventure in the Republic of Venezuela. London 1878.
4. Fr. Gerstäker, Neue Reisen durch die Ver. Staaten, Mexiko, Ekuador, Westindien und Venezuela. Band 3. Jena 1869.
5. Dr. Karl Sachs. Aus den Llanos. Schilderungen einer naturwissenschaftlichen Reise nach Venezuela. Leipzig 1879.
6. Karl Ferd. Appun. Unter den Tropen. Wanderungen durch Venezuela, am Orinoko, durch Britisch-Guyana und am Amazonenstrom, 1849—1869. Jena 1871.
7. Dr. Franz Engel, Studien unter den Tropen Amerika's. 2. Aufl. Jena 1879.
8. H. Th. Kühne, Alexander v. Humboldt's Leben und Wirken, Reisen und Wissen. Erweitert und umgearbeitet nach Dr. Herm. Klencke 6. illustr. Ausgabe. Leipzig 1870.
9. P. H. L. Borde, Histoire de l'île de la Trinidad sons le Gouvernement espagnol. 2 Bde. Paris 1876.
10. Atstides Rojas, Estudios Indigenas. Contribuciones á la Historia Antigna de Venezuela. Carácas 1878.
11. Rafael Maria Baralt, Resumen de la Historia Antigua de Venezuela. Paris 1841.
12. R. M. Raralt y Ramon Diaz. Resumen de la Historia de Venezuela. Paris 1841, (1797—1830).
13. Felipe Larrazábal, La Vida del Libertadór Simon Bolívar. 2 Bände 6. Auflage (Edicion del Centenario de Bolívar.) New-York 1883.
14. Dr. E. J. Hauschild, Bolívars und San-Martin, oder der Befreiungskampf auf der süd-amerik. Halbinsel, 1808—1826. Leipzig 1844.
15. Ducoudray-Holstein, Bolívars Denkwürdigkeiten; die Charakterschilderung und Thaten des südamerikanischen Helden, die geheime Geschichte der Revolution in Columbien und ein Sittengemälde des Columbischen Volkes enthaltend. Deutsch von C. N. Röding. Hamburg 1830.

16. Dr. Georg Hartwig, die Tropenwelt. Skizzen aus dem Natur- und Menschenleben in den heißen Gegenden der Erde. 2. Ausgabe. Wiesbaden 1883.
17. Alfred R. Wallace, die Tropenwelt. Deutsch von David Brauns. Braunschweig 1879.
18. Alexander von Humboldt, Kosmos. 4 Bände. Stuttgart und Augsburg 1845.
19. Geographisches Handbuch zu Andree's Handatlas. Bielefeld u. Leipzig 1882.
20. Oscar Peschel, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen. 2. Auflage. Stuttgart 1877.
21. Código de Hacienda sancionado por el General Guzmán Blanco, Presidente u. s. w. Segunda Edicion oficial. Carácas 1874.
22. Mensaje (Botschaft) que dirige el General Ioaquin Crespo, Presidente constitutional de la Republica, al Cuerpo legislativo en sus sesiones de 1885. Carácas.
23. El Libro Amarillo (Gelbbuch) de los E. E. U. U. de Venezuela. 1884 1885. 1886.
24. Memoria del Ministro de Relaciones Exteriores al Congreso de los E. E. U. U. de Venezuela en 1884, 1885, 1886.
25. Statistischer Jahresbericht über die Vereinigten Staaten von Venezuela. (Anuario Estadistico.) Herausgegeben auf Befehl des Präsidenten der Republik, Ilustre Americano General Guzmán Blanco. Carácas 1884. 1887.

Erster Teil.

Von Trinidad nach La Guayra.

Einleitung.

Puerto España.

Savana Grande. — Dampfer von Trinidad nach Venezuela. — Durch Port of Spain; Mulatten, Chinesen, Kuli, Hindostanerinnen. — Ausblick von der Rhede. — Etymologie des Wortes Savana.

Trinidad, das Juwel der Antillen, färbte sich im Abendsonnenschein. Am Horizonte in Venezuela eilte das sinkende Tagesgestirn hinter das Vorgebirge von Paria. Über Savana Grande von Port of Spain fielen seine schrägen Strahlen auf den grünen Teppich zwischen der tropischen Stadt, dem Meeresgestade und dem eben grell beleuchteten Gebirgszug im Norden der Insel. —

Am Saum der weitgedehnten Grasfläche, unter der Veranda meines Gastfreundes aus dem Odenwald, lehnte ich im rohrgeflochtenen Sessel. Meine Blicke schweiften hinüber nach den Bergen von Maraval und Sa. Cruz. Aus den Anlagen des öffentlichen Parkes (public garden) jenseits des Wiesenplanes, am Fuße der Höhen trat der Palast des Governor's hervor. Mächtige Laub- und Cedrobäume unterbrachen die Rasenfläche. Hohe Königspalmen wiegten ihre Wedel im Abendwind. Rote Korallenbäume (Erythrina div. spec.) huben im Scharlachschmuck der Blütenrispen die Farbenpracht des Landschaftsbildes. Im weiten Umkreis der Savane sehen Landhäuser aus Gärten von Mimosen, Laurineen, Cypressen, von Pisang und Fächerpalmen hervor. Gegenüber auf der Wiese, unter dem Schattendach riesenhafter Pinienbäume sind Herden zum Schutz gegen die noch brennende Abendsonne gelagert. Schwarzbraune Mulattentöchter haben sich neben den Hirten in das Gras gestreckt.

Es war die Stunde der abendlichen Corsofahrten um die Savane. Vorüber an unserer Veranda an Albert Terrace kamen die Gespanne angesehener Familien der Hauptstadt und bogen nach Maraval Road ein. Die Kutscher, Mohren, trugen Livréen oder weiße Anzüge und Cylinderhut. Manch blonde Miß neigte sich aus dem Wagen grüßend

gegen die Dame meines Hauses, die jugendliche Mrs Rosalie Schöner. Sie verabreichte, wie allabendlich um diese Zeit, den landesüblichen Mischtrunk, den Coq Tail. Soeben war ihr Gatte, mein Odenwälder Landsmann August Schöner, nach Schluß des Geschäfts aus dem Store heimgekehrt. Ermattet warf er sich in einen Schaukelstuhl neben mir, trank mir zu und bemerkte alsdann:

„Ich habe eine Einladung unseres Konsuls Hofmann für Sie zum übermorgendlichen Ausflug nach dem Asphalt-See (Pitch Lake). Ich habe für Sie unbedenklich angenommen.“

„Wird nichts daraus werden,“ fiel ihm sein jüngerer, verspätet aus dem Geschäft heimgefolgter Bruder Christian ins Wort. „Aus der Boca wird die Ankunft des Southampton-Dampfers für Venezuela signalisiert. In spätestens zwei Stunden wird er auf der Rhede hier vor Anker gehen.“

„So ist denn die Zeit zur Abreise nach Venezuela gekommen,“ sagte ich. „Drei Wochen Aufenthalts in Ihrem Hause und auf dem entzückenden Insellande liegen hinter mir.“ Dabei folgte ich der Familie Schöner in das Speisezimmer. Wohl gab man mir bei Tisch die Abwartung eines späteren Dampfers anheim. Wohl erfaßte mich ein Mißbehagen bei dem Gedanken an die voraussichtlich wenig anregende Reisegesellschaft auf dem schwankenden Boden Old-Englands. Doch mein erwähltes Ziel einer Tropenwanderung, Venezuela, mahnte an standhafte Durchführung meines Programmes. Ich entschloß mich daher zur Überfahrt dorthin an Bord des soeben einlaufenden britischen „Avon“. Für den kommenden Nachmittag hatte ich mich zur Einschiffung reisefertig zu halten.

Mr. Schöner belegte für mich eine in der Agentur der Royal Mail Steam Packet Company eine Kabine nach La Guayra, den Hafenort der 17 Kil. landeinwärts liegenden venezolanischen Hauptstadt.

Den kommenden Vormittag — es war der 4. März — brachte ich im Schweiß meines Angesichtes mit Ordnung meines Reisegepäckes zu. Unter dem heißen Himmelsstrich der Tropen seine Koffer zu packen, vermag man nur mit großer Willenskraft. Jedwede Anstrengung verursacht Unlust, Mißbehagen und Unentschlossenheit. Mutlos sinken die Hände in den Schooß, bei 25° R. im Schatten trotz der Morgenstunde.

Da naht der Retter in der Not. Die häuslichen Diensten obliegende mütterliche Negerin streckt mit zutraulichem Lächeln den Kopf zur Thüre herein. Dienstwillig unterzieht sie sich auf meine Requisition dem Packgeschäft und entledigte sich ihres Auftrags mit Geschick.



Marine Square, Port of Spain, Trinidad.

Von Natur haben die Negerinnen Fertigkeit in häuslichen Verrichtungen. Ihre Unterwürfigkeit gegen ihre weißen Gebieter, die oft in große Anhänglichkeit übergeht, übertragen sie auch auf die Gäste ihrer Dienstherrschaft. Die farbige Anne war eine langjährige treue Dienerin des Hauses. Mit ihren großen, sanften Augen sah sie jedesmal stolz um Anerkennung nach mir herüber, wenn sie ein Kleidungsstück schön zusammengefaltet hatte. Unsere Unterhaltung ward gebrochen in französischer Sprache geführt; seitens der Mulattin in french creol. Die farbige Bevölkerung Westindiens hält an der Überlieferung der französischen Sprache fest, radbricht sie jedoch nach afrikanischer Art der Konjugation und Satzbildung.

Mittag war vorüber, als ich mich von Mrs. Schöner verabschiedete. In dem Wagen meines Gastfreundes ließ ich mich zu seinem Warenhaus am Hafen fahren. Über Albert-Queens und Wellington-Terasse ging es über den grünen Flur der Savane*) entlang, vorüber an gut gehaltenen Gärten und Landsitzen. Darauf biegt die Kutsche in die schnurgerade First East Street ein. Unter ihren mächtigen Tropenbäumen, zwischen gefälligen Holzbauten der Farbigen und den blütenüberwucherten Gehegen vornehmer Villen wogt ein schreiendes Volk von Mulatten, heiter, sorglos, voll auffallenden Geberdenspieles, affenartig und lächerlich. Die Weiber schleifen ihre weißen Gewänder durch den Staub. Zudringlich, neugierig, vertraulich fordern ihre Blicke den Vorüberkommenden heraus. Die belebte St. Vincent Street hinab kommen wir nach dem kaufmännischen Viertel, der City. Wir durchschneiden den Marine Square und sind im Mittelpunkt des Verkehrs- und Geschäftslebens. Ein anschauliches Bild der Verquickung des

*) Über den Ursprung des Wortes Savana entnehme ich den Estudios Indigenas von Aristides Rojas in Carácas (S. 143) Nachstehendes: Das ausgedehnte Tiefland im Osten der Anden Amerikas ist in Nord-Amerika „Prairie" (praderas), in Südamerika „Sábanas" und anderwärts „Pampas" benannt. Die beiden letzten Bezeichnungen sind ursprünglich amerikanische (indigenas). Das Wort „Pampa" gehört der Quechua oder peruanischen Sprache an. Sábana (gleichbedeutend mit Pampa: Flachland, ausgedehntes Weideland) ist nach dem Jesuitenpater Le Pers und Fernandez de Oviedo, dem ältesten Chronisten der spanischen Conquista, ein haïtinisches Wort. Oviedo begreift den Ausdruck „Çávana", den er in Española (Haïti) gebrauchen hörte, unter die haïtinisch-kubanischen Sprachstämme. — Neuere Sprachforscher leiten aber in Übereinstimmung mit dem alten Geschichtsschreiber Mariana „Sábana" aus dem Westgotischen ab. Rojas verweist diesbezüglich auf Diez, etymologisches Wörterbuch der romanischen Sprachen, und führt als gleichbedeutend mit Sábana das provencalische Savena, das altfranzösische Savene, das latinische Sabanum, das griechische Σάβανον, das gotische Sabane und das deusche Saben (?) an.

Europäismus und tropenländischer Lebensart entrollt sich vor uns. Weit verzweigte, hundert Fuß hohe Laubkronen beschatten ein buntes Gemenge europäischer Kaufherrn, modisch gekleideter Damen und eines farbigen Menschengeschlechtes, das in allerlei Abstufungen und Spielarten die westindische Rassenmischung veranschaulicht. Unter den Säulengängen der Geschäftshäuser, vor den Schaufenstern, drängen sich Abkömmlinge aus Europa, Amerika, Afrika und Ostasien. Ein Mosaik an Trachten — aber auch ein auffälliger Mangel an Bekleidung! Hier die bezopften chinesischen Kulis! Eine der Töchter des himmlischen Reiches — obgleich in nationaler Tracht und barfuß, hat einen Damenhut aus rotem Samt mit gelber Straußenfeder aufgesetzt. Dort der Hindu mit weichem, träumerischem Gesichtsausdruck! Unter weißem Turban fällt langes schwarzes Haar bis zu den Schultern herab. Die dunkelbraune Gestalt umgürtet nur ein Hüftentuch. Der nackte Kuli aus Bengalen geht bescheiden den modischen Söhnen des herrschenden europäischen Geschlechtes aus dem Wege. Er ist der britischen Regierung dankbar, daß sie ihn aus dem Diensthause des Kastenzwangs in Indien als Arbeitskraft nach den centro- und südamerikanischen Kolonien übergesiedelt hat*). Schön sind die Weiber seines Stammes, feingliederige Gestalten von Ebenmaß der Formen. Es war mir, als ob in den Ländern des Himalaia die Spuren der göttlichen Ebenbildlichkeit des Menschen aus der Paradiesesnähe her sich nicht verwischt hätten. In edlem Wuchs und Haltung, wie in dem nicht irre geleiteten Verständnis in der Wahl des Kleides, schien sich das äußere Erbteil des hochbegnadeten Patriarchengeschlechtes erhalten zu haben. Man sehe nur, wie da die schlanke Hindostanerin auf dem Rasen des Square das hochrothe Schleiertuch vom Haupt herab faltig um die Hüfte gewunden hat, und wie schön angeordnet sie es von da über den Schoß hinabwallen läßt. Stirn und Ohren ziert Geschmeide. Perlenschnüren aus Silberfiligran schmiegen sich um den Hals. Reihen schwerer Silbermünzen fallen über die Brust. Den schöngeformten, freien Arm umschließen Spangen, oberhalb des Handgelenkes 10 bis 20 Silberreife. Solche umspannen ebenso das freie Fußgelenk. Nur der große silberne Ring, der mitunter durch die Nase gezogen ist, wirkt störend in dem feingeschnittenen Gesicht. Doch — unser Wagen hält am South Quay vor dem Store der Gebrüder Schöner.

Neben anderen Geschäften galt es hier vornehmlich, den lästigen

---

*) Man schätzt die Zahl der indischen und ostasiatischen Kulis in Trinidad auf 75 000.

Paßvorschriften im freien Süd-Amerika nachzukommen. Mit eisgekühltem Schaumwein wird im Waarenmagazin auf eine fröhliche Reise und glückliche Wiederkunft angestoßen. Näher stehenden Landsleuten rufe ich in ihren Geschäftsräumen noch rasch ein Lebewohl zu. So Herrn Uhrig, ebenfalls einem Abkömmling des Odenwalds, meinem freundlichen Wirt auf seiner Kokosplantage in Mayaro an der Ostküste Trinidads. Fabrikant Schäffer aus Frankfurt giebt mir seine selbsterzeugte, vorzügliche Imperial-Vanille-Chokolade Flor de Las Antillas auf den Weg mit. Der deutsche Konsul Hofman, ein Oberhesse, geleitet mich zum Strande. August Schöner bringt mich an Bord des englischen Packetbootes. Es scheint, daß wir nicht so bald in See stechen. Noch arbeitet der Dampfkrahn an Bergung des Cargo. Das währte bis Sonnenuntergang. Die Zeit ward mir dennoch auf Deck nicht lang.

In seltsamen Lichterscheinungen und Strahlenbrechungen veränderte sich unausgesetzt das entzückende Landschaftsgemälde. Von der See gesehen, ist die Lage von Port of Spain von unvergeßlicher Schönheit. Über der Stadt im reichen tropischen Pflanzenkleid erhebt sich das zerklüftete Gebirge. Schwere Gewölke hatten sich am Nachmittag über dasselbe gelagert und verhüllten den wildgezackten Bergen die Häupter. Nach links, gegen Norden, traten die Felseilande der Bocas und das Vorgebirge von Venezuela in immer abgestufterem Blauschwarz zurück. Ein gebrochenes Licht durchdringt hin und wieder die Dünste und zaubert den flüchtigen Ausdruck des Lächelns auf das sorgenvoll umdüsterte Antlitz der venezolanischen Küste von Paria. — Auf den Bergen mir gegenüber zerreißt ab und zu der Wolkenmantel und gewährt lichte Durchblicke in Spalten und Klüfte. Oder verstohlen lugt ein Landstrich mit weißschimmernden Häusermassen hervor und fängt die Leuchte eines Sonnenstrahls auf. Zur Rechten hin, nach Süden, geht die gewitterschwere Bergeswand allgemach in einen sonnengolddurchflossenen, smaragdenen Küstensaum über. Am Horizont läuft er in unbestimmbaren Umrissen in die südwestliche Landzunge bei St. Fernando aus.

Zahlreiche bunte Wimpel in vollem Flaggenschmuck prangender Schiffe flatterten lustig im Winde. Die See ging hoch; die überstürzenden Wogenkämme schaukelten die Fahrzeuge im festlichen Kleid auf und nieder. Drüben am Strande neigten die Königspalmen der Savane ihre Federwipfel wie zum letzen Gruß des prächtigen Puerto España.

Erstes Kapitel.

(Fortsetzung der Einleitung.)

Um die Halbinsel Paria.

Gestade Trinidads. — Paßzwang, Unfreiheit und persönliches Regiment in Venezuela. Guzmán Blanco. — Golf von Paria; Trinidads einstiger Zusammenhang mit Südamerika. — Drachenschlund (Bocas). Kolumbus 1498. — Vorgebirge von Paria. — In das karaibische Meer. — Englisches Wesen an Bord. — Tropennacht im karaibischen Meere.

In den Bergspalten um Puerto España hallte der Signalschuß unserer Schiffskanone wieder. Der Anker ward aufgewunden. Das entzückende Landschaftsgemälde der Hauptstadt Trinidads verschob sich unter dem Drehen des Dampfkolosses — und war bald dem Auge entrückt. Der Steuermann hält nach Westen, in der Richtung der Bocas. Vorüber an Zuckerrohr und hohen Bambusgräsern, vorüber an Savanen und Kokoswäldchen, entlang dem schroff abfallenden Ufer des nordwestlichen Trinidad, durchfurchen wir die aquamarinblaue Flut des Golfes von Paria. In smaragdenem Tropenkleid ist Trinidad die auserwählte Schöne unter den Antillen, die Rivalin von Ceylon.

Der Tag neigte sich. Ein frischer Luftzug auf Deck kühlte meine Schläfe. Ruhe und Besonnenheit traten an Stelle der Gefühlsaufwallung beim Verlassen liebgewonnener Stätten. Ich zog meine zur Reise ausgestellten Papiere hervor und prüfte sie. Da war der Paß des venezolanischen Konsulates in Trinidad. — Mein Kabinettspaß vom auswärtigen Amte in Berlin hatte sich als ungenügend erwiesen zur Reise von britisch Westindien nach Venezuela.

Ich komme hier gleich zu Anfang auf die politischen Verhältnisse Venezuelas zu sprechen. Venezuela, richtiger La Republica de los Estados Unidos de Venezuela, ist infolge von Bürgerkriegen, Mißwirtschaft und Umsturz der bestehenden Regierungen — trotz seiner demokratischen Staatsverfassung — einem diktatorischen Regiment anheimgefallen. Die demokratischen Formen bestehen zwar nach wie vor; die Grundsätze der Staatsverwaltung sind den Worten und Beteue-

rungen der Regierung nach, ebenso wie Geist und Buchstabe der Gesetzgebung, durchaus republikanisch. Aber die oberste Gewalt befindet sich in Händen eines Mannes, der die Freiheit nur als leeren Schatten bestehen läßt. Eine Autokratie ist an Stelle der verfassungsmäßig gewährleisteten Volksherrschaft getreten.

General Guzmán Blanco, der zum öfteren wiedergewählte, seitherige Präsident der Republik, wußte durch seine Persönlichkeit der Anarchie im Lande ein Ende zu bereiten. Seinen stets zur Revolution geneigten Mitbürgern hat er das Joch der Dienstbarkeit unter seinem diktatorischen Willen um den Nacken gelegt. Ruhe und Ordnung sind seitdem nicht wieder gestört worden. Dafür hat er den Beinamen: Illustre Americano Pacificadōr y Regeneradōr de Venezuela erhalten.

Eine seiner weisen Maßregeln zur Verhütung auf Umsturz gerichteter Bewegungen ist sein Polizeiregiment. Aufgabe desselben ist die Abwehr der hauptsächlich vom Auslande her drohenden Unternehmungen gegen seine Vergewaltigung der Volkssuveränität in Venezuela. Trinidad ist der Hauptsitz der gegen Guzmán Blanco gerichteten Anschläge — der Revolutionsherd Venezuelas. Hier, wie überhaupt in Westindien, spinnen die landesverwiesenen, flüchtigen oder mißvergnügten venezolanischen Republikaner ihre Fäden gegen den Gewaltigen. Unter allen fremdländischen Staaten steht daher Trinidad obenan auf dem Index der der Regierung in Carácas verdächtigen Zufahrtsgebiete. Demzufolge werden Personen aus Trinidad nur mit Spezialpaß des venezolanischen Konsulates in Port of Spain zur Ausschiffung in einem Hafen der Estados Unidos zugelassen. Dieß unerachtet Tit. III, Art. 7 der Konstitution, worin die Freiheit, ohne Paß zu reisen, garantiert wird. Die Vorzüge eines persönlichen oder monarchischen Regimentes in den parteizerrissenen, stets gährenden Staatenbildungen des einst spanischen Amerika sind augenscheinlich. Immerhin bleibt es aber befremdlich, daß der dem Gesetz nach auf die Gewähr bürgerlicher Freiheit gegründete Volksstaat Venezuela sich gegen die liberale Monarchie von Großbritannien mit allen Vorsichtsmaßregeln absolutistisch regierter Länder abschließen muß. — Guzmán Blanco ist zwar im verflossenen Jahr von der Präsidentschaft zurückgetreten. Er durfte verfassungsmäßig, ohne Unterbrechung seiner Amtsdauer, nicht wiedergewählt werden. Jeder Mann im Lande wußte aber, daß er bei der nächsten Präsidentenwahl wieder zur Berufung gelangen würde.*)

---

*) Guzmán Blanco hat inzwischen die Präsidentschaft wieder übernommen. Deshalb vermeidet sein derzeitiger Nachfolger in der Staatsleitung möglichst jede Abweichung von dem durch jenen betretenen Weg.

Mein venezolanischer Paß war datiert:

Puerto España, Año 22 de la Lei y 27 de la Federacion.*)

Der sinkenden Sonne nach eilten wir in westlicher Richtung, vorüber an der Insel Chacachacare, um durch Boca Grande die Durchfahrt aus dem Meerbusen von Paria in das offene karaibische Meer zu gewinnen.

Von der Westküste Trinidads und dem Nordosten des venezolanischen Festlandes eingeschlossen, bildet der Golf von Paria ein Binnenmeer, welches den Zufluß der nördlichen Deltaarme des Orinoko erhält. Trinidads südwestliche Landzunge ragt bis dicht an dieselben heran. Der nordwestliche zerrissene Küstenvorsprung der Insel reicht der venezolanischen Halbinsel Paria beinahe die Hand.

Trinidad ist ein vom Festlande Südamerikas losgebröckelter Block. Dafür spricht seine mit dem Kontinent übereinstimmende Boden- und Gesteinbildung, seine Tier- und Pflanzenwelt. Die nördliche Gebirgskette von Trinidad ist die Fortsetzung des Gebirgszuges auf der venezolanischen Halbinsel Paria. Beide sind von dem Gebirgssystem der antillischen Inseln grundverschieden an Gestaltung, Richtung, Bodenbeschaffenheit, Pflanzenwuchs u. s. w. Von vorzugsweise neptunischer Bildung, findet sich auf Trinidad nirgends ein Anzeichen vulkanischer Vorgänge wie sonst auf den Antillen. Auf den ursprünglichen Zusammenhang Trinidads mit dem Festlande läßt auch der nur 20--30 Meter tiefe Grund des Meerbusens von Paria schließen. Zwischen den nördlichen und südlichen Annäherungspunkten Trinidads und Venezuelas bleiben zwei schmale Wasserstraßen (Bocas oder Mouths) offen: Im Süden die Schlangenmündung (Serpents Mouth, Boca de la Sierpe); im Norden der Drachenschlund (Dragon Mouths, Bocas de Dragos).

Diese nördliche Durchfahrt in das karaibische Meer besteht aus vier Mündungen (Bocas). Sie werden durch die Halbinsel Paria, das nordwestliche Trinidad und drei dazwischen befindliche Eilande gebildet. Zunächst Trinidad tritt man in die Affenmündung (Boca de Monos), einen engen Kanal zwischen der schroffen Felswand dieser Insel und dem Eiland Monos. Monos war noch vor Jahren ein ergiebiger Platz für den Walfischfang — hieß doch der Meerbusen von Paria der Walfischgolf. Auf Monos verbrachte ich kurz zuvor mit Herrn Uhrig einen Tag mit Besichtigung der Boote und Geräte der

---

*) Im Jahre 22 des Gesetzes und 27 der Föderation.

Walfischfänger und der Kessel zum Aussieden des Thranes. Gebälkegroße Kiefern der Wale lagen halbversandet am Strande. — Westlich von Monos ist die Passage durch die Eiermündung (Boca de Huevos) und die Schiffsmündung (Boca de Navios) infolge von Klippen und heftiger Strömung der Orinokowasser sehr schwierig. Letztere ist mitunter noch 100 Seemeilen weit auf hoher See bemerkbar. Vermögen die Fahrzeuge in den engen Kanälen gegen die tosende Orinokoflut nicht anzustemmen, so versuchen sie durch Boca Grande, die breite westlichste Durchfahrt in den Golf von Paria einzudringen.

Am 13. August 1498 schwebte das Geschwader des Kolumbus in den Klippen des Drachenschlundes in Gefahr des Schiffbruches. Doch erzwang es glücklich den Ausgang aus der durch die Orionokoströmung gefährlichen Felsenpforte in das freie Meer. Kolumbus war auf seiner dritten Entdeckungsfahrt, vorüber an der Südküste von Trinidad am 4. August durch die Schlangenmündung in den Meerbusen von Paria eingedrungen.*) Die heutige venezolanische Küste zur Linken, fand er den Ausgang aus der Bay durch die Landzunge von Paria versperrt. Äußerst ärgerlich versuchte er aus diesem Binnenmeer zu entkommen. Nach zehntägiger Irrfahrt in demselben verließ er es endlich durch eine der Bocas des Drachschlundes.

Die schrägen Strahlen der Abendsonne vergoldeten Chacachacare. Dort in der versteckten Bucht lag das Häuschen eines Farbigen, welches mir zu zweitägigem Badeaufenthalte gedient hatte. Wie oft hatte ich versucht, den zutraulichen ausgelassenen Negerjungen, das Söhnlein unseres Vermieters, am Schopf zu fassen. Das kurze, krause Wollhaar entglitt immerdar unter meinen Fingern. — Und — es war an einem Feiertag — als vor dem Eingang der Boca ein Walfisch gesehen wurde. Mit betäubendem Lärm stieß die Mannschaft von Chacachacare eilig in den Harpunierbooten vom Ufer.

Die Rückstrahlung des eben hinter dem Vorgebirge von Paria niedertauchenden Sonnenballs auf dem Wasserspiegel der Boca Grande benahm mir vorübergehend den Ausblick auf die prächtige Natur. Dauxion Lavaysse lief 1792 in den Meerbusen von Paria ein. Begeistert schildert er den überwältigenden Eindruck der alte Landschaftsbilder Westindiens übertreffenden Schönheit des klippenstarrenden, tiefblauen Beckens mit Trinidads und Venezuelas Küsten.**)

Allgemach trat die grelle Lichtspiegelung hinter purpurne Färbung

---

*) S. Kap. 32.

**) Siehe Dauxion Lavaysse. Vorrede und Kap. 1.

am Horizont und über dem 3000′ hohen venezolanischen Gebirge zurück. Tiefe, violette Schatten bezeichneten die Thaleinschnitte der Küste von Paria. Dicht fuhren wir an sie heran bei Punta de la Piña — doch die hereinbrechende Dämmerung zog vor dem ersten Festlandbilde Südamerikas den Schleier vor. Bald verrieten heftige Schwankungen des Schiffes, daß wir die offene See erreicht hatten. Wir steuerten mit Westkurs der Nordküste von Paria entlang, verloren aber der Dunkelheit halber das Land aus dem Auge.

Nun erst schenkte ich meinem neuen Hause und seinen Bewohnern eingehendere Aufmerksamkeit. Die Einrichtung und Verpflegung auf dem britischen Dampfer hielt den Vergleich mit französischen Schiffen nicht aus. Meine Kabine auf dem Avon war wohl geräumig und geordnet. Sie entbehrte jedoch der gefälligen Ausstattung solcher auf Dampfern der Compagnie générale transatlantique. Überdies hatte das britische Schiff nur farbige Stewards; ebenso war die Stewardesse Mulattin.

Die Abendmahlzeit ward angekündigt. Der Kapitän wies mir bei Tisch den Platz ihm zur Seite an. Mein mangelndes Ausdrucksvermögen in englischer Sprache verhinderte mich jedoch an großer Redefertigkeit. Umsomehr galt meine Beobachtung dem Wesen britischer Schiffsküche und Tafelbrauches an Bord. Keineswegs vermochte ich der Küche Old Englands Geschmack abzugewinnen. Einmal wird zu vielerlei und zu Ungleichartiges zusammen auf den Tisch gesetzt. Ferner schwankt die Zubereitung der Speisen haltlos zwischen kräftig und matt, zwischen sauer und süß, zwischen anregend und reizlos, zwischen Unmenge beißenden Pfeffers und Wegfall jeglichen Gewürzes. Gänzlich ungesalzene Gerichte wechseln mit zu stark gepfefferten. Auch der Kaffee mundet nicht. Vor allem aber finde ich die Mahlzeiten auf britischen Dampfern „ungemütlich“. Man ißt zu hastig. Wirkungen des Mahles, die des Deutschen Herz erfreuen, wie Behaglichkeit, geistige Empfänglichkeit, suchte ich vergeblich bei meinen Tischgenossen. Niemand bleibt in heiterer Geselligkeit ein Viertelstündchen länger plaudernd sitzen. Der Deutsche liebt dies gemütliche post coenam, wie das nur ihm ureigene Dämmerstündchen. An der englischen Tafel wird überdies kein Wein verabfolgt. Nur nach der Karte wird derselbe gelegentlich von Ausländern begehrt.

Die Höflichkeit der Franzosen vermißte man ebensosehr seitens der Passagiere als der Bemannung. Ein großbritannischer Seehund geht dir an schmalem Durchgang an Bord nicht aus dem Wege. In un=

verfrorenster Weise aber bethätigt er dir seinen Mangel an Rücksicht bei dem Deckwaschen um Sonnenaufgang. Alsdann richten die britischen Teerjacken den vollen Wasserstrahl auf deine Füße, wenn du dich da oben in frischer Morgenluft ergehst oder auf eine Bank ausgestreckt dem anbrechenden Tag entgegendämmerst. Ich muß gestehen: ich befand mich hinsichtlich der Umgangsformen mehr in Übereinstimmung mit der höflichen Art der Franzosen, als mit dem Gebahren der uns gleichwohl an Lebensernst verwandteren Engländer. Übrigens war unser Kapitän ein feiner, aufmerksamer Mann, dabei von Gemüt.

Realistisch gerichtete Leser bitte ich, die jetzt folgende poetisch empfundene Schilderung des nächtlichen Zaubers der Tropen über dem karaibischen Meere zu überschlagen. Ich ersuche sie freundlichst, mir bis Eingang von Kapital 2 vorauszueilen. Im Zollhause von Carúpano wollen wir — auf dem Boden gemeinsamen Interesses für Handelsstatistik und Kakao-Ausfuhr — uns sine ira wieder zusammenfinden!

Vor dem mir unzugänglichen Wesen Albions floh ich nach dem Speisen in den späten Abendstunden zu den Wundern der Tropennacht am Sternenzelt. Silberhell in nie geschautem Glanz funkelte es aus Tausenden von leuchtenden Welten da droben. In ungeahnter Klarheit, in dunstlosem Bogen, spannte sich das Himmelsgewölbe über die phosphoreszierende Flut des karaibischen Beckens. Ich bin ohne Kenntnis der Himmelskunde. O daß ich mit jedem griechischen Aorist, mit dessen Einbläuung man mir auf dem Gymnasium den göttlichen Homer austrieb, hätte das Firmament bevölkern dürfen! Gewiß ich hätte heute noch hinreichend bekannte Größen gehabt, die von da oben auf mich herabschimmerten. Und was hätte ich darum gegeben, wenn ich jene Formen der Grammatik gegen Eintauschung von Belehrungen über die Magelhanischen Wolken hätte dreingeben können! Welches herrliche Buch sah ich in Flammenschrift über mir aufgeschlagen. Doch ach, seine hieratischen Buchstaben habe ich nicht zu entziffern vermocht. Wer weiß, ob übrigens die griechisch-lateinischen Quälgeister nicht vielleicht als nächtliche Kobolde, unsichtbar abwehrend, alle Sendlinge des Realismus aus dem Kreise meines Denkens und Fühlens bannten? Sie wohl nur bewahrten mir die Empfänglichkeit für alle Erscheinungen tropischer Schönheit. Ich habe den Eindruck gewonnen, als ob kein erwerbsbeflissener Reisegefährte, kein Panamáaktionär oder -Techniker, keine der vielgestaltigen Existenzen an Bord, und vor allem

kein Hispano-Amerikaner, meine Bewunderung nächtlicher Himmelspracht geteilt hätte.

Die Anhaltspunkte für mich als Laien bildeten vier Gestirne: Im Zenith stand Orion. Am nördlichen Horizonte tauchte in den frühen Nachtstunden der große Wagen mit der Deichsel in den Dunstschleier über dem Horizont. Später stieg er höher am Himmelsbogen empor. Der Polarstern sank bis zur Grenze des Wasserspiegels hinab. Aus der Stellung dieser beiden heimatländischen Himmelsboten in unmittelbarer Nähe des Horizontes wurde mir die Annäherung an den Äquator und die immer größere Entfernung vom Norden ersichtlich. Nach Mitternacht ward das Kreuz des Südens allmählich sichtbar. Die Unermeßlichkeit des Raumes zwischen dem Polarstern und dem südlichen Kreuz mahnte mich an Unendlichkeit und Ewigkeit. Die Einsamkeit thut wohl und erhebt in solchen Stunden. An die himmelwärts aufsteigenden Gedanken heftet sich nicht die Schwerkraft abziehender Einwendungen irgend eines Erdensohnes.

Ich habe mich in den Nächten auf dem karaibischen Meere oft gefragt, ob ich Ausdruck und Form für Wiedergabe meiner Eindrücke in denselben finden würde? Ich mußte mit „nein" antworten. Es läßt sich die Schönheit des Sternenhimmels in äquatorialen Breiten nicht in Worte, nicht in Dichtung, nicht in goldenen Rahmen fassen.

In diesen ewigen Sommernächten auf tropischer See ist, was dich umgiebt, mit Lichtglanz umflossen. Wie ein Filigrangewebe aus gesponnenem Glasfluß neigt sich das Takelwerk des Schiffes, überzogen von des Mondes klarem Schimmer, in sanftem Wiegen bald über Steuerbord-, bald über Backbordseite hin. In Majestät und Ruhe liegt der Meeresspiegel ausgebreitet. Wie von Tropfen flüssigen Goldes ist seine Oberfläche durchzittert durch den funkelnden Widerschein der Sterne. Die kaum bewegten Wellen sprühen glitzernden Schaum. Auf den überstürzenden Wogenkämmen, wie in der Kiellinie des Schiffes, entzünden die Glühwürmchen und Leuchttiere ihr phosphoreszierendes Licht. Seinen silberschuppigen Leib bietet der fliegende Fisch den flimmernden Körpern am Firmament zur Spiegelung dar. Ungezählter Kerzen Schein erhellt von des Äthers hochgewölbtem Dome die Nacht der Tropen. Geheimnisvoll umfängt mich ihr Reiz und bannt mich mit unsichtbaren Mächten an die Zauberwelt um mich über der karaibischen Flut. Leise Lüfte fühlen sich kühlend an meinen Schläfen nach des Tages Glut.

Wie möchte ich da hinabsteigen in den Feuerofen, in des Schiffes Bauch, in den engen Lagerraum voll schwülen Dunstes! Hitzegeröteten

Hauptes müßte ich mich dort auf meinem Kissen schlaflos umherwerfen. Nein! Ich nehme ein Polster für mein Haupt und eine Decke und bette mich unter dem Sternenzelt auf einer hölzernen Bank oder auf den Planken des Fußbodens. Da oben wiegt mich der frischere Luftzug und der Wellen gleichmäßiges Rauschen bald in Schlummer.

Nymphen, Nixen und Najaden schließen sich dem Träumenden zum Reigen im nächtlichen Truglicht. All die feuchten Frauen der Tiefe der karaibischen Flut laden ihn zum Tanze und locken ihn in ihr silberklares Wasserreich hinab auf den Meeresgrund.

Zweites Kapitel.

Carupano und Margarita.

Carúpano; Handelsbewegung; Kakao. — Name Carúpano. — Hafenbucht; Landschaftsgemälde. — Paßsystem und Polizeityrannei. — Berühmte Seefahrer auf meiner Wasserstraße: Humboldt 1799. Kolumbus 1498. Hojeda und Vespucci 1499. — Per Alonso Niño und Cristóbal Guerra 1499. — Von Carúpano um Margarita. — Insel Margarita; Neu-Sparta; Episode aus dem Verteidigungskampfe gegen die Spanier (1815—1817). Große Patrioten. Glaubenseifer und Weltlust (1807).

Auf den Planken des Deckbodens lag ich noch im Schlaf, als bereits die Sonnenstrahlen mein hartes Lager beschienen. Ich erwachte und war überrascht von der eingestellten Bewegung des Fahrzeuges. Gemächlich erhub ich mich. Muskeln und Glieder schmerzten. Zum erstenmal sah ich mich dem amerikanischen Festlandboden gegenüber. Dieses gab dem hübschen Bild eine höhere Weihe.

Wir lagen im Hafen von Carúpano. Dieser wichtige Handelsplatz im Staate Bermudez mit über 12 000 Einwohnern dürfte die Europa nächstgelegene Stadt des südamerikanischen Kontinentes sein.

Die jährliche Handelsbewegung (Stat. Jahresber. 1884) des Zollhauses schwankt zwischen $2^1/_2$ bis 4 Millionen Bolivares (Franks). Die besteuerte Einfuhr betrug im vorletzten Finanzjahre 922 881 Kilo im Wert von 1 614 000 Bol. Auf dem Wege des inländischen Küstenhandels gelangten zum Eingang 1 117 900 Kilo im Wert von 756 300 Bol. — zum Ausgang 1 283 300 Kilo im Wert von 1 146 000 Bol. Unter den Ausfuhrartikeln steht obenan der Kakao. Der von Carú-

pano ist neben dem Carácas-Kakao wohl der vorzüglichste, den man kennt. Venezuela erzeugte im Jahre 1882 7 802 000 Kilo, die sich auf 14 990 000 Bol. bewerteten. Der inländische Konsum betrug etwa 1 300 000 Kilo. Mithin wurden über 6 000 000 Kilo ausgeführt. — Carúpano bringt ferner die Ausbeute von Gipsbrüchen und silberhaltigen Bleiminen auf den Markt.

Über die Etymologie des Namens der Stadt entnehme ich den Estudios Indigenas von Aristides Rojas*) in Carácas folgendes: Die Endung „pano" bezeichnet bei den eingeborenen Cumanagoten: Ort, Lage. Carúpano bedeutet: Lage von Carúpas. Carúpas nannten die Karaiben eine Tabaksorte.

Carúpano besitzt, wie die meisten Küstenorte des karaibischen Meeres, einen schlechten Hafen. Von künstlichen Hafenbauten findet sich nirgends etwas in venezolanischen Gewässern. Die Bucht von Carúpano wird durch niedrig auslaufende Höhen flankiert. Im Hintergrunde lehnt sie sich an die kuppenförmigen Vorberge des Küstengebirges an. Eine Klippe der linken Hafeneinfassung trägt den hölzernen Leuchtturm. Vom Schiff aus sieht man nur die vordersten Häuserreihen des Handelsplatzes. Die übrige Stadt liegt in einem Einschnitt hinter der Bergwand. Ebenerdige, langgestreckte Häuser am Strand tragen flachschräges Ziegeldach. Ein mit Gestrüpp bestandenes Felsstück im Wasser zu Füßen des Leuchtturmes erinnert an den Lavablock in der Bucht der h. Restituta bei Lacco Ameno auf Ischia.

Im Hintergrund lodern die Häupter der Gebirgskette von Bergantin im ersten Frühlichtglanz auf. Der Hauptstock dieses Gebirgszuges erhebt sich über 6000′. Im Vordergrund zeigen die Berge allmählich eine prächtig rote Färbung. Bald hat sie die aufgehende Sonne erreicht, nachdem die glühende Beleuchtung des höheren Gebirges bereits vorüber ist. Das frische Grün der Hänge ist völlig in Zinnober getaucht. Die in das Meer ragenden Hügel und Klippen sind noch nicht von der Sonne ereilt. Farblos und düster, ja schwarz starren sie uns entgegen. — Der Pharo ist ebenfalls noch in Schatten gehüllt. Mit einemmale flammen auch die roten Ziegeldächer in der Mulde im Sonnenlicht auf. Nur wie ein Stück ausgebrannter Schlacke vor goldflüssigem Schmelzofen liegt das Riff unter dem Leuchtturme noch in Finsternis vor mir. — Nach der Seite hin verliert sich das Küstengebirge im bläulichen Duft. Mitunter zeigt sich in dem Absturze

*) S. 150: Litteratura de las Lenguas Indigenas de Venezuela.

der zerklüpfteten Wände eine engumschlossene Bucht mit Kokospalmenhainen.

Unser Aufenthalt vor Carúpano sollte angeblich fünf bis sechs Stunden währen. Ich gedachte insolange den ersten Fuß auf den Boden des fremden Erdteils zu setzen. Nach den endlosen Förmlichkeiten der venezolanischen Hafenpolizeibehörde schickten sich mehrere Passagiere zur Ausschiffung an. Zwei derselben, Venezolaner, bat ich, mich ihnen anschließen zu dürfen. Der Sprache des Landes nicht hinreichend mächtig, sah ich im voraus meine Hilflosigkeit bei Vereinbarung der Überfahrt mit den Bootsleuten. Ausländern werden hierfür übermäßige Preise abverlangt. Heute sollte ich nur 15 Realen ($7^1/_2$ Frank) für die Hinfahrt entrichten. Nur halbwegs vermochte ich mich mit den Caballeros zu verständigen. Das Spanische, als Umgangssprache, war mir noch ungewohnt. Es war mir unersichtlich, weshalb die Beiden Bedenken gegen meine Ausschiffung trugen. Der eine, Señor Ramirez, Ministerialbeamter aus Carácas, zeigte kopfschüttelnd den mir vom Konsul seines Landes in Trinidad ausgestellten Paß dem kontrollierenden Hafenbeamten. Dieser erwiderte, mir zwar nicht verständlich, aber unter unzweideutigem Achselzucken bezw. verneinender Geberde. — Leeren Formalitäten habe ich jederzeit wenig Wert beigelegt. Ohne Umständlichkeiten entschloß ich mich daher, Ramirez, trotz dessen bedenklicher Pantomime, die Fallreepstreppe hinab in die Barke zu folgen.

Es ist immer ein kritischer Augenblick, wenn man von der Schiffsstiege den Sprung in den schwankenden Nachen wagt. Durch den ungestümen Wogenandrang wird das Boot jetzt hoch an der Schiffswand emporgehoben — doch sofort sinkt es wieder jählings mit dem Rückprall der Wellen nieder in die Tiefe. Man muß den Moment erhaschen, da das Boot von der anbrandenden Flut hinauf auf die Höhe der untersten Treppenstufe getragen wird, und dann „frisch hinein und ohne Wanken!“ Denn wenn du auch nur eine Sekunde zögerst, ist die tanzende Nußschale wieder von der Stiege hinweggespült. Und wie leicht geschieht es, daß du mit einem Fuße bereits auf der Kante der Barke stehst, der andere noch säumend auf der Fallreepstreppe weilt — und nun plötzlich zwischen beiden „des Stromes Toben ergrimmt dazwischen braust.“ So erging es mir einst in Messina. Unter meinem unentschlossenen Tritt wich der Kahn zurück, und ich glaubte bereits, rücklings in die Charybde zu stürzen. Zum Glück aber glitt ich der Länge nach unsanft in den Kahn hinein.

Im Boote angelangt, konnte ich angesichts der tänzelnden Bewegung desselben nur mühsam einen Platz neben Ramirez gewinnen. Heftiger Wortwechsel war mir von Deck herab gefolgt. Ich nahm bald wahr, daß ich Gegenstand der Erörterung war. Nun wurde mir die Sache mit einemmale faßlich. Ich sollte an Bord zurückkehren, da meine Ausschiffung nicht zulässig war. Mein Paß lautete nur auf La Guayra und nicht auf das gleichfalls venezolanische Carúpano. Das also war das venezolanische Polizeisystem, das der Ausfluß der Diktatur und das die Freiheit in einem demokratischen Staate. In Amerika, in einer Republik, mit einem Spezialpaß der zuständigen Behörde und einem Kabinettspaß von Berlin, an der Betretung des Landes verhindert zu werden — das war mir neu! Doch was half es. Ramirez bedauerte, und ich verließ die Barke unter nicht geringeren Schwierigkeiten als bei dem Einsteigen. Meine unfreundliche Behandlung seitens der Venezolaner hatte ich zweifelsohne der englischen Gastfreundschaft, bezw. dem Mißtrauen der Regierung in Carácas gegen das Engländertum in Trinidad zu verdanken. Bei meiner Rückkehr an Deck apostrophierte ich einen venezolanischen Señor mit elementarer Anwendung des kastilianischen: „Hay — mucho menos — libertad — en las republicas suramericanas — que en las monarquias de Europa.“*)

Der also Angeredete — im Dienst der Regierung — machte auf meine Bemerkung ein Gesicht, wie ein offiziöser Bonapartist unter dem zweiten Kaiserreich gegenüber einer freimütigen Äußerung über das napoleonische Regiment. Dies bewies mir, welche Scheu man vor dem Machthaber Guzman Blanco besaß, und daß der Geist seiner Herrschaft seinen zeitweiligen Rücktritt überdauert hatte. Der staatliche Würdenträger im Lande der Freiheit hielt es für geratener, auf eine eigene Meinung zu verzichten, und gönnte mir den Anblick seiner Rückseite.

Heiß brannte die Mittagssonne auf das unbewegte Fahrzeug hernieder. Kabinen und Speisekajütte erfüllten dumpfe Glut. Selbst auf Deck war der Aufenthalt lästig. Geistige Beschäftigungen wollten nicht verfangen. Ich vermißte noch so bescheidenen Gedankenaustausch. Die Spanier waren an Land gegangen. Mein freundlicher Schiffskapitän suchte seine Unkenntnis fremder Sprachen durch aller Art Aufmerksamkeiten bei der Mahlzeit auszugleichen. Das wertvollste Ergeb-

---

*) Es besteht viel weniger Freiheit in den südamerikanischen Republiken, als in den europäischen Monarchien.

nis unsereres schwerfälligen Meinungswechsels war die Bezeichnung des Kurses nach La Guayra auf meiner Stieler'schen Karte, einem wahrhaft internationalen Verständigungsmittel.

Neben dem Kapitän saß bei Tisch ein englischer Ingenieur. Die allzu stark ausgeprägten Eigentümlichkeiten seines Stammes ließen seine Tischnachbarschaft an mir spurlos vorübergehen. Zur Linken hatte ich einen annehmbareren Briten, der in Geschäften auf dem Wege nach Maracaibo war. Mit ihm suchte ich mich meist auf kastilianisch zu verständigen. Ihm fiel dadurch die Rolle meines Dolmetsch bei Tisch zu. In dieser Eigenschaft hatte er vornämlich den farbigen Stewarts begreiflich zu machen, daß ich ihnen zum Leeren meiner angebrochenen Weinflaschen à la carte kein Mandat ausgestellt hatte. —

Konnte ich somit mit den Lebenden wenig verkehren, so wandten sich meine Gedanken umsomehr längst heimgegangenen, bahnbrechenden Pilgern auf derselben Wasserstraße zu. Unter den modernden Geschlechtern der Geschichte finde ich allzeit meine Freunde. Der zeitlich naheliegendste unter obigen war Humboldt. Seine Schilderungen der Tropenwelt hatten mich wesentlich zur Wahl meines venezolanischen Reiseziels bestimmt. Nun befand ich mich überdies in dem Kurs seiner Überfahrt von Coruña in Spanien nach Cumaná in Venezuela. Auf seiner Reise nach Cuba im Sommer 1799 hatte sich Humboldt, durch widrige Umstände an Bord veranlaßt, an dem zunächst erreichbaren Punkte der südamerikanischen Küste — in Cumaná — aussetzen lassen. Cumaná ist hierdurch eine geweihte Stätte für die deutsche Wissenschaft, für die physikalische aller Völker geworden. Ich bedauerte, daß wir diese Stadt nicht anliefen. Nur wenig westwärts von unserm Kurs gelegen, war Cumaná — im Golf von Cariaco — in fünf bis sechs Stunden zu erreichen.

Neben Humboldt trat Columbus als Vorläufer auf diesem Seewege vor meine Seele. Nachdem derselbe 1498 den Ausgang aus dem Golf von Paria durch den Drachenschlund erzwungen, bekam er tags darauf die Testigos-Inseln, sowie nach kurzem die Insel Margarita in Sicht. Leider drängte ihn hier die Sehnsucht nach Española (Haïti), wo er die erbliche Stadthalterschaft und ein Zehntel der Kron-Einkünfte besaß, verhängnisvoll aus der eingeschlagenen Richtung nordwärts ab.

Er trennte sich jedoch mit einigermaßen Unentschlossenheit von diesem Küstengebiet. Ahnungsvoll sagte er sich, daß dasselbe ein „Festland" sein müsse. Dieser Gedanke war ihm schon im Golf von Paria durch die große Süßwassermenge (aus dem Delta des Orinoko)

erweckt worden. Ebenso, meinte er, daß „hier das irdische Paradies“ nahe sein müsse. Sagenhafte Überlieferungen, mathematische Berechnungen der Erdkundigen, gelehrten Streitfragen aller Zeiten entnommene Ortsbestimmungen und Gründe des Mysticismus veranlaßten ihn zu dieser seltsamen Annahme. Der nackte Urzustand der Menschen und die Zauberpracht der Tropenwelt bestärkten ihn hierin. War er doch wie zu Geheimnisglauben, so auch zu Schwärmerei geneigt. (S. Peschel, S. 227—230.).

Ein Jahr darauf, 1499 folgte Alonso de Hojeda diesen Spuren des Kolumbus. An Bord seines Schiffes befand sich der Florentiner Amerigo Vespucci, entweder als Pilote, als fiskalischer Kronbeamter, oder in eigenem Handelsinteresse. Zu den Entdeckern kann man ihn nicht zählen, da er keinen Seezug selbständig leitete. Sein Verdienst bestand vielmehr in Verwertung seiner mathematisch-geographischen wie astronomischen Kenntnisse im Dienst der Entdeckungswissenschaften*).

Hojeda's Geschwader erreichte in 24 Tagen von den Kanarien die Küste von Guyana, und von da die Mündung des Amazonenstromes. Weiter südlich veranlaßten die Äquatorialströmungen Hojeda zur Umkehr, und der Küste nach Nordwesten zu folgen bis an den Süden Trinidads**). Er durchfuhr den Golf von Paria und kam durch den Drachenschlund in das karaibische Meer. Die Küste zur Linken, landete er auf der Insel Margarita, beseelt von dem Glauben, dieselbe als erster Entdecker zu betreten. War doch Kolumbus hier nicht an Land gekommen. Die Spanier erhandelten Gold und Perlen. — Mit ständigem Westkurs sind Hojeda und Vespucci weiterhin bis Maracaibo vorgedrungen.

Hojeda und Vespucci hatten jedoch die Perlengestade der Inselgruppe von Margarita nicht als die Ersten betreten. Um wenige Tage war ihnen die Expedition von Per Alonso Niño und Cristóbal Guerra zuvorgekommen. Diese hatten ebenfalls 1499 Süd-Amerika kaum zwei Wochen später als die Obigen erreicht. Während nun Hojeda südlich von der Amazonasmündung kreuzte, fuhren Niño und Guerra durch den Golf von Paria, und setzten als erste den Fuß auf Margarita. Schätze an Perlen fielen ihnen hier durch Tauschhandel zu. Hojedas später eintreffende Caravelen machten nur noch geringe Beute.

---

*) S. ebendaselbst.

**) Una isola che distava della linea equinoziale 10 gradi.

Somit trieb mein Schiff gewissermaßen in der Kiellinie der ersten Entdeckungsfahrer im Dienst der Krone Kastiliens vor bald vier Jahrhunderten. —

Acht Stunden waren wir vor Carúpano gelegen. Wir hatten neue Passagiere und beträchtlichen Cargo aufgenommen. In den Nachmittagsstunden wurde der Anker gelichtet. Der mir vom Kapitän bezeichnete Kurs war Nordwest gegen die Riffe von Los Frailes und zwischen den Testikosinseln nnd der Nordspitze der Insel Margarita hindurch, das Eiland Tortuga südlich und Kap Codera zur Linken, südwestlich auf La Guayra. — Ein Zug Delphine gab uns das Geleite bis zum Ausgang der Bucht von Carúpano. Bald trat die bergige Küste zurück. Himmel und Meer begrenzten den Horizont. Entfernt tauchte ein Walfisch aus dem Wasser hervor.

Gegen Abend stiegen zu unserer Linken die zackigen Bergwände Margaritas auf. Das Gebirge erhebt sich bis 4500 englische Fuß. Die Spitzen des Copei und des von Humboldt trigonometrisch gemessenen Macanao sind weithin über das Meer sichtbar. Das Höhenklima Margaritas ist gesund. Der Boden, obgleich sandig und steinig, giebt reichlichen Ertrag an Kaffee, Mais, Yucca, Bohnen und anderen Tropenfrüchten. Das vortreffliche Klima unterstützt wesentlich den Fleiß der ackerbautreibenden Bewohner des übervölkerten Eilandes. 19 Quadratmeilen groß, zählt die Insel 30 000 Einwohner. Sie besitzt zwei Hafenstädte mit regem Verkehr: Pampatár, sturmsicher und befestigt, sowie Juan Griego. Die Hauptstadt Asunción mit 3000 Seelen liegt landeinwärts.

Unter dem Namen Nueva Esparta bildet Margarita mit den benachbarten Inseln Coche, Tortuga, Blanca, Los 7 Hermanos (die sieben Brüder), Testigos und Los Frailes (die Mönche) und Cubagua einen Bestandteil des venezolanischen Staates Guzmán Blanco (Hauptort La Guayra.) Den Ehrennamen Neusparta hat sich das Inselland durch die heldenmütige Verteidigung gegen die Spanier im Unabhängigkeitskampfe erworben. Der spanische General Morillo büßte sein sinnloses Anstürmen gegen die „Thermopylen“ von Margarita mit dem Verlust der Hälfte seiner Armee. Die Zweiteilung der Insel machten sich die Neusparter trefflich zu nutze. Die ungleichartigen Hälften verbindet ein nur 80—100 Schritte breiter Isthmus. Diesen

*) Über die Verteidigung Margarita's 1815—1817 s. Hausschild, S. 49 ff. — Du Goudray Holstein, I. 268 ff. Larazápal I. 482 ff. Baralt y Ramon Diaz, I. 246—323.

Zugang zu dem erhöhteren Teil der Insel, dem Ana-Capri von Margarita, wehrte der Heldensinn der Verteidiger beiderlei Geschlechtes erfolgreich gegen die Belagerer. Aus diesem Kampfe*) hebe ich nur eine Begebenheit hervor:

Arismendi's, des Verteidigers von Margarita schöne Gattin, fällt während des Badens in dem Flüßchen bei Asunción in die Hände einer spanischen Streifwache. Wutentbrannt unternimmt General Arismendi einen Ausfall und macht einen Obersten, den Günstling des spanischen Heerführers Morillo, zum Gefangenen. Dieser sendet eine Botschaft um Auswechslung der beiden wertvollen Gefangenen an Arismendi. Im Falle der Ablehnung droht Morillo mit Hinrichtung der Señora. Ihr Gatte erwidert, daß er nicht „um Weiber, sondern gegen die Spanier“ Krieg führe. Morillo möge mit seiner Gattin nach Kriegsgebrauch verfahren. So teuer sie ihm auch sei, die Sicherheit des Vaterlandes gelte ihm höher. — Angesichts des Boten läßt darauf Arismendi seine beiden Söhne das Loos ziehen, welcher den gefangenen Obersten, einen Wütrich gegen die Insulaner, enthaupten solle. Der jüngere, ein zwölfjähriger Knabe, trennte ihm den Kopf vom Rumpfe. — Morillo, gesonnen, nunmehr an seiner Gefangenen Rache zu nehmen, ließ sich übrigens durch die Bitten seiner, von den Reizen und der Hoheit des Weibes gefesselten Offiziere zur Milde umstimmen. Señora Arismendi entkam späterhin ihrer Kerkerhaft in Cadix durch die Flucht. Über ein via triumphalis von Blumen, die ihr die Frauen der Heimat eine deutsche Meile weit streuten, kehrte sie nach Margarita in die Arme ihres überraschten Mannes zurück.*)

Aus dem kleinen Archipel von Nueva Esparta ist eine Anzahl bedeutender Patrioten hervorgegangen. So neben Arismendi die Generale: Bermudez, Mariño, Sucré, Monágas und der gelehrte Cajigal. — Leider durfte ich aus der Ferne nur die einst weltberühmte Perlenküste Margarita schauen.**)

---

*) General Ducoudray Holstein, I. 269.

**) Dauxion Lavaysse, S. 409—448, entwirft aus dem Jahre 1807 ein merkwürdiges Bild der kulturellen und religiösen Zustände Margarita's. Eine typische Figur ist der achtzigjährige Greis, der mit schönen, jungen Creolinen die Statue der h. Jungfrau einkleidete und mit einem Diadem von 366 echten Perlen krönte. Das alles unter Ausfällen auf die gottlosen Ketzer, Los Demonios, Los Hereticos. D. Lav. frug hinderdrein, wer diese Mädchen seien? „Vier von ihnen sind die Sultaninnen des Alten,“ erhielt er zur Antwort — „die übrigen Vestalinen thun das Gleiche.“ —

Zu Pampatár trat D. Lav. in ein Haus, in dem man Hazard spielte. Ein alter, spanischer Priester, mit goldenem Ordensstern, ließ sich auf einem Tragsessel

Drittes Kapitel.

Völkerstudie auf dem karaibischen Meere.

Trinidad: Völkerscheide. — Engländer und Spanier. — Typus des Venezolaners. — Venezolanische Mädchen. — Lieutenant. — Völkergemenge III. Kajüte. — Anorganischer Racenverschmelz. — Farbiger Stutzer. — Mulattinnen. — Gepäcksstudie an Bord eines Westindienfahrers. — Chinesische Familien-Idylle. — Küstengebirge — La Guayra.

Die Überfahrt nach Venezuela bot reges Interesse auf dem Gebiete der Völkerschau. Trinidad ist die Völkerscheide innerhalb des karaibischen Meeres. Nordseits von Trinidad führt der Kurs der aus Europa kommenden Schiffe durch Insellande mit englisch-französischer Kultur. So Guadeloupe und Martinique, Dominica, Sa. Lucia, St. Vincent und Barbados. Westlich von Trinidad jedoch laufen die Panamádampfer romano-amerikanische Ländergebiete an. Das bedingt das nunmehrige Auftreten des spanischen Elementes. Das Bild des gesellschaftlichen Lebens an Bord erscheint mit einemmale verändert. Ein anders geartetes Geschlecht hat die Fallreepstreppe erklommen. Mit ihm fremde Sitten und Lebensgewohnheiten. Dem Beobachter können bei dieser Berührung der Nordeuropäer mit den Mischlingsstämmen spanisch Amerikas ihre unvereinbaren Gegensätze nicht entgehen.

Vornehmlich die Engländer und die Kastilianer stoßen sich in ihrer Ungleichartigkeit ab. Die beiden Rassen sieht man an Bord stets getrennt. So hielten sich viele Venezolaner von den Mahlzeiten fern. Der englische Brauch und die europäische Lebensart sagten ihnen nicht zu. Die englische Küche mundet ihnen nicht und ist ihnen zu teuer. Mit dem steifen Gebahren der Briten bei Tisch vermag sich der spanisch-indische Mischling keineswegs zu befreunden. Überhaupt ist sein Benehmen während des Speisens mit europäischem Brauch schlecht vereinbar. Die mit Messer und Gabel gleichwertige Mithülfe der Finger bei der Nahrungszufuhr zum Munde läßt ebenso wie die nachlässige Kleidung sein Fernbleiben vom Mahle in den Augen der

---

in den Spielraum führen. Ihn peinigte das Zipperlein. Er nahm unter den Spielern, den Tauchenichtsen des Ortes, Offizieren französischer Corsaren und englichen Schleichhändlern Platz. „Wer ist der alte Priester?" frug unser Gewährsmann. „„Der erste Beamte der Inquisition, der eifrigste Spieler der Insel."" — Gegen Abend warf der Inquisitor die Karten auf den Tisch und erhob sich, um die — Fastenpredigt zu halten.

Engländer verschmerzen. Der Sohn des Hidalgo aber ist ein Mann von Ehre und Grandezza. Wer dürfte ihm nachsagen, daß er aus Sparsamkeit sich nicht bei der Schiffstafel einfindet! Er reist deshalb als Caballero immer erster Kajütte. Doch führt er bei nur mehrtägiger Überfahrt für sich und die Seinen Lebensmittel mit sich. In der Schlafzelle verzehrt er mit seinen Damen seine kalte Küche. In ihrem Aufzuge sind diese dabei nicht wählerisch. Spanische Kreolinnen sind in ihrer Kabine tageslichtscheue Nachtgestalten, wenig geeignet, Illusionen zu bereiten. Nach dem Imbiß taucht der Caballero wieder auf Deck auf und dreht ein Cigarito. Wie von ohngefähr wirft er mir die Bemerkung hin, seine Doña's könnten sich an die englischen Gerichte nicht gewöhnen. Er sei mithin zu kostspieliger Selbstverpflegung an Bord genötigt.

Ein Kennzeichen dieser Venezolaner ist der zumeist weiße, linnene Anzug und ihre Wäsche, die mitunter — — — — — — Ihre Gesichtsfarbe ist leicht gebräunt. Die Backenknochen sind zuweilen hervortretend, die Lippen sinnlich entwickelt — gleich dem tief schwarzblauen Haar, das Erbteil indianischer Abstammung. Überhaupt wird oftmals die Ahnenprobe an der eingeborenen Ahnmutter scheitern. Besonders ausdrucksvoll ist der Kopf. In der Regel wird zu langem Lippenbart der Kinnbart breit und buschig getragen. Der Panamahut sitzt kühn auf dem sorgsam gekräuselten und gesalbten Haar. Winzige Schuhe engen die zierlichen Füßchen der trotzdem oft stattlichen Caballeros ein. —

Und die Señoras? Nun — sehen wir uns dort auf der Bank auf Quarterdeck die zwei hübschen Señoritas an. Die haben sich mit ihren Angehörigen erst gestern in Carúpano eingeschifft. Die Frist für das Eintreten der Seekrankheit war in der Kabine abgewartet worden. Heute Morgen wagen sich die beiden Mädchen auf Deck an die Morgenluft. — Dort oben stecken sie, flüsternd und kichernd, die Köpfchen mit dem prächtigen hohen Aufbau des schwarzbraunen Haares zusammen. In den Nacken herab fallen volle Flechten. Die Señoritas sind auf dem Boden des britischen Schiffes in eine fremde Welt versetzt. Neugierig, ein wenig schüchtern, und doch so heiteren, ungetrübten Sinnes, betrachten sie sich die Anglo-Germanen an Bord. — Wohlgefällig ruht mein Auge auf den alabasterweißen Gesichtchen der Schwestern mit feingeschnittenen regelmäßigen Zügen und kleinem Mund. Da begegnen sich unsere Blicke. Schelmisch und doch hold verschämt, mit dem Ausdruck natürlicher Frische und Reinheit, wenden sie sich ab. Dann wieder sehen sie mit großen, glänzenden Augen

voll Unbefangenheit zu mir empor. Eine weiße Musselinjacke — einem Nachtgewand nicht unähnlich — liegt hochgeschlossen und mit Spitzen besetzt um die feingliedrigen, aufknospenden Gestalten. Unter dunklem Rock sehen herzige, kleine Füßchen hervor, das Kennzeichen der Hispano-Amerikanerin.

Absichtlich streife ich ganz nahe an den Señoritas vorüber. Die eine mochte achtzehn Jahre zählen; die andere vierzehn. Für meine Kühnheit ward mir die verdiente Strafe: das Entweichen meiner Illusion. Das Weiß der Gesichtszüge und der ätherischen Arme unter dem kurzen Spitzenärmel erwies sich als — Puder. Die Gesichtstünche legt sich wie Mehltau verderblich auf die selbst jugendfrischsten Wangen aller Venezolanerinnen. Diese, gleich der Morphiumsucht unheilbare, krankhafte Angewöhnung des Gebrauches eines schädlichen, kosmetischen Mittels ist eine unverzeihliche Entstellung der naturfrischen Farben von Frauen und Mädchen. Wüßten diese nur, wie sehr sie hierdurch ihre Anmut verscherzen! Ich stelle mich selbst mit diesen eindringlichen Worten als Warnungstafel am Wege dieser irregeleiteten Schönen mit weißbestäubten Wangen auf. Wir werden der Puderquaste, als einem der gesuchtesten Kulturhebel Venezuelas, noch mehrfach begegnen.

Ich habe das Bild unserer Señoritas zur allgemeinen Veranschaulichung der jungen Damen Venezuelas ausführlicher an einzelnen gezeichnet. Beide Mädchen konnte man wirklich schön nennen, hätte der Ausdruck des edelgeformten Gesichtes etwas mehr Individuelles gehabt. Die geistige Durchbildung der an sich belebten Züge vermißt man allerwärts bei den Töchtern eines tropischen Himmelsstriches. Das ist sehr begreiflich. Eine linde Luft, eine farbenprächtige Natur, die Lichtfülle, die über sie ausgegossen ist, stellen an sie nur die eine Anforderung, schöne Blumen in diesem Garten Eden zu sein. Da prangen sie denn als Kamelien, lieblich, prunkreich, leuchtkräftig und stolz. — „Doch dieser Blume fehlt der Duft“, wirft man mir ein. Meinetwegen. — Immerhin bleibt sie eine Zierde für die Brust des Mannes von Welt. Ob sie aber gleich der Rose auch ein tief innerliches Gemüt durch ihren narkotischen Blütenhauch beseelen wird, bestreitet der Leser mit kräftigem Nein! In meinen Augen aber bleibt nichtsdestoweniger das venezolanische Mädchen an Anmut, schöner Bewegung, an Vollkommenheit und Zartheit der Gestalt, wie an feiner Gesichtsbildung eine Zierblume tropischer Fluren.

Die stattliche Mama der beiden niedlichen Wesen birgt ihre Fülle ebenfalls unter weißer Spitzenjacke. Ich habe die Vene-

zolanerinnen auf Schiffen fast ausnahmslos in diesem Aufzug angetroffen. —

Eine komische Figur für ein an deutsche Kriegszucht gewöhntes Auge war der Bruder unserer Señoritas, Lieutenant der venezolanischen Miliz. Man denke sich einen verbummelten Gymnasiasten aus Ober-Sekunda, im Sommerröckchen, weiten ausgefranzten Hosen, einen Strohhut auf dem langen Haar, einen Schleppsäbel an der Seite. Mit Bindfaden hat er diesen an der dreifarbigen nationalen Schärpe befestigt. — Auch ein venezolanischer General war an Bord. Man legt aber im spanischen Amerika dieser klangvollen Berufsauszeichnnug nur geringen Wert bei. —

Doch das ethnographische Interesse sollte mir noch in ausgedehnterem Maße die Fahrt durch das karaibische Meer verkürzen. Lohnende Bilder entrollten sich mir auf dem Deck dritter Kajütte. — In den westindischen Gewässern zeigen sich allerwärts Spuren einer widersinnigen und anorganischen Rassenverschiebung, wie sie die alte Welt selbst in den Zeiten der Völkerwanderung nicht gesehen. Der schwarze Äthiopier ist mit dem blonden Hyperboräer, sowie dem Sohne des kastilanischen Vaters und der maurischen Mutter aus Andalusien, in den Schmelztiegel geraten, in welchem der indoamerikanische Stamm mit fremden Elementen legiert werden sollte. Der Formguß ist schlecht geraten. Die einzelnen Teile der Mischung gingen nur unvollkommen oder gar nicht eine chemische Verbindung ein. Die Züchtung eines neuen Menschengeschlechtes aus den geistig und körperlich ungleichartig veranlagten Rassen der Europäer, Afrikaner und Indianer ist die auffälligste Erscheinung in West-Indien und Süd-Amerika.

Auf dem Vorderdeck, dem Aufenthaltsort des vierten Standes, fiel mir ein Farbiger auf. In die aufsteigende Linie seiner schwarzen Stammeltern mochte sich ein weißer Vater verloren haben. In Haltung und Ausrüstung war er ein Stutzer. Auf seinen dunklen, wolligen Kopf hatte er einen weißen Korkhelm gestülpt. Auf der breiten, mulattischen Nase saß ein Klemmer. An die Nasenspitze stieß die Kante des hohen Hemdkragens. Manschetten fielen bis zu den Fingern vor. Über dem schwarzen Rock hing ein Lederfutteral mit einem Feldstecher. Die hellen Beinkleider waren abgetreten; die weißen, spitzen Zeugschuhe beschädigt. Der gute Mann glaubte mir seine Gesellschaft aufdrängen zu sollen, da er mich annähernd für seinesgleichen erachtete. In sich selbst sah er einen Señor. Drei Eigenschaften seines Geistes, Eitelkeit, Dummheit und Gutmütigkeit belehrten mich bald, daß ich es mit einem ungefährlichen, albernen Gecken zu thun hatte. Diesem neu-

gierig zudringlichen Menschen begegnete ich später auf der Straße in Trinidad wieder. Rasch setzte er die Augengläser auf dem platten Nasenrücken zurecht und grüßte mich zutraulich. —

Die Sonne sandte glühende Strahlen auf Vorderdeck herab. Kein Zelttuch war aufgespannt. Mittag wars; die Mahlzeit eben vorüber. Die Gesättigten hatten, wo es anging, einen schattigen Winkel zum Schlafen aufgesucht. In den unteren Schiffsräumen wäre die Hitze unerträglich gewesen. Gruppen oder Einzelpersonen hatten sich sonach unter einem aufgehißten Segel (— wir liefen mit dem östlichen Passat vor dem Winde her —) hinter der vorspringenden Wand eines Luftschachtes oder inmitten aufgetürmten Gepäckes gelagert. Auf den Planken seitwärts des Fockmastes schlief, mit weißen Tüchern bedeckt, eine Hindufamilie.

Nebenan lag ein mulattisches Weib mit unverhüllten Schultern im Schlummer über Koffern und Körben. Unter ihrem Haupte waren Kopfkissen und aufgepauschte Gewänder ausgebreitet. Des Weibes eine Hand suchte das lose Busentuch zusammenzuhalten. Ihre andere hing über einen Käfig mit Papageien herab. Trotz des Gekreisches dieser und zweier Äffchen dicht nebenan schnarchte sie beharrlich. —

Am Boden saß, mit dem Rücken an eine Bank gelehnt, ein älteres, farbiges Weib. Ihre annoch verbliebenen Reize konnte sie bei 50° C. getrost zur Schau tragen. Es fiel niemand ein, darauf zu achten. Aber die Alte durfte die gleiche Freiheit des Handelns nicht ihrer jungen Nachbarin einräumen.

Diese, eine strotzende Negerin, lag rücklings auf der Bank ausgestreckt. Wie alle farbigen Weiber bekundete sie hierbei das mangelnde Verständnis und Feingefühl für Wahrung der Frauenwürde und Anmut. Wenigstens ließ sie — mit den Gesetzen der Ästhetik nicht vereinbar, — über das Vorhandensein von nur einer — — Jarretière keinen Zweifel bestehen. Doch — honni soit qui mal y pense!

Wer jemals durch die westindischen Gewässer fuhr, wird sich der zahllosen Gepäcksstücke entsinnen, die die reisende Mischbevölkerung dritter Kajütte auf dem Vorderteile der Fahrzeuge aufhäuft. Die Fracht des Passagiergutes kostet nichts an Bord. Verpflegung und Nachtquartier wird dieser Art Volk nicht gewährt. Diese Leute sind hinsichtlich der Beköstigung auf die eigenen Vorräte angewiesen. Die Nacht verbringen sie auf Deck. Meist sind sie von umfangreichster Habe begleitet. Dahin zählen: Bettzeug, Haus- und Küchengeräte, Koffer und Behälter mit Kleidungsstücken und Wertgegenständen, Kisten und Kasten mit Tauschartikeln und Umsatzwaren. Dahin gehören Körbe mit Lebens-

mitteln und zum Verkauf bestimmter Früchte, wie Vanille; Käfige mit Loren, Papageien, Arrasen und anderen tropischen Vögeln; Lattenverschläge mit seltsamem Getier, wie Affen und Faultieren. Um diese Dinge herum liegen Flaschen und poröse Krüge, eine mit Bohnen gefüllte Calabasse, eine Ananas, getrocknete Fische, Knollengewächse, wie Yams und Yucca, eine Hand voll Bananen und einige Casavebrode.*) Eigenartig sind die landsüblichen Koffer, in Nachahmung von Holzmaserung, Furnier- und Schildpatteinlage, bemalt. Solcher Gestalt ähnelt das Verdeck einem verrammten Verhau. Hinter demselben gewahrt man die köstlichsten Figuren, die sich inmitten ihrer Habseligkeiten in Verteidigungszustand gesetzt haben.

Obenan in Hinsicht der Befestigungskunst stand die Verschanzung der Chinesen. Mehrere Familien des himmlischen Reiches hatten sich zu einem Gemeinwesen verschmolzen. Den Mittelpunkt des vorderen Deckes hatten sie in vaterländischen Boden umgewandelt. Sie wußten sich auch hier in der Fremde auf dem karaibischen Meere abzusondern, als befänden sie sich an den Ufern des gelben Stromes. In Abgeschiedenheit von der sie umgebendeu Welt an Bord und in Absperrung ihres Lagerplatzes verriet sich die herkömmliche Unzugänglichkeit dieses Volkes. Kisten, Kasten und Koffer hatten unsere Chinesen zu einer vierseitigen Wagenburg angeordnet. Die Zugänge hatten sie durch alle erdenklichen Gegenstände versperrt. Innerhalb des Festungsviertels war der Fußboden mit geflochtenen Matten und Decken belegt. An den Endpunkten des Geviertes waren gegen die Sonne in sinnreicher Art an Stangen, Stöcken und Stäben segelartige Tücher befestigt.

Inmitten dieses Kastrums hauste das Völklein der Chinesen, Männlein und Weiblein in buntem Durcheinander. Die mancherlei Rücksichten, welche bei uns Europäern unerläßlicher Weise den Umgang mit dem anderen Geschlecht regeln, schienen hier nicht durch Gesellschaftsvertrag bedingt zu sein. Aus der Art des gegenseitigen Verkehres wurde es mir wenigstens nicht möglich, die Beziehungen der einzelnen Personen verschiedenen Geschlechtes zu einander festzuhalten. Anscheinend entwickelten sie sich auf kommunistischer Grundlage. Zumeist lag die ganze Weibersippe mit dem Rücken auf dem Lager aus Binsengeflecht oder Kokosmatten, die kleinen verkrüppelten Füße emporgestreckt. Durch zwei hübsche, 16 bis 20jährige mongolische

*) Letztere werden aus der mehlhaltigen Masse der Casave oder Mandioca-Wurzel — manichot utilissima Pohl — nach vorheriger Auspressung der sehr giftigen Bestandteile, in Form dünner Kuchen gebacken. Aus dem ausgeschiedenen giftigen Saft gewinnt man ein Stärkemehl, die Tapioca. —

Mädchen ward meine geringschätzige Meinung über ostasiatische Frauenschönheit modifiziert. Doch waren die beiden Weiblein sehr klein und erschienen noch kleiner durch die ungünstige Tracht. Schwarze Pergalljacken, an Hals und Ärmeln geschlossen, reichten bis zum Knie; blaue, weite Hosen umschlossen das Bein bis unterhalb der Wade. Die Hände waren rund und fleischig; die Finger kurz. Dem frischen, nur etwas gelben Gesicht mit kleinem Munde thaten übrigens die schief gestellten Augen und die vorspringen Backenknochen Eintrag. Das Haar war nach rückwärts gestrichen und verlief in einem dichten Zopf. — Die beiden Mädchen lachten fortwährend. Behaglich streckten sie sich dabei, unter dem Haupt ein Kopfpolster, auf den Matten aus und trampelten mit ihren bloßen Füßen in der Luft herum.

Männer und Weiber trugen dieselbe Tracht. Die Matronen fielen den lebensfrohen Mädchen in ihrer Gymnastik als Aufsichtsdamen nicht zur Last. Vielleicht ist das Sittengesetz des Kon-fu-tse in dieser Hinsicht nachsichtsvoll.

Unter den chinesischen Männern fiel mir eine ältere Krämerseele auf. Er mochte als Geschäftsmann weltbürgerlich angehaucht sein; wenigstens trug unter seinen Landsleuten er allein sich europäisch. Barfuß, ging er in langem, leinenem Beinkleid und gestricktem Wams einher. Hingegen hatte er dem Machtgebot des Zopfes noch nicht zu entrinnen vermocht. Diesen trug er gleich einem Kranze um den Kopf geflochten. Das bartlose, gelbe, lederne Gesicht hatte etwas Hartes, Empfindungsloses. Alle seelischen Regungen eines kleinen Handelsmannes drückten sich in ihm aus: Mangel an Idealität, Alltäglichkeit, Berechnung und Verschmitztheit — aber auch Nüchternheit, Enthaltsamkeit, Sparsamkeit, anhaltender Fleiß und Zähigkeit. Mißtrauischen Blicks folgte er mir mit den Augen, wenn ich seiner Gruppe zu nahe kam. Das strohhalmgleiche Rohr seiner Tabakspfeife kniff er alsdann fester zwischen die dünnen, blutlosen Lippen. Wehrte er wohl als Eunuche den Zugang zum Serail? Handhabte er vielleicht, ut bonus paterfamilias, zum Frommen seiner weiblichen Familienglieder, die patria potestas? Oder — war ihm die Rolle des eifersüchtigen, ältlichen Liebhabers zugedacht? —

Längst hatte ich inzwischen das ungeduldige Auslugen der venezolanischen Fahrgäste nach dem verschleierten Horizont in der Richtung unseres Kurses bemerkt. Es war Nachmittag. Gestern um diese Tageszeit hatten wir Carúpano verlassen. Es mußte bald das Küstengebirge von La Guayra vor uns auftauchen. Da und dort hörte ich

die Frage erörtern, ob wir noch rechtzeitig vor Abgang des Abendzuges nach Carácas in La Guayra eintreffen würden?

Allmählich nimmt der unklare Horizont bestimmtere Umrisse an. Eine hohe, scharfgezeichnete Gebirgskette gestaltet sich aus dem Duft heraus. Ihre Spitzen sind in Gewölk gehüllt. Über dem Luftkreise, unter des Himmels reinstem Blau, liegt jener geheimnisvolle Schleier gebreitet, welchen in jenen steil abfallenden Küstengebieten heißer Zone das feuchtwarme Seeklima bedingt. Der Dampfer arbeitet keuchend durch die Fluten; wir nähern uns dem Gestade. Ein Sonnenstrahl durchbricht die Dünste und verklärt am Absturze der schroffen Bergeswand eine weißerglänzende Häusermasse.

— — — — La Guayra! jubeln die Venezolaner.

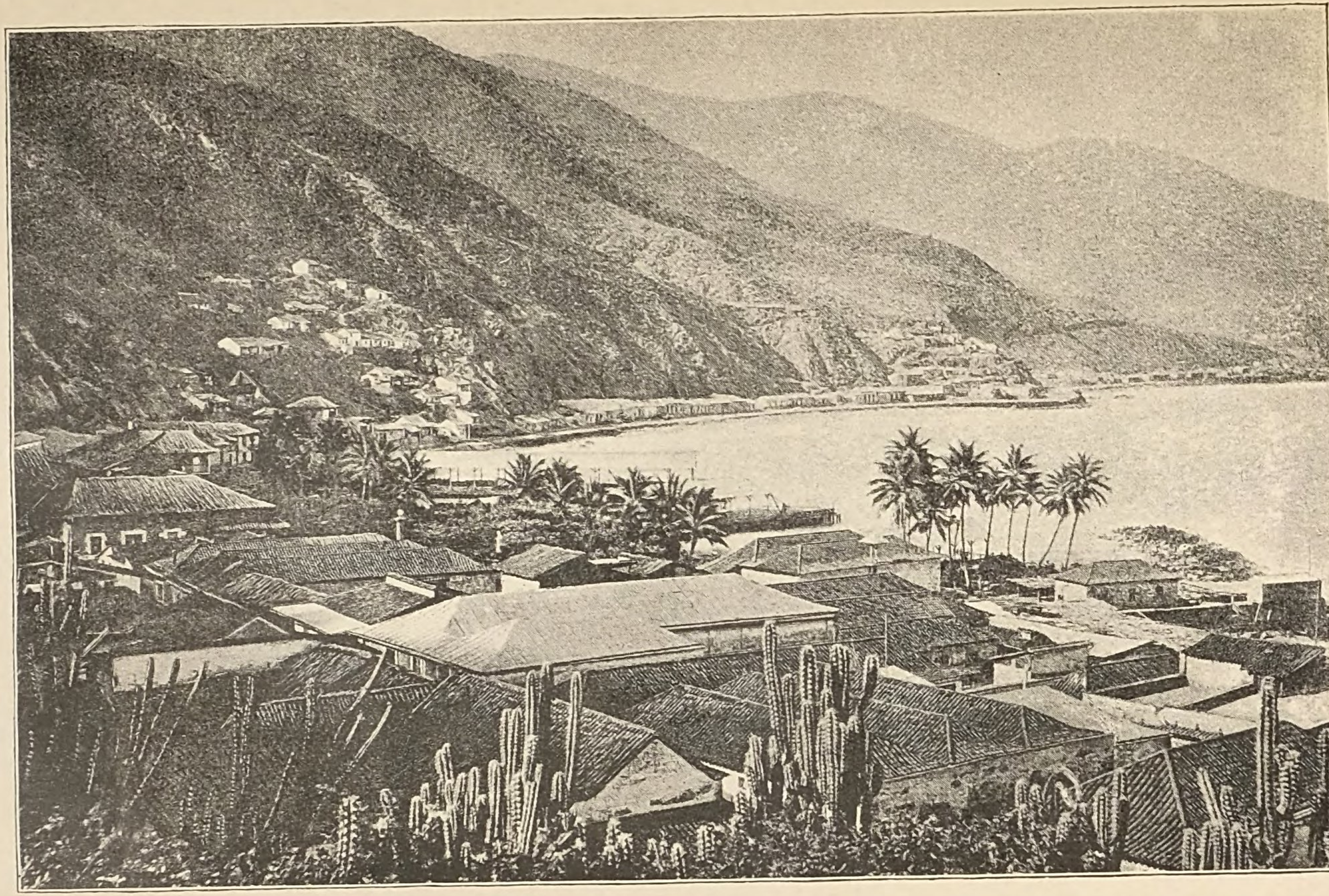
Viertes Kapitel.

Auf der Rhede von La Guayra.

Rhede. — Küsten-Cordillere. — Situation von La Guayra. — Der Gobernadór von Amazónas. — Ungeschütztheit der Rhede; Windverhältnisse. — Die öffentlichen Arbeiten in hispano-amerikanischen Republiken. — Wellenbrecher. — Auf dem Continent von Süd-Amerika! — Molo. — Reiterstatue. Der Illustre Amerikano General Guzman-Blanco.

Eine Stunde später war der Anker in den Grund der Rhede von La Guayra hinabgelassen. Auch Guayra besitzt, gleich den meisten karaibischen Küstenorten, keinen von Natur geschaffenen Hafen. Seine Bestimmung zum Handelshafen geschah mit Rücksicht auf seine wichtige Lage für die Zufahrt nach der Hauptstadt. Eine flache Küstenausbuchtung mußte zum Anlegen der Fahrzeuge genügen. Die Dampfer gehen, der Untiefen wegen, entfernter auf offener Rhede vor Anker.

Die Rhede von La Guayra ist von großartiger Schönheit. Nach Süden schließt sie die gewaltige Gebirgskette der Küsten-Cordillere ab, nach Süd-Osten die auf Felsvorsprünge gegründete Stadt. Westlich wird sie von einem flachen Küstenstreifen, der in das kleine Vorgebirge Cabo Blanco mit seinen weißen, zugespitzten Felskegeln ausläuft, begrenzt. Zwischen ihnen und den letzten Häusern von La Guayra schlängelt sich der Schienenweg zwischen Kokoswäldern hindurch über Maiquetia nach Carácas.



La Guayra.

Im Vordergrund ragt die Silla von Carácas, auch Cerro de Avila genannt, empor. Zwischen zwei mäßig emporsteichenden Hörnern ihres Kammes ist eine Einsattlung bemerklich; daher der Name Sattel (la Silla). Ihre Höhe wird von Humbold auf 8100′ (2543 Meter), nach neueren Messungen*) auf 2630 Meter angegeben. Ihre Gesteinbildung besteht aus Gneis mit darübergelagertem Granit, sowie aus Glimmer und Tonschiefer.**) Von dem Meeresrande ist der Gipfel der Silla in horizontaler Richtung nur eine viertel Meile entfernt. Unter einem Winkel von 53° fällt er dorthin ab. Wegen der maximo 600′ betragenden Breite des flachen Landes zwischen der Bergwand und dem Meere — sagt Dr. Sachs — scheinen die Felsen von der Seeseite gesehen direkt aus dem Meere zu jener bedeutenden Höhe anzusteigen.***)

An wolkenfreien Tagen werden andere hohe Spitzen über den Vorbergen sichtbar: der Pic von Naignatá (2782 Meter), der Monte Caculo (2265 Meter) und der Palmár mit (1943 Meter).†) Ihnen sind nach der Küste hin teils kuppen- teils tafelförmige Vorberge und Hügelketten vorgelagert. Klaffende Wände, Klüfte und Bergspalten umschließen grüne Oasen. Kokospalmenhaine bedecken schmale Landstreifen zwischen Felsabsturz und See. An den zerrissenen Hängen hinauf schlängeln sich, gleich Rinnsalen herabstürzender Wasserläufe, die Saumwege nach Carácas. Ihre Bedeutung hat sich durch die Eisenbahn gemindert.

Wilde Großartigkeit verleihen dieser Gebirgslandschaft die dichten Wolkenzüge über den ehrwürdigen Häuptern. Diese erscheinen dadurch weit über die Wirklichkeit erhaben. Man lebt der Täuschung, als ob sie über den Wolkenrand in die Unendlichkeit emporragten. Nur in seltenen Fällen wird dem Seefahrer längs der Gestade tropischer Breiten zur heißen Tageszeit der volle Anblick der Küstengebirge zu teil. Unter den senkrechten Strahlen der Sonne entsteigen heiße Dünste dem durchglühten Boden, insbesondere dem nackten Felsgestein, und hüllen die Berge in undurchsichtigen Schleier. Aus den Gründen und Schluchten zwischen den terassenförmig übereinander gelagerten Höhenzügen steigen Nebel empor. Man glaubt sich in düstere Nordlandnatur versetzt.

---

*) Villavicencio pag. 47.

**) Villavicencio ebend.

***) Sachs, S. 15.

†) S. Villavicencio S. 47, Hipsometria; Table of Hlights in The Land of Bolivar II., 16.

Am Fuße der Felswände liegt La Guayra wie abwärts gerolltes Geschiebe. Die unscheinbaren Häuserreihen ziehen sich an dem klippigen Ufer hin. Wo hier der Saum zu schmal, klettern sie die grünen Hügel des Vorgebirges hinan und verirren sich in die Spalten der Quebradas.*) Die in der Tiefe gelegenen Stadtteile haben mancherlei Palmen- und Baumwuchs. Über die schwarzen Felshänge ist mitunter eine leichtgrüne Decke gebreitet. Hohe Säulen-Kakteen hingegen wuchern allerwärts an den von Sonnenbrand verödeten Stellen. —

Trümmer alter Bastionen und einige im Stand gehaltene Festungswerke erhöhen die malerische Wirkung des Bildes. Die Spanier hatten die Stadt nach der Seeseite hin wohl befestigt. Von dieser Seite her war der Platz uneinnehmbar, schon durch die Schwierigkeit des Landens für feindliche Kriegsfahrzeuge wegen mangelnden Tiefganges. Durch 250 Jahre hindurch wußten auch die Spanier La Guayra und von hier aus das ganze Land um Carácas gegen Eroberungsversuche zu behaupten. Erst in dem Unabhängigkeitskriege und den späteren Wirren im Inneren der Republik zeigte sich die schwache Seite des befestigten Hafenortes. Die Aufständigen wurden mehrfach Herren des Platzes durch Überrumplung und Angriff von der Landseite her, durch thalwärts die steilen Gebirgswände herniedersteigende Truppen.

Noch heute wird die Stadt durch ein über derselben erbautes Werk, halb modernisiert, halb Ruine beherrscht. Die Spanier hatten dasselbe erbaut; die gegenwärtige Regierung hält es notdürftig im Stande. Es teilt das Schicksal vieler Denkmale der spanischen Zeit und ihrer dauerhafteren Zustände. Heute ärmlich geflickt, dient es einer Jetztzeit zu volltöniger Anpreisung selbstgeschaffener Landesverteidigungsmittel. Mehrere Strandbatterien bestreichen die Rhede, so die Santa Barbara- und die La Trinchera Bastion. Die San Fernando Bastion deckt den Molo. — Die Zweckmäßigkeit dieser Befestigungen wird sich darauf beschränken, daß gestürzte und das Weite suchende Machthaber des Landes unter dem Schutz der Strandbatterien sich und ihre Wertpapiere jederzeit auf einem im Hafen bereit liegenden Fahrzeug ungehindert einschiffen können. Bis jetzt dürfte es noch keinem unterliegenden Staatsoberhaupte mißglückt sein, flüchtig auf diese Weise mit seiner Schatulle eine der rettenden Inseln Curaçáo, Trinidad, Jamaica oder Haïti zu erreichen.

---

*) Bergschluchten.

Über das Panorama von La Guayra sagt Gerstecker.*) „Eine freundlichere Lage haben sicher nur wenige Küstenstädte der ganzen Welt." Sachs**) äußert von dieser Szenerie, angesichts der gewaltigen Kette der Küsten-Anden: „Sie dürfte an wenigen Punkten der Erde ihresgleichen finden."

Und James Mudie Spence, der Verfasser von The Land of Bolivar meint: Welch ein Unterschied besteht doch zwischen den erhabenen Gestaltungen der Natur und kleinlichen Menschenwerken! Die Schöpfung hat aus der Tiefe des Meeres eine zum Himmel strebende Gebirgswand emporgehoben. Man sollte glauben, die Menschen hätten um des Gegensatzes willen, kleine, gebrechliche Häuschen an ihrem Sockel angeklebt. Jeden Augenblick befürchtet man, daß sie wie losgebröckelte Steinchen abrutschen und in die Flut rollen werden. La Guayra macht den Eindruck, als ob es zerknirscht zu den Füßen des grausigen Bergesriesen um Gnade flehe. So der Brite. —

Die Landschaft ward gegen Abend durch die schrägen Strahlen der Sonne immer klarer beleuchtet. Der Luftkreis hatte sich von den Dünsten gereinigt. Fremdartig und grotesk breitete sich eine neue Welt in den glühenden Farben des fast heißesten Himmelsstriches der Erde vor mir aus. Ich stand an der Schwelle des ersehnten Zieles.

Und dennoch, angesichts der Erdeinschnitte der Gebirgsbahn, die mich zur Bergstadt Carácas emporführen sollte, konnte ich mich eines Gefühles der Befangenheit nicht erwehren. Die erste Begegnung mit den Spaniern Amerikas hatte mich über die Schwierigkeiten sprachlicher Verständigung belehrt. Wie sollte heute bei der Ausschiffung eine annehmbare Übereinkunft mit den Bootsleuten zu erzielen sein? Werde ich der über meine Gepäckstücke herfallenden Meute in anderer Zunge redender Lastträger am Strande achtunggebietend entgegentreten können? In welcher Schenke in La Guayra werde ich heute Nacht Unterkunft finden, falls der Zug nach Carácas schon abgegangen?

Meine unsichere Stimmung fand neue Nahrung durch das endlose Währen der gebräuchlichen Förmlichkeiten vor der Ausschiffung. Längst hatte die Bergwand mit Echo den Signalschuß unserer Kanone erwidert, als die Beamten der Junta de la Sanidad, der Zollbehörde und der Sicherheitspolizei drüben am Molo endlich vom Ufer stießen.

---

*) III., Kap. 1.

**) S. 14.

Auf dem Mast ihres kleinen Fahrzeuges wehte die gelb=blau=rote Flagge Venezuelas. Die Strandbehörde kam an Bord. Mißtrauisch prüften sie unsere Papiere — kamen wir doch aus dem verdächtigen, politisch verseuchten Trinidad. Hieran reihten sich die zeitraubenden Zollplackereien. Ein Land, dessen finanzielle Lebenskraft fast einzig auf der Zolleinnahme fußt, ist hierin unerbittlich.

Auf der niedergelassenen Fallreepstreppe wogte es längst, kommend und gehend, lärmend und schreiend, auf und nieder. Die an Land gehenden Passagiere drängten sich zur Ausschiffung hinab in die Barken. Aus diesen fluteten schwarze und braune halbnackte Gestalten die Stiege herauf auf Deck und kehrten mit den Gepäckstücken der Reisenden beladen wieder dorthin zurück. Die Boote schwankten bedenklich auf den hochgehenden Wogen. Drüben am Ufergestade schäumte die Brandung weiß empor. Bereits in Trinidad hatte ich die Mär von der Gefährlichkeit der Ausschiffung in La Guayra vernommen. Nunmehr ein Zeuge derselben fühlte ich mich in meiner Verlassenheit immer unbehaglicher.

In dieser Stimmung suchte ich Anschluß an Señor Ramirez mit der Bitte, mich zur Überfahrt in sein Bot aufzunehmen. Nicht lange darauf sah ich ihn jedoch trotz seiner Zusage mehrere Damen zur Barke hinuntergeleiten. Im Vorübergehen an mir stammelte er mir unverständliche Worte. Ihr unzweideutiger Sinn war, daß er bebedauere u. s. w. —

Ramirez schaukelte nun auch auf den bewegten Wellen der Rhede — und mit ihm entführten sie mir meine letzte Hoffnung. Immer stiller ward es an Bord. Nur eine Anzahl Papageien, seltener Tropenvögel und Äffchen schrieen, pfiffen und lärmten in ihren Gehäusen um die Wette mit dem schnarrenden Geräusch des Gepäckaufzug=Krahns. Die niedlichen Tierchen hatten mich zwischen hier und Carúpano vielfach ergötzt. Von ihrer Seite sollte mir Hilfe werden! Ihnen hatte ich eine äußerst glückliche und schmeichelhafte Entrada*) in Süd=Amerika zu danken:

Sinnend lehnte ich an der Verschanzung von Steuerbord. Vergeblich frug ich mich, weshalb meine unzertrennlichen Reisegefährtinnen, Zuversichtlichkeit und Sicherheit mich diesmal im Stiche ließen. — Da trat ein Señor auf mich zu. Mit der fremdartigen Betonung der Süd=Romanen sprach er verbindlichst in französischer Sprache

*) Eingang.

sein Bedauern aus, mich nicht bereits vorher angeredet zu haben; er komme ebenfalls von Trinidad.

Mein neuer Bekannter war von kleiner Gestalt, doch zierlichem Wuchs und etwa 50 Jahre alt. Auf seinen Gesichtszügen und insbesondere in dem weichen Ausdruck seiner lebhaften schwarzen Augen, sprach sich Leutseligkeit, Geselligkeit, aber auch etwas interessant-abenteuerliches aus. Seine Bewegungen verrieten den Mann von Welt. Er erbat sich meine Visitenkarte, laß sie aufmerksam und überreichte mir die seinige. Ihre Aufschrift lautete: Manuel Martinez-Castro, Gobernadór del Territorio Amazónas.

Der Gobernadór des venezolanischen Amazónas-Gebietes vernahm erfreut mein Vorhaben, gleich ihm mit erster Gelegenheit Carácas zu erreichen, und lud mich zur Überfahrt mit ihm an Land ein. Er reise mit zahlreichem Gepäck, erklärte er weiter, und komme von Brasilien. Auf dem Rückwege habe er seinen Verwaltungsbezirk am oberen Rio Negro aufgesucht und alsdann über Guyana seine Reise nach Trinidad fortgesetzt. Aus der Wildnis des oberen Orinoko und der Wälder Brasiliens führe er wertvolle, kleine Tiere mit sich nach Carácas. Diese hätten seine Ausschiffung aus Besorgnis, daß seinen Lieblingen im Gedränge etwas widerfahren könne, verzögert. —

Der Gouverneur bestieg daraufhin die eine der Barken, indes die andere unsere Koffer aufnahm. Die niedliche Tierwelt folgte uns in die erstere. „Das Meer ist ruhig geworden," meine ich, „ich hatte hochgehende See und heftige Brandung befürchtet."

Eine Woge, die mich etwas durchnäßte, strafte mich Lügen. Immerhin hatten wir nur „mäßig bewegte" See. Von Bord gesehen, war sie mir bei meiner etwas kleinlauten Stimmung „ziemlich grob" erschienen.

„Die offene Rhede von La Guayra" erwiderte der Gobernadór, „ist tückisch. Die Fahrzeuge finden hier keinen geschützten Platz zum Anlegen, ebenso keinen festen Ankergrund. Insbesondere können die Nordwinde verderblich sein. Sie treiben die Schiffe auf die stellenweise klippige, stellenweise sehr seichte Küste. Die Anker haben in dem lockeren Meeresgrund keinen Halt. Große Schiffe stechen daher bei ausbrechendem Nordsturm rasch in hohe See. Der herrschende und zugleich günstigste Wind ist der östliche Passat. Aber mitunter schlägt er plötzlich um in Sturm von Süd-West aus dem Golfo Triste bei Puerto Cabello. Gegen diesen, wie gegen die heftigen Nordwinde finden die Schiffe auf unserer offenen Rhede keinen Schutz."

„Aber sagen Sie mir, Gobernadór, warum verwandelt Venezuela

den wichtigsten Küstenplatz, welcher die Hauptstadt mit dem Weltmeer verbindet, nicht in einen geschützten Hafen? An Bausteinen fehlt es doch wahrlich nicht.“*)

Einen hohen Staatsbeamten einer südamerikanischen Republik fragen, weshalb die Regierung die oder jene nützliche Anlage nicht ins Leben rufe, verrät die kindliche Einfalt eines Fremdländers. Wer am hispano-amerikanischen Staatsjoche mitzieht, der weiß, daß solche nützliche Unternehmungen niemals das Licht der Welt erblicken. Die Mittel hierzu werden wohl gelegentlich von den Ciudadános Dipudá-dos**) oder den Ciudadános Senadóres bewilligt, und vielleicht auch flüssig gemacht. Aber entweder gelangen sie in den Händen der, zur Ausführung des Projektes berufenen Behörden nicht zur bestimmungs-gemäßen Verwendung, oder aber es werden Teilarbeiten begonnen, die später liegen gelassen werden, und sich trotz bedeutenden Kosten-aufwandes als nutzlos erweisen. Möglich auch — und fast am wahr-scheinlichsten — daß der Lieferant oder Unternehmer seine vertrags-gemäßen Verpflichtungen nicht erfüllt, gleichwohl aber die im Voranschlag ausgeworfenen Summen ganz oder zum Teil als Abschlagszahlung im Voraus erhalten hat. Genug — das Geld ist verausgabt — und die für die öffentliche Wohlfahrt nutzbringenden Arbeiten bleiben un-ausgeführt.

Don Manuel Martinez-Castro konnte sich daher eines Lächelns bei meiner Anfrage nicht erwehren. Ihm mochte dabei seine eigene Finanzgebarung mit den Regierungsgeldern für Verkehrsanlagen und Meliorationen im Territorium Amazónas vorschweben. So mochte er sich sonach zu Mißbilligungen anderweitiger Schädigungen der öffentlichen Wohlfahrt nicht bemüßigt fühlen.

„Wer wie ich Europa bereist hat,“ nahm er ablenkend das Wort, „der weiß, daß es bei uns in Süd-Amerika noch an allem fehlt. In Europa habe ich staunenswerte Dinge gesehen — Hafenbauten — — — —“ Und nun begann er mit Aufzählung aller dort geschauten Länder und Herrlichkeiten. Das nämliche thaten in der Folge fast sämtliche Venezolaner, die auf Bildung Anspruch machten. Immer waren es die gleichen Erlebnisse. Sie alle waren nach dem Mekka aller genußempfänglichen Menschen, nach Paris, gewallfahrtet. Von der Seine hatten sie sich angegriffen und gesättigt nach London ge-

*) Gerstecker, III., 41 schlägt zu dem Zweck von Hafenbauten in La Guayra vor, einfach die Felsblöcke vom Gebirge herunterzustürzen. Das durch Aufschütten also gewonnene Land würde allein schon die Arbeit bezahlen. —

**) Bürger-Abgeordnete.

flüchtet. Bei blutigem Rost-beaf und anmutslosen Genüssen unter den nüchternen Albions-Söhnen wurden sie für den Sieg des Menschengeistes über die Materie wieder erkenntnisfähig. Das bedeutendste, was auf dem Gebiete des Maschinenbaues, technischer und gewerblicher Anlagen geleistet werden konnte, überwältigste sie an den Ufern der Themse. Sprachlos standen sie auf Docks und Hafenplätzen angesichts der Anstalten des überseeischen Verkehrs. Um nun aber dem natürlichen Menschen wieder zu seinem Recht zu verhelfen, endigte die europäische Reise jedesmal mit dem Besuch des Mutterlandes Kastilien. Ihr gab die leichte, gefällige, aber doch vorzugsweise materielle Lebensart der stammverwandten Spanier quasi als Nachtisch, einen leichtverdaulichen Abschluß. Deutschland bleibt bei diesen kulturellen Missionsreisen der Venezolaner meist unberücksichtigt. Was haben sie auch in einem Land zu suchen, in dem man nicht die süße Sprache aller Völker spricht, wie in Paris, sondern die trockene, philosophierende eines Kant und Schopenhauer? — Der Gobernadór entwickelte mir daraufhin die bisher angestellten Versuche zur Gewinnung eines geschützten Ankerplatzes bez. Hafens.

„Sehen Sie dort die Überreste eines Steindammes. Er sollte als Wellenbrecher den kleinen Fahrzeugen die Landung erleichtern. Man hat ihn aber längst als unbrauchbar dem Verfall preisgegeben. Immer die alte Geschichte. Der Unternehmer, ein Yankee, hat denselben unverantwortlich in schlechtem Material und schlechter Arbeit ausgeführt. Das Geld dafür hat er sich aber kluger Weise anticipando auf Abschlag entrichten lassen."

In neuester Zeit scheint etwas für den Hafen geschehen zu sollen. Jüngst erwähnte eine Präsidial-Botschaft an den gesetzgebenden Körper eines Vertragsabschlusses in betreff Erbauung eines Leuchtturmes. Ebenso hat die Regierung mit einer englischen Gesellschaft die Erbauung eines Hafendammes um den Anschlag von 25 Millionen Bol. kontrahiert. *)

Immer näher kamen wir dem Festlande.

Damit tritt aber auch die nüchterne Wirklichkeit der Küstenlandschaft deutlicher zu Tage, so die lange Häuserreihe zur rechten in ihrer baulichen Dürftigkeit. Armselig schmiegen sich dort rotbraune Lehmbauten an die bis an das Meer vortretenden Felswände, gleich angeklebten Schwalbennestern, an. In westlicher Richtung verliert sich

*) Stat. J. B. 1887.

diese Vorstadt öde, anmuts- und schattenlos nach dem niederen Vorgebirge vom Cabo Blanco hin.

Unter weiteren Durchnässungen fühle ich heftige Stöße im Boden des Kahnes. Wir waren auf der Düne aufgefahren. Noch trennte mich ein schmaler Wasserstreifen von dem Festlandboden Süd-Amerikas. Don Manuel hieß mich seinem Beispiel folgen. Darauf schwang er sich auf den Stiernacken eines bis zum Gürtel unbekleideten Mulatten. So trug ihn der Farbige durch die Ebbe. Ich ebenso hinterdrein. Solchergestalt gelangte ich auf den Kontinent Amerikas. Ich konnte mein deutsches zu Abstraktionen geneigtes Naturell nicht verleugnen und fragte mich: Ist es recht, unsere als Lasttier dienenden Mitmenschen so geringschätzend zu behandeln? Umgeben wir doch nicht gottesebenbildliche, zoologische Tragkräfte mit dem ganzen Hauch des Klassizismus. Wie zartfühlend benahm sich Arion gegen den Delphin, der ihn ans Land getragen.

Jetzt, da sich jedes trennte
Zu seinem Elemente,
Grüßt ihn Arions volles Herz.
„Leb wohl und könnt' ich dich belohnen,
Du treuer, freundlicher Delphin."

Ein Ziegenbock hat den unsterblichen Ruhm seines Edelsinns auf der Menschheit fernste Geschlechter vererbt, weil er Phryxus und Helle auf seinem zottigen Fell über die Dardanellenenge trug. Und ich sollte den geschwärzten Rücken, der mich an das ersehnte tropische Festland brachte, nur schnöden Mammons wert erachten? So war ich denn versucht, wie Arion, meinen Beförderer durch den Ausdruck menschenfreundlicher Gesinnung zu entlohnen. Aber — so mußte ich mir sagen, — heutzutage wird ein solcher sich nicht mehr mit dem gefühlvollen Abschiedsgruß des Dichters an den uneigennützigen Delphin begnügen. So drückte ich dem Mulatten, als ich den Boden Süd-Amerikas unter mir fühlte, zwei Realen in die Hand.

Die durch die Springflut benetzten Koffer wurden auf den Strand niedergestellt. Don Manuel war sehr besorgt, wie seinen Vögeln und Affen die Ausschiffung bekommen sei? Jedes Tierchen wußte er über seinen neuen Standort zu beruhigen und klemmte ihm halbe Apfelsinen zwischen die Stäbe seines Käfigs. Erst später sollte mir ein Licht über die sittengeschichtlich nicht uninteressante Bedeutung dieser lebenden Fracht meines Begleiters aufgehen.

Ich betrachtete indes meine Umgebung. Nebenan springt ein holzgedecktes Werft in das Meer vor. Tosend brandet zumeist die

See an dasselbe heran. Mit oft verderblicher Wucht werden die ein- und ausladenden Fahrzeuge bei hohem Wellengang an seine Holzpfeiler herangeschleudert. Die Ausschiffung wird alsdann ein Ding der Unmöglichkeit, ebenso bei niederem Wasserstand zur Ebbezeit. Die nackten, wollköpfigen Bootsmänner vollführen hier jederzeit den betäubendsten Lärm. Das Werft ist auf festen Grund von Madreporen-Korallen*) erbaut.

Von dem hölzernen Werft führt der Weg nach dem nahen Zollgebäude, der Aduana, durch eine Anlage. Vom Strand aus gewahrte ich dort, zwischen den Büschen hindurch, eine Reiterstatue. Es stand zu erwarten, daß ein für die Staatsform und die gesellschaftliche Anschauung des Landes bezeichnendes Sinnbild dem Ankömmling bei dem ersten Betreten seiner Grenzen bemerklich werde. In der Bucht von New-York bedeutet dem Einlaufenden die Kolossalstatue der Freiheit das Festhalten an der politischen Errungenschaft der Väter in den Tagen Washington's und Franklin's. Für den Uferdamm Neapels zwischen Santa Lucia und Chiaya war seiner Zeit das Marmorstandbild der Syrene bestimmt gewesen. Den Sockel sah ich bereits aufgestellt. Die Syrene sollte, wie in den homerianischen Gesängen, den Schiffer auf der Flut mit bestrickender Geberde und herzbetörendem Sang heranlocken an die Gestade ewigen Liebesrausches und nie verstummenden Leierklanges. Liebestaumel und Mandolinentöne sind Parthenope's Ufern verblieben. Drum auch sollte dort das Zeichen des unerloschenen Priestertums Cytherens und Melpomenens, wie ein Leuchtturm vor dem Port, für den Seefahrer aufgerichtet sein. — An der Grenzscheide europäischer Staaten begegnen wir im Zollgebäude, im Bahnhofe, auf der Polizeistelle, den uniformgeschmückten Bildnissen oder Büsten des Herrschers, als untrüglichem Beweis monarchischer Verfassung des Landes. Oder eine Weiblichkeit mit phrygischer Mütze bürgt dem Mann des Fortschritts dafür, daß hier die Schwelle einer freien Republik überschritten wird. —

Wie lügnerisch sendet uns aber Venezuela beim Betreten des Landes, am Ausladeplatz von La Guayra, seinen ersten demokratischen Gruß entgegen — Venezuela, das die Ketten des spanischen Zwingherrn gebrochen, Venezuela, dem bei seiner staatlichen Wiedergeburt die große Phrase von 1789 zu Gevatter gestanden!

Kopfschüttelnd vermag ich die hier in einer wahrhaft fürstlichen Reiterstatue zum Ausdruck gelangte Verhimmlung irgend eines Vor-

*) Sachs, S. 16, Appun, I., 4.

fechters für Volksrechte nicht zu durchdringen. Meine europäische Anschauung über die Hausbackenheit von Trägern der obersten Gewalt in demokratisch regierten Staaten kam in's Wanken. Aber, das Denkmal mochte vielleicht ein Überkommnis aus der Zeit der kastilianischen Herrschaft sein, ein altes Kunstwerk, dem man in der Neuzeit einfach den Kopf anders zurecht setzt. Hatte man vielleicht dem Rumpfe Karl IV. oder Ferdinand VII. das Haupt eines Freiheitshelden aufgesetzt? Ach nein! Denn bei dem Entziffern der Inschrift am Fußgestell der Reiterstatue liest der doktrinäre Idealist für Volksfreiheit auf dem geweihten Boden des Demokratismus staunend und entrüstet die Verhimmlung der Tyrannis, den weihräuchernden Lobgesang auf das persönliche Regiment des Ilustre Americano General Antonio Gúzman Blanco Pacificadór y Regeneradór de Venezuela. — Königlich ist die Haltung, hoheitsvoll der Gesichtsausdruck des ersten Demokraten Venezuelas; vornehm in der Uniform eines Marschalls die Erscheinung des Volksmannes — mit Stern und großem Ordensband. Es ist, als ob der Machthaber zum fremden Beschauer mit bewußter Genugthuung sagen wollte: „Sei unbesorgt, ich habe meine Venezolaner fest in der Hand. Mit dem Revolutionieren hat es gute Weile, so lange ich — — — u. s. w.“

Auf Geheiß des Gobernadór von Amazónas brach man unser Nomadenlager auf dem Muschelsand ab. Voraus ein Heer von Trägern mit unserer Habe, hinterdrein Don Manuel und ich, nahm unsere Karawane den Weg nach der Aduána.*) Dort wurde das Gepäck der Obhut der Zollhüter anvertraut. Mein Gönner befahl die Vögel und Affen mit Trinkwasser zu versehen. Darauf zog er mich zur Thoreinfahrt des Zollgebäudes wieder hinaus. Wenige Minuten später saßen wir in der Eisenbahn. Längst war der Abendzug nach Carácas abgelassen. Wohin führte mich Don Manuel? — Ich wußte es nicht.

*) Duane.

Fünftes Kapitel.

Das Seebad Macuto.

Die Gonzalez. — Ankunft. — In der Fonda: Señoras und Señoritas. Tropischer Hotelier. — Venezolanisches Nachtleben: Alameda. Caballeros und Señoritas. — Venezolanische Modetracht. — Schlafgemach; südamerikanisches Bett. —

„Señorita, le presento el Señor — — Caballero Aleman“. So stellte mich der Gobernadór einer jungen Dame neben mir im luftigen Eisenbahnwagen vor. Zwei Sitzbänke aus Rohrgeflechte waren längs der Langseiten des Waggons angebracht. Zahlreiche herabgelassene Fenster vermittelten angenehme Kühle. Das waren nicht mehr die durchglühten Bahnwagen Europas mit ihren wärmeausstrahlenden Polstersitzen und der hitzerfüllten Luft.

Mein Gönner wandte sich hierauf zu mir, und lispelte in stark ausgeprägter Mundart, indem er sich gegen die Dame verneigte: „Mademoiselle Gertrudis Gonzalez“.

Sie war fascinierend schön. Das wußte auch die Welt von Carácas. Die für Frauenschönheit schwärmenden Männer priesen alle die Schönheit dieses Mädchens. Ihr Bildnis fand ich als Ideal einer Frauenerscheinung in einem Schaufenster der Hauptstadt ausgestellt. Señoras und Señoritas hörte ich in der Folge schon ganz gewohnheitsmäßig fragen: „Nicht wahr, die schöne Gertrudis gefällt Ihnen?“

Niedlich saß ein kleiner, bunter Seidenhut mit Blumenausputz auf dem schön geflochtenen, dunklen Haar dieser vielleicht neunzehnjährigen Señorita. Mächtig wölbten sich unter der freien Stirne des sinnigen Kindes dunkle Bogen über schwarzen, glänzenden Augen. Erschlossen lag die kindlich reine Seele — mit den unbewußten Waffen jungfräulicher Abwehr ausgerüstet — in den schimmernden Augensternen. Ein lichtblaues Seidenkleid umfloß die ebenmäßige Gestalt. Böse Zungen von Europäerinnen behaupteten hinterdrein, das sei alles Tand; die Venezolanerinnen steckten, allerdings mit Geschick, ihre alten Fähnlein mittelst Nadeln zusammen. Ich frage nicht darnach, ob eine Grazie ihren Überwurf mit Hilfe von Sicherheitsnadeln angeordnet hat.

Die großartige Landschaft flog an mir vorüber. Das blaue Meer, die schäumende Brandung, Kokospalmenhaine, abstürzende Berg=

wände, Indianer- und Mulattendörfer mit nackter Straßenjugend. Gertrudis plauderte mit uns französich. Sie sagte, ihr Vater sei soeben mit dem Schiff von Carúpano angekommen, und sie habe ihn in La Guayra abgeholt. Señor Gonzalez war sonach mit mir an Bord des Avon gewesen. — Nach einviertelstündiger Fahrt hielt der Bahnzug an. Alle Welt stieg aus. Ich schloß daraus, daß wir an der Endstation einer Zweigbahn angekommen seien.

„Wir sind schon in Macuto — hasta luego.“*) So grüßend empfahl sich meine Schöne.

Vom Bahnhofe führte der Weg längs des Strandes durch eine Anlage an Hütten und einstöckigen Häuschen vorüber. An dem Arm Don Manuels betrat ich den besuchtesten Badeort der Carakenier, das beliebte Macuto. Mein Begleiter war hier sehr bekannt; das sah man sofort. Aller Welt drückte er vertraulich die Hand; junge und alte Damen schmachtete er mit „mi amiga“ an. Augenscheinlich überrascht bewillkommnete man den lange nicht Gesehenen, aus den Wäldern des Rio Negro wieder Aufgetauchten, wie einen Verschollenen. Die Reise nach unseren afrikanischen Kolonien ist für uns Deutsche weniger zeitraubend und beschwerlich, als die Erreichung des Territoriums Amazónas von Carácas aus.

An der Seite eines älteren Herrn von Welt, dabei würdevoller Haltung, und seiner Dame, setzten wir unseren Weg in der Richtung des Gasthofes fort.

„Mein Gemahl bekleidete seiner Zeit den Posten eines venezolanischen Residenten in Berlin,“ bemerkte die Señora zu meiner Überraschung in deutscher Sprache. „Mein Vater stammt aus Österreich. Ich selbst bin Creolin.“

An der Schwelle der Fonda**) verabschiedete sich das, hier zum Gebrauch der Seebäder von Macuto abgestiegene Ehepaar.

„Wer ist dieser Herr?“ fragte ich bei Eintritt in das Gasthaus den Gobernadór.

„Dr. Martin Sanávria, einer unserer unterrichtesten Staatsmänner, gewesener Minister der öffentlichen Arbeiten, des Unterrichts, des Departemens für Ackerbau, Einwanderung u. s. w. — ein Förderer aller geistigen Bestrebungen in Carácas.“

Die Dunkelheit war hereingebrochen. Jenseits des Hausflures der Fonda schimmerte reiches Lampenlicht durch einen geräumigen

*) Bis auf weiteres.

**) Gasthof.

Saal. Laute Stimmen erschallten allerseits durch ihn aus dem Munde fröhlicher Menschen. In Gruppen saßen sie an kleinern Tischen bei der Abendmahlzeit. Schöne Frauen sah ich unter ihnen mit schwimmenden Blicken und reichem Haargeflecht. Aus den dunklen, feuchten Augen leuchteten bald Blitze heiterer, froher Lebenslust auf, sprach bald die Glut, welche die Schwüle des Tages unter dem weißen Seidenmousselin der Roben angefacht hatte. Auffallend dabei war die blasse Gesichtsfarbe. Jüngere Señoritas schwebten wespenschlank über den Hüften, von Tisch zu Tisch. Da und dort hatten sie einer weißgekleideten Freundin mit aufgelöstem Haar etwas zuzuflüstern. Volkssouveränetät und Kirchengebot waren sicherlich nicht Gegenstand der Mitteilung; gewißlich anderes, das dem Fühlen des jungen Frauenherzens beredteren Ausdruck gab. — Symptome der von den Voreltern aus Kastilien in die Neue Welt importierten, unausrottbaren Erbsünde dieser Evatöchter sind heute noch auf Tierra Firme*) ungeschwächt vorhanden. Dahin gehören: Neugierde, wie Vorliebe für den Gedankenaustausch über den Mitmenschen. Das Auftauchen eines fremdartigen Gastes bot erwünschten Stoff zum Tafelgespräch. Don Manuel wurde von vielen liebevollen Blicken und beredten Lippen zum Bericht über seinen Begleiter in der barbarischen, grauen Reisekleidung der Nordländer herausgefordert.

Allein hatte ich an einem der Speisetische Platz genommen, und sprach einstweilen dem Mahle zu, denn Don Manuels Ohrenbeichte war noch nicht zu Ende. Der Gastwirt setzte sich mir Vereinsamten mit kastilianischer Zuvorkommenheit zur Seite. Mannhaft war sein Wuchs und ausdrucksvoll der Gesichtsschnitt. Seine gebräunten Züge, reiches, dunkles Haupthaar und Lippenbart, weißer Anzug und weiße Schuhe unterschieden ihn vorteilhaft von dem Durchschnittstypus eines heimatlichen Gasthalters.

„Die stattliche, immer noch schöne Dame dort mit den lebhaften Augen" — dabei deutete der Gastwirt auf den Tisch nebenan — „ist die vermählte Schwester Guzmán Blancos. Sehen Sie nur, wie ihre Züge denen des gewaltigen Mannes ähneln; doch — Sie kennen Guzmán Blanco nicht? Den sollten sie sehen — no hay hombre mas grande en toda la America."**) „Wer ist zur linken der Genannten jene dunkeläugige, schlanke Dame mit der geschmackvollen Anordnung

*) Altspanische Bezeichnung des Gebietes an der Nordküste Südamerikas zwischen Orinoko, Bogotá und Paria.

**) Einen größeren Mann giebt es in ganz Amerika nicht.

des Haares? man erkennt sofort die Venezolanerin", frage ich. „Oh! Sie irren," erwiderte der Posadero*); „daß Sie doch Ihre eigenen Landsleute nicht erkennen! Die Señora ist Deutsche; ihr Gatte leitet die Eisenbahnbauten bei Puerto Cabello." — Sie war in der That Berlinerin, und ich lernte sie in der Folge gleich wie ihren Gemahl verehren. Wieder einmal war ich mit meiner voreiligen Menschenkenntnis gründlich hereingefallen.

Von oben herab in den hypäthralen Speisesaal schimmerte Sternenlicht. Die nächtliche Schönheit tropischen Himmels lud zu spätabendlicher Wanderung ein. Der Gobernadór erklärte mir nachzukommen, und mir auf dem Spazierwege am Strande zu begegnen. — Die Straße, in welcher die Fonda liegt, mündet auf den breiten Uferdamm. Tosend dröhnte die Brandung an mein Ohr herüber und übertönte die abendlichen Schalmeien auf der Alameda.**) Längs der steinernen Brüstung, unter dunklen Laubgängen, wogten schwarzgekleidete Caballeros und ihre Señoras auf und nieder. Geisterhaft schwebten die schlanken Kreolinnen in weißen Gewändern, das Haar aufgelöst, im Mondenlicht der milden äquatorialen Nacht — unter dem feinen Sprühschaum der Brandung über die Steinvließe an der Ufermauer auf ihren kleinen Füßen dahin. Eigenartig erhöhte ihre Erscheinung den geheimnisvollen Reiz des wundersamen Stimmungsbildes der Natur.

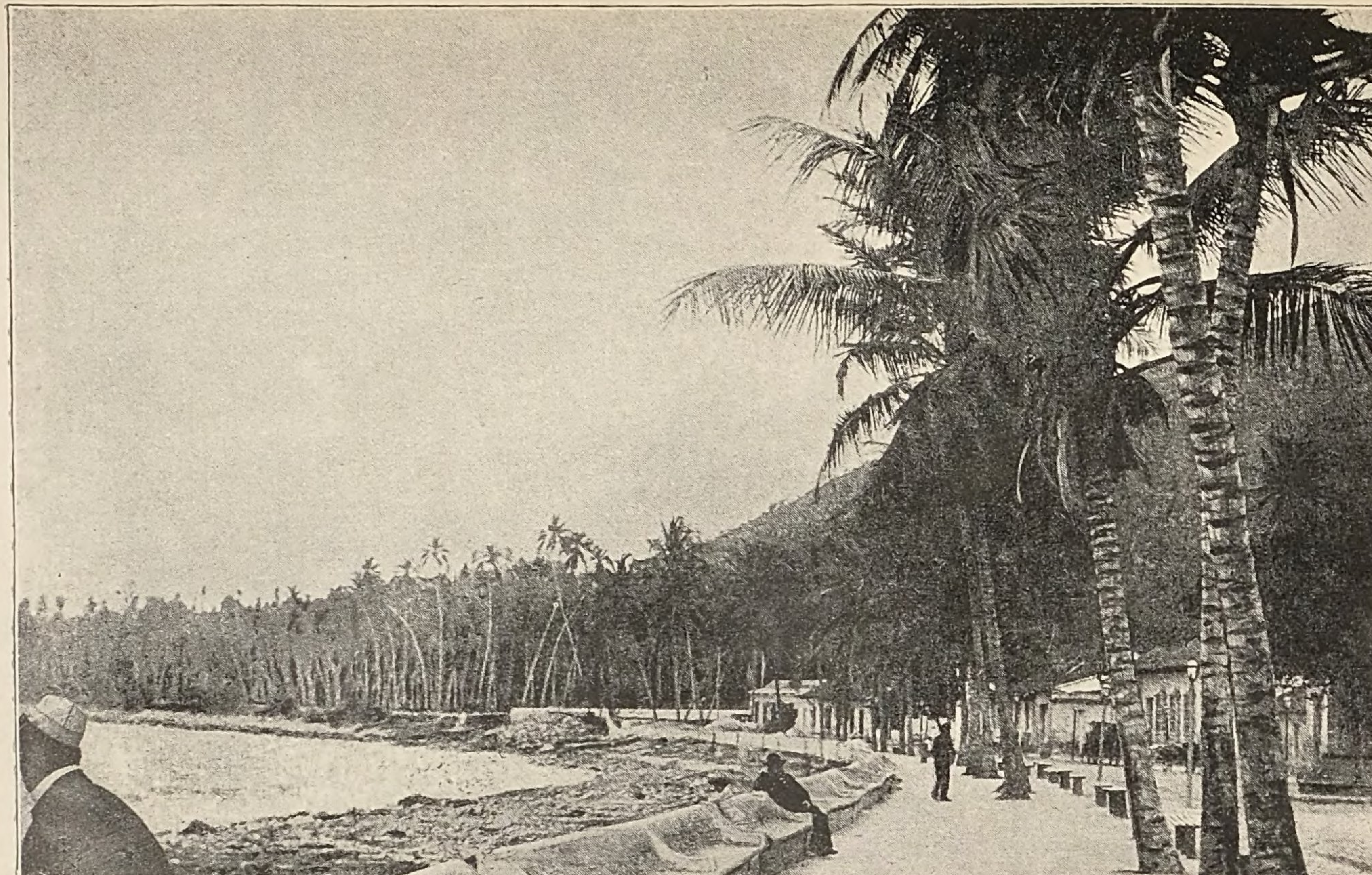
Es ist das unbestreitbare Vorrecht der Kreolinnen, es anderen Erdentöchtern an Zauber der Erscheinung zuvorzuthun. Appun sagt einmal: „Die Madreporen-Palmen***) repräsentieren durch ihre regelmäßige, stolze Form unter der Palmenwelt das, was die bewunderten, herrlich geformten, bildschönen Kreolinnen unter der Frauenwelt vorstellen, die edelsten Schöpfungen der Natur." Die Bewohnerin des Nordens ist zu größerem Ernst erzogen, und läßt, hinter ihrem auf Verinnerlichung gerichteten Sinnen, die Pflege ihrer Äußerlichkeit und die Entfaltung einer freien und natürlichen Anmut mitunter zurücktreten. Man muß sich des Öfteren wundern über die keineswegs immer kongeniale Äußerung ihres tief innerlichen Wesens in ihrer sichtbaren Hülle. Nichtsdestoweniger stelle ich eine Nordländerin nicht nur nach ihrem inneren Wert, sondern auch hinsichtlich ihres vollkommenen

---

*) Wirt.

**) Mit Bäumen bepflanzter Spazierplatz; Promenade.

***) Oreodoxa acuminata Willd.



Die Alameda von Macuto.

Wuchses und ihrer zarten durchsichtigen Hautfarbe, höher als die Kreolin. Zwar pflichte ich im Anblick des abendlichen Teints der letzteren Appun bei, wenn er diesen als „Das reinste, durchsichtige Weiß" bezeichnet, „in welchem die großen, feurigen, schwarzen Augen in feuchtem Glanze schwimmen, umrahmt von der üppigsten Fülle der schwärzesten Seidenhaare." Doch bekenne ich mich nicht einseitig zu seiner Schlußfolgerung: „In diesem Zustande, sind die Kreolinnen unvergleichlich — und schwer dürfte das Blut eines Mannes bei ihrem Anblicke in der gewöhnlichen Temperatur bleiben." Das dürfte, nach meinem Ermessen, der Männerwelt angesichts der blondgelockten, blauäugigen und rosenwangigen Nordländerin mindestens ebenso ergehen.

Wie wußten aber diese Kreolinnen ihre Lieblichkeit in Einklang mit dem, von erhabener Meisterhand gezeichneten, Sommernachtsbild zu bringen. Wer diese Einheit zwischen einer wunderbaren Tropenwelt und den sie belebenden Geschöpfen erfassen will, der lasse sich in einer dieser lauschigen Nächte am Strande von Macuto auf einer Steinbank der Alameda nieder im mildschimmernden Mondenlicht und unter dem Gefunkel aus vielen tausend strahlenden Sternen. An ihm vorüber ziehen die Töchter von Carácas — kindlich, natürlich und unbefangen — ein Bild vollendeter Anmut. Die Seele der Tropenbewohnerin erschließt sich in diesen linden Nächten Lunas magischen Kräften. Anderes bietet ihr das Leben nicht. Das elterliche Haus ist ihr ein Käfig, hinter dessen Gitterstäben sie in eine ihr verschlossene Welt hinausträumt. Ihre Schwingen verletzt sie sich, wenn sie mit nutzlosem Versuch zum Auffluge den Lockungen auf den Wogen des Menschenverkehres, draußen vor den Fenstergittern, nachflattern will. Für sie giebt es bei Tag nur ein Gefängnis hinter den Riegeln des Hausthores und den Eisenstäben der Ventana*). Nur des Abends folgt sie mit den Ihrigen dem Zug des tageslichtscheuen geflügelten Heeres der Lüfte in die lauschige, kühle Nacht hinaus.

Da huschte eben ein Schemen an meiner Steinbank vorüber. Das spuckhafte Wesen hatte die Hand über den Arm einer schattengleichen Mädchengestalt mit blondem, wallenden Haar gelegt. Gerade fiel etwas vom Mondenglanz durch Palmenwipfel hindurch auf die Züge der beiden Nachtwandlerinnen. Ich erkannte die hübsche Gonzalez, die in freundlichem Lächeln meinen Gruß ungezwungen erwiederte.

Die Himmelsleuchten und die Gaskandelaber warfen ein gedämpftes Licht auf die südländischen Nachtgestalten, die elfengleichen Seño-

*) Fenster.

ritas und die fein und modisch gekleideten Caballeros. Sie umschwirrten die blumengleichen Schönen mit ihren glutäugigen, doch sanften und zurückhaltungsvollen Blicken. Erinnerungen wurden in mir wach an Szegedin. So flatterten zwischen bunten Laternen Falter in Attila und Czismen-Stiefeln, von nächtlicher Leidenschaft beschwingt, um die heißblütigen Knospen der Flora Jazygiens und der Theißniederungen. Zigeuner aus der Pußta trugen mit Cimbal und Saitenspiel ihren nationalen Czardas und andere herzbethörende Weisen vor, die Mark und Bein, Herz und Fußspitzen durchzitterten. Lang, lang ist's her; ich war dazumal Lieutenant. Heute däucht mir, als ob das melodienumgaukelte Nachtleben der Magyaren sinnberauschender gewesen, der venezolanische, abendliche Paseo*) hingegen gemessener, würdevoller sei. Das ist ja auch den Söhnen der stolzen Hidalgos, die sich heute in Venezuela noch gerne Godos**) nennen, und ihren Señoritas angemessener.

Eine eigenartige Empfindung hatte mich bei der ersten Begegnung mit der Gesellschaft Hispano-Amerikas beschlichen. In Trinidad, unter den Briten, deren äußere Erscheinung in bezug auf Gefälligkeit der Kleidung nicht vorteilhaft neben Deutschen und Romanen hervortritt, war mir nie der Gedanke gekommen, meine Anzüge auf den Wert ihres Schnittes oder Geschmackes zu prüfen.

Die Gangart der Engländer mit ihren kahnartigen Schuhen ist ungeschmeidig; ihre Röcke von schottischem oder karriertem Muster, und sonstigen Besonderheiten der Tracht sind unschön. Im Kreise der Söhne Albions hielt ich mich stets überzeugt, daß im Gegensatz zu ihnen wir Deutsche nirgends in der Fremde durch mangelnden guten Geschmack unserer Bekleidung, oder durch etwas herbes in Erscheinung und Wesen auffallen würden.

So hatte mich denn in Trinidad der Wahn fashionabler Straßenerscheinung erfaßt. Doch die Himmlischen erfaßten mich auch — und zwar mit ihrem rächenden Arm, indem sie meine Schritte nach Venezuela lenkten, und zuerst nach Macuto. Gleich bei meiner Ankunft konnte ich mich eines beengenden Gefühles eigener Schwerfälligkeit nicht erwehren. Zum erstenmal überkam mich die Selbsterkenntnis großer Füße. Und doch hatte schon mancher Centurione brandenburgischer Legionen von seinen Stiefeln weg mitleidig auf die meinigen herabgeblickt, und ihnen Ebenbürtigkeit und grandeur aberkannt. Aber

---

*) Lustwandeln, Spaziergang.

**) Gothen.

angesichts der kleinen und koketten Lackstiefeletten der venezolanischen Männer kam mir meine Beschuhung groß und derb vor. Neben den kleidsamen, dunklen Anzügen der Südamerikaner nahm sich der deutsche, lichtgraue Sommerrock nicht vorteilhaft aus. Mein heimatlicher Strohhut mit dem weißen Schleier der Engländer kam mir abgeschmackt vor. Die Kreolen trugen fast durchweg den hübschgeformten Panamahut. Ein herabstimmendes Gefühl mangelnder Gesellschaftsfähigkeit bemächtigte sich meiner. — Die bekannte deutsche Schwäche jedoch, die Maulwurfsarbeit unseres grübelnden Hirns über den gesamten Menschenwert anderer Völker zu stellen, verhalf mir einigermaßen wieder zu guter Laune. Die Selbsttäuschung, daß „Kleider nicht Leute machen", wirkte beruhigend. Ich suchte mir einzureden, daß ein Volk von Denkern — wie uns Bulwer ehrender Weise bezeichnet hat — füglich, wie die cynischen Philosophen, im zerrissenen Chiton und mit einem Knüttel in der Hand einherschreiten mag, und dennoch größer ist, als die Thoren der Mode. —

Der Gabernadór war längst auf der Alameda eingetroffen — mir aber fielen allmählich die Augen zu. Allein kehrte ich nach der Fonda zurück. Ich verlangte nach meinem Schlafgemach. Durch Küche und Hinterbauten gelangte man in einen ungedeckten Hof, el patio. Auf diesen mündeten viele Thüren unter dem vorspringenden Dach der Galerie. Ein unmögliches Thürschloß gab allmählich dem Schlüsseldruck des Hausbediensteten nach. Wir betraten einen gepflasterten, mit zwei Stühlen, einem Tisch mit urwüchsigem Waschgeräte und einer Schlafstelle dürftig ausgestatteten Raum. Eine Kerze in einem ausgehöhlten Brettchen beleuchtete das ärmliche Gemach.

„Wie heißt Ihr, Freund", frug ich den Diener.

„Pereira, Señor."

„Also, Pereira, füllt mir mein Waschbecken; — und gönnt mir den Luxus eines Handtuchs."

„Si Señor."

Verwundert und mißtrauisch stehe ich vor meiner Lagerstätte. Pereira kehrt mit dem Gewünschten zurück.

„Pereira!"

„Que quiere?"*)

„Soll das ein Bett sein?"

„Si, Señor."

„Dann bitte ich um Gebrauchsanweisung."

---

*) Was wünschen Sie?

Pereira schlägt eine dünne Kattundecke über meine Holzgestell zurück, und befühlt das Leintuch, ob es stramm angespannt ist. Darauf schiebt er das Kopfkissen zurecht, sieht mich dabei fragend und erstaunt an und äußert:

„Der cadre*) ist ganz in Ordnung."

Nun ging mir ein Licht auf. Bereits in Trinidad hatte man mir von den merkwürdigen spanischen Betten aus einem auf Holzfüßen ruhenden Rahmen mit fest eingespanntem Leintuch erzählt. — Froh, daß es in meinem Begriffsvermögen dämmerte, verließ mich der Diener. Ich schickte mich zur Ruhe an. Es lag sich nicht schlecht auf dem einfachen Bett, dessen Anschaffungspreis, einschließlich des Bettzeuges, kaum einen Peso (4 Mark) überschreiten mag. Der Rücken ruht angenehm in der nachgiebigen und doch festen Wölbung der straff angezogenen Leinwand. Mit dem leichten Kattun bedeckt, und das Haupt auf dem kühlen Kopfpolster, versank ich bald in Schlaf.

Ich muß geträumt haben — doch wie das um die Ohren musiziert und immer wieder die Schlummergeister verscheucht! Was ist das? Das sind ja — Musquitostiche! Ich hätte ohne Licht zu Bett gehen sollen. — Wiederum war ich eingeschlafen, als ich neuerdings durch ein Geräusch erwachte. Die Thür meines Gelasses öffnet sich, und halb schlaftrunken sehe ich den Gobernadór, gefolgt von Pereira, hereintreten. Dieser bedeutet Don Manuel, er habe mit mir das Gemach zu teilen. Sofort solle für das Aufstellen eines zweiten Bettes gesorgt werden. Der Gobernadór zündet sich inzwischen eine Zigarrette an und setzt sich auf mein Bett. Er giebt mir allerlei Verhaltungsmaßregeln für den Umgang mit Mosquitos. Nicht lange darauf erscheint Pereira mit Fußgestellen in X-Form, sog. Holzböcken. Über denselben befestigt er zwei lange Holzleisten als Seitenstücke eines Bettgerüstes. Sodann klemmt er, mittels eines ladstockartigen Rundstäbchens von der Länge der Bettleisten, ein Leintuch in den Falz der letzteren ein, und zieht es fest an. Über den solchermaßen aufgerichteten Cadre breitet er einen Streifen baumwollenen Zeuges als Decke aus. Don Manuels Bett ist fertig. Dieser bringt hierauf sein Äußeres in nächtliche Verfassung. Alsdann dreht er ein weiteres Cigarito, bietet es mir mit Grazie an und reicht mir Feuer. Hierauf lehnt er sich dampfend in den gebrechlichen Stuhl vor meinem Lager zurück. Noch erging er sich in Plaudereien über Brasilien und Dom Petro II. — als ich schon nicht mehr hörte, und dem Morgen entgegenschlummerte.

*) Rahmen.

Sechstes Kapitel.

Das Seebad Makuto (Fortsetzung).

Tropische Kellner. — Zauberbann Venezuelas. — Explorationsreise am Rio Negro und Casequiare. — Meerbad. — Alameda. — Mittagshitze. — Almuerzo. — Vom Stiefelputzer zum Impressario. — Canzonetten auf Bolivar. — Liebesklage. — Grammatica viva. — Señoritas im Umgang. — Die Venezolanerin in Gesittung und Seelenleben. — Venezolanerin und Zigarette. — Tanz der Kreolen. — Hispano-Amerikaner und Germanen.

In der Frühe nach dem Erwachen bedurfte es lebhaften Mahnrufes an die Nächstenliebe Pereiras, bis er sich zur Instandsetzung meiner Kleider und Stiefel herabließ. Im großen Speiseraum verabreichten er und andere bräunliche Diener im Hemd und linnenen Beinkleidern, mit abgetragenen weißen Schuhen den Kaffee. Das waren nicht die befrackten Larven, welche uns in den Gasthöfen der Alten Welt als Parodie auf unseren abendlichen Gesellschaftsanzug ominös in den Weg treten. Wahrlich, wir dürfen stolz auf die Erfindungsgabe unseres Zeitalters sein, den gebildeten und gelehrten Mann im festlichen Schmuck einem Kellner zum Verwechseln ähnlich zu machen.

Auf der Straße vor der Fonda, zwischen Lehmmauern und ebenerdigen, weißgetünchten Häusern begegnete man schon um 7 Uhr der vornehmen Welt von Macuto, welche schattengebende Ruheplätze aufsuchte. Die Frauen waren in Weiß gekleidet. Manche trugen das Haar aufgelöst. — Die Straße fand nach der Bergwand hin ihren Abschluß durch eine keinesweges stylgerechte Kirche mit Campanile. Maurische Bogenstellungen waren widersinnig mit venetianisch-gotischen Baugliedern, Renaissancepfeilern, Formen derzeitiger und vergangener Geschmacksrichtung und ebenso vielen Abgeschmacktheiten zusammengestellt. Hinter der Kirche erhebt sich drohend das Gebirge bis zur Einsattelung der Silla. — Eine Seitengasse führt zu einer Parkanlage. Wenigstens umschließt ein Gitter einen viereckigen Platz mit Bäumen und Ziergewächsen. Aber die sengende Hitze und der Mangel an Begießung ist dem pflanzlichen Gedeihen nicht hold. Im Norden würde man sich, bei hellscheinender Sonne, aus diesen schattenlosen Parkversuchen zurückziehen — hier in Macuto glaubt man in ihnen Schutz zu finden vor der Glut, welche die erhitzten Felswände ausstrahlen.

Auf einer Bank unter dichtbelaubtem Stamme ließ ich mich nieder. Einem Herrn und einer Dame winkte einladend der Schatten dieses kühlen Plätzchens. Überrascht vernahm ich aus ihrem Munde die Klänge meiner Muttersprache. Jetzt erst erkannte ich in der Dame die Deutsche von der gestrigen Abendtafel. Ihr Mann war zum Besuch seiner Gattin von Puerto Cabello herübergekommen. Dort war er mit dem Bau der Eisenbahn nach Valencia beschäftigt.

„Nicht wahr, es ist doch schön in Makuto", sprach die junge Frau nach angeknüpftem Gespräch zu mir. „Sie bleiben gewiß einige Tage hier?"

„Ich gedenke morgen Carácas aufzusuchen."

„Oh, verweilen Sie hier", versetzte der Ingenieur, „in Carácas finden Sie staubige Straßen — hier in Makuto erquickende Luft und erfrischende Seebäder. Trotz des Höhenklimas der Hauptstadt ist die Luft in Macuto gesünder und kräftigender. Sie ist mit Feuchtigkeit und mit Salzteilen des Meeres gesättigt und durch die Passatwinde gereinigt."

Hieran knüpfte er Belehrendes über Wetterbeobachtungen und Lufterscheinungen. Die Gattin, welche im Gegensatz zu dem ruhigen, überlegenden Mann mehr dem lebendigen Gefühl nachgab, hub die entzückenden Seiten des Klimas und der landschaftlichen Farbenstimmungen hervor.

„Wer von dieser Quelle ewiger, nie wechselnder Naturschönheit getrunken und den milden, balsamischen Äther dieses unvergänglichen Frühlings eingesogen hat, der vermag sich von dem Zauber dieses Tropenlandes nicht mehr zu trennen. Er möchte ihm entrinnen, und kann es nicht — er entflieht und kehrt wieder. Auch Sie werden nochmals zurück nach Tierra Firme kommen."

„Gnädige Frau, ich bin vermählt — nehmen Sie Ihre Worte zurück! In Europa bannt mich fernerhin treue Liebe."

„Nein, ich nehme nichts zurück! Sie kehren einst wieder in dies sonnige, farbenprangende Land. — Dann gedenken wir zu vieren — und nicht mehr zu dreien — hier unter diesem Guayaba-Baum und im Grün dieser Helikonien des Geburtslandes als der Stätte trauter Jugenderinnerungen und des Heimes lieber Freunde. Aber wir gedenken seiner auch als des verlassenen Elternhauses, und freuen uns des viel schöneren Himmels, der sich in tiefem Blau über Venezuela spannt, und der ansprechenderen Lebensweise in diesem Paradiese ewigen Sonnenscheins. — Schwer nur würde ich mich wieder an die

Fesseln europäischen Gesellschaftslebens gewöhnen und gar an das beengende Gefühl in den geschlossenen oder geheizten Räumen. — Ja, das altspanische Leben mit seinen gefälligen Formen und der ungezwungenen Hingebung und Anpassung an die milde, unvergleichliche Natur zieht uns an. Wir können uns mit den Anforderungen des Lebens im Norden und mit den über den gegenseitigen Verkehr dort herrschenden Anschauungen nicht mehr befreunden. Auch Ihre Gattin wird dereinst urteilen wie ich. Führen Sie sie zu uns herüber nach Venezuela."*)

Der Gobernadór war meinen Spuren gefolgt. Er verstand es, anziehend zu plaudern und durch sein gewinnendes Wesen gefangen zu nehmen. Wohl hatte mitunter das eigentümlich Verschleierte dieses Mannes etwas Befremdliches. Aber die Liebenswürdigkeit solcher Geschöpfe, die eine Frage ohne Antwort, ein Rätsel ohne Lösung sind, siegt leicht über die versuchte Zurückhaltung und Vorsicht positiver gerichteter Naturen. Señor Martinez wußte gar hübsch Zigaretten zu drehen und unwiderstehlich anzubieten. Das ist bei den Spaniern ein ebenso großer Hebel zur Erlangung gesellschaftlicher Erfolge, als die Tabaksdose bei den Italienern. —

Don Manuel fesselte uns geschickt und zielbewußt durch Schilderungen der Wildnis des fast noch unerforschten Territoriums Amazónas. Mit der ihm eigenen Überredungskunst wußte er meinen Landsmann für eine Explorationsunternehmung dorthin zu gewinnen. Der ruhig erwägende Ingenieur ging schließlich mit Lebhaftigkeit auf des Gobernadórs Vorschläge ein. Don Manuel stellte ihm zum Teil ausschließliche Rechte eines Ausfuhr- und Industriebetriebes, zum Teil einen hohen Anteil am Gewinn von staatlichen und Privatunternehmungen, für den Fall der Entdeckung ertragsfähiger Absatzgebiete, und der Erschließung von Zufahrtswegen in Aussicht. Ja am selben Tage fand eine diesbezügliche Unterredung des Ingenieurs mit dem Präsidenten der Republik im Beisein des Gobernadórs statt.

„Sie sind selbstverständlich Teilhaber der Forschungsexpedition",

---

*) Unser deutscher Landsmann Appun äußert: „Gastfreundschaft und Zuvorkommenheit gegen Fremde sind in Venezuela, wie in einem großen Teile Südamerikas zu Hause — und man erinnert sich unter dem in dieser Beziehung so gemütlichen Volke nicht ohne verächtliches Lächeln des kläglichen, steifen Wesens und des strengen Kastengeistes, die in Deutschland hauptsächlich zum feinen Ton gehören, wo man nicht im entferntesten denkt, daß eben Leutseligkeit und freundliches Entgegenkommen gegen Fremde den Mann von Bildung charakterisieren."

wandte sich Don Manuel zu mir. „Die Kosten übernimmt die Regierung. Sie machen eine hochinteressante Reise in unbekannte Gebiete — — — keine Widerrede, die Reise dauert nur vier bis fünf Monate, und wie gesagt, die Kasse des Territoriums Amazónas kommt für alle Erfordernisse auf."

Meine Stielersche Taschenkarte von Venezuela in der Hand bat ich Don Manuel um Bezeichnung des fraglichen Gebietes, des einzuschlagenden Weges und der bestimmteren Zwecke des Unternehmens.

Das Territorio Amazónas umfaßt das Gebiet der Bifurkation des oberen Orinoko und des durch dieselbe mit ihm verbundenen Rio Negro. Der Orinoko entspringt auf einer Höhe von 5000′ an dem Vereinigungspunkte der Sierra von Parima und der Sierra von Tapirapecu — etwa unter dem 2.° n. Br. Seine Quelle hat noch kein Forschungsreisender gesehen. Über ihre genaue geographische Bestimmung bestehen Kontroversen zwischen den Angaben Humboldts, Schomburgks, der Spanier Apolinar Diaz de la Fuente und Alferez Bobadilla, sowie des Venezolaners Michelena y Rojas. Etwa 18 Meilen unterhalb der Quelle gelangt man an den obersten Wasserfall des Orinoko, den Raudal de los Guaháribos — und nach weiteren 30 Meilen an die ehemalige Missionsstation Esmeralda. Vier Meilen stromabwärts teilt sich der hier noch 2060 Fuß breite Strom und sendet einen Verbindungsarm in der Dicke von 920 Fuß und 401 Kilometer Länge, den Caño oder Brazo Casiquiare nach dem Rio Negro, dem bedeutenden Nebenfluß des Amazonenstromes. Humboldt hat den Casiquiare als einer der Ersten befahren und astronomisch festgestellt. Der solchergestalt durch ihn verbürgte Zusammenhang der Stromgebiete des Orinoko und Amazónas stellte der Handelsschiffahrt des Binnenlandes auf dieser weitverzweigten Wasserstraße und ebenso der Erschließung des unermeßlichen Urwaldgebietes im Inneren Südamerikas ein glänzendes Prognostikon. Trotzdem hat es bisher bei der geographischen Feststellung dieser Verbindung sein Bewenden gehabt. Mit Ausnahme vereinzelter Kahnfahrten der Eingebornen, die einige wenige Naturerzeugnisse aus Brasilien in ihren Piroquen*) über den Verbindungsarm des Casiquiare, den Orinoko hinab auf den Markt nach Ciudad Bolivar bringen, ist kein Handelsverkehr zwischen den beiden großen Stromgebieten hergestellt. Das Klima insonderheit erweist sich einem Vordringen oder gar einer Niederlassung der weißen Rasse hinderlich. Die nur innerhalb 4° schwankende Temperatur ist

*) Nachen.

erschlaffend und fiebererzeugend. Der niedrigste Thermometerstand beträgt + 23° C.*)

Dabei ist die Feuchtigkeit so groß, daß z. B. im Gebiet des Rio Negro auf venezolanischem Boden eine jährliche Regenmenge von Meter 2,30 fällt.**)

Dem Erstling, der sich Konzessionen zur Ausbeutung der reichen Naturschätze dortselbst erwirbt und Eingeborene zu diesem Zweck heranzieht, meinte der Gobernadór, müßten durch die günstigen Abfuhrwege zu Wasser nach Brasilien und nach Ciudad Bolivar goldene Äpfel in den Schoß fallen. Konkurrenz sei ausgeschlossen. — „Sehen Sie, allein im Quellgebiet des Rio Negro auf venezolanischer Seite liegt ein, an Bodenreichtümern strotzendes Areal von vielen Millionen Hektaren***) herrenlos und unbenützt brach. Ebenso können Sie sich unumschränkt zum Rentner der Bodenkapitalien des unermeßlichen Sabanengebietes auf unserer Südwestgrenze gegen Kolumbien, südlich des Rio Meta machen."

Zu uns beiden gewandt fuhr der Gobernadór fort: „Ausgangspunkt unserer Expedition ist der Hauptort des Amazonas-Territoriums, Maroa am Rio Negro, meine Residenz. Wir schiffen uns hier nach Trinidad ein und nehmen dort den Dampfer nach Ciudad Bolivar (Angostura) am Orinoko. Weiter stromaufwärts hemmen alsdann die Stromschnellen und Katarakte von Atures (5° 38′ n. Br.) und von Maipures (5° 13′ n. Br.) die Weiterreise in der Lancha†). Strecken müssen, mit den Booten und dem Gepäck auf dem Rücken, zu Fuß zurückgelegt werden. Ebenso steht uns — wie einst Humboldt — zwischen dem oberen Rio Atabapo, einem Nebenfluß des Orinoko (68° w. L. und 3° n. Br.) und dem Rio Negro bei Maroa eine beschwerliche Landreise bevor. Von Maroa unternehmen wir Streifzüge den Rio Negro auf- und abwärts bis in das brasilianische Gebiet, und vor allem am Casiquiare. Von Esmeralda stromaufwärts durch-

*) Villavicencio 62, temperatura de la zona de las Selvas:

		Temperatur nach Celsius.		
	Meter-Höhe.	Maximum.	Minimum.	Medium.
Rio Negro:	253	26. 56.	23. 33.	24. 95.
Casiquiare:	263	26. 67.	22. 78.	24. 87.

**) Villavic. Rios, Lagos, Lagunas S. 21.

***) Nach Villav. S. 21. 13 508 851 Hektar.

†) Boot.

forschen wir das Gebiet des oberen Orinoko bis nach dem Raudal." *) — — — Die Gattin des Ingenieurs warf ihrem Manne einen bedeutsamen Blick zu — er erhob sich, entschuldigte sich bei Don Manuel, und verließ mit ihr den Park. Ich folgte ihnen kurz darauf. —

Vor dem Almuerzo (Gabelfrühstück) erfrischt man sich durch ein Seebad. Señores mit einem Badetuch unter dem Arm begegnen auf dem Wege über die Alameda nach dem Badeplatze mancher kaum erst dem Schaum des Meeres entstiegenen Schönen. Am Ende der Alameda ragt ein turmartiges Bollwerk als Badeanstalt in die See hinein. Wegen des wilden Andranges der Wogen an der felsigen Küste ist ein von dieser Bastei umschlossenes Bassin durch starkes Pfahlwerk abgegrenzt. Durch dasselbe dringt die Salzflut unbehindert in den metertiefen Baderaum ein. Zweck dieser eingerammten Pfähle ist die Fernhaltung einer lästigen Zuschauerwelt, welche durch die Zwischenräume hindurch die Badenden mit lüsternen Blicken betrachtet. Dieser neugierige ungebetene Publikus sind die — Haifische.

Mit dem Badetuch wandelt mir Pereira voran über die Alameda. Gestern hatte die Nacht sie mit trügerischem Mondenlicht umflossen — jetzt, in bereits heißer Vormittagsstunde, lag sie im Sonnenglanz vor mir. Zur Linken das tiefblaue Meer, zur Rechten die in den Wolken sich verlierende Kordillerenwand, zieht sich die Uferstraße in sanft gebogener Linie zwischen Palmenbäumen hin und endet in einem Kokoswald. Nach der See hin ist das Ufer durch eine Mauer abgedämmt. Ihre Innenseite dient als fortlaufende, vertiefte Sitzbank. Eine lange, niedere Häuserreihe von Laubkronen überragt, begrenzt die Alameda auf der gegenüberliegenden Seite. Hier haben die Badegäste, zumeist Familien aus Carácas, mit Anspruchslosigkeit Wohnung genommen. In der Regel führen sie eigenen Haushalt.

Lautlos ist die Natur geworden. Kein Lüftchen bewegt das Blattwerk der Pflanzen. Die bald senkrechte Sonne wirft nur unmerkliche Schatten auf die erhitzten Steinplatten der Straße. Die Fensterläden sind geschlossen. In den Stunden um Mittag hüllt sich die gesamte, lebende Tropenwelt in Schweigen. In den Wäldern, an den Ufern der Ströme, im Dickicht des Rohres, in Kaffeegärten und Anpflanzungen ist Sang und Lockruf der Vögel und das Geschrei der Affen verstummt. In Städten, pueblos **) und Haciendas sucht sich

*) Katarakt.

**) Ortschaften.

jedermann der Anstrengung zu entziehen. Man meidet die Glut der Straße und sucht die Kühle in Haus und Veranda auf — der schwarze Mann nicht minder, als der Indianer und Kreole. — Immer näher rückt die Sonne gegen den Scheitelpunkt. Sengend glühen ihre Strahlen durch den nicht einmal leise erzitternden Luftkreis auf mich vereinsamten Wanderer herab. In dem kaum fußbreiten Schatten, dicht am Gemäuer der Häuser hin, schleiche ich schlaff und mit perlender Stirne einher. Wohliges Behagen erfaßt mich bei dem Eintritt in den großen, kühlen Saal der Fonda. Durch die hypäthrale Öffnung des Saalgewölbes recken emporstrebende Mangobäume ihre Kronen in des Himmels Blau hinaus. Um ihre Stämme sind im Comidor*) die gedeckten Tafeln aufgestellt. Auf dem Anrichtetisch dampft die Suppe. Das muntere Völklein der vom Bad hungrigen Gäste nimmt Platz; in duftigen Moll gehüllte Doñas zwischen weiß gekleideten Caballeros. Zelttücher schützen gegen die von oben eindringende Sonne.

Der Gobernadór an meinem Tisch umstrickt eine nicht mehr ganz jugendliche Dame des Landes. Gleich dem bezauberten Opfer einer Giftschlange wird sie immer rettungsloser die Beute seiner von Seelenschmelz und Huldigungen träufenden Lippen.

„Guardate vi di questo Governatore; colui é un Cavaliere d'Industria", **) flüstert mir mein Tischnachbar, ein Italiener, mit neapolitanischem Accent zu. Seltsam! — — — Nach vollendetem Mahle hielt ich Siesta auf meinem cadre. Don Manuel hatte sich gleichfalls, wie ich ein Cigarito im Mund, auf sein Lager gestreckt.

„Wissen Sie was", bemerkte er mir plötzlich, nachlässig hingeworfen, aber sichtlich überlegt, „der Neapolitaner ist ein gefährlicher Schwindler — prenez garde, Monsieur."

Salvatore Leone war seines Zeichens ursprünglich ein pulizzastivali oder lustrino, zu deutsch Stiefelwichser, aus Avellino im Neapolitanischen. Die schuhputzenden Söhne der Abruzzen hatten jedoch die Via Toledo und Strada di Chiaja in Neapel dermaßen überflutet, daß nur noch Auswanderung nach Amerika Hoffnung auf Geschäftsgewinn zuließ. Salvatore wußte seine in Verleihung des Stiefelglanzes gemachten Erfahrungen nutzbringend in den Anlagen der plaza Bolivar in Carácas zu verwerten. Sein aufstrebender Genius stellte dabei Vergleiche an zwischen der gleißenden Wachsspieglung nach italienischem Rezept auf den zierlichen Stiefeln der Karakenier und

*) Speisesaal.

**) Nehmen Sie sich vor dem Gobernadór in Acht; der ist ein Abenteuerer.

dem verdächtigen Geflimmer der Schmuckwaren-Legierung aus Kupfer und etwas Gold in den Schaufenstern der Juweliere. Mit feinem Beobachtungsvermögen hatte er bald das Geheimnis der Goldbereitung ergründet. Den Kupferreichtum der Minen von Aroa wußte er geschickt zu Zwecken seines neuen Kunstgewerbes auszubeuten. Ehemals gewohnt, auf dem sonnendurchglühten Lavapflaster Neapels seines Amtes in bloßen Füßen zu walten, achtete er des brennenden Sandes der Llanos, d. i. der Steppen, nicht. Mit hanfgewebten Alpargates*) durchmaß er dieselben als Hausierer mit einer Traglast von Goldwaren bis zu den Ufern des Rio Apure. Hier, unter den Llaneros**) vollzog sich in Salvatore die psychologisch noch nicht aufgeklärte Umwandlung des einstigen pulizza-stivali zum Anwärter auf die künftige Stellung eines Impressario. Wahrscheinlich ist, daß den guten Leone in den Städten Calabozzo und San Fernando de Apure, bei der angebornen Liebe des Abruzzensohnes für musikalische Kunst, der Geist des Zampognaro***) angesichts der dortigen Schönen überkam. Kurz, die Kluft zwischen Stiefelputzer und Heldentenor ward in der Steppe überbrückt. Das dankbare Volk der Carakenier, das auf glänzende Stiefelwichse große Stücke hält, warf seinem ehemaligen bewährten — nunmehr als Tenoristen heimkehrenden lustrino begeistert Kränze auf die Bühne des Teatro Guzman Blanco. Sein erwerbsbeflissener Geist blieb jedoch bei diesen immateriellen Erfolgen nicht stehen. Vielmehr entschloß er sich zu einem schwungvollen Handel mit Sängerinnen aus dem Heimatland Italien für die Oper in Carácas. So hatte er es nach und nach zu viel Geld, der einflußreichen Stellung eines Impressario, und der dicken Freundschaft des Präsidenten der Republik gebracht.

Doch — Diskretion und Stiefelputzen ist zweierlei. Freund Salvatore war heute bei Tisch guter Dinge. Er war erfreut, daß ich mit manchen Besonderheiten der neapolitanischen Mundart vertraut war. Gleich Hackländer ließ er mich in die Verborgenheiten hinter den Koulissen schauen. So erzählte er mir, er sei vor Jahresfrist mit 27 Soubretten von Italien herübergekommen. Bis auf eine derselben hätten ihm sämtliche auf dem Schiff ihre Leidenschaft für ihn bekannt — nur diese eine habe er nicht zu diesem Geständnis ermutigt; sie sei zu wenig hübsch gewesen. — Wahrscheinlich an der ganzen Geschichte

*) Sandalen.

**) Steppenbewohner.

***) Bläser der Zampogna, des Dudelsackes, und der Cenamella, der Schalmei, in den Abruzzen.

schien mir nur Folgendes: Die spröde Siebenundzwanzigste wird ihn mit einer schallenden Ohrfeige abgefertigt haben, als er eines Tages als ungebetener Besucher in ihrer Kabine aufgetaucht sein mochte. Im übrigen wäre es sehr ungalant von mir, die Ehrbarkeit von 26 Italienerinnen einem stiefelreinigungskundigen Impressario gegenüber ohne Beweisverfahren verloren zu geben. —

Aus dem Nebensaal tönten die Klänge einer spanischen Ode herüber und geboten uns Stillschweigen. Eine Señora begleitete am Klavier den Vortrag ihrer Freundin, ein Klagelied um Bolívar, des Vaterlandes größten, allzu frühe dahingegangenen Toten. In das Grab mit sich hatte er ja die Südamerika erkämpfte Einheit und Macht genommen. Seine bedeutsamste Schöpfung, die kolumbische Republik, zerfiel nach seinem Tode, 1830, in die drei heutigen Republiken Venezuela, Kolumbia (Neu-Granáda) und Ecuador.

Ya Bolívar no existe en la tierra,
El habita en la sacra mansiōn,
El nos deja de luto cubiertos,
Y anegados en Llanto y dolōr.

Con Bolívar un tiempo Colombia
Disfrutaba la dicha mejōr,
Presurosa marchaba á la gloria
Sin temer del destino el rigōr.

Oh Bolívar! Bolívar querīdo
Vuestra muerte nos llena de horrōr
Cuando el pueblo tu nombre aclamaba
Tú te ausentas á eterna mansiōn*).

Weh uns, tot ist Held Bolívar,
Ist verstummt in ewigem Schlummer.
Weinend ließ er uns zurück
Und versenkt in Schmerz und Kummer.

O Colombia, durch Bolívar
Strahltest du im hellsten Glanze,
Denn für deine Freiheit schlug er
Glück und Leben in die Schanze.

O Bolívar, vielgeliebter,
Daß du starbst, füllt uns mit Schrecken!
Ach, wir rufen deinen Namen,
Aber keiner kann dich wecken.

Wilh. Müller-Amorbach.

---

*) Totenklage, gesungen zu Carthagena in Colombien.

„Keine so traurigen Weisen“, ließ sich eine hellklingende Mädchenstimme vernehmen, „komme Estebánia*), trage uns die freudige Canción vom Siegeshelden Bolivar, dem Befreier, vor.“

Silberhell durchzitterte es den Raum:

Tu nombre Bolívar
La fama elevó
Sobre otros héroes
Que el mundo admiró.

Asolār la tierra
Es gloria ferōz,
Peró libertārla
Es obra de un Dios.

Viva, pues, Bolívar
El Libertadōr
Y sus compañeros
En armas y honōr. **)
— — — — —
— — — — —

Dein Name, Bolívar,
Erfüllt die Welt.
Vor allen andern
Bist du ein Held.

Die Welt verwaisen
Ist trauriger Ruhm.
Sie zu befreien
Ist Heldentum.

Hoch lebe Bolívar,
Befreier des Lands,
Und seine Genossen
In Kampf und Glanz.
Wilh. Müller-Amorbach.

Doch das Geschlecht der Kreolen greift nicht lange, dem Barden gleich, in die Saiten der Harfe, zum Sange von Epos und Heldengedicht. Ihm kommt nur der lyrische Erguß vom Herzen, das Lied von Liebeslust und Liebesleid. Don Ramon***), ein feueräugiger Señor, wird an das Pianoforte gedrängt, und singt zur Begleitung einer Schönen das Lied von verschmähter Liebe Pein und Weh: Eres un sueño, du bist ja nur ein Traum.

Flor de la vida que en primavera
tus gracias miro, por qué te vi?
Airosa ninfa cual la palmera,
eres un sueño tan sólo? Di!
Los trovadores
ven en sus sueños ninfas y flores!

Frühling war es, holder Frühling,
Als ich deinen Reiz erblickte.
Wehe, daß du mir begegnet!
Duftig bist du, feenduftig,
Schlank, so schlank wie Palmen ragen.
Bist du nur ein Traumgebilde?
Denn Poeten sehn im Traume
Nicht zu selten Feen und Blumen.

---

*) Stephanie.
**) Zuerst 1823 in Peru und Kolumbien gesungen.
***) Raimund.

Nun führt sich der Sänger das Bild der untreuen Geliebten vor die Seele:

Beldad cruel,
si eres más bella que las huríes
y yo constante te adoro fiel;
si son tus labios cual los rubíes
y aroma exhalan como el clavel.

Schöner bist du als die Huris,
Aber grausam bist du gleichfalls.
Und trotz alldem bleib ich, Süße,
Dir für immerdar ergeben,
Dir mit nelkenduft'gen Lippen,
Mit Rubinen gleichem Mund.

Wilh. Müller-Amorbach.

Jetzt eben erfleht er, in der Erinnerung an die seligen Tage des Glücks, von seinem einstigen Engel nochmals der entschwundenen Liebe Wiederkehr. Warum muß mich gerade jetzt Pereira nach meinem Gemache abrufen! Nur langsamen Schrittes entferne ich mich. Noch tönt es mir in ganzer melodischer Schönheit nach an mein Ohr:

Angel del cielo de los amores,
mi ideal bello, mi serafín;
de tu cariño dame las flores
y mi existencia será un jardin.
— — — — — — — —
— — — — — — — —

(Himmlischer Liebesengel, mein holdes Traumbild, mein Seraphin, gib mir deiner Liebe Blüte, und ein Garten wird mein Dasein werden.)

Dann war alles verklungen. —

Schräger fallen die Schatten in die Straße vor der Fonda. Die schwer auf den Nerven lastende mittägliche Hitze weicht einer wohlthuenderen Frische der Atmosphäre. Es ist 5 Uhr. Don Manuel und ich wandern nach der Alameda. Hübschen Frauen und Mädchen entbietet mein Begleiter dann und wann lächelnd seinen Gruß. Die Kurgäste haben die Rohrstühle vor die Häuser auf die Straße, in den Schatten der Gebäude gesetzt. Vor sich die grüne Alameda, verträumen sie hier, unter dem gleichmäßigen Antosen der Brandung an den Uferdamm, die Nachmittags- und Abendstunden.

Vor einem dieser anspruchslosen Häuschen, dem Heim der Familie Gonzalez, hemmen wir unsere Schritte. Der Gobernador stellt mich

der Mutter und den Schwestern meiner schönen Eisenbahngefährtin und ihrer Freundin, Señorita Condé vor.

„Le gusta Macuto?“*) lispelt Gertrudis. Einen weißen Flor hat sie um Hals und Nacken geschlungen. Unter den seidenartigen Wimpern sieht sie, einer murilloschen Madonna gleich, mit jungfräulichem Liebreiz hervor.

Auf meine emphatische Bejahung entgegnet sie lebhaft und sichtlich erfreut:

„Grácias! — Macuto es muy lindo, muy bonito.“**)

„Gefallen Ihnen auch die Venezolanerinnen?“ wirft Señorita Condé ein.

„Ich muß diese Frage französisch beantworten“, erwiedere ich; „mein kastilianischer Sprachschatz reicht nicht aus, um — — —.“

„Es ist nicht erlaubt, französisch zu sprechen — — sagen Sie das auf kastilianisch.“

Der Einwand meines Unvermögens, mich in spanischer Zunge auszudrücken, ward einstimmig von dem Damenflor verworfen. Vielmehr begann sofort, unter allgemeiner Mitwirkung der von kindlich reiner Freude beseelten Mädchenschar meine Unterweisung in der grammatica viva des Landes.

„O! in wenigen Tagen sollen Sie flott kastilianisch sprechen!“, so rief übermütig Gertrudis jüngere Schwester. „Sie sind jetzt der Schüler und wir der Maestro. Und nun — gehen wir an die erste Lektion!“

Meine Sprachlehrer hatten übrigens richtig vorhergesagt. Jeden Nachmittag und Abend fand ich mich mit Don Manuel zur Tertulia***) bei ihnen ein — und am dritten oder vierten Tag hatte meine Zunge bereits eine rühmliche Fertigkeit in Beherrschung der Landessprache erlangt.

Die drei Schwestern Gonzalez — Gertrudis, Clotilde und Eléna-Mercédes — wußten, wie alle Töchter guter Familien des Landes, sich im Gespräch und im gesellschaftlichen Verkehr natürlich, ungezwungen und sicher, ohne Verlegenheit und ängstliche Wahrung ihrer Mädchenhaftigkeit zu benehmen. Die Venezolanerin liebt es, Blumen sinnig in den Gedankengang der Unterhaltung zu streuen. Sie weiß hübsche Vergleiche anzustellen und sich in Bildern und Gleichnissen auszudrücken. Insbesondere erfinderisch ist sie in allerlei Varianten des

*) Gefällt ihnen M.?
**) Danke, M. ist sehr schön, sehr lieblich.
***) Plauderstündchen.

immer wiederkehrenden Motivs von Frauenschönheit, von Herzen und Minne. Bei all dem jedoch ist das Venezolanische Mädchen von Takt, ächt jungfräulichem Empfinden und Zurückhalten beseelt. Dabei weiß dasselbe jedoch weitaus unbefangener, als manche Albionstochter oder Nordamerikanerin, ihre harmlosen und launigen Einfälle mit silberhellem, herzlichem Auflachen mitzuteilen, ohne, wie jene, die Grenzen weiblicher Gesittung in Benehmen und Äußerung jemals zu überschreiten.

Die venezolanischen Frauen und Mädchen der Gesellschaft zeigen ein freundliches, wohlgesittetes, durchaus weibliches Wesen. Der der Rumänierin, der Russin und Polin anklebende haut-goût von Pariser Fäulnis geht ihnen ab; allerdings ebenso sehr der gebildete Geist, das Positive und tief innerliche Gemütsleben des deutschen Weibes. Aber es wohnt ein gesunder Sinn, Ehrbarkeit und ein reich entwickeltes Verständnis für das Schöne in ihnen. Ohne Frage haben sie vor dem männlichen Geschlecht den Vorzug der Häuslichkeit und größerer Unbescholtenheit des Wandels. Freilich bleibt dahingestellt, ob diese Eigenschaften genügen, um irgendwie sittlich bestimmend auf die Männer einzuwirken. In einer sinnigen Dichtung spricht weiland Karl XV. von Schweden von der hehren, ethischen Aufgabe der Frauen. Sie sollen — meint der königliche Dichter — den Mann von den Irrpfaden des Lebens zurück zu Edens Auen führen. Der Cherub vor des verlorenen Paradieses Pforten werde der veredelnden Frauenliebe die Wiedereinführung des Mannes in die Gefilde des Lebensbaumes nimmer wehren. Wohl mag der Enkel Karl Johann Bernadottes solches auch zu den Frauen Romano-Amerikas gesprochen haben. Ein weites Missionsfeld ist den venezolanischen Frauen jedenfalls eröffnet, die verirrten Lämmer ihrer nichts weniger als sittenstarken Gatten in den Schafstall des Seelenfriedens wieder einzusammeln. —

Gewohnheitsmäßig habe ich unterdessen eine Zigarette gewickelt und setze sie eben in Brand.

„No se fuma delante de Señoras“!*), weist mich vorwurfsvoll eines der Mädchen zurück. „Wie so denn — — wir sitzen ja vor dem Hause, auf der Straße.“

Wehe, ich war ein Neuling in diesem Lande. In Venezuela raucht man nicht in Gegenwart von Damen, selbst nicht im Freien. Die Venezolanerin zürnt ob der Unerzogenheit, den Puder auf ihren Wangen anzuräuchern. Was half mir meine Berufung auf die Sitte

---

*) Man raucht nicht in Gegenwart von Damen.

Europas; was half es, daß ich von hübschen Mädchen der Heimat stotterte, welche in ihren wohlgepflegten Händen eine glimmende Laferme hielten? — Unter den abenteuerlichen Anschauungen über die Spanierinnen Amerikas findet sich in vielen Reisewerken und Romanen obenan die Behauptung, daß das schöne Geschlecht, uneingedenk aller Weiblichkeit, dem Genusse der Herba nicotiana*) fröhne. Da liest man z. B.: „Das Zigarrettenrauchen ist die Hauptbeschäftigung der Kreolin.“ Oder: „Es gälte in der dortigen Welt als ein Verstoß gegen die gute Sitte, wenn man nicht den Señoras zuerst die Zigarrettenkiste darreiche.“ — Manche Doña mag sich wohl auch in Venezuela innerhalb ihrer vier Wände ein Cigarrillo anzuzünden. Aber der gute Ton untersagt entschieden das Rauchen der Damen.

Zwischen sechs und sieben erscheint man zur Comida**). Nach derselben, in später Abendstunde, verwandelt sich der hypäthrale Comidór***) in eine Stätte froher Lust. Vom krystallenen Firmament herab erhellt flimmernder Kerzenschein im Wettbewerb mit spärlichen Leuchtern und Lampen die improvisierte Tanzstätte. Die Töchter zur Badekur anwesender Familien haben sich, von ihren Mamas behütet, in der Fonda zum Kränzchen eingefunden. Durchweg bewegen sich die meist hübsch gewachsenen Caballeros mit vornehmem Anstand und Würde. Dabei drehen sie ihre Tänzerinnen mit bewundernswürdiger Taktsicherheit. In der Tonkunst bewanderte Landsleute sah ich in Entzücken über die Besonderheiten der Tänze und die fremdländischen Weisen, vornehmlich über den venezolanischen Walzer. Mein Interesse erregte vorzugsweise die den Europäer überraschende Anmut in Haltung und Bewegung der walzenden Jugend. Manche Paare sah man während der Danza und des Valse sich nur auf der Stelle drehen. Oder sie glitten lautlos dahin, nur auf den Spitzen der kleinen Füße schwebend, ohne daß ein weiteres Glied des Körpers einen Mißton in die vornehme, gemessene Ruhe der Tanzenden gebracht hätte. Hüftenverrenkungen, ein Vorbeugen des Oberkörpers, und das Bestreben, Schnellfüßigkeit über Anstand und Gefälligkeit in Ausführung der Touren zu setzen, sind bei den Tanzvergnügungen der Venezolaner ausgeschlossen. Auf unseren Bällen sind derlei Eigenheiten der Tänzer und Tänzerinnen oft die einzige Quelle der Zerstreuung und des Trostes für sitzengebliebene Jungfrauen, Ballmütter und nicht gerade im Rauchzimmer befindliche Herrn.

---

*) Tabakspflanze.

**) Hauptmahlzeit.

***) Speisesaal.

Je mehr die Tanzlust die Herzen der venezolanischen Zukunft schwellte, desto mehr entfachte das Anregende unserer Umgebung und das Zwielicht der Beleuchtung in uns Deutschen den vielgeschmähten Hang zur Gedankenvertiefung. Der Bauleiter der Valenzia-Eisenbahn und seine Gattin überließen sich mit mir in einer Ecke des Saales Betrachtungen über den ernst gerichteten Sinn des deutschen Volkes. Als Verkörperung des nur auf Äußerlichkeiten gerichteten Gegensatzes sahen wir das in sorglosem Sinnengenuß beglückt an uns vorübertaumelnde Geschlecht der Hispano-Amerikaner. Wie verschieden doch sie und wir! Gleich Sturmvögeln streichen wir mahnend und klagend durch den grauen naßkalten Nebel des Nordens dahin, und predigen Mannhaftigkeit, Einkehr in uns und Widerstand gegen den Feind in unserem Inneren: Trägheit, Weichlichkeit und Genußsucht. Jene aber umschwirren oberflächlich, unbesorgt und unbekümmert, gleich goldschimmernden Kolibris, im Glanz des Sonnenlichtes die Ranken und Lianen voll Orchideen und duftender Blüten, die der ewige Frühling, der nie endende Sommer beut.

„Bald triumphieren des Tropenlandes Zaubermächte auch über Ihren gewappneten, ernsten Sinn. Es lockt Sie Nordlandssohn mit bestrickendem Gruß die Syrene von Makuto. — Aus den Wassern der Bucht taucht sie nächtlicher Weile empor und bethört Sie im Traume. — Fliehen Sie — retten Sie sich, so lange Sie nicht — — den Mund der Syrene geküßt", warnte die deutsche Kassandra.

Siebentes Kapitel.

Venezolanisches Staatswesen.

Politische Einteilung Venezuelas. Bundesstaaten; ihre Selbstverwaltung. — **Gesetzgebender Körper**: Kongreß. — **Exekutive**: Bundesrat. — Präsident der Republik. Curial-Styl seiner Handschreiben an Staatsoberhäupter; Wahrung seiner Prärogative. Botschaft an den Kongreß. Derzeitiger Präsident. — Staatsministerien: Ministerium der Finanzen. Hacienda; Rechnungsbehörden; Budget. — M. des Staatskredites. Innere, äußere Schuld. — M. der öffentlichen Arbeiten. Straßen. — M. des Fomento. — M. des Krieges und der Marine. Stehendes Heer: Offiziere; Garnisonsorte; Kriegsmaterial. Heereseinrichtungen auf dem Papier. Uniformen. Seemacht. — M. des Äußern. Memoria und Gelbbuch des J. 1885: Ableben des General Grant. Bolívar-Feier in New-York. — Tod Alphons XII.; Trauer Venezuelas; das Kabinett in Carácas und das monarchische Prinzip. — Battenberg. — Der Bolívar-Orden. Insignien; Geschichte des trikoloren Bandes. Hohe Ordensinhaber. — **Richterliche Gewalt.**

Während meines Aufenthaltes in Macuto hielt der Präsident der Republik Hoflager dortselbst. Ich hatte die Ehre, ihm hier vorgestellt zu werden. Mit Bezug darauf schicke ich Nachstehendes über die Präsidentenwürde und den derzeitigen Präsidenten, sowie über die politische Einteilung, die Verfassung und Regierung Venezuelas voraus.

Die Republica de los Estados Unidos de Venezuela ist in den Bundesdistrikt, acht Staaten, acht Bundesterritorien und zwei National-kolonien eingeteilt.

Der Bundesdistrikt, (117 Quadratkilometer und 70 000 Einwohner), umfaßt die Hauptstadt Carácas und die Vororte*).

Die acht Staaten sind: Estado Guzmán Blanco, von der Küstenkordillere zum Orinoko, mit dem Insulargebiet von Nueva Esparta. Hauptstadt Ciudad de Cura (12 000 E.), Hafenstadt la Guayra (15 000 E.)**); — Estado Carabobo, südlich des Golfo Triste, mit der Hauptstadt Valencia (36 000 E.) und dem Hafen von Puerto Cabello (10 000 E.) — Estado Lara, westlich von diesem; Hauptstadt Barquisimeto (29 000 E.). — Estado Falcon, zu beiden Seiten der Lagune von Maracaibo. Hauptort: das kleine Capatárida (3000 E.), Städte: Maracaibo (32 000 E.) und Coro (9000 E.). — Estado los Andes, das Hochland der Cordillere von Mérida; zweit-

*) S. Kap. 14.

**) Größter Staat mit 515 000 Seelen.

größter Staat mit 317 000 E. Hauptstadt Mérida (11 000 E.). — Estado Zamora, im Stromgebiet des Rio Apure und Portuguesa; Hauptort Guanare (10 000 E.); Städte: San Carlos (11 000 E.), Varinas und Nutrias. — Estado Bolivar, im Süden des Orinoko, in Guyana. Hauptstadt Ciudad Bolivar (vormals Angostura) mit 11 000 E.; Handelsplatz San Fernando de Apure. — Estado Bermudez im Nordosten. Hauptstadt Barcelona (11 000 E.). Carúpano (12 000 E.), Cumaná (12 000 E.), Maturin (14 000 E.) —

Vor einigen Jahren bestanden noch 20 Staaten, und zwar: Aragua, Apure, Barcelona, Barquisimeto, Bolivar, Carabobo, Cojedes, Coro, Cumaná, Guárico, Guyana, Maturin, Mérida, Nueva Esparta, Portuguesa, Tachira, Trujillo, Yaracuy, Zamora und Zulia (vormals Maracaibo). Den häufigen politischen Namenswechseln fehlt mitunter nicht die Ironie der Geschichte. Heute wird der größte der Staaten, der vordem den Namen Bolivar trug, Estado Guzmán Blanco benannt. Der Kleinere muß stets dem Größeren weichen — so Bolivar dem Ilustre Americano. Zu Bolivars Entschädigung ward sein Name auf den Estado oder Provincia de Guyana übertragen. — Die heutigen acht Staaten sind in Bezug auf ihre innere Verwaltung selbständig und unabhängig. An ihrer Spitze steht ein Presidente del Estado. Jeder Staat hat einen gesetzgebenden Körper, bestehend aus einer Senatoren- und Repräsentantenkammer. Seine Spezialgesetze sind jedoch denen der allgemeinen Staatsregierung angepaßt.

Die acht Territorien sind: Alto Orinoko, Hauptort San Fernando de Atabapo (350 E.); Amazonas, Hauptort Maroo (360 E); Caura, Colon, Armisticio, Goajira, Delta und Yuruari in Guyana mit den Goldminen und dem Hauptort Guacipati (2600 E.). Die Gobernadóres der Territorien stehen direkt unter der föderalen Exekutivgewalt. Die Kolonien sind: Guzmán Blanco und Bolivar. (Kap. 26.)

Venezuela umfaßt 1 639 398 Quadratkilometer mit einer Bevölkerung von 2 121 988 Seelen*).

Nach der Verfassung ist die Zentralgewalt der Estados Unidos eine dreigegliederte: eine gesetzgebende, ausübende und richterliche.

Der gesetzgebende Körper ist der Kongreß. Derselbe besteht aus der Kammer der Ciudadanos Dipudados und der der Ciudadanos Senadores. Bundesdistrikt und Staaten entsenden in die Deputierten-

*) Die statischen Angaben sind großenteils dem statistischen Jahresbericht der V. St. von Venezuela von 1884 und 1887 entnommen.

kammer je einen Abgeordneten auf 35 000 Seelen. Die Wahlen sind direkte und öffentliche. — Je drei Senatoren und ebenso viele Stellvertreter werden von dem gesetzgeben Körper jedes Estado direkt erwählt. Für vier Jahre gilt das Mandat der Dipudados und Senadores. In der damaligen Legislaturperiode bestand die Volksvertretung aus 52 Abgeordneten und 24 Senatoren (ohne ihre Stellvertreter). — Der Kongreß tritt im Kapitol in Carácas zusammen.

In den Händen des Präsidenten der Republik und des Bundesrates (el Consejo Federal) ruht die **ausübende Gewalt** (el Ejecutivo). Der Bundesrat wird vom Kongreß auf zwei Jahre ernannt. Dieser erwählt hierzu alle zwei Jahre je einen Senator und einen Deputierten für jede politische Einheit der Republik, und einen zweiten für den Bundesdistrikt.

Aus dem Bundesrat geht durch Wahl eines seiner Mitglieder der Präsident der Republik, sowie der Designado, dessen Stellvertreter, hervor. Der Präsident ist auf zwei Jahre erwählt. Ebenso wie die Mitglieder des Bundesrates darf er nach Ablauf seiner Amtsdauer nicht unmittelbar wiedererwählt werden. Die ausübende Staatsgewalt steht dem Präsidenten der Republik, unter Zustimmung des Bundesrates und unter Mitwirkung der Minister, zu. Am Eingang der präsidialen Verordnungen findet sich daher die Formel:

El Presidente de la Republica,
con el voto afirmativo del Consejo Federal
Decreta u. s. w.

Im schriftlichen Verkehr mit einem auswärtigen Staatsoberhaupt bedient sich der Präsident der Republik der Anrede „Grande y Buen Amigo“ und zeichnet „Vuestro Buen Amigo“ N. N.

Die Königin von England redet der Präsident: „Buena Amiga“ an, und zeichnet: „me suscribo de Vuestra magestád Vuestro Buen Amigo N. N.“ Die Überschrift an die Königin: Joaquin Crespo, Pres. u. s. w. A. S. Majestád Victoria Soberana del Reino Unido de la Gran Bretaña é Irlanda, Defensora de la Fé*), Emperadriz de la India etc. zeigt die gemessensten Ausdrücke der den Dynastien und Thronen geschuldeten Höflichkeit und die Zuerkennung der herkömmlichen monarchischen Attribute im schriftlichen Verkehr des republikanischen Präsidenten mit Souveränen.

Ebenso umgiebt das republikanische Staatsoberhaupt auch sich selbst, gelegentlich seiner Amtshandlungen, als Träger der obersten

*) Verteidigerin des Glaubens.

Staatsgewalt, mit dem Nimbus eines Herrschers. So empfängt er z. B. den Gesandten einer befreundeten Macht, der sein Beglaubigungs- oder Abberufungsschreiben überreicht, in feierlicher Audienz. Zugegen sind der Minister des Äußeren und sein Abteilungsdirektor für internationales Privatrecht. Auch weiß der Präsident auf dem Gebiet des Zeremoniells und der Etikette die Prärogative seiner hohen Stellung zu wahren. Als Bürger, und soweit er nicht Amtshandlungen vornimmt, kann er sich jedem Ciudadano gleichstellen. Aber in seiner Eigenschaft als erster Repräsentant der vollziehenden Gewalt muß er etwas Unnahbares haben. So wurde z. B. dem Ansuchen des Generalkonsuls von Guatemála in La Guayra um eine Audienz bei dem Präsidenten der Republik behufs Überreichung eines Handschreibens des Präsidenten von Guatemála, nicht willfahrt, da das Konsularkorps nicht die Repräsentativstellung des diplomatischen Korps habe. Das Gesetz erlaube es der höchsten Obrigkeit (Supremo Majistrado) nicht, einen Konsul in Audienz zu empfangen.*)

Im Staats- wie im Gesellschaftsleben der Venezolaner spricht sich im Gegensatz zu dem Streben nach persönlicher Freiheit und Unabhängigkeit, die wohlgefällige Formgerechtigkeit des aristokratischen Kastilianertums aus. Mangel an Würde und die kindliche Freude, einen homo rusticus herauszukehren, wie das bei dem Republikanismus bei uns zu Lande mitunter als etwas Selbstverständliches gilt, würde man bei Präsident und Volk von Venezuela vergeblich suchen.

Alljährlich legt der Präsident dem versammelten Kongreß einen Rechenschaftsbericht seiner Amtsthätigkeit in Gestalt einer Botschaft (Mensaje) vor. Abgerechnet die volltönigen Anpreisungen der welterfüllenden Großthaten seiner Regierung und der Mitarbeit des gesetzgebenden Körpers an den erhabensten, sittlichen Problemen der Menschheit — enthält diese republikanische Thronrede eine wertvolle Übersicht über den gesamten Gang der Verwaltung seit Vertagung der Kammern.

Der Präsident und sein Sekretariat kosten dem Lande jährlich 150 000 Bolivares (= 1 frc.) — ein klein Bischen weniger, als was der Schwiegersohn der französischen Republik in einer uns noch allen erinnerlichen Periode alljährlich seinem Vaterland kostete.

Präsident war General Joaquin Crespo. Guzmán Blanco, der mit wenigen Unterbrechungen von 1870 ab regiert hatte, war für die Dauer einer neuen Präsidialperiode zurückgetreten. Bis dahin hatte

*) Gelbbuch des Aeuß. Minist. pro 1886.

man zu gunsten des Pacificadór y Regeneradór von der gesetzlichen Bestimmung über die verfassungsmäßig nur für zwei Jahre gültige Präsidentenwürde mehrfach Abstand genommen. Zuerst, bis 1873, regierte Guzmán Blanco unter dem Titel „Vorläufiger Präsident der Republik" drei Jahre als Diktator. Darauf ließ er sich für weitere vier Jahre zum definitiven Präsidenten erwählen u. s. w. General Crespo, schon mehrfach Designado, galt als der Person Guzmán Blancos unbedingt ergeben. Der Ilustre Americano, (der inzwischen die Regierung wieder übernommen hat,) hatte dieses Interregnum nicht zu fürchten.

Dem Präsidenten stehen für das Ejecutivo acht verantwortliche Ministerien zur Seite, und zwar:

Ministerium des Inneren, Ministerio de Relaciones Interiores.
„ „ Äußeren, M. de Relaciones Exteriores.
„ „ öffentlichen Unterrichts, M. de Inctruccion Pública.
„ der Finanzen, M. de Finanzas oder de Hacienda.
„ des Staatskredits, M. del Credito Público.
„ der öffentlichen Arbeiten, M. de Obras Públicas.
„ des Fomento, M. de Fomento.
„ „ Kriegs und der Marine, M. de Guerra y Marina.

Das Ressort einzelner Ministerien giebt mir zu bemerkenswerten Erörterungen Anlaß:

Zu den Zuständigkeiten des Präsidenten der Republik zählt die oberste Leitung und Verwaltung des Staatsgutes, der Hacienda oder wie wir sagen, der Finanzen. Er übt sie durch das Ministerium aus. Unter Hacienda versteht man die Gesamtheit der dem Staate zukommenden Güter, Einkünfte, Abgaben, Gebühren und rechtlichen Ansprüche.*) Der Finanzminister ist demnach verfassungsmäßig nur Delegierter des Präsidenten. Unter dem Ministro de Hacienda oder de Finanzas stehen die vier Abteilungsdirektoren der Duane (Aduana), des Schatzes (Tesoro), des Voranschlages (presupuesto) und der Salinen.

Ein oberster Rechnungshof (Tribunal de Cuentas) wird aus drei Ministern gebildet. Der eine ist Präsident, leitet den Geschäftsgang und unterzeichnet; der andere Referent (Relatór), und der dritte Kanzler (Canziller). Ihm unterstehen Kanzlei und Archiv. Die von ihnen geprüften Rechnungen gehen mit ihrem Vermerk dem Finanzminister zu. — In der Vorinstanz prüft eine Rechnungs-Zentralbehörde, die

*) Cód de. Hac. Ley. I Art. 1.

Contaduria General de Hacienda, die Einnahmen und Ausgaben sämtlicher öffentlicher Kassen.

Alljährlich bringt der Präsident der Republik dem Kongreß, in Form einer Spezialbotschaft (Mensaje especial) eine Gesetzesvorlage ein, welche den Voranschlag der staatlichen Einnahmen und Ausgaben enthält. Vorausgehend haben die Minister dem Kongreß die Ausgabebudgets für ihr besonderes Ressort vorzulegen. Der Präsident faßt den Gesamtausgabebedarf der Regierung in seiner Botschaft zusammen. — Ein gesetzmäßig zu stande gebrachtes Ergänzungsbudget besteht nicht. Vielmehr werden die erforderlichen Nachtragskredite, anstatt ihre Abrechnung als Nachträge zum Budget zu finden, von den betreffenden Ministern selbständig verrechnet. Am Ende des Rechnungsjahres wird dem Kongreß hierüber Vorlage erbracht. Dieser erklärt diese, im Voranschlag nicht vorgesehenen, Ausgaben entweder nachträglich als dahin gehörig oder erteilt dem verausgabenden Minister Decharge.*)

Dem wichtigsten Zweige der venezolanischen Finanzverwaltung, dem Zollwesen, widme ich das elfte Kapitel. —

Im Ministerium des Staatskredites beschäftigt uns zunächst die Innere Schuld. Die konsolidierte fünfprozentige Schuld — repräsentiert durch Staatspapiere au porteur, betrug 1883 über 36 Millionen Bol. Nebenher gab es eine unverzinsliche, konsolidierbare Schuld. Sie wurde inzwischen in Consolidada konvertiert, wodurch letztere um 3 400 000 B. vermehrt wurde. Mithin betrug die konsolidierte Schuld 1886/87 über 39 Millionen B. In monatlichen Raten werden hiervon an Zinsen 1 964 000 Bol. entrichtet.

Die gesamte Staatsschuld hatte sich in den Jahren 1849—1879 von 92 Mill. Mark auf 271 Mill. Mark vermehrt.**) Hiervon kamen 220 Mill. auf die Äußere Schuld. Jedoch schon 1883 war diese auf 68 Mill. reduziert worden — und zwar „dank dem Eifer, der Unermüdlichkeit und Geschicklichkeit, welche in dieser wichtigen Angelegenheit der Präsident der Republik (Guzmán Blanco!) zu gunsten der nationalen Interessen bewiesen hat.“***) An jährlichen, dreiprozentigen Zinsen der Äußeren Schuld werden 2 135 000 B. in Monatszahlungen von 177 933 B. entrichtet. Eine Unifizierung der Staatsschuld, mit einem gleichen Prozentsatz der Zinsen, ist heute immer noch ein frommer Wunsch. —

---

*) Cod. de Hac.

**) Andree, S. 583.

***) Stat. Jahresber. 1884.

Die von dem Bautenministerium publizierten Aufzählungen der ausgeführten öffentlichen Arbeiten verfehlen ihres Eindrucks auf den Leser nicht. Doch sind derlei offizielle Angaben auf ihren wahren Wert zu prüfen. Nichts liegt in Venezuela mehr darnieder, als das Straßenbauwesen.*) Die offizielle Angabe, wonach zur Zeit 1464 Kilometer Fahrwege in Venezuela bestehen, und hiervon 1000 Kilometer unter Guzmán Blanco angelegt wurden, ist daher mit Vorsicht aufzunehmen. —

Das Ministerio de Fomento**) ist Ministerium für Ackerbau, Verkehr, Einwanderung, Fremdenkolonien, sowie Verwaltung der Bundesterritorien. Das Fomento befaßt sich als landwirtschaftliches Ministerium mit Meliorationen, Hebung und Schutz des inländischen Bodenerzeugnisses, Verbesserung der Nahrungsmittel, Urbarmachung von öden Ländereien u. a. Es erteilt Konzessionen behufs Ausbeutung der Produktion auf herrenlosem Grund und Boden, wie z. B. in der Wildnis des Orinokodelta. Zum Fomento gehören weiter: Posten und Telegraphen. Ihm untersteht das statistische Büreau.

Unklar über die Begriffsbestimmung frug ich einst Don Manuel: „Was versteht man doch unter Ministerio de Fomento?" „Je vais vous expliquer ça", entgegnete er „c'est le ministère du foment".***) Fomento und obras públicas verschlingen über $^1/_3$ der Staatseinnahme.†) —

Betrachten wir Heer und Kriegsmarine. Venezuela besitzt ein stehendes Heer von acht Bat. Infanterie zu je 301 Mann, von einer Komp. Artillerie und einer Komp. Kavallerie. Jedes Bataillon hat einen Major, zwei Kommandanten und 26 Offiziere. Die Infanterie weist mithin auf 2408 Mann, 232 evidenzmäßige Offiziere auf. Überdies zählt das Offizierskorps der Armee noch eine Unzahl von Stabsoffizieren und Generalen, wie wir an anderer Stelle sehen werden. An die Offiziere wird keine hohe gesellschaftliche oder wissenschaftliche Anforderung gestellt. In ihren Führungslisten prangt als

---

*) Appun, I. 92, bezeichnete die Fahrstraße, el Camino carretero, von den Küstenanden nach Valenzia, und von dort nach Carácas, als den einzigen, außer der Straße nach San Carlos, seit der Independencia erbauten Weg im Lande.

**) Fomento, vom lateinischen fovere, bedeutet: Begünstigung, Vorschub, Schutz, Unterstützung u. s. w.

***) In der offiziellen Übersetzung der Botschaft des Präsidenten ins Deutsche wird fomento einfach unübersetzt gelassen oder umgeschrieben. So wird la memoria de fomento in „Denkschrift zur Hebung der Wohlfahrt" übertragen.

†) Mensaje von 1885, 24.

erste Soldatentugend: fleckenlose Gesinnung für die ruhmvolle Sache des Liberalismus (el glorioso partido liberal).

Garnisonsorte sind vornämlich: Carácas, La Guayra, Valencia und Maracay am See von Valencia, Barquisimeto, Cumaná, Maturin, Ciudad Bolivar und Coro. Der Artilleriepark ist auf die genannten Orte verteilt. — Nach offizieller Angabe verfügt das Heer über einen Vorrat von 30 000 Gewehren, einer Mill. Remingtonkapseln, zwei Mill. fertiger, verpackter Patronen und Verarbeitungsmaterial für vier bis fünf Mill. weiterer Patronen.

Die geringe stehende Heeresmacht erwies sich unzureichend zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit. Als Ergänzungen des aktiven Standes mußten mehrfach überzählige Kompagnien in gefährdeten bezw. aufrührerischen Landesteilen aufgestellt, und besondere Militärkommandanturen zum Zweck der Truppenorganisation dortselbst errichtet werden. — Eine Reform der Militärgesetzgebung scheint dringend geboten. Gegenwärtig verringert man den Effektivstand des Heeres, formiert aber auf dem Papier eine Miliz von 265 000 Mann. Aus ihr hofft man nötigenfalls ein Heer von 100 000 Mann formieren zu können. Trotz europäisierter Heereseinrichtungen Guzmán Blancos dürfte aber heute noch Engels Beschreibung der Militärzustände in Venezuela und Kolumbien (zwischen 1860 und 1870) nicht unzutreffend sein. Er sagt*): „Thatsächlich besteht die Wehrkraft aus Menschenhaufen, die je nach dem augenblicklichen Bedürfnis zusammengetrieben sind, und aus unbrauchbaren, unbespannten Geschützen mit dem Affektionswert von Altertümern. Zwischen Miliz und Heer besteht kein greifbarer Unterschied. Weder Milizsoldat noch Rekrut stellt sich freiwillig. Beide müssen eingefangen und gefesselt — wie eine Heerde Vieh oder ein Trupp von Sträflingen — zur Einstellung gebracht werden. Uniformen hat die Miliz nicht. Beliebig stattet sich der Offizier nach seinem Geschmack aus; die Mannschaften nähen sich einen roten Lappen auf ihre Hosen. Ein jeder Kommandant der Miliz ist eine Art Bandenführer, der sich jedwedem Pronunciamento diesseits oder jenseits ohne Unterschied anschließt."

Bestimmungsgemäß sind für die Soldaten der Linie Dienst- und Galauniformen vorgesehen. In letzteren sah ich nur die Musik-Banda in Carácas und die Wachtpiketts ebendaselbst vor dem palacio des Ilustre Americano. Letztere trugen zu gelbem Tschako blaue Waffen-

*) Engel, Studien unter den Tropen Amerikas.

röcke mit gelben Kragen und Aufschlägen und roten Hosen. In eben solchen Beinkleidern, hellblauen, verschnürten Waffenröcken und Käppis, nahm sich das Musikkorps vorteilhaft aus. —

Nach dem freimütigen Bekenntnis der Regierung*) läßt die Seemacht viel zu wünschen übrig. Die einzigen Kriegsfahrzeuge, die Dampfer „Revindicadór" und „Centenario", sowie zwei Galonen (goletas) sind nur für Kommissionen und als Avisoschiffe verwendbar. Die Zahl der Marinesoldaten beträgt nur 36.*)

Die Akten des Auswärtigen Ministeriums sind nicht ohne allgemeines Interesse. Man ersieht aus ihnen die Beziehungen der venezolanischen Regierung zu den auswärtigen Staaten, und die Stellung der Republik innerhalb der Mächte. Nehmen wir einmal die Memoria del Ministro de Rel. Ext. pro 1886, den Rechenschaftsbericht des Ministers über seine Amtsthätigkeit im abgelaufenen Verwaltungsjahr, und das demselben beigegebene Urkundenbuch, das Gelbbuch, (Libro Amarillo) zur Hand.

Da finden wir u. a. zwei Berichte der venezolanischen Gesandtschaft in Washington; die erste über das Ableben des General Grant Präsident Crespo ordnet das Aufziehen der Flaggen auf allen Staatsgebäuden während zehn Tagen, zum Zeichen der Trauer, an.

Der zweite Bericht giebt Nachricht von der Feier des Geburtsfestes Bolivars in New-York, den 28. Oktober 1885. Am 17. Juni 1884 war hier, im Park Zentral, das Standbild Simon Bolivars enthüllt worden. Hierbei hatte das 7. Regiment der Nationalgarde des Staates New-York die Ehrenwache gehalten. Die Republik Venezuela beehrte dafür jeden Musketier des Regiments mit einem Diplom des Bolivarordens. Demzufolge hatten sich die Söhne der freien Republik Washingtons die Ordensabzeichen aus ihren Ersparnissen von Carácas kommen zu lassen. Die feierliche Ordensverteilung ward auf den 28. Oktober 1885, den Geburtstag Bolivars, angesetzt. Oberst Winchester vom ruhmwürdigen (glorioso) Regiment der Nationalgardisten lud hierzu die venezolanische Vertretung in Washington nach New-York ein.

Ein beredtes Zeugnis der unparteiischen Gesinnung der republikanischen Regierung gegenüber dem monarchischen Prinzip in europäischen Staaten bildet die Note des Ministro de Rel. Ext. an den bevollmächtigten Minister von Spanien in Carácas, aus Anlaß des Hinscheidens Königs Alphons XII. Nach Empfangsbestätigung der

*) Mensaje 1885: stat. Jahresber. 1884, 1887.

Anzeige von der Trauerbotschaft des Ablebens de Su Majestad Católica Alfonso XII., Rey Constitucional de España, besagt die Note weiter: „Anlaß zu tiefer Betrübnis für die Regierung gab die unselige Nachricht des Ereignisses, auf Grund dessen Sie heute unser Mutterland in Trauer sehen und mit ihm alle zivilisierten Völker der Erde. Sie alle erblickten in solch erhabenem Monarchen ein Musterbild der Vornehmheit, einen geliebten Herrscher, für den Pflichterfüllung ein Akt der Gottesverehrung war; der die liberalen Ideen zu jeder Stunde als Weihrauch für das Glück des Vaterlandes auf dem Altare darbrachte.

Auch Venezuela trauert über den Tod Alphons XII. Verknüpfen es doch mit Spanien heilige, unauflösliche Bande, welche alle Republiken Hispano-Amerikas gemeinsam mit jenem umschlingen sollen."

Der Note beigegeben ist Abschrift des Dekrets, mittels dessen der Präsident der Republik Nationaltrauer und eine Gedächtnisfeier zu Ehren des hohen Verblichenen anordnet. Alphons XII. bezeichnet das Schriftstück als den jungen Monarchen, den hohe Eigenschaften des Geistes und Herzens schmückten. Präsident Joaquin Crespo beklagt „das verhängnisvolle Ereignis, welches allzufrühe dem Vaterlande (Spanien) seine berechtigte Hoffnung (fundata esperanza) und Venezuela einen seiner aufrichtigsten Freunde (uno de sus mas leales amigos) entrissen hat. Der Präsidialerlaß bestimmt sodann die Feier eines Totenamtes mit königlichen Ehren (regios funerales) in der Metropolitankirche durch den Erzbischof von Carácas und Venezuela. Der Bischof von Guyana — gerade in der Hauptstadt anwesend — hatte die Gedächtnispredigt zu halten.

Der Minister faßt in der Memoria die Bewegung der venezolanischen Regierung über den besagten Todesfall in die Worte zusammen: „Der Name Alphons XII., des Freundes von Amerika, wird nie aus unserem Gedächtnis schwinden — und noch weniger aus dem des venezolanischen Volkes." Das ist viel für eine südamerikanische Republik, bei dem Haß der Venezolaner gegen die Spanier. Ebenso anerkennenswert ist es bei diesem Umstand, daß die Republiken Venezuela und Kolumbien den König von Spanien, Alphons XII., zum Schiedsrichter in ihren Grenzstreitigkeitsfragen ernannt hatten.*)

Schließlich verdient ein zwischen den Regierungen von Großbritanien und Venezuela gewechseltes Schriftstück als Dokument in dem Gelbbuche einer Republik unsere Beachtung. Der Minstro Resi-

*) Memoria del Min. de Rel. Ext. en 1886. S. 50.

dente de Su Majestad Britanica in Carácas, erstattet an den Minister des Äußeren daselbst Anzeige von der Verleihung des Titels „königliche Hoheit“ an den Prinzen Heinrich Moritz von Battenberg.*) Hierauf erwiedert der republikanische Ciudadano Ministro mit kastilianischer Verbindlichkeit, daß ihm diese Eröffnung sehr gelegen — oportunamente — komme. Im Auftrag der Regierung bringe er dem also Beglückten die herzlichsten Wünsche zur hohen Auszeichnung durch seine mächtige Souveränin dar. — Sage man noch, daß diese amerikanischen Demokraten Plebejer seien!

Das Gelbbuch für das Jahr 1886 enthält — ebenso wie das für 1885 — keinen Notenwechsel mit dem deutschen Reich. Im Anhang bringt die ministerielle Memoria eine Liste der im abgelaufenen Jahre in den Bolivarorden aufgenommenen Personen.

Im Jahre 1825 hatte der Kongreß von Peru eine Denkmünze (Medaille) zu Ehren Simon Bolivars, des Befreiers vom Joch der spanischen Fremdherrschaft, gestiftet. An der Spitze der kolumbischen Armee war Bolivar, nach Herstellung der Unabhängigkeit Venezuelas, über Bogotá und Quito 1823 siegreich in Lima eingezogen. Zum Diktator von Peru ernannt, besiegelte er die Freiheit dieses Staates und des gesamten Hispano-Amerika durch den Entscheidungssieg über die Spanier bei Ayacucho den 9. Dezember 1824. Der Kongreß von Peru, wie zuvor der von Kolumbien, erkannten ihm daraufhin den Ehrentitel: El Libertadór zu. — Das peruanische Ordenszeichen wurde unter der Regierung des Präsidenten Monágas im Jahre 1854 ebenfalls in Venezuela, dem Geburtslande Bolivars, eingeführt. Verändert und erweitert unter Guzmán Blanco, wurde dasselbe in einen mehrklassigen Orden umgewandelt mit der Bezeichnung: Orden vom Brustbild des Befreiers, condecoración del Busto del Libertadór.

Das Ordensabzeichen besteht für alle Grade in einem elyptischen glänzend goldenen Mittelschild. Gleich einer Sonne ist derselbe von 28 goldenen Strahlen umgeben. In mattem Gold zeigt er das Bildnis des Befreiers. Ein blau emaillierter Reif um dasselbe enthält die Aufschrift: Simon Bolivar. Die Rückseite schmückt das Wappen Venezuelas. — Den Libertadórorden trägt man am nationalen chromgelb-himmelblau und scharlachroten**) Band. Als Bundeszeichen dem

*) „La Reina ha tenido la alta bontad de ordenar y declarar, que Su Alteza Serenísima el Príncipe Enrique Mauricio de Battemberg sea titulado y Llamado: Su Alteza Real.“

**) Amarillo, azul y colorado.

Regenbogen entnommen, ist es sehr schön, obgleich etwas lebhaft.*) Auch das Ordenszeichen ist ebenso seltsam als geschmackvoll. Von den Inhabern höherer Klassen wird dasselbe um den Hals — häufig über dem Kragen der Uniform — oder am großen Bande an der linken Hüfte getragen. Die höheren Ordensgrade berechtigen außerdem zum Anlegen eines achtstrahligen Sternes von mattem oder brillantiertem Silber. Das Mittelschild desselben zeigt je nach der Klasse das Wappen Venezuelas oder das Bildnis Bolívars.

Die Verleihung des Ordens erfolgt, unter (später einzuholender) Zustimmung des Kongresses, durch den Präsidenten auf begründeten Vorschlag des zuständigen Ministers, der ein Verzeichnis der Ordensritter führt. — Alljährlich hat derselbe dem Kongresse die Liste der in den Orden Aufgenommenen vorzulegen.

In der Memoria del Ministerio de Rel. Ext. sind unter den neu ernannten Inhabern der höheren Ordensklassen unter anderen aufgeführt:

1. Klasse.

S. K. H. Thewfik, Khedive von Ägypten.
S. E. General Alexander Wos y Gil, Präsident der Republik Santo Domingo.

2. Klasse.

S. E. Kardinal Cimarra.
Sr. Danta, Minister des Äußeren von Brasilien.
J. K. H. Marie von Lusignan, Prinzessin von Cypern, Jerusalem und Armenien.
S. K. H. Prinz Guy von Lusignan.
S. E. René Goblet, französischer Unterrichtsminister.
S. E. General Alfred Deetjen, Minister des Inneren und a. o. Abgesandter der Republik Santo Domingo.

Noch habe ich der **richterlichen Gewalt** zu erwähnen. In höherer Instanz wird die Gerichtsbarkeit durch die „Alta Corte Federal“, den hohen Bundesgerichtshof, sowie durch den Kassationshof, ausgeübt.

---

*) Am 5. Juli 1811, dem Tage der Unabhängigkeitserklärung Venezuelas, hatte der Kongreß in Carácas das trikolore Banner angenommen. Bereits 1806 hatte dasselbe Miranda, gelegentlich seines Aufstandsversuches an der Küste Venezuelas, zum erstenmale entfaltet. Larazabal I, 86. Vielleicht lag der Wahl dieser Farben ein tieferer Sinn, als das Zeichen des Friedensbundes, zu grunde. Nach Acosta war der Regenbogen das Wappen der Inkas von Peru. Mithin repräsentierte die gelb-blau-rote Trikolore die historischsten Landesfarben Südamerikas. Rojas S. 78.

Die einzelnen Staaten haben — gleich dem Bundesdistrikt — ihre besondern, niederen Gerichte und ihre eigenen Tribunale.

Ich nehme nunmehr im folgenden Kapitel den Faden der Erzählung wieder auf.

Achtes Kapitel.

Der Präsident der Republik.

Le diable des Indiens. — Soldateska vor dem Präsidentenhause; Offiziere. — Die Präsidentin. — Präsident Joaquin Crespo. Unterredung mit demselben. — Sühne des ungerechten Haushalters. —

Der Gobernadór hatte bei dem Präsident der Republik das Almuerzo*) eingenommen. Ich hielt Siesta auf meinem Cadre, als Don Manuel vergnügt heimkehrte. „Dem Präsidenten habe ich von Ihnen und Ihren Reisezwecken erzählt — er hat augenscheinliches Interesse daran genommen. Sie werden doch der Excelencia Ihre Aufwartung machen?"

„Wie Sie meinen — vorerst muß ich allerdings meinen Gesellschaftsanzug aus meinem in La Guayra auf dem Zollamt hinterlegten Gepäck entnehmen."

Der Gobernadór schlug mir vor, ihn dieserhalb mit dem Bahnzug nach La Guayra zu begleiten.

In heißester Tagesstunde befanden wir uns auf dem Wege dorthin. Don Manuel trug mit Stolz meine Handschuhe, die ich ihm gelegentlich seiner Vorstellung bei dem Staatsoberhaupte geliehen hatte. In diesem glutausstrahlenden Küstenstrich würde es keinem Venezolaner einfallen, seine feuchten, perlenden Hände in — noch obendrein für teures Geld zu erstehende — Glacés zu zwängen. Aber es war zu verführerisch, in meinen entlehnten neuen Handschuhen den eleganten Kavalier herauszukehren. Unempfindlich blieb daher Don Manuel auch in der Folge gegen mein wiederholtes Ansuchen, mir die Handschuhe wieder zu überlassen. — Eine Stunde später waren wir mit

*) Frühstück.

einem Teil unseres Gepäckes von La Guayra nach Macuto zurückgekehrt.

„Maintenant, Monsieur, je vous ferai voir le diable Indien“, sprach der Gobernadór. Aus seinem Koffer förderte er hierauf einen aus Bast, sowie aus Geweben pflanzlicher und tierischer Stoffe geknoteten langen, steifen, in schreienden Farben bemalten Mantel hervor. Am oberen Teil desselben, der über den Kopf gestülpt wird, war eine teuflische Gesichtsmaske angebracht.

„In dieser Weise bekleiden die Yabanos- und Curiaranas-Indianer, Grenzbewohner von Brasilien, im Gebiet der Bifurkation des oberen Orinoko, ihre Götzenbilder des bösen Geistes. — Sie sollen sogleich sehen, wie solch ein diablo de los Indios aussieht“, sagte Don Manuel und entfernte sich. Kurz darauf kehrte er mit einem Paria von der Gasse zurück. Diesen kleidete er in die Götzentracht ein. Darauf wurden ihm Speere der Eingeborenen in die Hände gegeben. Don Manuel war gesonnen, den Teufel des Amazonasgebietes in effigie dem Präsidenten vorzuführen. „Kommen Sie, begleiten Sie mich — das wird ein Auflauf auf der Straße werden.“ Greulich war der indianische Diablo mit dem grinsenden, roten Maul und den faunartigen Ohren anzuschauen. Die Leute auf der Gasse waren denn auch von dem Anblick des „Gottseibeiuns“ nicht wenig überrascht. Pereira folgte mit weiteren Seltenheiten der venezolanischen und brasilianischen Wildnis.

Die Wachtposten am Gitterthor des Präsidentenhauses wehrten dem Teufel den Einlaß. Don Manuel beschwichtigte sie, indem er sich als Großwürdenträger des Staates für seinen verdächtigen Begleiter verbürgte. Die Wachtmannschaften waren zum Teil schlanke, kräftige Burschen mit ausdrucksvollem, dunklem Gesicht. Am Eingang lehnten die Doppelposten ungezwungen mit dem Rücken gegen die Thorpfeiler. Sie trugen leinene, rotverbrähmte Waffenröcke und Hosen; dazu einen roten, wollenen Gürtel. Ein blaues, scharlacheingefaßtes Käppi saß auf dem langsträhnigen Hauptthaar. Eine Schildwache trug weiße Zeugschuhe. Die andere ging linksseitig barfuß; rechts sahen die Zehen aus einer Alpargáta*) hervor. Innerhalb des Gitters hatten sich die gerade nicht Dienst habenden Wachtsoldaten, zumeist ohne Fußbegleitung, gelagert.

Der Lieutenant der Wache grüßte uns schläfrig. Sein blauer, rotausgeschlagener Waffenrock war bedenklich abgenützt. Kein Europäer

*) Schuh aus Hanf.

hätte in diesem Krieger, ohne Halsbinde und anscheinend ohne Hemd, etwas anderes als einen Sträfling vermutet. Doch die goldene Litze auf dem Ärmel, eine schwarze Borde auf der roten Hose, und der mühsam durch ein Kompromiß von Ledergurt und Bindfaden befestigte Schleppsäbel verriet dem Eingeweihten den Offizier. — Eben kam die Palaststiege herunter ein jugendlicher Coronel*) von feinem Äußeren. Der hellblaue, mit dunklen Schnüren und Golddressen besetzte Uniformsrock, sowie das scharlachrote Beinkleid mit Goldstreifen gefielen mir. Lange Manschetten über den wohlgepflegten Händen bezeugten, daß der Herr Stabsoffizier nicht nur bei Pronunciamentos, sondern auch in den Salons und vor den Gitterfenstern schöner Señoras seinen Mann stellte.

Im rückwärtigen Teil des Gartens der Villa sah ich ein größeres Wachtkorps, etwa von der Stärke einer Kompagnie, bei dem Abkochen gelagert. — Die venozolanische Soldateska allzu geringschätzig zu beurteilen, wäre übrigens unangezeigt. Von einer Gegenüberstellung des südamerikanischen mit dem europäischen Soldaten muß man absehen, inkommensurable Größen lassen sich nicht mit einander messen.

„Europäer belächeln unsere Truppen ob ihrer schlaffen Haltung, ihrer schlechten Ausrüstung und ihrer bloßen Füße", bemerkte mir ein venezolanischer General. „Das ist verkehrt. Wo vermöchte Ihre Infanterie gleichen Schritt zu halten mit unserer bloßfüßigen Geleitsmannschaft? Schon mehr als einmal haben unsere Piketts den 17 Kilometer betragenden Fahrweg von Carácas nach Macuto im Laufschritt neben dem raschfahrenden Wagen des General Guzmán Blanco zurückgelegt." —

An der Schwelle des Präsidentengebäudes, eines eleganten Holzbaues, wollte ich mich zurückziehen. In einem hellen Anzug konnte ich dem Staatsoberhaupt keinen ersten Besuch abstatten. Ich war lediglich dem diablo bis hierher gefolgt.

„Wo denken Sie hin", begegnet mir Don Manuel. „Sie begleiten mich zum Präsidenten; er wird sicherlich — — —."

„Aber mein Reiseanzug — — —."

„Thut nichts", und dabei zog mich der Gobernadór in die Vorhalle hinein. Das mochte er a priori beabsichtigt haben. Es war ihm nicht ganz geheuer am Hofe des Präsidenten. Seine erschütterte Vertrauensstellung sollte voraussichtlich bei Vorführung eines Fremden,

*) Oberst.

der die Aufmerksamkeit einigermaßen von ihm ablenken würde, weniger bemerklich hervortreten.

„Excellenz sind spazieren gegangen, doch werden dieselben jeden Augenblick zurückkehren“ wird uns gesagt, indes man uns nach dem Empfangszimmer mit Ausblick auf das patio*) geleitet. Eine einfach gekleidete Doña waltet hier schlicht unter lärmenden Kindern und farbigen Dienstboten. Ihre Gesichtszüge verraten das indianische Halbblut. Es fiel mir auf, daß Señor Martinez Castro die Doña mit ausgesuchter Zuvorkommenheit apostrophierte.

„Darf ich Sie der Präsidentin vorstellen?“ sagte er zu mir.

Im Hauskleid, anspruchslos und bescheiden, heißt die sorgliche Mutter mich neben ihr Platz nehmen. Die muntere Schar der Kinder eilt ab und zu vom Schoß der Mama zu einem kleinen kupferbraunen Indiermädchen. Man sagte mir, die Familie des Präsidenten habe diese Tochter der Wildnis wie an Kindesstatt angenommen. Einige zutrauliche Hühner waren indes in den Salon hereingeflattert. Ich begrüßte diese zwangslose Abweichung von dem meist bis an das Herz hinan kühlen Ceremoniell an europäischen Höfen. — Bald vernahm man vom Eingang des Hauses her laute Männerstimmen.

„Mein Gemahl kehrt von der Alameda zurück“, bemerkte die Präsidentin.

Der Präsident trat mit Herrn seines Gefolges an uns heran. Ein schwarzer, zweireihiger Tuchrock verlieh der stattlichen, breitschulterigen Gestalt etwas Würdevolles; der Panamahut auf dem dichten, dunklen Haar gab dem ausdrucksvollen Kopf etwas Malerisches. General Joaquin Crespo, Präsident der Republik Venezuela, begrüßte uns in den verbindlichen Formen kastilianischer Höflichkeit und lehnte sich alsdann gravitätisch in einen Schaukelstuhl zurück und wies mir einen gleichen Sitz an seiner Seite an. Zugleich eröffnete er das Gespräch mit herkömmlichen Redensarten. Seine wohlklingende Aussprache des Kastilianischen war klar und scharf betont. Er redete nicht so hastig und dem Fremden unverständlich, wie die Mehrheit der Spanier. Erscheinung und Wesen waren gleich gewinnend. Der General hatte etwas Einfaches, Männliches, Soldatisches. Wenn er mich mit seinen großen, schwarzen Augen anblickte und seine vollen Lippen zum Sprechen öffnete, schienen Güte, Leutseligkeit, ja Offenherzigkeit aus diesen Zügen zu sprechen. Ein Anflug gutmütigen Spottes war ihm dabei nicht abzusprechen. (Selbstbewußter, oft ver-

*) Innenhof.

letzender Spott ist ohnedies dem Venezolaner im Verkehr mit dem ihm niemals sympathischen Ausländer eigen.) Den tapferen Soldaten, der aus vielen Wunden geblutet hatte und sich an der Spitze seines Armeekorps mehr zu Hause fühlt, als in der Präsidentschaft des Staates, erkennt man unschwer in General Crespo. Der lange, schwarze Lippenbart, sowie der breite, verlängerte Kinnbart verleihen seinem Ausdruck etwas Verwegenes. Gewisse Merkmale der Gesichtszüge kennzeichnen den Mestizen.*)

„Was führt Sie nach Venezuela?“ fuhr der Präsident im Gespräch fort.

„Das Interesse des Touristen, Excellenz.“

„Und, welche Gebiete unserer unermeßlichen Wildnis wollen Sie berühren?“

„Zunächst Carácas, sodann, wenn möglich, den See von Valencia.“

„Also Valencia!? Dahin vermag ich Sie mit guten Empfehlungen zu versehen. Am See von Valencia kommandierte ich bisher die Armee in dem Lager von Maracay. — Und Sie reisen wirklich ohne Berufszweck?“

„Nun, Excellenz, der deutsche Tourist verfolgt gewissermaßen auch Berufszwecke. Meine Absicht, späterhin — Berichte über Land und Leute in Venezuela zu veröffentlichen, veranlaßt mich, ziel- und plangemäß und mit offenen Augen zu wandern. In diesem Sinn ist meine Reise eine Berufsreise.“

Den Präsidenten durchschauerte es eine Sekunde lang ehrfurchtsvoll bei dem Gedanken an den alles durchdringenden Geist und immateriell gerichteten Sinn der Landsleute des großen Humboldt. War dieser doch lediglich zur Ergründung der Gesetze der Weltordnung — und nicht, gleich allen vom Mutterlande herüberkommenden Spaniern, zu seiner Bereicherung mit Goldunzen, in die terra incognita Venezuelas eingedrungen. Vor diesem: audax omnia perpeti der Germanen

---

*) Das reine Blut der durchweg von europäischen Eltern bezw. von weißer Rasse stammenden Abkömmlinge unter den Kreolen kann heutzutage kaum mehr den gesellschaftlichen Vorzug vor den Mestizen, oder selbst vor den Mulatten beanspruchen. Der Amerikanismus der Geburt ist an Stelle des Vorranges kastilianischer Abstammung getreten. So ist selbst der Mulatte dem „weißen Mann“ wenigstens theoretisch und grundsätzlich gleichgestellt. Das an Zahl dem weißen Kreolen weit überlegene Mischgeschlecht der Mestizen und Mulatten hat sich, je nach Stand und Besitz, eine jenen ebenbürtige Stellung — sagen wir: im politischen Leben — errungen. Freilich besteht der Unterschied — in gegenseitiger Abneigung und in Geringschätzung der höher entwickelten europäischen Rasse gegen die Mischlinge — noch immer fort.

entfuhr Joaquin Crespo unwillkürlich der Ausruf: „Ah, los Alemanes!“ Mehr brachte er nicht hervor, denn Freund Gobernadór wußte geschickt seine günstige Stimmung nach anderer Seite hin in Anspruch zu nehmen. Der Gedanke an die Notwendigkeit, seine nicht ganz vorwurfsfreie Territorialverwaltung vergessen zu machen, ließ ihn nicht ruhen. Die Schuld gegen das Vaterland sollte in dieser Stunde ohne Reue abgebüßt werden.

Don Manuel mußte, wenn er an sein Territorium dachte, sich an die Brust schlagen und ausrufen: mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa! Am Vorhandensein einer Schuld bei ihm zweifelte kein Mensch — aber allerdings ebenso wenig an der selbstverständlichen Nachsicht der Regierung. Immerhin war es für Don Manuel am geratensten, sich durch einen käuflichen Ablaß Empfangsbescheinigung des Gobierno*) für entgegengenommenes Schuldbekenntnis ausstellen zu lassen. (Ich selbst ward über alles das erst in der Folge aufgeklärt.)

Don Manuel gab ein Zeichen nach dem Eingang der Villa. Von dort her nahte sich der Teufel mit schwerfälligem Schritte, indem er sich häufig mit den Füßen in den Maschen seines langen Gewandes zu verwickeln drohte. Vor dem Stuhl des Präsidenten verbeugte er sich. Als glatter Weltmann und in Erwiederung empfangener Huldigungen verneigt sich Satanas auch zuweilen vor den Stufen des Thrones. Lucifer ist klug und weiß, daß man mit Höflichkeiten weiterkommt, als mit biderbem Benehmen. Ein Diplomat sagte mir einst, er stelle sich den Teufel nicht als einen abstoßenden, widerwärtigen Kerl, sondern als ein verführerisches, perlengeschmücktes Weib im Ballstaate vor. Ein gräflicher Künstler läßt auf seinem vielgenannten Gemälde den Versucher in der Wüste als Satanella an Christus herantreten. Ich finde jedoch diese Auffassung keineswegs von biblischem Geist durchdrungen. — Auch auf den Lippen des Präsidenten schwebte ein unwilliges: vade retro, satanas! als er den höllischen Sendboten seines Untergebenen als Versöhnungsmakler richtig entlarvte. War ja die Götzenmaske ein Geschenk Don Manuels für ihn. Doch General Crespo bedurfte noch fernerer Geduld und Mäßigung. Denn als weiterer Sühneengel nahte schätzebeladen Pereira. Don Manuel entnahm seinen Händen eine wundervoll gearbeitete, kostbare Hängematte, und breitete sie mit dienstergebenem Lächeln vor dem Gewaltigen aus. Aus bunten Papageifedern war das kaiserliche Wappen von Brasilien sowie andere Zierraten kunstvoll in das Netz-

*) Regierung.

gewebe hineingearbeitet. Nach Angabe Don Manuels sollte die Hängematte ein Erzeugnis des Gewerbefleißes der Indios vom Amazonenstrome sein. Alsdann ließ Señor Martinez auf den Fußboden vor uns einen aus seltenem Holz gefertigten, drehbaren Dreifuß setzen. Auf diesem brachte er eine Tabakspfeife mit meterlangem Rohr an. Letzteres ließ er mit dem Mundstück, indes sich die Pfeife gleich einem Radius um einen festen Punkt drehte, von Mund zu Mund gehen.

„So wird unter den Indianern des Rio Negro bei festlichen Anlässen die Friedenspfeife im Kreise kauernder Häuptlinge herumgereicht."

Als weiteres Geschenk ward dem Präsidenten eine biegsame Reitgerte aus schwarzem, kautschukartigem Holzflechtwerk in Gestalt eines Zopfes überreicht. Daraufhin ward ein Tigerfell auf dem Boden ausgebreitet. Auf demselben hätte sich Don Manuel, wie ein Moslem, um Verzeihung flehend, vor dem Oberhaupt der Republik niederwerfen können. Aber dem Präsidenten wäre es, wie seiner Umgebung, völlig unfaßlich gewesen, daß ein hoher Staatsbeamter über Verschulden in seiner Dienstführung Reue an den Tag legen könnte. Das Profitmachen und die Nebennutzungen bei der Verwaltung von Staatsämtern gelten in allen Republiken Amerikas als selbstverständlich. — Einen aus geschmeidiger Baumrinde gefertigten Teppich würdigte der Präsident kaum mehr des Blickes, denn: er merkte die Absicht und ward verstimmt. Der Gedanke, daß die zu seiner Begütigung bestimmten Gaben — darüber konnte kein Zweifel sein — aus öffentlichen Geldern beschafft waren, war ihm immerhin peinlich.

Das waren die Opfer, allerdings nicht zerschlagenen Herzens, die Don Manuel für seine Schuld darbrachte, um sich gleich dem ungetreuen Haushalter klüglich Freunde zu machen mit dem ungerechten Mammon. —

Bei der Verabschiedung wurde uns am Kredenztisch der landesübliche Trank gereicht. Ein Mulattengeneral mit dem Bartschnitt des zweiten Kaiserreichs erinnerte hierbei durch seine formgerechten Verbeugungen an einen europäischen Kammerherrn.

Zutraulich hatte ich den Arm Don Manuels erfaßt und fragte ihn, als wir durch die Anlage vor dem Präsidentenhause heimwärtszogen, scheinbar harmlos:

„Wem wollen Sie doch Ihr hübsches, kleines Titiäffchen*) zum

*) Chrysothrix torquata.

Geschenk machen? Das Tierchen dauert mich, es hat es gut bei Ihnen.“ — —

„Dem Ministro de obras públicas.“

Aha! dachte ich, nun kommt es heraus, und frug ihn weiter: „Und den netten Papageien?“

„Die Gattin des Ministro del Credito público liebt diese Papagayos — ihr hatte ich längst einen hübschen zugedacht. Eigentlich zwar hatte ich ihn für den Ministro de Fomento bestimmt — aber ich denke, ich gebe diesem statt dessen den weißen Campanero,*) vielleicht auch den roten Guacamayo.“**)

Wir begegneten dem Señor Sanavria nahe der Fonda. Don Manuel brach ab — doch ich, ich hatte genug gehört. In ganzer Ausdehnung stand sein kunstgerechter Aufbau der „Ministerversöhnung“ — in Deutschland würde man einen anderen Ausdruck finden — vor mir. Man thut einfach seine Schuldigkeit als praetor provinciae nicht und bringt hinterdrein die Kostbarkeiten aus der Geheimniswelt des Amazonenstromes denen dar, die den Richtspruch thun: „Du kannst hinfort nicht mehr Haushalter sein“.

Neuntes Kapitel.

Der Präsident der Republik (Fortsetzung).

Das Gastmahl im Präsidentenhause.

Der Präsident empfängt mich. Redensarten und Euphemismen der Kastilianer. — Zur Tafel. — Die Minister. — Tafelgespräche. — Die Präsidentin. — Präsident Crespo in großer Generalsuniform. — Sandfloh. — Rasche Beförderung zum Obersten. — General Torres. — Ausgang des Präsidenten. — Nachspiel mit den Ministern.

Ich greife hier dem Gang der Begebenheiten nach ihrer Zeitfolge vor.

Vierzehn Tage nach meinem zufälligen und formlosen Besuche im Präsidentenhause gedachte ich um eine Audienz in optima forma

*) Macrocercus Macao.

**) Chasmaryncus Caruneulatus.

bei dem Staatsoberhaupte einzukommen. Mit der Gebirgsbahn begab ich mich von Carácas hinab nach Macuto, meldete mich hier in dem Palaste und suchte alsdann die mir liebgewonnene Fonda auf. Eben saß ich beim Almuerzo, als Francesco de Pablo, ein Farbiger von indianischer Abkunft, mich mit der Mitteilung aufsuchte, der Präsident erwarte mich nach der Siesta. Don Francesco, Hausoffizier im Palaste des Expräsidenten Guzman Blanco in Carácas, hatte mich mehrfach dort in den mit Prachtliebe eingerichteten Räumen umhergeführt. Im Heere bekleidete er die Stelle eines Kommandant.*) Sein Wesen war schlicht, sein Charakter zuverlässig.

Ich verlangte nach einem Zimmer behufs Anlegung des Fracks. Pereira geleitet mich in mein früheres Gemach. Dort liegt im Halbschlummer auf dem Cadre Salvatore Leone, der Impressario aus den Abruzzen. Mit erkünstelter, vornehm thuender Nachlässigkeit wirft er mir die Bemerkung hin, der Präsident habe auch ihn um die gleiche Stunde zu einer Besprechung gebeten, aber es passe ihm nicht, er wolle vorerst auf seinem Lager noch einige Zigaretten rauchen.

Umgekleidet, verabschiede ich mich — die Thürklinge noch in der Hand — von Salvatore Leone. Da öffnet sich die Pforte des Nebengemaches, und heraustritt — der Gobernadór. Ich wähnte ihn in Carácas. Unsere Bahnen waren inzwischen auseinander gegangen.**) Don Manuel hatte die Feder hinter dem Ohr und einen Wust von Schriften auf dem Tisch liegen. Ein Schreiber war bei ihm beschäftigt. Don Manuel arbeitete seine Rechtfertigung aus.

Glühend strahlte die tropische Mittagssonne auf meinen Frackanzug hernieder, als ich nach dem Landhause des Präsidenten schritt. Ich ward sogleich empfangen. Joaquin Crespo tritt in weißer Kleidung, eine blau-samtne, goldgestickte Hausmütze auf dem Kopfe und Pantoffeln an den Füßen, aus einem Seitenzimmer in den Empfangsraum. Eingangs desselben erwartet er stehend, als ob die Hofsitte dies vorschreibe, eine Ansprache meinerseits.

Seine Haltung hatte etwas Feierliches. Die Südländer beobachten, gleich den Orientalen, bei Empfängen, Begrüßungen u. a. mit Vorliebe ein dramatisch-ceremoniöses Wesen. In richtiger Würdigung dieses Umstandes gab ich nunmehr in schwülstigen Worten — soweit ich dies auf kastilianisch vermochte — mein Begehren zu erkennen, dem Oberhaupt der Republik meine schuldige Ehrerbietung in gemessener

*) Stabsoffizier.

**) S. Kap. 12 u. 14.

Weise darzubringen. Hierauf entgegnete der Präsident ebenso förmlich, als getragen und überschwänglich in Allgemeinheiten und Redensarten.

Dem schlichten Wesen des Deutschen fällt es schwer, solche leere, aber in gewinnender Form vorgebrachte Redensarten der Kastilianer anders als abfällig zu beurteilen. Im Ausdruck unserer Gedanken zeigen wir mehr Schmucklosigkeit und sind daher leicht geneigt, obigen Romanen Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit abzusprechen. Der Euphemismus und Superlativismus im Ausdruck ist aber noch entfernt keine Lüge, so lange das Herz des Redenden nicht lügt. Im allgemeinen sind die schönrednerischen Höflichkeiten der Venezolaner, bei denen Geber und Empfänger sich nicht das Geringste denken, sehr harmloser Natur.

Der offizielle Teil meines Empfanges war vorüber. Der Präsident kehrte den Privatmann wieder heraus und hieß mich in einem Rohrsessel Platz nehmen. Joaquin Crespo befragte mich nochmals über mein ferneres Reiseziel, und insbesondere über meinen Weg, nach dem schönen See von Valencia. „Die bequemere Art dorthin zu reisen“, hub er hervor, „ist zur See nach Puerto Cabello. Von dort führt Sie die alte Landstraße, der Camino viejo, durch das zauberhafte Thal von San Estéban,*) über den 5000 Fuß hohen Cumbre**) de San Hilario, hinab zur Lagune von Valencia. Der Landweg von Carácas über Victoria und durch das an Naturschönheiten reiche Thal von Aragua nach der Niederung von Valencia, dem Fruchtgarten Venezuelas, ist gleichfalls lohnend. Nur, fürchte ich, ist in gegenwärtiger Jahreszeit die Straße, der Trockenheit halber, zu sehr versandet.“ Weiter gab er mir zu erwägen, den Weg nach dem Orinokogebiet, anstatt zu Wasser bezw. über Trinidad und durch das Delta, landeinwärts durch die Llanos über Calabozzo zurückzulegen. —

„Ich erwarte Sie heute zur Comida***) — á la seis y media“,†) bemerkte der Präsident, als ich mich erhub. Dann geleitete er mich unter umständlichen Höflichkeiten bis zur Veranda seines Palastes.

Don Manuel — wiederum in meinen Handschuhen — befand sich ebenfalls unter den Geladenen. Im Empfangs- und Speisesaal

*) St. Stephan.

**) Gipfel, Kamm.

***) Speisen.

†) $^1/_2$7 Uhr.

war zahlreiche Herrengesellschaft versammelt. Das Ministerium war heute zum Ministerrat in Macuto eingetroffen und gleichfalls zur Tafel zugezogen worden. Den Ministro de Relaciones Exteriores, Benjamin Qüenza hatte ich in Carácas kennen gelernt. Er ist ein kräftiger Mann von stattlichem Leibesumfang, mit buschigem Lippen- und Kinnbart, dabei gemütlichem Ausdruck. Doch sieht er klug unter den Augengläsern hervor. Wir setzten uns zusammen und kamen auf europäische Kultur zu sprechen. Minister Velutini vom Crédito Público, ein Mann von kaum mehr als 30 Jahren, mit dem Kopf eines deutschen Schulprofessors, beteiligte sich an unserem Gespräch. Auch diese beiden Herren hatten Europa bereist — aber Deutschland nicht berührt.

„Wer ist der großgewachsene Herr dort, von militärischer Haltung, der mit General Crespo spricht — vermutlich der Kriegsminister?“ frage ich.

„Sie irren, das ist General Jacinto Lara, Ministro de Fomento; der Kriegsminister ist nicht erschienen.“

Eben gab ich dem Ministro de obras públicas, Abelardo Arismendi und seinem Kollegen vom Unterricht, Minister Pimentel, einige Proben der durch meine Lehrmeister in Macuto erlangten kastilianischen Sprachfertigkeit zum Besten, als die Gattin des Präsidenten im ponceauroten Gesellschaftskleid in den Saal trat. Der Gobernadór flüstert mir ins Ohr: „Monsieur, passez le bras à madame“.

„Ich dächte, das kommt dem Ministerpräsidenten Qüenza zu“, erwiedere ich. Don Manuel verschwindet, kehrt aber in kürzester Frist mit dem Bemerken zurück:

„Der Minister des Äußeren verzichtet zu gunsten eines Gastes in unserem Lande auf sein Vorrecht.“

An einer ovalen Tafel nahm ich neben Señora Crespo Platz. Uns gegenüber saß der Präsident zwischen dem Minister Qüenza und dem Ministro de Rel. Int., Señor Vicente Amengual. Die übrigen Minister gruppierten sich unter die Generale und das Gefolge. Die Herren waren in schwarzem Rock erschienen. Die Dienerschaft, Mulatten oder halbe Indios, waren in weiße Anzüge mit Metallknöpfen gekleidet. Für den Gang des Gespräches konnte es nur förderlich sein, daß uns die Speisen bereits auf dem Teller vorgesetzt vorgelegt wurden. — An der allgemeinen Unterhaltung in spanischer Sprache über den Tisch hinüber suchte ich mich so wenig als möglich zu beteiligen. Meine Aufmerksamkeit konnte ich vielmehr ziemlich ungestört der Dame des Hauses zuwenden. Die gute Zubereitung der Speisen gab den nächsten Anlaß.

„Diese pastelitos de pollo*) finde ich ausgezeichnet" bemerkte ich.

„Le gusta la cocina venezolana?"**) gab mir erfreut die Frau Präsidentin zurück. Nun begann ich meine Vorliebe für einzelne Erzeugnisse der Landesküche, insbesondere für die kraftvolle Sancochesuppe***) zu entwickeln. Einige Gläser Xeres thaten nebenbei das Ihrige, um den Bann meiner Zunge zu lösen und mich immer fließender das Kastilianische reden zu lassen. Señora Crespo war ob dieser Einwirkung ihrer Nachbarschaft in sichtlich guter Laune.

Auf mein nachdrucksvolles Lob eines weiteren Gerichtes warf sie in herzlichem Ton ein:

„Aber nicht wahr, unser schönes Land verdient doch nicht nur um seiner Genüsse willen Anerkennung?"

„O nein," entgegne ich, „es verdient vor allem Bewunderung ob seiner Señoras mit den dunklen Jaspis-Augen. — — —"

Mehr brachte ich nicht hervor, denn General Crespo kam neuerdings auf meinen beabsichtigten Streifzug nach Valencia und den Orinoko zu sprechen. Für die Entfernungen im Lande habe der Europäer keinen Maßstab, meinte er. Die vorhandenen Verkehrsmittel seien ungenügend.

„Das von Ew. Exzellenz beherrschte Staatengebiet", bemerkte ich daraufhin, „ist größer als die Reiche der beiden Kaiser von Österreich und Deutschland in ihrer Gesamtheit."

„Ja, an Ausdehnung wohl" (Si Señor — por extensión) entgegnete der Präsident mit bescheidenem Takt.†)

Nach aufgehobener Tafel löste sich die Tischgesellschaft in Gruppen auf. Ich verblieb an der Seite der Präsidentin und hatte mein Wohlgefallen an der verständigen, einfachen Art dieser Dame. Sie lebt nur ihren Pflichten als Gattin und Mutter. Unwillkürlich erzwingt sie hierdurch die Achtung, die man der Frau schuldet und gerne zollt, welche die Mission des Weibes, zu deutsch: die Aufgabe ihres Geschlechtes erfüllt. Napoleon I. würde Señora Crespo zweifelsohne der Madame de Staël vorangestellt haben. Letztere war ein kinderloser Schöngeist und erstere hatte ihren Gatten mit 13 Kindern beschenkt.

---

*) Hühnerpasteten.

**) Schmeckt Ihnen die venezolanische Küche?

***) Kapitel 18.

†) Der Flächeninhalt Venezuelas beträgt 1 639 398 Quadratkilometer; der des deutschen Reiches, nach dem diplomat. stat. Jahrbuch zum Gothaer Hofkalender, 540 594 Quadratkilometer und Österreich-Ungarns 622 269 Quadratkilometer; mithin letzterer zusammen nur 1 162 863 Quadratkilometer.

Die kleine Ines*) setzte sich auf den Schoß ihrer Mutter. Ich fühlte mich behaglich im trauten Kreise der Wechselwirkung von Mutter- und Kindesliebe, und angetrieben zu jener Art herzlicher Plauderei, wie sie dem lauteren Born des Gefühls entspringt, und mit ebenso viel Gefühl aufgenommen und erwiedert wird. Zu Papier gebracht, würde allerdings Inhalt und Maß der hierbei zu Tag geförderten Gedanken sicherlich ebenso wenig anregen, als der stenographische Wortlaut mannigfacher Verhandlungen gesetzgebender Körper in den Morgenblättern. Der Hauch des lebendigen Odems im Worte und die Unmittelbarkeit der Empfindung allein beseelen die leicht hingeworfenen Ideen. Das edle Gut unserer natürlichen, vom Augenblick gebornen Empfindungen lassen wir uns nicht gern durch die rauhe Hand abwägender, allzersetzender Kritik zerstören. Selbst nicht auf die Gefahr der Einwendung hin, die angegebene Gedankenstimmung passe nicht auf den geistigen Verkehr mit Kreolinnen. Mundus vult decipi! Uns geht es im Urteil über andere Völker zuweilen wie den Abderiten mit Euripides. Im Theater in Abdera wollte man ihn als zugereisten Zuschauer eines schönen Tages vor die Thüre setzen, weil er angab, er sei Euripides. Die Leute im Theater wollten das nämlich besser wissen und behaupteten, Euripides sähe anders aus. „Weshalb?" frug dieser. „Dorten auf dem Podium steht die Büste des Euripides — die hat ein ganz anderes Gesicht als du." Der Konflikt zwischen dem wirklichen Euripides und seiner Büste besteht nicht minder zwischen der Kreolin, wie sie ist und — wie sie in der Illustrierten Welt oder in der Romanzeitung geschildert wird.

Der Präsident kommt und folgt, in seinen Stuhl zurückgelehnt, unserem Gesprächsgange.

„Ein sichtbares Erinnerungszeichen würde mir das zwar ohnedem unverwischliche Angedenken an diese Stunde, als eines einstigen Denksteines der Vergangenheit, noch getreulicher bewahren", wende ich mich gelegentlich an diesen. Demgemäß erbitte ich mir das Bildnis Euer Exzellenz!"

General Crespo verlangt darauf meine Visitenkarte, winkt seinem Kabinettssekretär und begiebt sich mit diesem in das Nebenzimmer. Von dort kehrt er mit seinem photographischen Brustbild in großer Generalsuniform zurück. Rückseits befand sich die Widmung:

Al Señor — — en testimonio de alta consideracion y estima

---

*) Agnes.



General Joaquin Crespo,
Präsident von Venezuela.

dedica este retrato*) el Presidente de los Estados Unidos de Venezuela. Joaquin Crespo.

Macuto — — —

Auf meine diesbezügliche Fragestellung begann der Präsident die hier nur im Brustbild dargestellte Galauniform eines Generals ergänzend zu schildern. Dann brach er plötzlich ab und sagte: „Warten Sie, ich habe noch ein anderes Bild für Sie.“ Aus dem Nebengemach holte er diesmal seine große Prachtphotographie in ganzer Figur als kommandierender General.

Joaquin Crespo ist etwas dramatisch aufgefaßt, den Kopf zurückgeworfen, als ob ihn ein kühner Entschluß beseele. Seine Haltung ist die eines Soldaten — bei alldem aber nach romanischer Art ungezwungen, nachlässig und ohne Strammheit. Neben Grandezza fehlt nicht jener den Südländern eigene Beigeschmack des Theatralischen und Träumerischen. Der dunkle Generalsfrack mit niederem goldenem Kragen ist fast verdeckt von breitem Brustumschlag, (sog. Revers.), überreich an Goldverbrämung auf scharlachrotem Grund, und von ebensolchen bis zum Ellbogen reichenden Aufschlägen. Französische Marschallsepauletten hängen etwas lebensmüd von den Schultern herab. Über die Brust fällt nach der linken Seite das dreifarbige Band des Großkreuzes vom Bolivarorden. Den Stern hierzu umgeben als Trabanten zahlreiche, ohne Ebenmaß willkürlich an beliebiger Stelle angeheftete Ordenszeichen von bei uns ungewöhnlichen Formen. Das weite Beinkleid, welches scharlachrot oder schwarz getragen wird, fällt auf die Fußspitzen vor und ist mit drei breiten Goldborten in Acanthusstickerei besetzt. Eine breite golddurchwirkte seidene Schärpe, Schleppsäbel und Federhut vervollständigen das Kostüm.

Mit Wohlgefallen vernahm eben der Präsident meine Schilderung des unvergleichlichen weißen Waffenrockes, den ich unter den Fahnen Alt-Österreichs getragen — des historischen, unverwüstlichen Kollers der Kaiserlichen in vielen Ruhmestagen durch dritthalb Jahrhunderte seit dem Friedländer. — — — Da erhuben sich die Minister Quenza und seine Amtsbrüder, ich schließlich mit ihnen. Nur ungern schied ich aus der Nähe des entgegenkommenden Präsidenten und seiner herzlichen Gattin. Selbst die höchstgestellten Kastilianer sind frei von der Zurückhaltung, die — nicht immer zur Verschönerung des gesellschaftlichen Verkehres — in Deutschland von hoher beamteter und militärischer Stellung unzertrennlich erachtet wird.

---

*) Porträt.

Das Gehen verursachte mir Anstrengung; der Fuß war angeschwollen. Mühsam hatte ich den wechselreichen Tag hindurch dem Druck des Stiefels getrotzt. Des anderen Morgens hatte sich das Übel verschlimmert. Francisco de Pablo kam früh in die Fonda und forderte mich zu einem Rundgange auf. Ich klagte ihm mein Leid. Don Francisco besichtigte die kranke Stelle. Er wußte bereits im Voraus genau Bescheid. Die Zehen waren an der Wurzel heftiger als gestern entzündet.

„Dachte ich es mir doch", sagte er, „una nigua". Diese, ein ganz kleiner Sandfloh*) bohrt sich unter der Haut des Menschen, insbesondere am Fuß und meist unter den Zehen ein, und lagert dort seine Eier ab. Es bildet sich nunmehr im Fleisch ein Eiersack, der Schmerz und Geschwulst erzeugt. In den Augen der Eingeborenen soll es schlimme Folgen haben, wenn die Eier zum Ausbrüten gelangen. Es muß daher der Sack aus der Haut entfernt werden, und soll hierzu Vorsicht erforderlich sein, damit die Wunde nicht blutet. — Der farbige Major öffnete die Geschwulst mit einer Nadel und hub behutsam den Beutel mit den Eiern heraus. Alsdann bestrich er die kleine Wunde mit Hirschhorngeist und anderer Salbe. Die Anschwellung werde nun ohne weiteres nachlassen, sagte er.

Anstatt eines Stiefels legte ich am entzündeten Fuße einen Pantoffel an und hinkte hinaus auf die Straße in die Morgenluft. Ein Seebad sollte mich erfrischen. „No quiera Dios"**)! schrie mich entsetzt Señora R. an. „Sie bekommen nach dem Biß der nigua unfehlbar den Starrkrampf, wenn Sie Wasser an die Wunde bringen."

„Seewasser ist unbedingt tötlich bei Verletzung durch den Sandfloh. Caramba! Nehmen Sie sich in Acht, Señor", ächzte Don A. M. „Valgame Dios"!***) Sie müssen unrettbar sterben, amigo, wenn Sie, so lange die durch Entfernung der Nigua erzeugte Wunde noch offen ist, baden oder Ihren Fuß unvorsichtig mit Wasser netzen", warnte General T.

Die Lust am Baden war mir vergangen. Starrkrampf und unfehlbarer Tod wären doch zu wenig lohnende Aussichten für einen Badegenuß. Übrigens ist diese Gefährlichkeit des Sandflohbisses völlig ernster Glaube der Einheimischen und selbst der — Eingewanderten. Ich hatte in der Folge noch vier bis fünf Mal den unwillkommenen Besuch der Nigua unter meinem Hautgewebe. Die Einbohrungen des

*) Pulex penetrans und Rynchoprion penetrans.

**) Da sei Gott vor!

***) Gott steh mir bei.

Sandflohes erzeugten jedesmal Entzündung. Wurde der Eiersack nicht operativ beseitigt, so trocknete derselbe gewöhnlich nach Wochen ein. —

Auf einer Bank in den Anlagen vor der Präsidial-Villa ließ ich mich nieder. Ein Herr, den ich gestern an der Tafel des Präsidenten bemerkt hatte, kam des Weges daher und sprach mich an. Er gab sich mir als Coronel*) José N. N. und Sekretär Joaquin Crespos zu erkennen.

„Was für ein Landsmann sind Sie?" frage ich.

„Franzose".

„Sie haben im französischen Heer gedient?"

„Si, Señor; dann hat man mich in Venezuela mit dem Rang eines Obersten übernommen."

„Und welchen Grad bekleideten Sie zuvor in der Armee von Frankreich?"

„Sergent major".**) —

Kurz darauf durchschritt die Anlagen ein kräftig gewachsener Mann von unverkennbarer mulattischer Abstammung. Das stechende Auge und der Nachdenken verratende Ausdruck seiner Züge ließen einen Menschen von Kopf und Bedeutung erkennen. Er trat an mich heran und begrüßte mich in ausgesuchter Höflichkeit als Bekannten aus dem Präsidialpalast. Bald waren wir in ein eingehendes Gespräch verwickelt, in welchem er sich als Mann von Bildung und Scharfsinn erwies. Er überreichte mir seine Karte mit der Aufschrift: General José Miguel Torres, Fiscal de Instrucción Popular, Inspectór de Minas. Sein Personale vervollständigte er des Weiteren durch Bekanntgabe von ihm bekleideter Ehrenstellen und ihm verliehener Auszeichnungen. So besitze er neben Titeln und Würden im Dienst der Republik, für seine Mitarbeit an der geistigen Erleuchtung unseres Zeitalters eine Medaille für Fortschritt und Wissenschaft von einem bengalischen Fürsten und einen Ordensstern von der Prinzessin von Lusignan.***) — Der General entwickelte alsdann seine Ansichten

*) Oberst.

**) Feldwebel.

***) In Rußland starb vor wenigen Jahren ein Prinz von Lusignan, bei dessen Leichenbegängnis der Ordensstern des Hauses nebst königlichen Abzeichen dem Verblichenen auf einem Polster vorangetragen wurde. Er war der Nachkomme Guidos von Lusignan, der 1186 durch seine Heirat mit Sibylle, Schwester Balduin IV., König von Jerusalem wurde. Saladin vernichtete seine Herrschaft in der Schlacht am See Tiberias 1187. Als Cypern später durch Richard Löwenherz zu einer lateinischen Station im Interesse der Beschützung des heiligen Landes erwählt wurde, ward Guido Cyprischer König.

über europäische Bildung. Es wurde mir anfänglich schwer, mich in seiner Doppelnatur eines Enthusiasten für das Wissen und eines Abkömmlings farbiger Eltern zurechtzufinden.

Unseren Gedankenaustausch unterbrach eine Bewegung in dem seitlichen Laubgange. Umgeben von Herrn in bürgerlicher Tracht und von Offizieren in Uniform, durchschritt ihn die stattliche Gestalt des Präsidenten. Ihm voraus und hinterdrein marschierte eine Abteilung Infanterie. Der Präsident der Republik verläßt, wie ich höre, niemals sein Haus ohne ein Gefolge von Getreuen und Soldaten. In einem Lande, in welchem die Parteileidenschaften unablässig auf Umsturz der bestehenden Regierung gerichtet sind und Ehrgeizige in Menge nach der höchsten Gewalt streben, ist das zeitweilige Staatsoberhaupt keinerzeit sicher vor Angriffen auf sein Leben. Mörus mit dem Dolch im Gewande ist aber nicht, wie bei uns in Europa, etwa ein armseliger Handwerkergeselle oder ein Nihilist, sondern zumeist ein — General. Der jeweilige Präsident einer Republik — bemerkte mir jemand — thäte seiner eigenen Sicherheit wegen gut, einer hohen Generalität das Waffentragen zu verbieten.

Der Ministerrat vom gestrigen Tage hatte für mich noch ein eigenartiges Nachspiel.

Gegen Nachmittag war Besserung in meinem Befinden eingetreten. Ich fuhr nach La Guayra. Im Eisenbahnwagen fand ich mich in Gesellschaft von fünf Ministern und drei Generalen. In anerzogener Ehrfurcht für alles Höhere und nach heimatlichem Vorbild, war ich auf ein übermenschliches Maß von Seelengröße und geistiger Überlegenheit meiner Umgebung gefaßt. Die Herrn Minister und Generale wußten indes nichts Besseres zu thun, als unverwandt ihre Blicke auf meine Füße zu richten. Es half mir nichts, sie unter die Bank zu ziehen. Das scharfe Auge jener hatte mit Kennerblick die landeswidrige Länge des deutschen Fußes erkannt. Ich mußte mir das zweifelhafte Lob der obersten Würdenträger von Venezuela gefallen lassen, die Größe deutschen Geistes und deutschen Gangwerks auf eine Stufe gestellt zu sehen. Um dies recht augenscheinlich zu machen, hielt der großgewachsene Ministro de . . . . . die Sohlen seiner winzigen Lackstiefelchen platt gegen die meiner vaterländischen Schuhe. Ein Gemurmel der Überraschung über den Unterschied unserer Fußweite ging durch die hohe Versammlung und löste sich in ein schallendes Gelächter auf. Ich zündete mir, wie zur Abwehr, eine neue Zigarette an und riet den Ciudadanos Ministros und Jenerales, sich zur

Steigerung ihrer Heiterkeit gelegentlich den Stiefel eines meiner Landsleute von nördlich der Mainlinie zu betrachten.

Im Übrigen sagte ich mir: die kleinen Ministerstiefelchen haben sich in unserem Zeitalter als ohnmächtig für erfolgreiche Leitung der großen Politik erwiesen. Heutzutage drückt der schwere, spornklirrende Kürassierstiefel mit wuchtigem Tritt der Weltpolitik seine Signatur auf. Eines vielgenannten Staatsmannes winzige Lackstiefletten, die der Träger nicht minder bei Amtsgeschäften und Ministerzusammenkünften, wie im Salon stets mit inniger Liebe betrachtete, haben vor 20 Jahren weder Sachsen gegen eine angeblich unbequeme, hyperboreische Nachbarschaft, noch auch Österreich vor dem Segen eines überhandnehmenden Übergewichtes magyarischer Gesittung und Bildung sicher zu stellen gewußt. (Das Inkognito dieser beiderseitigen, nach verschiedenen Leisten staatsmännischer Begabung gearbeiteten Stiefelpaare wollen wir respektieren.) — Bolivars politisches Vermächtnis, die Einheit, Macht und sittliche Freiheit des spanischen Amerika, bedarf zu Testamentsvollstreckern eines Geschlechtes von Männern, deren Befähigungsausweis wohl eben so gut in Thatkraft, als in kleinen Füßen zu suchen ist.

Zehntes Kapitel.

Von Macuto nach La Guayra.

Schiff des Präsidenten. — Farbige Weiber. — Tropische Küstenlandschaft. — La Guayra: Pulperia. — Straßenbild. — Die obere Stadt. San Juan de Dios. — Höllenofen Venezuelas. — Klima. — Ursachen der konstanten Wärme in den Tropen. — Feuchtigkeit der Atmosphäre. — Gesundheit; Epidemien.

Macuto verbindet mit La Guayra eine Bahnlinie von sieben Kilometer. Die Strecke ist von ausgesuchter Schönheit. Eine Spazierfahrt nach der Hafenstadt bringt Abwechslung in das anspruchslose Badeleben des Kurorts. Täglich fuhr ich in Begleitung Don Manuels nach La Guayra.

Unser Weg aus der Fonda nach dem Bahnhofe führte die Alameda entlang. Nahe derselben lag das Segelschiff des Präsidenten

im reichen Wimpelschmuck und mit der aufgehißten Flagge des Staatsoberhauptes, vor Anker. Einst begegnete ich General Crespo und seiner Gemahlin, die sich mit Gefolge an Bord begaben. Señora Crespo beneidete ich nicht um den tänzelnden Deckboden zu ihren Füßen. Das Fahrzeug schaukelte unbarmherzig unter dem frischen Passat.

Beim Überschreiten einer Brücke über einen Bach gewahrte ich braune und schwarze Wäscherinnen von üppigstem Wuchs hochgeschürzt im knietiefen Wasser. Das ausgerungene Linnen rieben und schlugen sie auf Felsstücken. Keineswegs ängstlich bedacht, dem Vorübergehenden ihre bronceschimmernde Gestaltung vorzuenthalten, legten sie ihm in ihrem mangelnden Verständnis für die Künste der Verschämtheit die Erwägung nahe, weshalb wir diese in ungesuchter Natürlichkeit zur Schau getragene Entfaltung der Büste oder der Fessel farbiger Weiber für anstößig halten? Gehen wir doch über diese strenge Gesinnung zur Tagesordnung über, wenn unsere Damen im Ballkleid mit dem Alabasterweiß ihres Nackens und ihrer gebleichten Arme ebenfalls nicht haushälterisch sind! Freilich — si duo faciunt idem, non est idem! Liegt denn das Anstößige in den unverhüllten Fußgelenken des Weibes niederer Herkunft? Die Sittsamkeit befindet sich, behufs Absteckung ihrer örtlichen Grenzen, in der Verlegenheit der derzeitigen Grenzregulierungskommission zwischen Venzolanisch und Britisch Guyana.

Die Eisenbahnfahrkarte wird, wie auf Trambahnen, unterwegs durch den Schaffner ausgegeben. Bei seinem Herannahen reichten mir des Öfteren Caballeros, mit denen ich — völlig unbekannt — nur einige gleichgültige Verbindlichkeiten ausgetauscht hatte, ein für mich gelöstes Billet — — — ein ächter Zug südamerikanischer Hidalguia*).

Ein Bild tropenländischer Schönheit und großartiger Gebirgsnatur, flog die Landschaft vorüber. Zur Linken stürzt die Felswand der 6—8000 Fuß hohen Cordillere fast senkrecht ab in das Meer. Da und dort schiebt sie ihre grünen Vorberge bis dicht an das Gestade voraus. Kaum daß zwischen ihnen und der See dem schroffen Hügelland eine schmalspurige Wegbreite für die Dampfbahn abgerungen wurde. Aus Thalsenkungen und Bergspalten der oberen Region steigen Nebel empor. Über Hänge und Erdrutsche von dunkler, roter Farbe ist ein saftiger Pflanzenteppich ausgebreitet. Mimosen, Bananen und Büsche voll feueriger Blüten umsäumen den satten Ranft, die Ein-

*) Ritterlichkeit, Entgegenkommen.

gänge in die Barancas*) und die tiefgerissenen Spalten der Berge. Weithin werfen die Laubkronen mächtiger Tropenbäume, der Mangos, Higueroten und Tamarinden, ihre Schatten. Das Land ist zum Teil gut angebaut. Zuckerrohr und Kakaopflanzungen wechseln mit Yucca- und Maisfeldern ab. Cereus-Kakteen wuchern kerzengerade an sandigen und steinigen Stellen mitunter 30—40 Fuß empor. Dicht am fleischigdornigen Hauptstamm setzen sie ebensolche aufsteigende Nebenarme an. Der Vergleich dieser Kaktusart mit Kandelabern liegt nahe.**) Ihre Form ist von architektonischer Schönheit.

Wir kamen an lehmgeformten Hütten der farbigen Bevölkerung vorüber. Nahe bei La Guayra durchschnitten wir ein Dorf derselben. Vor den Häusern am Boden kauerten kupferbraune, indianische Weiber mit strähnigem, schwarzem Haar. Mit Reibsteinen mahlten einige (bereits eingeweichtes und zerknirschtes) Welschkorn zu Brei; andere rösteten die aus diesem Teig geformten Kuchen, die sogenannten Arepabrote. Düster und unvertraut schauten sie drein. — Wem wohl galt das herausfordernde Lächeln und der anscheinend nicht allzu sinnige Zuruf des kraftvoll gebauten, schlecht verhüllten Mulattenweibes dort, als der Zug vorüberbrauste? Wohl kaum einem Cabellero der ersten Wagenklasse? Die Jugend des Pueblo***) purzelte, meist jeglichen Kleiderzwanges ledig, durch den fußhohen Sand.

In ihrer Farbenpracht und in ihren Linien erinnert die Küstenlandschaft an die klassische Schönheit der buchtenreichen Ufer des nördlichen und östlichen Sizilien. Und hier wälzt obendrein das aquamarinblaue Meer mit milchigem Schaum seine Wellen langsam an palmenbestandenes Gestade heran. Tief meergrün ist die See in Ufersnähe. Das ist der gesättigste Farbenton auf der buntprächtigen Palette der Natur. Weiß spritzt der Gischt einer gebrochenen Welle an den Klippen empor. Da und dort wird unter abfließendem Salzwasser ein schmaler Strand freigelegt.

Wie beseligt an Empfindung sause ich jedesmal im Eisenbahnzug am Meeresstaden dahin! Welche Erinnerungen werden jetzt eben in mir wach an die Adria! Vom Morgen bis zum Abend, von Rimini über Ancona nach Bari eilte ich im Schnellzug neben ihrer unbegrenzten Wasserfläche wiederholt dahin. Ruhevoll lächelte sie das eine Mal in tiefem Blau. Sturmgepeitscht grollte sie ein anderes Mal wild, ungestüm und bleifarben.

---

*) Klüfte.

**) S. Appun I, 4 und 10; Sachs, Llanos 19.

***) Dorf.

Und die Küstenfahrt zwischen Tarent und Reggio di Calabria am 470 Kilometer sich dehnenden jonischen Strande, im Bahnwagen der Strade ferrate Calabro-Siculé.*) Zur Rechten das zerklüftete Gebirge und schäumende Fiumaren.**) Jede Haltestelle eine Stätte geschichtlicher Erinnerung an Groß-Griechenland: Metapontum, Heraclea, Sybaris, Croton, Squillacium. Der Zug schnaubte hinter dem Felsenabsturz von Capo Spartivento hervor — und drüben über der Meeresenge, hoch aus den Wolken, flammt im Abendsonnenschein in Purpurlicht des Ätna schneebedecktes Haupt empor. — Dort, jenseits der Charybde, führt der Schienenweg, Messinas Campo Santo zur Rechten, am Fuß der steilen Gebirgswand, vorüber an Gehegen von Agaven und Kakteen, an Böschungen voll wildwachsender Geranien, durch Limonenhaine — unterhalb des Felsenhorstes von Taormina — dicht am brandenden Meere nach Catania. Da unten, im krystallnen Grunde der Bucht tauchte die Nymphe in das wonnige Naß. Der Vorzeit sagenhafte Meeresbefahrer belauschten vom Klippenversteck der Meeresjungfrau Wellenspiel. — — Und fern an Lusitaniens Küste sause im Geist ich auf beflügeltem Rad der Companha Real dos Caminhos de Ferro Portuguezes***) — wie ehedem einst — durch O Portos Orangengärten, im Laubgang seiner Reben, dicht der Atlantis entlang nach Coïmbras weißschimmerndem Gemäuer.

Das sind die Herrlichkeiten der alten Welt! Welche Befriedigung erst als amerikanischer Tourist, frei von Mammongier, den Küstenstrich der venezolanischen Cordillere im Dampfwagen zu durcheilen. Fast an die Radspeichen heran brandet die karaïbische Flut. Im Dünensand neben dem Schienengeleise liegen herabgefallene Kokosnüsse. Palmenwald am Meeresufer ist für mich der erhabenste Eindruck aller Naturschönheit. Die Leuchtkraft der Farben und die Glut der Himmelstöne über der äquatorialen Welt, die Einwirkungen von Lichtfülle auf mein körperliches wie seelisches Empfinden zieht mich hinab nach Süden, über den Wendekreis, zu Palmen unwiderstehlich hin. Nicht zu den graugelben Palmenversuchen Italiens und Spaniens — nein, zu hohen smaragdnen Königspalmen auf dem Teppichflur der Savanen und am Ufersaum im Tropenwald — und vor allem hin zu Kokoshainen an der Meeresbucht.

Mancher Leser mahnt mich hier unwillig, dem durchgehenden

*) Kalabrisch-sicilianische Eisenbahn.

**) Austretende Flüsse mit gewaltigem Strombett.

***) K. Gesellschaft der portugiesischen Eisenbahnen.

Pegasus mit kürzeren Zügeln zu reiten. Er hält nun einmal den Reisebericht aus Amerika für unzertrennbar von der Besprechung ökonomischer Werte. Geduld! Ich reite nicht blos das geflügelte Dichterroß vom Helikon. Das ganze nächstfolgende Kapitel handelt von Einfuhrzöllen. — — —

Doch — da sind wir in La Guayra. Von der Maschine ertönt ein gellender Pfiff inmitten des mit Fruchtpflanzen, wie Plátanos*), angebauten Geländes der östlichen Vorstadt. Auf dem Cerro Colorado wird die Bergveste La Vigia sichtbar. — Don Manuel folgte ich in die Pulperia neben der Haltestelle. In dergleichen Schankstätten erhält man Brandy mit Angostura-Bitter oder mit Genièvre**) vermischt, sowie mussierende Limonade.

Vom Pulpero, dem Wirt, lasse ich mir ein Glas Rum, zu einem Teil mit sechs Teil Wasser vermengt, reichen. Das löscht den Durst. Aus Zuckerrohr gebraut, ist Rum allerwärts im Lande in vorzüglicher Beschaffenheit zu haben.

„Vor Ablauf einer Stunde werden wir den Direktor der Aduana nicht antreffen", bemerkte Don Manuel: „Wir müssen heute vor der Abfahrt nach Carácas unsere Gepäcksrevision vornehmen lassen. Machen wir, bevor wir nach dem Zollamt gehen, einen Spaziergang."

Unweit der Pulperia gelangten wir in eine ansehnliche, belebte Straße.

„Dies ist die einzig bedeutende Verkehrsader La Guayras", sagte Don Manuel. „Hier befindet sich die Mehrzahl der Geschäfte, unter ihnen manche Ihrer Landsleute. Gleichlaufend mit dieser auf die Marina mündenden Straße zieht sich eine zweite, höher gelegene, quer über den Hang hin. Da haben wir das ganze La Guayra. Die Gäßchen, Häuser und Lehmhütten, die an der Felswand emporklettern und in die Quebrada***) sich verlieren, sind für den Handelsverkehr ohne Belang. Ebenso die Vororte östlich gegen Macuto und im Westen gegen Maiquetia."

Steinerne Gebäude wechseln mit Fachwerkbauten in der Hauptstraße ab. Hölzerne Galerien springen in die Bauflucht vor, ebenso an vielen Fenstern Holzgitter oder Eisenstäbe. Wohngebäude wie Warenmagazine sind meist ebenerdig. Die Geschäftsniederlagen befinden sich in der Regel in gewölbten, steingepflasterten Hallen. Sie gewähren ein Bild bunten Durcheinanders von Säcken, Kisten und

*) Bananen.
**) Wachholder.
***) Bergschlucht.

Waren. Durch die nach der Straße offenen Thüren, mit irgend einem Konsulatswappen darüber, sieht man an Schreibpulten die Inhaber der Firma und ihre Geschäftsbeamten beschäftigt. Mitunter verrät sich so ein Blondkopf mit rötlichem Bart unschwer als norddeutscher Landsmann.

Anstatt einer Schilderung der den Ankömmling aus Europa mächtig anziehenden, jedoch in Erscheinung, Sitten, Lebensart und Behausung in nichts von der karakenischen abweichenden Bevölkerung La Guayras verweise, ich auf meine ethnographischen Darstellungen aus der Landeshauptstadt.

Don Manuel und ich lenkten unsere Schritte über die, von hohen Almendrones*) beschattete Alameda nach dem Hause eines Haarkünstlers. Für seine Zungengeläufigkeit und die kosmetischen Bedürfnisse des Gobernadór hatte ich durch eine erkleckliche Zahl von Realen aufzukommen. Don Manuel war nunmehr bis auf weiteres von meiner Gefolgschaft hinlänglich befriedigt und trennte sich von mir.

Es mochte 12 Uhr sein. Auf mich übte die Glut der mittäglichen Tropensonne ihren ungewohnten Reiz aus. Ohne Sonnenschirm nahm ich meinen Weg nach den höher gelegenen Stadtteilen. La Guayra ist sehr ausgedehnt. Seine Quartiere sind die hohen Bergabstürze hinan, und weithin am Meer entlang verstreut. Einschließlich Maiquetias zählt die Stadtgemeinde 14 000 Seelen.**) Bei der Unebenheit La Guayras wird man sich das Mühevolle des steilen Aufstieges in heißester Tagesstunde unschwer vergegenwärtigen können. Auf unbefahrbaren Wegen, über treppenartige Steigen klimmte ich immer höher, die, den glühenden Hauch des Gesteines ausstrahlenden Hänge hinan. Immer dürftiger werden die Wohnstätten. In der Iglesia***) von San Juan de Dios hielt ich kurze Rast.†) Ihr Äußeres zeigt, abgesehen von dem ungenügenden Turm, schöne bauliche Verhältnisse. Diese fallen, angesichts des Mangels erhabener Kirchenbauten in Romano-Amerika, besonders auf. James Mudie Spence, dem Verfasser von The Land of Bolivar, gilt die Kirche von San Juan de Dios als eines der schönsten öffentlichen Bauwerke Venezuelas in diesem Jahrhundert. Zur Aufbringung ihrer Erbauungskosten hatten, wie er berichtet, Freiwillige Komitees Theatervorstellungen ver-

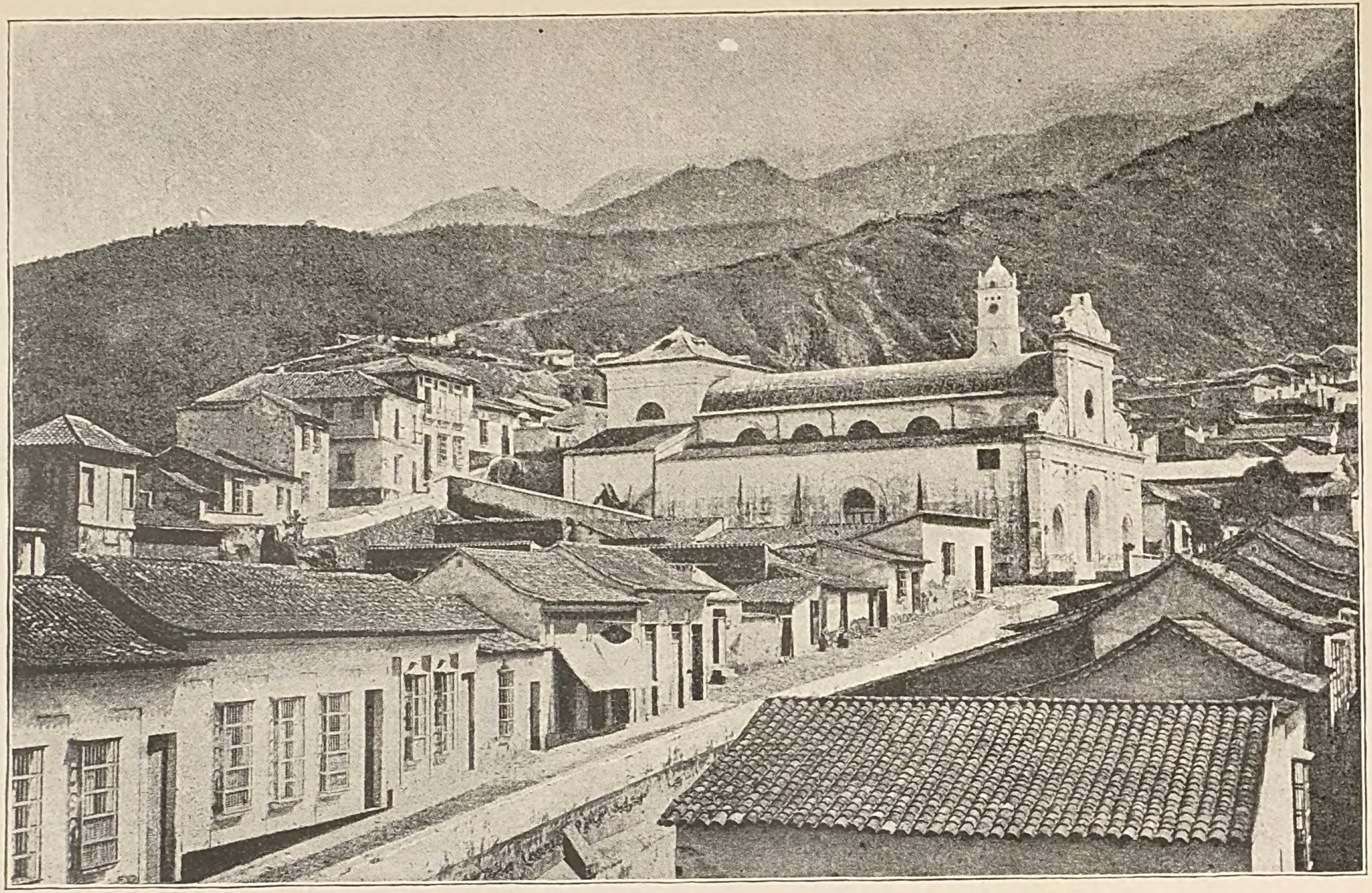
---

*) Mandelbäume; Terminalia Catappa Linné.

**) Stat. Jahresber. 1884.

***) Kirche.

†) S. Kap. 30.



La Guayra: Kirche San Juan de Dios.

anstaltet. Die Schaubühne wurde zur Agentur der höchsten sittlichen Güter der Menschheit, das Theater zur Handlangerin der Religion.*)

Aus der Kühle des Heiligtums trat ich wieder heraus in die Sonne. Aufwärts ging es, die steile Wand hinan unter ihren sengenden Strahlen. Ein mittägliches Emporsteigen an den glutverbrannten, Hitze ausstrahlenden Berghängen eines „der heißesten Punkte der Erde", **) versprach sich für den Bewohner eines kühlen Erdstriches, da einen von Anfang September bis Ende Mai friert, als Neuheit zu lohnen. Der Venezolaner nennt La Guayra „el infierno***) de Venezuela". Von dem schroff abstürzenden Gebirge und dem zumeist kahlen, nur mit Agaven und Kakteen bestandenen, rotbraunen Gestein strahlt die äquatoriale Sonne zurück auf die an den Felsen angelehnte Stadt. Nächtlicherweile atmet der Boden die Tages über aufgesaugte Hitze aus. Keine Abkühlung der Luft tritt alsdann ein — kein wohlthätiger Unterschied zwischen Tages- und Nachttemperatur.

Über die Temperatur La Guayras liegen mir nach verschiedenen Quellen Beobachtungen nach dem Thermometer von Celsius vor.

	Temp. max.	Temp. min.	Temp. med.
Angabe Villavicencios	32° 22	26° 56	29° 17
Angabe des anuario estadistico	32° 50	26°	29° 25

Nach Appun†) beträgt das Mittel der Jahrestemperatur 28°. Es beläuft sich in den schwüleren Monaten der Regenzeit auf 29° 3, in den kühlen, trockenen auf 24° 3. — Sachs††) sucht die Intensität der Hitze in La Guayra aus dem geringen Unterschiede zwischen Tages- und Nachttemperatur zu erklären. Während der kühleren Jahreszeit (im Oktober), in welcher er La Guayra berührte, betrug die Maximaldifferenz zwischen Tag und Nacht nur 3°. Übereinstimmend verzeichnet Appun für die Monate September bis November eine mittlere Tagestemperatur von 24° 3′, und für die Nächte eine solche von 21° 6′.

In dieser geringen nächtlichen Abkühlung der Luft sind haupt-

*) The theatre was thus converted into the handmaid of religion. I. S. 22.

**) The Land of Bolivar I. 20.

***) Die Hölle.

†) I. 15.

††) Sachs 17.

sächlich die Ursachen der einerseits gleichmäßigen, andererseits erschlaffenden Tropenhitze zu suchen. Es verdient dieser Umstand unsere Aufmerksamkeit für kurze Zeit. Dies umsomehr, als mir in dieser Zone der, im Verhältnis zur Temperatur des deutschen Sommers, wenig erheblichere Hitzegrad — selbst zur Zeit des senkrechten Sonnenstandes im April — auffiel. Das Thermometer zeigte z. B. kurz vor Eintritt des letzteren, an den heißesten Tagen des März, in Macuto und La Guayra um Mittag meist nicht über 32°, selten 33 oder gar 34°. Gegen das Maximum der Sommerhitze in Deutschland ist das ein Zurückbleiben um mehrere Grade.

Welchen Ursachen entspringt die, von der Tagestemperatur wenig abweichende, konstante Nachtwärme des Äquatorialgebietes im allgemeinen und La Guayras im besonderen? Ist doch nur in dieser Gleichmäßigkeit der Temperatur der Grund der, trotz nicht immer erheblicher Hitzegrade, dennoch besonders empfindlichen Tropenwärme zu suchen. Die intensivere Wärme des Tropengebietes ist keineswegs die ausschließliche Folge des höheren, bezw. senkrechten Sonnenstandes. Wallace*) führt die Gleichmäßigkeit der Temperatur innerhalb der Wendekreise, in allen Jahreszeiten, bei Tag und bei Nacht, auf nachfolgende Einflüsse zurück:

I. Die Bodenwärme. Die stark überhitzte Oberfläche des Bodens gibt bei Nacht einen großen Teil der Wärme wieder ab. Somit erhält sich die hohe Lufttemperatur nächtlicherweile. — Dem entgegen absorbiert die kühle Erde der gemäßigten Zone bedeutende Mengen an Wärme, die nicht zur Ausstrahlung gelangen. Nur im Hochsommer gibt der wärmegesättigte Boden seinen Überschuß ab.

II. Den Wasserdunst in der Atmosphäre. Sonnendurchhitzter Dunst hält die ausstrahlende Bodenwärme gebunden. Wie eine schützende Decke breitet sich der Wasserdampf über das erhitzte Erdreich. Zur Nachtzeit hindert er die Ausstrahlung der Erdwärme in den Weltraum. — Bei Feuchtigkeit ermangelnder Luft treten hingegen, selbst in den heißesten Ländern, wegen intensiver Ausstrahlung des Bodens, kalte Nächte ein. (So beträgt nach Sachs in den trockenheißen Llanos Venezuelas die Differenz zwischen Tag und Nacht mehr als 10° C., während sie im maritimen Klima von La Guayra nur 3° beträgt.)

III. Vermehrung der Wärme durch Verdichtung des Wasserdampfes. Eine bedeutende Menge von Wärme wird, bei Verdichtung des Wasserdampfes der Luft, in Form von Regen und

*) Kap. 1.

Tau, frei. Die Kondensation ist am stärksten zur Nachtzeit. Alsdann ersetzt die Wärme, welche frei wird, zum Teil die Sonnenhitze. Die Regenmenge des regenärmsten Monats kommt in manchen Tropengegenden der des regenreichsten im Norden fast gleich.*)

IV. Die warmen Windströmungen. Vom Nord und Süd abfließende Winde erreichen als Passate den Äquator erwärmt nach Durchlaufung eines halben heißen Tropengürtels von 350 geographischen Meilen. Mithin wird im Äquatorialgebiet die Sonnenwärme nicht, wie in Ländern gemäßigter Zone, durch kühle Winde entführt.

Wesentlich für ein heißes Klima ist weniger das Verhältnis (der Grad) des Empfangens von Wärme, als vielmehr des Abgebens. Unser europäischer Norden empfängt zur Sommerzeit während 16 Tagesstunden mehr bezw. andauernder Wärme, als der stets zwölf Stunden zählende Tropentag. Dennoch ist alsdann die Temperatur des Nordens, wegen stärkerer Ausstrahlung bezw. Abgabe von Bodenwärme, im Mittel weit geringer. —

Vorstehende allgemeine Erscheinungen des Tropenklimas auf La Guayra im besonderen angewendet, führen zu nachstehendem Ergebnis: Die senkrechte, bis zu 8000′ aufsteigende, großenteils kahle Wand der Küstenkordillere strahlt des Nachts eine Menge Wärme aus. Unter dem äquatorialen Himmelsstrich bleibt diese Erdwärme durch die infolge maritimer Lage vorhandene Feuchtigkeit der Luft gebunden. Die Temperatur des Meeres an der Küste von La Guayra beträgt, an der Oberfläche des Wassers gemessen, und nahe der Küste, im Mittel 25.05° C. Einen halben Meter tiefer nimmt die Wärme um 4—5° zu.**) Während der Nacht setzt die frische Brise des Nordostpassates aus. Unter allen Küstenstädten Venezuelas erreicht keine einzige die hohe mittlere Wärme La Guayras. Das in sumpfiger Niederung gelegene Puerto Cabello, Barcelona, Cumaná, sowie das fieber-

---

*) Übersicht der mittleren Menge der jährlichen atmosphärischen Niederschläge in Venezuela nach Villavicencio: Rio Negro 2,30 m; Rio Cuyuni, Nebenfluß des Essequibo, 2 m; Lagune von Maracaibo 1,79 m; See von Valencia 1,75 m; karaibische Küste 1,66 m; Golf von Pavia 1,61 m; Orinoko über 1½ m, und Carácas 0,80 m. — Nach den Niederschlagsbeobachtungen des H. Dr. Julius Ziegler aus Frankfurt a. M. in der Main- und Mittelrheingegend findet sich unter 209 Stationen nur eine einzige mit einer Regenmenge von über 1½ m, und zwar Baden-Baden mit 1674,6 mm.

**) Villavicencio, Tabla de la temperatura de las aguas del mar. S. 64 und Hidrologia S. 14.

gefürchtete Maracaibo haben eine mittlere Temperatur von nicht über 27° C. gegen 29° in La Guayra.

Einer Temperatur im Schatten von nur 29° C. im Mittel und 32° im Maximum konnte ich füglich das Empfinden ungewöhnlich brennender Hitze nicht zuschreiben. Auch dem hohen Wärmegrad von über 50° C. in der äquatorialen Sonne nicht. Diesen erreichen wir auch in Deutschland in der Sonne. Vielmehr hat die stark überhitzte Luft La Guayras ihren Grund in der, von Feuchtigkeit durchsättigten Atmosphäre. Dr. Sachs*) sagt hierüber:

„Eine Eigentümlichkeit des Klimas der Hafenorte (Venezuelas) besteht in dem großen Feuchtigkeitsgehalt der Atmosphäre. Gesellt sich hierzu, wie es in La Guayra meist der Fall ist, eine stagnierende, nicht vom Wind bewegte Luft, so ist die Verdunstung des Schweißes und die dadurch erzeugte Verdunstungskälte, jenes wesentliche Schutzmittel des Organismus gegen die Einwirkung hoher Temperaturen, auf ein Minimum herabgesetzt; man ist beständig in Schweiß gebadet. In einem ebenso heißen, aber trockeneren Klima wird dieselbe Quantität Schweiß erzeugt, aber derselbe verdunstet unmittelbar und trägt, indem er die Haut trocken läßt, wesentlich zur Abkühlung des Organismus bei.“

Das Klima La Guayras ist bei all dem kein ungesundes. Mit Vorliebe begaben sich die Carakenier hierher zum Gebrauch des Seebades, bevor in letzter Zeit Macuto in die Mode kam. La Guayra ist von der Cholera zu Zeiten, da diese in Carácas wütete, verschont geblieben.**) Appun***) giebt als Grund des verhältnismäßig gesunden Klimas den Wegfall der schädlichen Manglare- oder Mangrovepflanzen an. Diese†) kommen westlich und östlich von La Guayra, und an anderen Küstenorten Venezuelas, in Menge am Strande vor. Sie wirken äußerst gesundheitsverderblich. Wie Sachs††) sagt, tragen sie „durch die im Maschenwerk der Luftwurzeln angehäuften, in Zersetzung begriffenen, organischen Stoffe wesentlich zum Entstehen der Malaria bei.“ — Intermittierende Fieber sind in La Guayra nicht endemisch; ebenso tritt das gelbe Fieber hier nur mit jahrelangen Unterbrechungen auf. Zumeist befällt es nur den Seefahrer und Ankömmling aus

---

*) S. 17.

**) S. Land of Bolívar I, 42.

***) I, 15.

†) Rhizophora Mangle und Avicennia tomentosa.

††) Llanos 18.

kühleren Zonen.*) Für diese Krankheit hat der Venezolaner verschiedene Ausdrücke: Vómito negro und Vómito prieto;**) Fiebre amarilla***) und Calentura amarilla. —

Aus dem Gluthauch der Höhen über La Guayra und aus der brennenden Umgebung der Kandelaberkakteen stieg ich wieder niederwärts in die Stadt. Auf dem Rohrsessel im Laden eines deutschen Gewerbsmannes an der Alameda, suchte ich erschöpft und hitzegebadet Erholung von dem bestraften Wagnis, gleich Ikarus mit den wächsernen Flügeln eines blonden Nordlandsohnes der Sonne zu nahe gekommen zu sein.

Elftes Kapitel.

Die Aduana†) von La Guayra.

Zollhaus. — Einkommen aus Zöllen. — Habilitierte Häfen. — Einfuhrhandel aus Kolumbien und den Antillen. — Zollpolitik. — Härten des Zollgesetzes. — Zolltarif: Leitende Gesichtspunkte. Klasseneinteilung. — Urteil über die Zollpolitik; Bedeutung der Zollhäuser. — Erzählung Gerstäckers.

Die venezolanischen Einfuhrzölle.

Vorüber am Reiterdenkmal des Ilustre Americano schritt ich mit Don Manuel nach dem Zollhause, nahe der Holzwerft.

„Begleiten Sie mich zum Jefe de administracion"††) sagte Don Manuel, als wir vom Innenhof des schwerfälligen Steinbaues in altspanischem Stil die breite Treppe zu den Büreaus der Aduaneros emporstiegen. „Hier oben befindet sich, nebst den Wohngemächern des Direktors, noch außerdem die für den Präsidenten der Republik vorbehaltene Zimmerreihe."

In unseren europäischen Staaten nimmt der Landesvater sein Absteigequartier im Gebäude des Generalkommandos, bei dem Ober- oder Regierungspräsidenten, oder in altadeligem Schlosse. Bezeichnend ist es aber, daß das Staatsoberhaupt Venezuelas mit keiner Körper-

---

*) S. bei Sachs 18 und Appun I, 15.

**) Schwärzlich.

***) Gelb.

†) Zollhaus.

††) Verwaltungschef.

schaft und mit keinem Zweige der Staatsverwaltung so enge Fühlung hat, als mit der Administration der Zölle. Wie man Herr der Rheinlinie ist, wenn man Mainz und Straßburg behauptet, so kann man Venezuela seinen Daumen aufsetzen, wenn man von der Aduana in La Guyra Besitz genommen hat. Von hier, von der Zollkasse, gehen die Pulsationen des politischen Lebens im Lande aus, wie der Blutumlauf aus dem Herzen.

Ein ganzer Caballero, ließ der Zolldirektor uns in seinem Büreau Platz nehmen. Don Manuel begann mit ihm seine Geschäfte abzuwickeln. Ich faßte inzwischen am Schreibtisch des Zollgewaltigen rasch ein Briefchen ab in die Heimat. „In einer halben Stunde verbringt man die amtliche Post an Bord des Hamburger Dampfers", bemerkte dieser. „Meine Schreibmappe es á su disposición, wenn Sie einige Zeilen mitsenden wollen." Einen Augenblick war es mir, als ob in meinen Händen die Leitungsdrähte der Regierung der Estados Unidos de Venezuela zusammenliefen. Für Minuten hatte ich den Stuhl des Beherrschers aller ökonomischen Regungen Venezuelas inne. Ich kam mir vor, wie jener Wanderer im Schloßhofe zu Donaueschingen. Auf den Donauquell hatte er den Fuß gesetzt und sagte dabei: „Was werden jetzt die da hinten am schwarzen Meere denken, wenn die Donau plötzlich ausbleibt?" Konnte ich nicht ebenso den elektrischen Lebensstrom der Republik, seinen Gold- und Silberumsatz, durch den beliebigen Druck auf eine Taste hemmen?

Über die Verwaltung der Aduana sagte mir nach Briefschluß der Direktor:

„Unsere peinliche Zollerhebung erklärt sich daraus, daß die Eingangs- und Transitzölle bei uns zu Lande an Stelle Ihrer direkten Steuern treten. Die Zölle sind der überwiegendste Teil unserer staatlichen Einnahmen. Sehen Sie — dabei blätterte der Jefe de Administración in dem Bericht des Ministro de Hacienda über das abgelaufene Finanzjahr, die Staatseinnahme betrug 28 987 500 Bolivares. Hiervon ergaben die Einfuhrzölle 19 581 000 Bol., die Transitzölle 5 414 600 Bol. Das sind zusammen 25 000 000. Davon gingen allein im hiesigen Zollhause 8 661 200 Bol. ein."*)

„Wie läßt sich an einer Küste von 3000 Kilometer**) Ausdehnung die zollpflichtige Einfuhr überwachen"?, sage ich.

*) Stat. Jahresbericht.

**) Villavicencio berechnet die Küstenlänge von der Grenze Kolumbiens im Westen bis zur Ostgrenze, d. i. Britisch Guyana, auf 3020 Kilometer.

Hierauf erwiederte der Jefe: „Für den Einfuhrhandel aus dem Auslande sind nur vier Häfen: Puerto Cabello, Ciudad Bolivar, San Carlos von Maracaibo und der hiesige habilitiert. In keinem anderen darf die Provenienz aus dem Auslande abgesetzt werden, bevor nicht die Eingangsgebühren für dieselben in einem der obigen vier Häfen erlegt sind. Soweit die Ausfuhr nach anderen Orten des Inlandes bestimmt ist, darf sie dorthin nicht durch fremde Schiffe verbracht werden, sondern nur auf dem Wege des Cabotagehandels,*) durch venezolanische Küstenfahrzeuge. — Für Ein- und Ausfuhr des inländischen Verbrauches und Absatzes sind ebenfalls nur bestimmte Häfen habilitiert, wie z. B. Carúpano, Pampatár auf Margarita und Maturin.

Eine Begünstigung genießt der Ein- und Ausfuhr-, sowie Transithandel mit der Nachbarrepublik Columbien. Habilitierter Hafen hierfür ist San Carlos en Maracaibo und San Antonio del Tachira. So sind beispielsweise die Naturerzeugnisse und Manufakturwaren Kolumbiens frei von Eingangsgebühren in Venezuela (unter Voraussetzung der Gegenseitigkeit). Dem entgegen besteht ein besonderer Schutzzoll gegenüber den aus den Antillen eingeführten Waren in Gestalt eines Zuschlags von 30 Proz. über den gewöhnlichen Zollbetrag.**) — In jedem habilitierten Hafen besteht eine Aduana."

„In Westindien erzählt man sich fabelhafte Dinge von Ihrer minutiösen Klasseneinteilung der zollpflichtigen Eingangswaren, von den hohen Zöllen und den verwickelten Förmlichkeiten bei der Einfuhr", hub ich nach einer Pause an. „Sollte eine derartige Erschwerung des Handelsverkehrs mit dem Auslande der ökonomischen Wohlfahrt der Republik nicht nachteilig sein?"

Hierauf entgegnete der Zolldirektor. „Ich kann den Ansichten von den Schäden unseres Steuersystems nicht beipflichten. Unsere Zölle sind keineswegs erdrückend. Im Gegenteil verdient unsere Finanzgebarung Anerkennung. Von Jahr zu Jahr wächst die staatliche Einnahme, insbesondere die aus den Zöllen — und bei all dem repräsentieren diese einen stets mehr abnehmenden Prozentsatz des Wertes der Importationen. Im Finanzjahre 1849/50 erhob die Zollverwaltung von einem Einfuhrwert von 16—17 Mill. Bol. noch einen Zoll von

*) Küstenhandels.

**) Die Inseln des Antillenmeeres waren der venezolanischen Regierung von jeher verdächtig. Ihre geographische Lage begünstigt jedwede politische und kommerzielle Unternehmung gegen Bestand und Interessen Venezuelas.

9 Mill. Das waren über 55 Proz. 1859/60 von 27 Mill. Bol. einen Zoll von 11½ Mill. Das sind 42 Proz. 1872/73 von 39 Mill. einen Zoll von 15 Mill. Sind 39 Proz. Und 1882/83 haben wir von einer Einfuhr im Werte von 86 Mill. nur einen Zoll von 25 Mill. erhoben. Macht nur 29 Proz. Den gleichen Prozentsatz wies auch das abgelaufene Jahr auf."

„Im Übrigen allerdings", fuhr der Zolldirektor fort, „ist unsere Gesetzgebung gegenüber der Provenienz aus dem Auslande äußerst streng. So hat z. B. ein Kapitän, der in einem Hafen des Auslandes Ladung nach Venezuela einnimmt, sich von dem Konsularagenten der Republik dortselbst seine Papiere für einen bestimmten Hafen Venezuelas ausstellen zu lassen. Einen anderen, als diesen Bestimmungshafen, darf er nicht anlaufen. In dem, dem Konsularagenten dabei zu übergebenden Ladungsmanifest ist die Gesamtzahl der nach Venezuela, und die Sonderzahl der nach jedem einzelnen Hafen bestimmten Ladestücke genauestens von der für fremde (nicht venezolanische) Häfen eingenommenen Fracht auseinanderzuhalten. — Birgt nun das in einen Hafen Venezuelas einlaufende Schiff nach Löschung der hierher bestimmten Einfuhr mehr oder auch weniger Ladung, als in dem Lademanifest als Fracht nach anderen Häfen angegeben ist, so wird die gesamte Schiffsladung als Contrabanda erklärt, und den Kapitän trifft hohe Geldstrafe, so z. B. von 500—1000 Bolivares für jedes fehlende Frachtstück. Eine größere Warenmenge, als die angegebene, kann unseren Fiskus möglicherweise in einem anderen Küstenplatze der Republik betrügerisch schädigen — eine geringere läßt den Verdacht bereits erfolgten Schleichhandels aufkommen. Um letzterem vorzubeugen, muß unter anderem jedes Schiff spätestens drei Stunden nach erhaltener Erlaubnis zum Wiederauslaufen aus dem Hafen unter Segel gehen, gegen eine Versäumnisstrafe von 500 Bolivares für den ersten, und von je 100 für jeden weiteren Tag. — Die Strenge unserer Gesetzgebung gegenüber jeder Eventualität der Schädigung unserer fiskalischen Interessen werden Sie aber am deutlichsten aus folgender Bestimmung ersehen:

„Ein mit Waren nach Venezuela bestimmtes Schiff ist in einem Hafen des Auslandes durch unseren Konsularagent in vorgeschriebener Weise abgefertigt worden. Nun kommt das Schiff in seinem venezolanischen Bestimmungshafen nicht an. In diesem Fall halten wir uns an die Consignatäre der Ladung. Diese armen Kerle müssen alsdann den doppelten Betrag der Zollgebühren erlegen, welche lt. Inhalt der uns auf anderem Weg zugekommenen Konsularbriefe durch die Ein=

fuhr erwachsen würden. Nur der Nachweis von Havarie oder vis maior kann den Consignatar entlasten."*)

„Nach dem im Auslande vielfach kommentierten Zolltarif" sage ich, sind die Einfuhrartikel zum Teil steuerfrei, zum Teil einem sehr unterschiedlichen Gebührensatz unterworfen. Man unterstellt dabei der Republik, sie habe das Nationalvermögen durch ein unrationelles Prohibitivsystem, irre geleitet in der Wahl des finanzwirtschaftlich einzuschlagenden Weges, geschädigt."

„Wesentlicher Gesichtspunkt bei Aufstellung des Tarifes ist Schutz des einheimischen Erzeugnisses. Daher das Einfuhrverbot gegen Zuckerrohrbranntwein, gegen Kaffee, Kakao, Zucker, Baumwolle und Kokosöl. Andere Verbote, wie der Kriegswaffen und Münzprägevorrichtungen, haben die Sicherung der öffentlichen Wohlfahrt im Auge. Zollfrei hinwiederum ist die Einfuhr von Maschinen, Instrumenten und Hilfsmitteln der Fabrikation und Gewerbethätigkeit, und von Gegenständen zur Förderung wissenschaftlicher Interessen. Ferner: gesundheitlich notwendiger Lebensmittel, wie französischer Rotweine; diese jedoch mit ausschließlicher Provenienz von Bordeaux. Dem gegenüber ist auf sonstige Bedürfnis- und Luxusgegenstände, je nach dem Grad ihrer Erläßlichkeit, ein verschieden hoher Zoll gesetzt. Einerseits mithin lastet der Druck der Abgaben nicht auf den wirtschaftlich und kulturlich unentbehrlichen Dingen. Andererseits werden gerade die beliebtesten feineren Gebrauchs- und Verbrauchsartikel vom Fiskus in Form indirekter Steuern sehr geschickt zur Abgabe herangezogen. Direkte Steuern haben wir nicht. Der Grund und Boden, seine Erzeugnisse, wie die des Gewerbfleißes und das Kapital sind abgabefrei."

Wir verabschiedeten uns von dem Direktor der Duane und stiegen in die Warenhallen zur Gepäcksrevision hinab. Ein typisches Bild venezolanischer Zöllnerei entrollte sich vor mir. Doch davon späterhin im Zollhause von Ciudad Bolivar. —

Die Bestimmungen des Código de Hacienda, über Eingangszölle ergänze ich dahin: Der Einfuhrzolltarif vom 1. Juli 1881 teilt die aus dem Auslande kommenden Waren in neun Klassen ein. Klasse I ist zollfrei. Per Kilogramm werden entrichtet in

Klasse	II.	10 Centesimos.
„	III.	25 „
„	IV.	75 „

*) Die vorstehend enthaltenen Angaben über Zollbestimmungen sind dem Finanzgesetzbuch, dem Código de Hacienda, entnommen.

Klasse	V.	1 Bol.	25 Centesimos.
„	VI.	2 „	50 „
„	VII.	5 „	
„	VIII.	10 „	
„	IX.	20 „	

Als unbesteuert zählen zur ersten Klasse: Maschinen, Instrumente und Apparate für Landwirtschaft, Bergbau, Industrie und Kunstgewerbe, für Gas- und Telegraphenanstalten. (Ausgenommen sind Destillierapparate.) Ferner: Material zum Betrieb der Eisenbahnen, Kutschen und Omnibus nebst Zubehör, wie Achsen; Schiffsbau- und Brennholz, sowie vegetabilische Kohlen; (Venezuela ermangelt der Abfahrtswege zur Verwertung seines Holzreichtums, und ist für den eigenen Bedarf auf den ausländischen Markt angewiesen.) Steinkohlen, Cement, Eis, Guano, lebende Pflanzen, Sämereien und Vogeleier. Eiserne Brücken und Zubehör, Feuerspritzen und Turmuhren; Warenproben unter 25 Kilogr.; gebrauchtes Passagiergepäck; lebende Tiere, mit Ausnahme der Blutegel. (Man kann den Fuß in keinen Caño, Fluß oder Teich der Llanos und Guyanas setzen, ohne Gefahr eines Aderlasses durch Blutegel.) Zollfrei sind ferner: Druckwerke über Wissenschaften, Künste und Gewerbe, Zeitschriften u. a.; (Arme Nana von Zola! Beklagenswerter Paul de Coq! Ihr habt nur freien Zutritt zu den Herzen der träumerisch verliebten Kreolen — aber nicht über die Schwelle der Aduanas. Druckereiapparate; See- und Landkarten, wie Erd- und Himmelsgloben.

Im weiteren beschränke ich mich darauf, aus der Gegenüberstellung der zollfreien und der höchstbesteuerten Klasse den Zolltarif zu beleuchten. Zur letzteren, der neunten Klasse, zählen u. a.: Kopfputz, Haarnetze, Menschenhaar, künstliche Blumen für Hüte, sowie Handschuhe; (der gesetzgebende Körper muß hier den Reispuder vergessen haben. Wahrlich! eine reichlicher fließende Steuerquelle könnte dem venezolanischen Fiskus nicht erwachsen, als aus diesem Entstellungsmittel aller Señoras ohne Ausnahme.) Battiste, Gewebe aus feinem Linnen und Halblinnen mit Baumwolle; Seide (Rohseide, Halbseide und verarbeitet); Gewebe mit Gold- und Silberverzierungen (Ausnahme: Paramente); Wollen- und Baumwollenstoffe, verarbeitet zu Kleidern, Vorhängen u. a.; Geschmeide, Gold- und Silberwaren, Taschenuhren — und selbst die leeren Etuis hierzu. (Die Etuis scheinen von der Zollbehörde mit demselben Mißtrauen angeschielt zu werden, als das ungeladene Gewehr durch den Manichäer.)

„Wie beurteilen Sie die venezolanische Zollpolitik?“ frug ich selbigen Tages meinen Landsmann R—f.

„Geradeso, wie sie jedermann beurteilt, habsüchtig, blind und gleich verderblich für die Wohlfahrt des Landes, wie für den Staatssäckel. Der Handel ist durch die unerschwinglichen Zölle und die heillose Plackerei der Kauffahrer und Einfuhrgeschäfte von seiten der Aduaneros lahm gelegt. Überdies wird er durch die willkürliche und selbstsüchtige Handhabung der Zollvorschriften empfindlich geschädigt. Zudem werden die Zölle nach dem Bruttogewicht berechnet. Mithin werden Kisten, Flaschen, überhaupt die Verpackung, ebenfalls versteuert. Doch der Staat braucht Geld — und diese Art der Erhebung seines Einkommens ist eben die bequemste. Wo kämen wir in Venezuela mit direkten Steuern hin! Hier zu Lande, bei der Mißwirtschaft und Halbkultur, hätte kein Mensch Geld, wenn der Steuerzettel käme. Die fiskalischen Beamten könnten jedem Steuerpflichtigen bis in die Quebradas*) der Gebirge nachlaufen, um ihn zu fassen. — Man muß in Venezuela gelebt haben, um die Bedeutung der Zollhäuser zu begreifen. Das staatliche Einkommen erfließt beinahe ausschließlich den Zollkassen; der Finanzminister ist in seinen Operationen von dem Barbestand derselben abhängig. Dies gilt insbesondere von La Guayra, dem Hauptzollamt des Landes. Die Aduana daselbst wird deshalb auch gehütet wie die heilige Flamme der Vestalinnen. Sie ist eine Defensivkaserne. Auf die rasche Besitzergreifung von diesem Gebäude — natürlich so lange noch eine Kasse vorhanden — ist denn auch das Hauptaugenmerk jeder an das Ruder gelangten Partei gerichtet.**) Nicht minder hat jedes herrschende Regiment insgeheime Vorsorge getroffen, um im Augenblick der Gefahr die Kassenbestände rechtzeitig an Bord eines Regierungsschiffes zu retten. Ich glaube, daß zahlloseres Geld in der Weise aus dem Lande geflüchtet wurde, als jemals einging.“ —

Unsere Betrachtung sei mit einem Hinweis auf Friedrich Gerstäcker geschlossen. Dieser steht mit Unrecht bei unserer Lesewelt im Geruche eines Münchhausen Redivivus. Es ist gewiß nicht alles wahr, was uns Gerstäcker mit Frische, Humor und Sinn für das Abenteuerliche vorgeführt hat. Es braucht auch nicht wahr zu sein. Die Hauptsache ist, daß es Gerstäcker verstanden hat, die Besonderheiten von Land

*) Schluchten.

**) The Land of Bolivar I, 18 nennt die Aduana von La Guayra „the goldmakers village“ und behauptet, daß der Ausbruch mancher Revolution nur in dem Wettbewerb der Parteien um den Besitz dieser Duane zu suchen sei.

und Leuten richtig, gesund und unterschiedlich zu erfassen, und seine Eindrücke als lebenswahres Stimmungsbild wiederzugeben. In diesem Sinn sind die Schilderungen seiner Reise durch Venezuela ein anschauliches, wahrheitsgetreues Gemälde der dortigen Verhältnisse und damaligen Begebenheiten. Seine persönlichen Erlebnisse mag er meinetwegen ebenso wie die Personen, mit denen er verkehrt haben will, in freier, künstlerischer Gestaltungskraft mit licentia poëtica behandelt, ja erdacht haben. Mir genügt es, daß sie mit Lokaltinte gezeichnet sind. So strömt mir ein lebendiger Odem aus Gerstäckers köstlichem Charakterbild aus Venezuela „die Blauen und Gelben"*) entgegen. Auch hier sind die Personen in der Mehrheit eine Schöpfung des Verfassers, aber sie sind Fleisch und Blut, wie sie nur dort und nicht anderswo, z. B. in Peru oder Mexiko, gelebt haben könnten. Eine der bezeichnenden Gestalten dieses geschichtlichen Romans ist der Finanzminister Silva in Carácas. Wir begegnen ihm auf seinem morgentlichen Rundgang durch die Stadt. Bei allen möglichen Kaufleuten macht er den Versuch, einige Tausend Pesos zu borgen. Präsident Falcon benötigte Geld für seine Kreaturen. Jedermann weist dem Minister mit höflichen Ausflüchten die Thüre. Endlich — in äußerster Verlegenheit — sequestriert er die 1000 Thaler enthaltende Kasse des Großhändlers Señor Gonzalez gegen Empfangsbescheinigung nebst Zahlungsanweisung an die Zollkasse in La Guayra. Silva überbringt das entlehnte Geld dem Präsidenten Falcon dem „Großmütigen". Das allmächtige Staatsoberhaupt bezahlt hiermit einige seiner Kreaturen; u. a. erhält die zum „General" mit 300 Pesos monatlichen Gehalt ernannte Señora Corona eine Abschlagszahlung. In derselben Stunde entsendet Falcon einen Eilboten an die Zolldirektion von La Guayra mit der Ordre, sofort alle Zahlungen einzustellen. Der arme Gonzalez ist um sein Darlehen geprellt. Dieser kennt jedoch seine Menschen. Er eilt zu Señora Corona und bittet sie, die Einflußreiche bei dem allgewaltigen Falcon, um Vermittlung der Rückerstattung seines Darlehens. Als ehrlicher Maklerin werden der Señora Corona 25 Proz. des Betrages angeboten. „Ich bin bereit — aber nur um 30 Proz.", gesteht sie mit der Schüchternheit einer käuflichen Seele.

„Bedauere", entgegnet Gonzalez, „auf der Duane von La Guayra weiß ich einen, der am Zoll sitzt — der honoriert mir den Bon des Ministers gegen eine Provision von blos 20 Proz. Mir erschien nur

*) Jena 1876.

die Reise dorthin etwas beschwerlich. — Ich empfehle mich Ihnen, Señora, nichts für ungut — ich lasse mein Saumroß satteln und reite auf die Duana nach La Guayra. — Hasta la Vista!**)

Zwölftes Kapitel.

Die Eisenbahn von La Guayra nach Carácas.

Bootsleute. — Seeverkehr in La Guayra. — Am Bahnhofe; angepumpt! — Gründung La Guayras. — Maiquetia. Im Kokospalmenwald. — Gebirgsbahn. Blick auf das tropische Tiefland; Hochlandnatur. — Don Manuel in Not. — Anlage der Eisenbahn. — Bahnrestaurant. — Höchste Steigung. — Bahnen im Betrieb. — Carácas.

Don Manuel und ich nahmen unseren Weg von dem Zollgebäude nach dem Bahnhofe. Vor Ablassung des Zuges nach Carácas wandelten wir vor dem Stationsgebäude im Sonnenbrand auf und ab. Das braune und schwarze Volk der Schiffer im einfachen Lendentuch nebenan am Molo achtete der glühenden Strahlen nicht. Ihre ebenholz- und bronzeschimmernden Glieder spiegelten in der Tropensonne. Ihr krauser, filziger Wollkopf bedurfte keines Hutes. Kraftvoll legten sie sich zurück in die Ruder, oder kletterten behende über den schmalen Bootsrand hin. Die vollen Brusttöne, mit welchen sie das geringste Begebnis glossierten, überbot alles, was ich je in dieser Art an der placida marina von Neapel zu hören bekam. Auf den Wogenkämmen des hier stets hochgehenden Meeres tänzelten allerlei Fahrzeuge, Boote, Schooner, Briggs und Segelkutter. Weiter draußen auf der Rhede lagen die Schiffe mit größerem Tiefgang vor Anker.

Einen Bootsmann von weißer Gesichtsfarbe und der Haltung eines Caballero frug Don Manuel:

„Wer ist jener Dampfkoloß dort?“

„Das ist der englische Steamer von Liverpool; der kommt von Trinidad. — Entfernter in See sehen Sie den Hamburger Dampfer von Colon (Landenge von Panamá). — Ganz da draußen ist der Spanier von Havana und Portorico noch in Sicht. Dieser zweigt

*) Auf Wiedersehn.

von den Schiffen der Lopez-Gesellschaft, die zwischen Cadix oder Santandér und Cuba verkehren, hierher und nach Colon ab."

„Wie viele Postdampfer laufen La Guayra an?"

„Allmonatlich, Señor, treffen hier, auf dem Wege nach Colon und zurück, drei englische Steamer ein, zwei von Liverpool und einer von Southampton. Ferner je ein französischer Dampfer von St. Nazaire und von Bordeaux; zwei Hamburger, der Niederländer von Amsterdam nach Surinám und Curaçáo und dort der Spanier. Außerdem verkehren, aber ohne Fahrplan, nordamerikanische Dampfboote zwischen hier und New-York über Curaçao."

Der auswärtige Handel wurde im Finanzjahr 1885/86 im Hafen von La Guayra durch 396 Dampfer von 693 000 Tonnen, und durch 72 Segler mit 28 000 Tonnen vermittelt. Die Bewegung der Küstenschiffahrt belief sich ebendaselbst auf 120 Dampfer mit 30 000 Tonnen, und 2916 Segler mit 23 328 Tonnen.*) Der Ein- und Ausfuhrhandel der Republik mit dem Auslande wurde 1882/83 durch 638 Dampfer und 1823 Segelschiffe vermittelt. Auf Deutschland entfallen hiervon 84 der ersten und 46 der zweiten Gattung; auf Nordamerika je 196 und 44; auf Frankreich je 152 und 52; auf England 84 und 140, und auf Spanien 38 und 224. Hingegen auf Venezuela je 74 und 1176.**) —

In der Estación***) herrschte sinnverwirrendes Treiben. Gesindel von allen Schattierungen der Hautfarbe bemächtigte sich meines Handgepäckes. Widerstandslos ward ich hin und her gezerrt. Dabei drängte alles auf ein Glockenzeichen nach dem Bahnsteig hinaus; ich begann unruhig zu werden. Schwarzes Volk verschwand mit meiner Reisetasche und meiner gerollten Decke. Immer unheimlicher ward mir zu Mute. In heimatlichem Pessimismus malte ich mir all diese Leute als unehrliches, räuberisches Gelichter aus. Heute thue ich den Farbigen Venezuelas Abbitte. In ihrem Gesellschaftskreis ist das Stehlen noch nicht unerläßlicher guter Ton. Das in Litera 7 des Dekaloges verpönte Laster ist, mehr staats- als privatrechtlicher Natur, zunächst Monopol offizieller und hochstehender Kreise im demokratischen Amerika. Nirgends aber soll der „klagbare" Diebstahl so unbekannt sein als in Venezuela. Die Bereicherung aus öffentlichem Gut gilt bekanntlich nicht als Diebstahl. In Venezuela stiehlt Dir der kleine farbige Mann höchstens ein Paar Zigarren, oder trinkt dir die Rum-

*) Stat. Jahresber. 1887.
**) Stat. Jahresber. 1884.
***) Bahnhof.

flasche aus. Gelegentlich steckt er auch ein Paar halbe Realen ein, die du auf dem Tisch hast liegen lassen — tout comme chez nous.

Bei Don Manuel suchte ich Schutz. Vergeblich. Ihm gingen andere Dinge durch den Kopf. Ich eilte wiederum von ihm weg nach meinem Koffer hin, der inmitten einer umfangreichen Bagage des Gobernadórs stand. Nun heftete sich aber Don Manuel an meine Sohlen.

„Geben Sie mir rasch 22 Realen", hauchte er mich an, „rasch, rasch — in Carácas bringen wir das in Ordnung."

Was blieb da zu thun? Ich öffnete meine Geldtasche. Don Manuel wühlte unter einigen großen Silberstücken herum und stellte in fieberhafter Eile eine unkontrolierbare Kursberechnung an. Darauf zog er mich auf den Perron hinaus.

„Was soll denn aus meinem Koffer werden?" flehte ich zu Don Manuel.

„Alles besorgt", flötete dieser und verschwand im Gedränge. Bekümmert um das Schicksal meines Koffers achtete ich nicht der hübschen Gonzalez, die eben mit den Ihrigen in den Bahnwagen stieg.

Was ist nur mit Don Manuel? dachte ich bei mir. Wie schlangengewandt und beweglich der dort mit einer Gruppe von Leuten unter auffallendem Geberdenspiel verhandelt! Wie sie ihn drängen, wie sie in ihn hinein reden! — Jetzt eben macht er sich los — gleich darauf bittet er einen Amigo, ihm seine Geldbörse zur Verfügung zu stellen. Was bleibt dem Angepufften anders übrig? Vermutlich haben einige Gläubiger — vielleicht die Zöllner oder der Bahnkassierer — Don Manuel mit Auspfändung gedroht. —

Señorita Gonzalez sucht mit einem freundlichen Blick ihrer großen Augen die Quelle meiner Bekümmernis zu ergründen. „Mein Gepäck ist noch immer nicht verladen," antworte ich etwas schmerzlich auf diese stumme Frage.

„Donnez-moi encore 18 réaux — faites vite, Monsieur!" kam Don Manuel atemlos auf mich zugestürzt. Wahrscheinlich noch ein unbefriedigter Schuldforderer in Sicht. Gleichzeitig schob mich der Gobernadór über das Trittbrett des Waggons in den Zug, der sich eben in Bewegung setzte. Gerade noch konnte Don Manuel das von mir erpreßte Anlehen einem Menschen in die ihm nachgestreckte Hand drücken.

Zwischen dem rötlich-braunen Felsabsturz der Gebirgswand und der Brandung zwängt sich die Dampfbahn auf mühsam abgerungener

Straße westwärts hin. Ziegelgedeckte Lehmbauten am Küstensaum wie auf tafelförmigen Hügelrücken und vereinzelter Wuchs der kandelaberartigen Cereuskakteen geben dem geröll- und steinbruchartigen Charakter der sonnendurchglühten Landschaft der westlichen Vororte bei aller Großartigkeit ein ödes Gepräge, in Übereinstimmung mit der halbnackten, farbigen, unfreundlichen Bewohnerschaft. Dort hinter der Biegung um die Ausbuchtung jenes kleinen Bergvorsprunges lag vordem das alte La Guayra. Jetzt eben kommen wir vorüber. Das Erdbeben von 1812 hatte die Stätte zerstört. An noch ungeeigneterer Stelle, mit noch ungünstigeren Verhältnissen der Raumentwickelung, ward die Stadt, das heutige La Guayra, nach Osten hin wieder erbaut. Die Trümmerstätte zeigt die Überreste der einstigen Schöpfung Don Diegos de Osorio.

1588 hatte dieser den Hafenort La Guayra angelegt. Die Veranlassung war folgende: Nahe dieser Stätte, im Osten, war ein heranblühender Handelsplatz Caravalleda 1568 erstanden. Ihren Ursprung verdankte sie dem trefflichen Margaritaner Fajardo — dem Sohne eines edlen Spaniers und der durch Geistesgaben hervorragenden Cazikentochter vom Guaiquerisstamme, Doña Isabel — und Diego de Losada, nach dessen Grundlegung von Carácas im gleichen Jahre 1568. Caravalleda (nach anderen: Caravellada) war unter dem Druck des tyrannischen Regimentes des spanischen Statthalters Don Luis de Rojas 1586 von der Bevölkerung verlassen worden. Sie zog nach Nueva Valencia und ließ sich trotz der Bemühungen von Rojas' Nachfolger nicht mehr zur Rückkehr bewegen. Carácas bedurfte aber eines Handelshafens in seiner Nähe. So sah sich Osorio 1588, trotz der wenig geeigneten Lage des Platzes, zur Errichtung des Hafens von La Guayra veranlaßt.

Die Bahn tritt nunmehr aus einem Erdeinschnitt durch ein kleines Kap heraus. Alsdann wendet sie sich, zwei Kilometer hinter La Guayra, dem in Palmen versteckten Flecken und Badeort Maiquetia zu. Dies ist der tropenländische Glanzpunkt der Linie nach Carácas. Später folgende großartigere Landschaftsbilder gehören nicht mehr dem Tiefland an und zeigen demgemäß einen vom Tropischen wesentlich abweichenden Charakter. Maiquetia dient begüterten Familien von La Guayra zur Villegiatur — auch Carakenier weilen hier zum Gebrauch der Meerbäder. Die klassische Schönheit des palmenumsäumten Gestades zwischen Macuto und La Guayra weicht hier der Idylle und Romantik einer Palmenwildnis. Vom Spiegel des Ozeans hinauf in die Schlucht von Rincon erstreckt sich der Wald

der Kokospalmen. Unter ihren Wedelkronen sind die Wohnstätten des schöngelegenen Pueblo geborgen. Schlank und gefällig streben die lichtgrauen Stämme der Kokosbäume zum azurenen Äther empor. Gekrümmt neigen sich andere in anmutigen Bogen über den mit Bananen und Mimosen bestandenen Ranft des abfallenden Geländes hin. Zwischen allen hindurch schimmert das tiefgesättigte Blau des karaibischen Beckens. Es ist mir, als ob ich von der Akropolis einst großgriechischer Stätte Siziliens durch die im Morgenglanz rötlich leuchtende Säulenstellung dorischer Tempel hindurch, unter mir hinab auf den Spiegel des jonisch-afrikanischen Meeres schaute. Über Maiquetias Cocale*) und tropische Pflanzenpracht, über das lärmende Völklein der Mulatten und Indios wie der Kurgäste am Bahngebäude hat die äquatoriale Sonne ihren goldenen, gluthauchdurchzitterten Schimmer gebreitet. Voll froher Lebenslust auf den feingeschnittenen Zügen senden Kreolinnen auf dem Bahnsteig mit den kleinen, wachsgelben Händchen dem abdampfenden Zuge Grüße an ihr Liebstes in Carácas nach.

Bald hinter Maiquetia verläßt die Bahn die Niederung der Küste und verliert sich in dem Gebirgseinschnitte. In großem Zickzackbogen über dem Rinnsal des Maiquetiabaches durchmißt sie bei 203 Meter Höhe den ersten Tunnel. Bei Heraustritt aus dem dritten Tunnel (600 Meter Höhe) gewahrt man an senkrechtem Absturz zur Rechten in schwindelnder Tiefe das enggerissene Flußbett des Tacagua.

Auf der anderen Seite breitete sich jetzt ein Panorama von ungeahntester Schönheit aus. Wir waren auf der Wasserscheide angekommen. Über 700 Meter tief zu unseren Füßen lag — „still und eben, einem reinen Spiegel gleich" — im tiefesten Blau das Antillenmeer. Keine merkliche Grenzlinie trennte es nordwärts vom Himmelsrande. Verjüngt wie Nußschalen schaukelten die Fahrzeuge auf der Flut. Ein Dampfer am fernen Horizont zog Rauchwolken nach sich. Im Nordwesten zeigten sich die Riffe des Cabo Blanco. In nördlicher Richtung sah ich hernieder auf die grünen Wunder der Tropenwelt am windungsreichen Gestade. Herauf zu mir winkte Maiquetias Palmenherrlichkeit und die Farbenpracht der heißen Küstenlandschaft. Immer weiter ward ich ihrem Banne entrückt, je mehr ich mich dem gemäßigten Höhengürtel nahte. Im gleichen Verhältnis aber wuchs die Sehnsucht der Wiederkehr in das Palmen- und Bananenreich. — An Stelle der Fernsicht nach dem Meere trat neuerdings der Ausblick

---

*) Kokosanpflanzungen.

auf die groteske Hochlandsnatur. Mir schwindelte, wenn ich an den senkrechten, viele hundert Fuß tiefen Abgründen in gähnende Gebirgsspalten von der Wand des Peñon de Mora, nahe bei Station Trincheras, hinunter sah.

Von der Außengalerie war ich in den inneren Wagen zurückgekehrt. Zur Seite meines Landsmannes, des Ingenieurs aus Macuto, nahm ich Platz. Der lange Waggon enthielt keine Abteilungen. Hinter jedem Sitze befand sich ein herablaßbares Fenster. Von der Zugluft in tropischen Eisenbahnwagen hat man bei uns zu Lande nicht leicht eine Vorstellung. Wie manchesmal suchte ich mich durch den hinaufgeschlagenen Rockkragen oder durch ein um den Hals geschlungenes Taschentuch der allzugroßen Kühle zu erwehren.

Der Ingenieur und ich vertieften uns in Gedanken an das Vaterland. Don Manuel indessen schmachtete eine Señorita an und abwechselnd auch ihre Mutter. Eben trat der Conductór herein und ließ sich die Fahrkarten vorzeigen. Das wirkte entnüchternd auf Don Manuel. Die Liebelei zerrann in Schaum. Mit dem Anschein völliger Unbefangenheit setzte er sich zu mir herüber und frug halb gleichgiltig:

„Sie haben ja, glaube ich, ein Billet für mich in La Guayra gelöst?“

Sprachlos starrte ich den unverfrorenen Haushalter der Regierung am Rio Negro an. „Nehmen Sie sich vor dem Gobernadór in acht, der ist ein Cavaliere d'Industria,“ hatte mir der Impressario Salvatore Leone in Macuto gesagt. Salvatore! In dieser Stunde standst du als eine der ungebrochenen Säulen der Wahrheit vor mir! — Was nun geschah, spricht nicht für meinen Edelmut. Der Gedanke, mißbraucht zu werden und sich überlisten zu lassen, verletzt das eigene Ich. Rundweg lehnte ich Don Manuels Ansinnen, ihm Vorschuß auf ein Billet zu gewähren, mit dem Vorwande ab, einen größeren Kassenschein hier nicht wechseln zu können. Das war entschieden nicht freundlich von mir; Don Manuel hatte mir unschätzbare Dienste geleistet, aber ich handelte unter dem Eindruck des Augenblicks. Don Manuel appellierte nun an meinen deutschen Nachbar. Der griff — wie selbstverständlich — in die Tasche, und als Señor Martinez-Castro auf Nimmerwiedersehn verschwunden war, bemerkte er mir:

„In Südamerika sind diese unverhofften Anleihen gang und gebe; das einzige, was man dabei thun kann, ist: payer avec grâce. Zurück erhalten Sie nie etwas.“

Trotzdem ist es mir wie eine unklare Erinnerung, als ob bei Ankunft am Bahnhofe in Carácas Don Manuel bei einem dort er-

spähten Amigo rasch 24 Realen flüssig gemacht und hiermit die Vorlage des Ingenieurs für seine Fahrkarte abgetragen habe. Möglich auch, daß ich das Ganze mit einem anderen, unter der Gunst des Augenblicks effektuierten Borggeschäfte Don Manuels verwechsle. —

„Wie lang ist die Bahnlinie von La Guayra nach Carácas?" frug ich den deutschen Bautechniker.

„38 Kilometer."

„Seit wann ist die Bahn im Betrieb?"

„Sie ist im Juli 1883 während der Festtage der überschwänglichen 100jährigen Gedächtnisfeier Bolivars, unter größtem Pomp eröffnet worden. Guzmán Blanco, an der Spitze der Vertreter der Regierung und gefolgt von dem Festkomitee und den Deputionen auswärtiger Staaten, bestieg den ersten abgelassenen Bahnzug. Die Anlage der Bahn galt bis dahin für gefährlich, und niemand hatte den Mut, eine Fahrt zu wagen. Seit dem guten Beispiel des Ilustre Americano ist alles Bangen gewichen. — Übrigens hätte die Eisenbahn viele Jahre früher in Betrieb gesetzt werden können, wenn nicht die politische Umwälzung des Jahres 1877 einen Stillstand, ja einen verderblichen Rückgang in dies Unternehmen gebracht hätte. Damals, bei der verfassungsmäßigen Präsidentenwahl, mußte der Ilustre hinter den vom Kongreß erwählten, farbigen General Linares Alcántara zurücktreten. Die Regierung dieses letzteren zeigte — trotz seines pomphaften Beinamens „El Gran Demócrata" — nur negative Ergebnisse, so die Einstellung aller unter Guzmán Blanco begonnenen öffentlichen Arbeiten, wie überhaupt die Vernichtung seiner segensreichen Schöpfungen. Wie vieles Bahnmaterial ist damals verfault!

Wunderbares Land überhaupt mit wunderbaren Begriffen von Freiheit, in welchem man einen Mischling von Indianer und Neger zum Staatsoberhaupt erhebt mit dem pomphaften Ehrentitel eines Gran Demócrata, weil sich über sein schlechtes Regiment sonst absolut nichts sagen ließ!"

„Die Steigung ist eine bedeutende?" frage ich.

„Im Durchschnitt 2,7 : 100; doch ist sie stellenweise viel beträchtlicher. Auf Entfernungen von $^1/_2$ Kilometer finden sich Steigungen von 100 Meter und mehr. So bei Trincheras, ebenso bei dem Tunnel diesseits Pariata."*) Auf einer Höhe von 825 Meter hielt der Zug bei Station Ojo de Agua.

---

*) Ein briefliches Ersuchen an den genannten Ingenieur nach Venezuela um Mitteilung technischer Angaben über Bau und Betrieb dieser Bahnlinie ist unbeantwortet geblieben.

„Gehen wir wieder hinaus auf die Galerie und zünden uns ein Cigarillo an", sagte mein Landsmann.

Ein Holzschuppen diente hier als Schankstätte. Der Ethnographe stellt in solchen Fällen seine Betrachtungen über den landesüblichen Durst und die Mittel seiner Bekämpfung an. In Deutschland würde es gegen alles Herkommen verstoßen, an einer Bahnhofsrestauration trocken vorüber zu kommen. Ebenso entfaltete sich auch hier ein edler Wettbewerb um Limonada gazeosa und Brandy. Ich ließ mir durch ein kaffeebraunes Mischlingsweib eine Flasche kohlensaurer Limonade entkorken. Ein köstliches Getränk bei solcher Hitze und Staub.

Von hier ab steigt die Bahn auf einen 900 Meter hohen Gebirgsrücken empor und läuft eine Strecke lang auf gleicher Erhebung fort. Das Hochland nimmt immer gewaltigere Formen an. Die ehrwürdigen Häupter der Küstenkordillere zeigen sich uns in wachsender Nähe. Sie alle überragt die Silla oder Cerro de Avila. Spärlicher, dabei versengter Pflanzenwuchs überzieht leider zu dieser Jahreszeit das Mittelgebirge. Schatten lagern in den Klüften des rötlich-braunen Gesteines. Aus den oberen Schluchten steigen Nebel empor. Bis zu Kobaltblau gesteigerte Dünste decken mit durchsichtigem Schleier die Abdachung der hohen Sierra. Eisenoxydfarbene Schichten treten allerwärts aus dem Oker des Erdreichs zwischen verdorrtem Gesträuch und grünem Niederwald hervor und verbreiten einen warmen Ton über die Gebirgsnatur. — Nun rasselten wir über das Rinnsal des Mocayapabächleins hinüber und erreichten bei Station Catia den höchsten Punkt der Steigung mit 945 Meter.

„Wie ich hörte," wende ich mich zu dem Ingenieur, „sollen in Venezuela mehr denn 160 Kilometer Eisenbahnen im Betrieb sein. Einschließlich der im Bau begriffenen und kontrahierten würde das Land demnächst gegen 1000 Kilometer Eisenbahnen besitzen. Wo sind nur alle diese Bahnlinien zu suchen?"

„Wo anders als auf dem Papier! Im Betrieb ist heute außer der 45 Kilometer betragenden Linie Carácas-La Guayra-Macuto nur noch die 90 Kilometer lange von Tucácas nach den Kupferminen von Aroa. Die 5½ Kilometer lange Bahnstrecke von Carácas nach El Valle ist verfallen; die von La Ceiba nach Sabana de Mendoza noch nicht dem Betrieb übergeben. — Die Bahn von Puerto Cabello nach Valencia (54 Kilometer), deren Bau ich leite, wird allerdings in kurzer Zeit fertig gestellt sein. Ebenso die nur 8—10 Kilometer langen Linien nach Antimano und nach Petáre im Hochthal von Carácas. Zur Fortsetzung letzterer bis nach dem 50 Kilometer entfernten Santa

Lucia im Thal des Rio Guayre sind die Vorarbeiten in die Hand genommen. Dann haben wir vielleicht einmal 200—300 Kilometer Eisenbahnen im Lande — aber das sind noch immer nicht die 978 Kilometer, die in den offiziellen Registern der Regierung paradieren."*)

Eben dampfte der Zug, unter wiederholter Überschreitung des Rio Caroati, die letzte Strecke vor Carácas thalabwärts. Inmitten der okerfarbenen Erdeinschnitte ließ sich entfernt nicht die unmittelbare Nähe der Landeshauptstadt Venezuelas im vielgepriesenen Hochthale von Carácas vermuten.

„Warum so sinnend?" sagte ich zu Gertrudis; „freuen Sie sich nicht, Ihr geliebtes Carácas wiederzusehen?"

„O, sehen Sie diese staubigen Hügel — — mein Herz ist noch im Banne des grünen, frühlingsgleichen Macuto. In 3/4 Jahren dürfen wir wieder hinab an das Meer. Im Dezember beginnt die Badezeit wieder."

„Carácas muß aber doch um vieles schöner sein — —", versetzte ich. Da, ein gellender Pfiff — jedermann sucht nach seinem Handgepäck.

„Hasta la vuelta",**) grüßt Señorita Gonzalez. „Wir sind in Carácas."

---

*) Nach dem stat. Jahresber. von 1887 sind im Betrieb: 232 Kilometer; im Bau begriffen: 407 Kilom., und kontrahiert und im Studium: 1982 Kilom. — u. a. eine Linie von Petare bei Carácas nach Ciudad Bolívar in der Länge von 725 Kilom. — zusammen 2621 Kilom.

**) Bis aufs Wiedersehn.

Zweiter Teil.

Carácas.

Dreizehntes Kapitel.

Über Ursprung und Namen von Carácas.

Name Venezuela. — Welsersches Erblehen. Adelantados der Welser; Alfinger, Hutten. — Losada gründet Santiago de Leon de Carácas. Carácas-Caziken. — Die Bezeichnung Venezuela. — Martyrologisch-indianischer Doppelname hispano-amerikanischer Orte. — Universalismus der Ortsnamen des angelsächsischen Amerika. — Ortsbenennungen in Venezuela.

Im Jahre 1499 hatten Alonso de Hojeda und Amerigo Vespucci im Golf von Maracaibo ein indianisches Pfahldorf in der Lagune angetroffen. Der Ähnlichkeit mit Venedig halber nannten sie es Klein-Venetia, Venezuela. Hojeda bezeichnete im fiskalischen Prozeß mit der Krone Kastilien den Golf von Maracaibo als Golfo de Venezia. Don Juan de Ampues legte an dieser Stelle 1527 den Hafenort Santa Ana de Coro an. Coro ward Hauptort der um den See von Maracaibo gelegenen Provinz, die nun Venezuela hieß. Diese Kolonie ging unter der fluchwürdigen Ausbeutung durch die Welser in Augsburg zu grunde. Karl V. hatte den „Welseres oder Belzares de Augsburgo"*) einen Teil des heutigen Venezuela als Erblehen der Krone Spanien aufgetragen. Die Welserschen Agenten, an ihrer Spitze der Adelantado**) Ambros Alfinger, häuften durch Goldburst und Grausamkeit gegen die Indianer Schmach auf den deutschen Namen. Neben Alfinger stehen sein Generallieutenant Bartholomäus Sailler, Georg von Speyer (Jorje de Spira), dritter Adelantado, Nikolaus von Federmann und Heinrich Rembold, der letzte der Gouverneure der Belzares, im übelsten Angedenken. Die Vergeltung blieb übrigens nicht aus. Fast ohne Ausnahme ereilte die Augsburger Agenten ein gewaltsamer Tod auf ihren unmenschlichen Streifzügen. Ambrosius Alfinger ward 1531 in einer Schlucht bei Pamplona (in Kolumbien) von den Eingeborenen erschlagen. Der heutige Name der Unglücksstätte: El Valle

*) Baralt, Hist. Antigua de Venez. 149.

**) Statthalter.

de Misser Ambrosio ist eine der unvergänglichen Grabschriften der Geschichte. Mit Unrecht vermutlich ist jenen Übelthätern durch manche Historiographen auch Philipp von Hutten zugezählt worden. Er dürfte identisch sein mit dem in Baralts Geschichte als Anführer der Expedition des Jahres 1541 zur Aufsuchung des Goldlandes El Dorado genannten deutschen Edelmanne Philipp von Urré (Hurré). Baralt bezeichnet diesen als „edelsten der Deutschen." Auch er wurde auf dem Wege ermordet. — Auf Betreiben des frommen Bischofs Las Casas, des Wohlthäters der Indier, zog Karl V. nach Jahren das Welsersche Kronlehen und Monopol wieder ein.

In Coro ward 1532 ein Bistum errichtet. Gleichwohl vermochte sich die Stadt nicht als Sitz der Regierung zu behaupten. 1576 ward dieser nach Santiago de León de Caracás verlegt. Durch ihre Gebirgslage eignete sich diese Stadt — weil gegen Überfall zur See geschützt — zum Hauptort der Kolonie.

Diego de Losada, Mariscal der Truppen des Gobernadór Don Pedro Ponce de León, hatte Carácas, vermutlich um 1567 gegründet. Volle 60 Jahre nach Entdeckung der neuen Welt hatten die Kastilianer noch keinen Fuß auf dem Festlande, im Bereiche des tapferen Karaibenstammes der Carácasindianer gefaßt. Erst Fajardo*) vermochte um 1555 und 1560 über die Küstenkordillere in das Innere vorzudringen. Im Hochthal der heutigen Landeshauptstadt gründete er die Niederlassung San Francisco. Die kriegerischen Carácasindianer zerstörten sie aber. Diego de Losada legte nun an Stelle des zerstörten Ortes San Francisco als Operationsbasis für den Gebirgskrieg gegen den Stamm der Carácas einen befestigten Platz an. Diesen benannte er Santiago de León de Carácas. Auf die Nachwelt sollte die Stadt seinen Namen (Diego = Santiago oder Jakob), den des Don Pedro de Leon und endlich den der eingeborenen Bevölkerung vererben. Hier behaupteten sich Losada — einer der edelsten Spanier der Conquista — und nach ihm Garci-Gonzalo de Silva, im Kriege mit den Karaiben unter deren heldenmütigen Häuptlingen oder Caziken. Erhaben steht die ritterliche Kampfesweise der Carácas-Caziken, insbesondere Guaicaipuros und Paramaconis gegen die spanischen Eindringlinge da. Jahrzehnte vergingen, und die Spanier hatten im Gebiete de Los Carácas keine andere Gründung, als die gleichnamige Stadt und die Hafenorte Caravalleda und La Guayra aufzuweisen.

1636 erfolgte auch die Verlegung des Bischofsitzes von Coro

---

*) S. Kapitel 12.

nach Carácas, dem Sitz des Generalkapitanates, der Intendantur (Finanzverwaltung) und der Audiencia (des obersten Gerichtshofes). Nunmehr benannte man den Landesteil der Capitania General, deren Hauptort Carácas war, Provinz Venezuela. (Die bisherige Provinz Venezuela oder Coro erhielt den Namen Provinz Maracaibo). Das Generalkapitanat Carácas zerfiel in die Provinzen: Venezuela mit der Hauptstadt Carácas, Maracaibo, Varinas, Guyana, Cumaná (mit dem Archipel von Margarita) und Insel Trinidad (bis 1797).

Nach erfolgter Unabhängigkeitserklärung 1811 nahmen die zu einer Konföderation vereinigten Provinzen als selbständiger Staat den Landesnamen Venezuela an. 1819 vereinigte sich Venezuela mit Neu-Granada und späterhin mit Equadór (damals Quito) zur Centralrepublik Colombia. 1830 sagte es sich vom kolumbischen Verbande wieder los und konstituierte sich in der Folge als Föderativrepublik unter dem Namen: Vereinigte Staaten von Venezuela. Die bisherige Provinz Venezuela ward zu Beginn der Republik Provinz Carácas genannt. Nach gegenwärtiger Einteilung des Landes gehört die Stadt zum Distrito Federal. „Venezuela“ war somit zuerst der Name des Pfahldorfes in der Lagune von Maracaibo, sodann des Landes zu beiden Seiten derselben, später des Landesbezirkes (Provinz) von Carácas, und endlich der Universalname der unabhängigen Republik. Schon Dauxion Lavaysse*) klagte vor siebzig Jahren darüber, daß Geschichtsschreiber und Geographen die verschiedenen Begriffe des Namens Venezuela nicht auseinanderhielten.**)

Der Name der Stadt Santiago de Leon de Carácas giebt dem gelehrten Venezolaner Aristides Rojas Anlaß zu bemerkenswerter Betrachtung.***) Es war bezeichnend für die ursprüngliche Namengebung der Städte durch die Kastilianer und Portugiesen, sagt er, daß zu den angestammten einheimischen Namen unzählige Benennungen aus dem romanischen Martyrologium hinzutraten. Beispiele sind: Santa Fé de Bogotá, San Luis de Potosi, Santa Ana de Coro, Santiago de Guayaquil, Santiago de Guatemála und Santa Maria de Belen (anstatt Pará), letzteres in Brasilien. Es ist eine Eigentümlichkeit der Lateiner, daß sie den einheimischen Namen jedes Ortes, Volkes oder

*) S. 337.

**) Die vorstehenden geschichtlichen Angaben sind entnommen: Dauxion Lavaysse u. s. w. Kapitel 7. Baralt, Hist. de Venez. und Rojas, Est. Indig., origines Venezolanos: la Peninsula de los Carácas S. 33 ff.

***) Rojas, Estud. Indig. — de Algunos Vocablos de Geografia general en las provincias Caribes de Venezuela S. 137 ff.

Stadt aufrecht erhielten. Dabei vergaßen sie allmählich die von den Eroberern oder Missionaren verliehenen religiösen Benennungen und neuen Bezeichnungen. So heißt heute Cumaná nicht mehr wie ehedem Nueva Córdoba, und Maracaibo nicht mehr Nueva Zamora. Es prävaliert der altamerikanische Name; der christliche ist so gut wie verschwunden. Wer sagt heute noch Santiago statt Carácas, Santa Fé statt Bogotá oder Belén (Betlehem) statt Pará? Lima ist durch Lautverderbnis aus dem peruanischen Rimac einem Flüßchen, welches die Stadt durchströmt, entstanden. Der frühere Name Limas, den ihm Pizarro gab, Ciudad de los Reyes*) ist verklungen. Wohl die meisten aller spanischen Niederlassungen in Amerika kennen wir heute noch unter angestammten indianischen Namen. So Bogotá, Carácas, Cuzco, Chuquisaca, Guatemála, Lima, Mejico, Nicaragua, Paramáribo, Quito und Yucatan. „Von Mexiko bis Kap Horn, sagt Rojas, wird in voller Reinheit die geographische Bezeichnung der Eingeborenen aufrecht erhalten, sei es der Gebirgszüge, Flüsse und Seen, sei es der Provinzen, Städte, Dorfschaften oder unbedeutender Niederlassungen."

Im Gegensatz zu dem romanischen Amerika ist das angelsächsische zwischen der Beringsstraße und dem Golf von Mexiko eine Fundgrube willkürlich angenommener, vornehmlich geschichtlicher Namen aus allen Zeiten, Ländern und Völkern der Erde. Da finden sich Städtenamen aus Asien, Afrika, Europa, Oceanien und Südamerika. Altvergangene wie Athen, Ilium, Carthago, Memphis, Palmyra, Sparta, Theben, Troja oder Herculanum und Pompeji, ungerechnet die biblischen. Moderne Hauptstädte wie London, Madrid, Neapel, Paris und Peking. Hispano-Amerika entlehnt sind: Bolivia, Carthagena (in Kolumbien), Cuba, Lima, Mexiko, Montevidéo, Panamá, Potosi, Quito u. a. Alle diese Ortsbezeichnungen finden sich in Washingtons Staatenbildung vor. Antonio Flores, ein ekuadorianischer Schriftsteller, vergleicht angesicht dieser geographischen Zusammensetzung aus allen Erdteilen**) den nordamerikanischen Adler mit dem römischen. Es ist, als ob jener das Universum unter seine Fittige versammeln wollte. Andere Städte der vereinigten Staaten verherrlichen die Namen (patronimicos) großer Männer der Geschichte, der Wissenschaft, der Philanthropie wie Bolivar, Caesar, Columbus, Franklin, Humboldt, La Fayette und Napoleon.

---

*) Stadt der heiligen drei Könige.

**) Síntesis geografica de toda la tierra.

Ist es da nicht ein Jammer, resümiert Rojas, daß wir in Südamerika, besonders in Venezuela, unsere Staaten und Städte nicht gleichfalls nach großen Männern und nach entscheidenden Thaten der Vergangenheit des Vaterlandes benennen! Was in Venezuela erinnert an die großen Entscheidungstage im Unabhängigkeitskampfe auf den Schlachtfeldern von Boyacá, Pichincha, Junin und Ayacucho in Kolumbien, Ekuador und Peru? Wozu als neue Ortsbenennungen die nichtssagenden Begriffe von Constitucion, Federacion, Fraternidad, Libertad und Union? Warum nicht häufiger Bolivar oder Bolivia, warum nicht Las Casas oder Miranda oder gar Washington? Keine Benennung im Lande erinnert an Humboldt, den gelehrten Liebling der Venezolaner (el sabio pedilecto de Venezuela).

Vor allem aber sind die altamerikanischen, angestammten Namen in Ehren zu halten. Venezuela, schließt Rojas, komme von der Sucht nach modernisierter Nomenclatur wieder ab. Wie ein Heiligtum pflege es die Ortsbenennungen indianischen Sprachstammes. Haben nicht die Ureinwohner Südamerikas Schulter an Schulter mit uns in den großen Tagen Bolivars für die Freiheit und Selbständigkeit des Kontinentes gegen die Fremdherrschaft gekämpft?

Vierzehntes Kapitel.

Die Hauptstadt Venezuelas.

Statistisch-klimatologisches Gemälde.

Garcia. — Don Manuel. — Bundesdistrikt. Verwaltung. — Bevölkerungs- und Gewerbestatistik. — **Klima**: Thermometrische, hygrometrische und barometrische Beobachtungen. — Niederschlagsmengen. — Ursachen des gemäßigten Klimas. — Meridian. — Tierra caliente, T. templada und T. fria; Páramos und Nevado. — Differenz zwischen Tages- und Nachttemperatur. — Endemische Krankheiten. — Sterblichkeit. — Langlebigkeit. — Das gesunde Carácas.

Wir nehmen den Faden unserer Erzählung wieder auf.

Señor Roberto Garcia war mir beim Verlassen des Zuges auf dem Wartesteig in der freundlichen Absicht entgegengekommen, mir an den Thoren der weltfremden südamerikanischen Metropole seine Dienste

anzubieten. Garcia hatte mich in Macuto gesehen. Noch heute verpflichtet mich sein Empfang am Bahnhof von Carácas zu herzlichem Dank. Garcia war hoher Ministerialbeamter und hatte vordem sogar ein Ministerportefeuille gehabt.

Eine Kutsche führte uns, indes die Pferde bis an die Knie in den roten Sand einbrachen, durch die bescheidenen Vorstädte aus zumeist lehmerbauten Hütten nach der Posada Saint Amand. Freund Manuel hatte im letzten Augenblick das Gastrecht in unserem Wagen angesprochen. Für den Betrag einer Droschkenfahrt reichte sein Vorrat an Kleingeld wohl nicht mehr aus. Seine unerwartete Entpuppung als Darlehensnehmer hatte mich verstimmt. Die traurigen Straßen eingangs der Hauptstadt vermochten diesen Eindruck nicht zu verwischen.

Don Manuel verließ uns unter dem Thorbogen des Gasthofes. Ich war ihm viel Dank schuldig und doch wollte diese erkenntliche Gesinnung nicht recht heraus. Es ist betrübend, wenn die Begegnung zweier Menschen in ihrem weiteren Verlauf das Schicksal einer deutschen Landpartie am Himmelfahrtstage teilen muß. Sie beginnt im Sonnenschein und endet kläglich in schweigendem Heimzug bei triefendem Regenguß. — Noch einmal in der Folge begegneten wir uns, wie vorerwähnt*) in Macuto. Der Gobernadór stellte mir auch dies andere Mal seine Reisebegleitung nach Carácas in Aussicht. Ich benützte jedoch einen früheren Zug zur Rückfahrt nach der Hauptstadt.

Die Posada Saint Amand war besetzt. Señor Garcia brachte mich daraufhin in den Gasthof zum goldenen Löwen, la fonda del leon de oro. Es war gegen Abend. Garcia verblieb bis zu Tisch bei mir in meinem Gemache.

„Welchem Staate Venezuelas ist die Landeshauptstadt Carácas einverleibt?“ frage ich gelegentlich.

„Carácas bildet mit den sechs ländlichen Kirchspielen von Antimano, Macarao, La Vega, El Valle, Recreo und Macuto den sogenannten Bundesdistrikt (Distrito Federal). Seine oberste Behörde ist der Gobernadór. Derselbe untersteht unmittelbar der Bundesregierung. Gewissermaßen ist er nur der Vertreter des Präsidenten der Republik, zu dessen besonderen Befugnissen die oberste Verwaltung dieses Bezirkes gehört. Unter dem Gobernadór besorgen zwei Präfekten die Verwaltungsangelegenheiten des in zwei Bezirke eingeteilten Bundes-

*) S. Kapitel 9.

distriktes. Die 15 600 Wähler desselben entsenden zwei Deputierte in den Kongreß.“

„Wie viele Bewohner zählt Carácas?“ frage ich weiter.

„70 500 nach dem letzten Zensus von 1883, eingerechnet die Nachbarorte im Bundesdistrikte. Unsere hauptstädtische Bevölkerung wächst ansehnlich; nach der Schätzung von 1873 betrug sie nur 48 800.“*)

„Was ist die Ursache dieses Anwachsens?“

„Es ist bei uns viel geschehen für Hebung der Gesundheitsverhältnisse; eine Folge hiervon ist die Zunahme der Geburten und Abnahme der Sterblichkeit. Ferner haben die geordneten Zustände der Republik unter der Regierung Guzmán Blancos die Einwanderung nach Venezuela vermehrt. Im verflossenen Jahre betrug dieselbe über 1000 Personen. Handel und Gewerbfleiß haben neue Unternehmungen in unserer Stadt hervorgerufen. Wir haben heute in Carácas über 100 Geschäftshäuser für Ein- und Ausfuhr, gegen 30 Geschäfts- und 7 Dampfschiffsagenturen, 17 Konsignationsgeschäfte, 30 und mehr Kalkbrennereien und Steinbruchbetriebe, über 70 Mode- und Kurzwarenhandlungen. Rechnen Sie hinzu die zahlreiche Fabrikation von Leinenwaren, Hüten, Sandalen, Likören, Chokolade und Zigarren, die vielen Juweliere, Silber-, Eisen-, und Metallarbeiter, alle die in großer Zahl betriebenen niederen Gewerbe — so haben Sie ein Bild einer unter einer Ära des Friedens aufblühenden Haupt- und Handelsstadt Südamerikas.“

„Überdies besitzen wir“, fuhr er fort, „zwei Banken, die Bank von Carácas mit einem Kapital von 1 300 000 Bol. und die Handelsbank mit einem solchen von 3 200 000 B. — — Inwieweit übrigens ein Dutzend Putzmacherinnen dem Bedürfnis unserer Damen Genüge leistet, vermag ich nicht zu sagen, denn ich bin unvermählt. Ob durch unsere 20 Zahnärzte die Carakenier mehr Gold im Mund als unsere 87 Advokaten in der Tasche haben, will ich dahin gestellt sein lassen. — — Doch entschuldigen Sie mich, man erwartet mich zur Comida**) — hasta luego.“***)

Vor dem Glockenzeichen zum Beginn des Mahles blättere ich in Dr. Villavicencios physikalisch-demographischem Werk über Carácas. Herausgeber ist unser Landsmann Alfred Rothe in Carácas.

*) Stat. Jahresbericht 1884.
**) Mahlzeit.
***) Bis auf Weiteres.

Mir fallen die Worte ins Auge: el Clima de Carácas es templado d. h. das Klima von Carácas ist ein temperiertes. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt + 21,8 C. In den heißesten Monaten — April bis August — steigt das Quecksilber bis auf 28°, fällt aber nicht unter 20°. In den kühleren Monaten schwankt die Temperatur zwischen + 11° und 22° (ersteres nur gegen Morgen). Das größte Minimum betrug + 9° (im Januar 1875 bei Sonnenaufgang).

Die Niederschläge sind zuweilen sehr bedeutend. 1871 fielen bei Tag 862,5 Millimeter und bei Nacht 285 Millim., zusammen 1118 Millim. in hundert Regentagen. Am 3. Oktober 1878 fielen in der Stadt in weniger als zwei Stunden 105 Millim. Die jährliche mittlere Regenmenge in Carácas beträgt an 800 Millim.*)

Die hygrometrischen Messungen ergeben einen mittleren relativen Feuchtigkeitsgehalt von 0,61 Millim. Das Maximum wurde mit 0,96 Millim., das Minimum mit 0,37 Millim. beobachtet. Der wenigst feuchte Monat ist der März, die feuchtesten August und September.**)

Der mittlere atmosphärische Luftdruck beträgt 683,96 Millim. Die geringste barometrische Höhe zeigt sich von September bis November, die bedeutendste im Februar, Juni und Juli.***)

Aus den vorstehenden meteorologischen Angaben erhellt das gemäßigte Klima von Carácas. Weist doch diese dem Äquatorialgebiet angehörige Stadt einen mittleren Thermometerstand von nur + 21° und ein Maximum von nur + 28° auf. Bei 10° 30′ n. Br. und einem westlichen Abstand von 67° 4′ vom Meridian von Greenwich ist Carácas, wie gesagt, der Äquatorialzone zuzuzählen.†) Venezuela gönnt sich übrigens den Luxus eines besonderen Meridianes von Carácas. Es spricht für das Selbstbewußtsein eines Staates, die westliche oder östliche Länge seiner Gebiete nach dem Meridiane der eigenen Metropole zu bestimmen.

Wo haben wir nun die Ursachen des gemäßigten carakenischen Klimas zu suchen? Die Erhebung des Hochthales von Carácas über den Meeresspiegel beträgt 922 Meter. Mithin ist die Landeshauptstadt nicht mehr den klimatischen Bedingungen des tropisch-äquatorialen

---

*) Villavicencio S. 109.

**) Desgleichen.

***) Desgleichen.

†) Wallace, S. 3 bezeichnet den Erdstrich beiderseits vom Äquator zwischen dem 12° n. Br. und dem 12° s. Br., in welchem alle Erscheinungen der Tropenwelt am ausgeprägtesten hervortreten, als Äquatorialzone.

Tieflandes unterworfen. Es treten unter den Wendekreisen innerhalb der Spannweite eines aufsteigenden Gürtels (Vertikalzone) von 3000 Fuß Breite bereits gewaltige Unterschiede in Wärmegraden und Pflanzenwelt zu Tage. Sie sind hier, bei einer kaum nach Stunden zu bemessenden Entfernung so bedeutend, wie sie sich in den gemäßigten Zonen nur auf hunderte von Stunden Abstand verteilen würden. Johann Gottfried Seume, der Italien und Sizilien zu Fuß durchzog konnte auf seinem ausgedehnten Marsche von Niederdeutschland bis zur Arethusaquelle von Syrakus keinen größeren klimatischen Übergängen begegnen, als wenn er vom Gestade des tropischen Meeres 1000 Meter bis 2000 Meter am Küstengebirge emporgeklommen wäre.

Hinsichtlich der vertikalen Abstände lassen sich in den Hochgebirgsländern Südamerikas drei Höhengürtel oder Zonen unterscheiden. Man bezeichnet die Zone des Tieflandes und Küstengebietes bis zu einer Höhe von 500 Meter bis 700 Meter als Tierra caliente oder heiße Zone. Über ihr erhebt sich bis etwa 2200 Meter die Tierra templada oder gemäßigte Zone. Von ihr steigt bis zu 3500 Meter und 4000 Meter die Tierra fria, die kalte Zone empor. Höher hinauf unterscheidet man noch die Region der Páramos, der unbewohnten Bergeinöden und über dieser die des Nevado, des ewigen Schnees. Letztere beginnt auf der, unter dem 8.° und 9.° n. Br. belegenen venezolanischen Kordillere von Merida mit einer Höhe von 4138 Meter bis 4540 Meter.*)

Das Hochthal von Carácas gehört sonach der Tierra templada an. Letztere besitzt eine mittlere Jahrestemperatur von 22° an der Tiefengrenze und von 17° an der Höhengrenze ihres Gürtels.**) Für uns ist nur ihr Verhältnis zur Tierra caliente von Belang. Zwischen beiden Zonen besteht ein erheblicher klimatischer Unterschied. Innerhalb der Tierra caliente schwankt das Thermometer im Mittel nur zwischen 23° und 32°; in völlig unbedeckten Gegenden steigt es selbst im Schatten bis 40°.***) Dieser heißen Zone gehören in Venezuela hauptsächlich das Litorale, die Llanuras und die wälderreichen Stromgebiete in Guyana an. Sie ist die Brutstätte der überreich wuchernden tropischen Vegetation, die zwischen ewiger Selbstzersetzung und Verjüngung, zwischen stetigem Absterben und neuem Gebären ringt. Boden und Atmosphäre, insbesondere an der Küste und in den Wäldern, sind mit Feuchtigkeit gesättigt und von der Glut einer senkrecht

*) Villavicencio 56.

**) Engel 144.

***) Engel 139; Villav. 56, 57.

stehenden Sonne durchbrütet. Das ganze Jahr hindurch strahlt die Erde heiße Luft aus, sei es aus dem brennenden Steppensand, sei es aus dem von Niederschlägen durchtränkten Boden an der karaibischen Küste oder der Waldeswildnis. Sonnenhitze und Wasserdampf bedingen in Wechselwirkung die unausgesetzte vegetabilische Zerstörung und Neukeimung. Aber sie zeitigen auch die Keime zerrüttender Krankheiten. Aus den Zersetzungsstoffen der Urwälder, des Schlammes der in der Regenzeit austretenden Ströme, der Sümpfe und der mit Manglebäumen bestandenen Meeresufer steigen giftige Ansteckungen auf. Wechselfieber, chronischer Paludismus und Hypertrophie der Leber*) sind die traurigen Gegensätze des Blütenduftes, der den Kelchen der Orchideen im Urwald und den Teppichfluren der Llanos und Savannen entströmt.

Anders in der Tierra templada. Der geringere Luftdruck auf den Höhen wirkt belebend. Die Morgen und Abende zeigen Frische, die Atmosphäre kühlt des Nachts ab. Doch tritt keine jähe Abkühlung ein. Keine allzuhoch gesteigerte Temperatur drückt auf die Bewohner dieser Zone ewigen Frühlings. Mit tiefem Blau gefärbt lächelt der Himmel über ihnen ohne vernichtenden Sonnenbrand und fiebererzeugende Malaria. In solch dunstlos reinem Azur spannt er sich nicht über dem wasserstoffgesättigten Tiefland aus. Man glaubt sich in deutschen Hochsommer versetzt. — In den höheren Bergschluchten sind Nebel gelagert; um die Häupter des Gebirges hangen die Niederschläge zu Wolken verdichtet — ein Landschaftsbild nordischer Heimat. Die Flora nimmt nach Maßgabe der Erhebung des Gebirges andere Formen an als in der Tierra caliente und nähert sich der Vegetation des südlichen und mittleren Europa. So baut man in der Tierra templada Weizen und Maiskorn an. Sie ist die Heimat des Kaffees. Hier gedeiht er besser als in den heißen Niederungen. Das Zuckerrohr wird auf gerodeten Berghängen inmitten (anscheinend nordischer) Laubholzwälder angepflanzt. Tropische Bäume und Sträuche mit wohlriechenden Blüten, die starkduftende Gewürzstaude wie die Palme, finden sich hier neben den Feld- und Gartengewächsen unserer Heimat. Man kann füglich innerhalb der Tierra templada die Pflanzenwelt aller nicht polarischer Zonen antreffen.

Gleich der Flora findet der Sohn des Nordens in dem Höhenklima der Tierra templada seine körperliche und geistige Wohlfahrt. Das Ringen, das Wagen, der nimmer kampfesmüde Schaffensdrang

*) Villav. 57.

— das Erbteil nordländischer Väter — erlahmt hier nicht wie unter dem brennenden Odem des Küstensandes, unter der Ausstrahlung des Felsgesteines am Meeresgestade und der unbewegten schwülen Luft über den Llanuras.

Caliente vergleiche ich mit der mit bunten Bändern und Flittergold geschmückten Bajadere. In ihren Armen träumt der Fremdling vom Rhein und der Donau, von der Themse und dem Sund, von trügerischer Paradiesesherrlichkeit. Doch der sengende Hauch ihrer Küsse und die sinnliche Glut ihrer in wildem Glanz funkelnden Augen verzehren unter Fieberschauern den Unbesonnenen. Eine knorrige Eiche, stirbt er ab in der kraftlosen Treibhausluft des Heimes der buhlenden Caliente. — Doch bräutlich naht sich ihm, als sinniges Mädchen mit dem Kranze aus Feldblumen im flächsernen Haare, die liebreizvolle Templada — kühl vielleicht in jungfräulicher Zurückhaltung, doch warm im tiefen Herzensgrund. Mit dem Sang heimatlichen Volksliedes ermuntert sie ihn zum Binden der Fruchtgarben, zum Pflücken der Beere des Kaffeestrauches und zum Schnitte des Zuckerrohres. Unter dem Schirm von Palm- und Obstbaumzweigen, nach der Arbeit Mühen, reicht das blonde Mädchen dem rastenden Landmann aus kälterem Heimatland kraftvolle Speise und frischen Trunk als Labsal dar. Da entsagt er feierlich der geschminkten, heißblütigen Caliente und schaut dankeserfüllt und voll Zuversicht in die blauen Augen der gesunden Templada und vermählt sich mit ihr zum dauernden Bunde.

Immerhin liegt Carácas nur in der unteren Grenzmark des gemäßigten Gebirgsgürtels. Bei einer Höhenlage von nicht über 3000 Fuß trägt diese Stadt die ausgesprochenen Merkmale weder der einen noch der anderen Zone, sondern mehr die der Übergangsstufe zur Tierra templada. —

Bei der Comida hub ich gegen einen älteren Herrn aus der Provinz die Annehmlichkeiten eines Aufenthaltes in der Höhenluft von Carácas hervor.

„Ich bin nicht Ihrer Ansicht“, widersprach er. „Ich lobe mir das gleichmäßige, keinen Schwankungen unterworfene Klima des Küstengebietes. Zuhause in Carúpano fühle ich mich wohler, als hier im Hochlande mit seinen bedeutenden Differenzen zwischen Tages- und Nachttemperatur. In der Nacht und gegen Morgen fröstelt es mich hier — das Thermometer sinkt um 8° bis 10° unter die Tagestemperatur. Zudem leide ich unter dem jähen Wechsel von Trockenheit und Feuchtigkeit der Atmosphäre. Des Morgens bläst der trockene

Ostwind aus dem Inneren des Landes über die Thalsohle dahin. Nachmittag führt der Wind aus West, von der See her, durch eine offene Bergschlucht Mengen von Feuchtigkeit herbei."*)

„Verdächtigen Sie doch nicht gegen den fremden Herrn unser gesundes Klima", versetzte ein Carakenier. „Señor Caballero", so wandte er sich gegen mich, „unser Klima ist gut. Sie sind überdies in der gesündesten Jahreszeit gekommen, es hat mehr denn $^1/_4$ Jahr nicht geregnet. Mithin treten jetzt, im März, keine gefährlichen Krankheiten auf."

„Aber Eure ewigen katarrhalischen und rheumatischen Leiden und Dysenterien!", fuhr ihn mit Bitterkeit der Alte an.

„Rheumatismen und katarrhalische Affektionen der Atmungsorgane treten allerdings in Folge der kühleren Winternächte auf, aber — —"

„Aber, die Dysenterien!" unterbrach der hartnäckige Bewohner Carúpanos.

„Die rasche Zunahme der Temperatur im April, Mai und Juni erzeugt allerdings Verdauungsstörungen und Darmentzündungen (Enterïtis und Enterocolitis). Ebenso übt die zunehmende Hitze einen Hautreiz aus, erregt Schweiß und hat dadurch Erkältungen und katarrhalische Erscheinungen der Magenschleimhäute zur Folge — ebenso Anschwellung der Leber."

„Wie verhält es sich mit dem gelben Fieber?" frage ich.

„Der Vomito negro, sowie intermittierende Fieber treten hier kaum jemals auf. Die hier jederzeit herrschenden Krankheiten mit tötlichem Verlauf sind organische Herzleiden und Lungentuberkulose. Letztere, wie überhaupt Schwindsucht (Fiebre hectica), ist Ursache von mehr als einem Sechsteil von Sterbefällen.**) Im übrigen ist die Sterblichkeit hier eine relativ sehr geringe.***) In keinem Land der Welt finden Sie überhaupt eine solche Langlebigkeit als in Venezuela. Hier giebt es mehrere Hundert Personen im Alter von über 100 Jahren.†) Keine Hauptstadt Süd- und Centro-Amerikas hat eine so

*) Vergl. Villavicencio 110 vientos; Sachs 26: Über die Unbeständigkeit der hygrometrischen Zustände im Thal von Carácas.

**) Villavicencio 112, Salubridad.

***) Es kommt ein Sterbefall auf je 27,23 Einwohner. Stat. Jahresber. 1887.

†) Nach dem stat. Jahresber. von 1884 198 Personen. Die älteste zählte 128 Jahre; acht zählten von 120—123 Jahre. In Venezuela kommt ein hundertjähriger auf 10 500 Seelen, in Deutschland auf 82 000, in England auf 141 000, in Frankreich gar auf 190 000.

gesunde Lage als die unsere, selbst Mexiko (2442 m) nicht, selbst Bogotá (2650 m) nicht, ja nicht einmal Quito (2855 m). Die Panama-Kanalkompagnie sendet hierher ihre Fieberkranken zur Genesung — — — quedese usted con Dios."*)

Fünfzehntes Kapitel.

Carácas vom Monte Calvario.

Stadtplan. — Monte Calvario. — Geologische Bildung. — Panorama von Carácas. Sonnenaufgang. — Nicht tropischer Landschaftscharakter. — Bauweise Hispano-Amerikas. — Öffentliche Gebäude und Plätze. — Stadtbezirke. — Washington und Bolívar. Bolívar überkommt Washingtons politisches Vermächtnis und Ehrenzeichen. Lafayette an Bolívar; Antwort an Lafayette. — Miranda, Bahnbrecher der Revolution. — Der Gran Ciudadano Mariscal Falcon. Der 18. Brumaire und Guzmán Blanco. — Erdbeben von Carácas 1812. — Standbild Guzmán-Blancos. — Die vier Paradiesesströme.

Tags darauf erhielt ich den Besuch des Monsignore Journé. Mit ihm hatte ich mich an Bord des französischen Dampfers Olinde Rodriguez, während der Überfahrt von Bordeaux nach Trinidad, befreundet. Seine Hochwürden, ein Franzose, ist Erzieher der Söhne Guzmán Blancos. Letzterer war z. Z. venezolanischer Gesandte in London. Monsignore Journé reiste damals in besonderer Sendung des heiligen Stuhles, und als Überbringer einer päpstlichen Bulle, von England nach Venezuela. Der „prélat de Sa Sainteté" und „protonotaire apostolique" erbot sich, mich auf meinen ersten Wanderungen durch Carácas zu begleiten. Er meinte:

„Ich dächte, vor allem wäre für Sie ein Überblick über das Straßennetz und die Lage der Stadt angezeigt. Lassen wir uns den Plan von Carácas aus dem Oficio**) der Fonda heraufbringen."

Erklärend schickte er zunächst voraus:

„Sie wissen, Carácas liegt in einem Hochthal, fast von allen Seiten vom Gebirge eingeschlossen. Des Thales nördliche Flanke lehnt sich an die Kordillere an. Westlich und südlich begrenzen dasselbe die

*) Gehaben Sie sich wohl.

**) Bureau.

Höhenzüge von Los Teques. Nach Osten hin öffnet sich die Gebirgspforte in die Ebene von Chacao. — In südlicher Richtung durchströmen die Stadt drei Flußläufe, welche von der Kordillere entspringen, der Anauco, der Caraguata und der Catuche. Sämtlich ergießen sie sich in den Rio Guayre, welcher im Süden der Stadt vorüberfließt, und in den Rio Tuy mündet."

Nach Rojas*) ist Anauco von Anaco, dem Namen des Kakao-Schattenbaumes in der karaibischen Tamanakossprache abgeleitet; Caraguata von Caroata, der eßbaren Cocuyza-Wurzel bei den Tamanacos; Catuche endlich von Catuchi, der Frucht des Flaschenbaumes in der Sprache der karaibischen Cumanagoten. Guayre endlich, kontrahiert aus Guabaire, ist der Name eines Caziken.

Die Karte ward auf dem Tisch ausgebreitet. Der Mgr. bemerkte: „Sie gewahren sofort das Merkmal aller hispano-amerikanischen Großstädte, die gleichlaufenden, sich rechtwinklig durchkreuzenden Straßen. Hierdurch ergeben sich gegen 150 Quadrate (Cuadras oder blocs). Zwei Hauptverkehrsadern schneiden sich senkrecht in der Mitte der Stadt. Die eine läuft von Nord nach Süd und wird nordseits vom Kreuzungspunkt Avenida Norte, südwärts desselben Avenida Sur benannt. Die andere läuft von Ost nach West und heißt zur Hälfte Avenida Este, zur Hälfte Avenida Oeste. Parallel mit jeder Avenida durchlaufen je 15 bis 18 Straßen die Stadt bis zur Hauptkreuzung und setzen sich jenseits derselben in gleicher Richtung fort. Alle Straßen, die wir beim Hinabschreiten einer Avenida nach dem Inneren der Stadt zu unserer Rechten haben, sind mit ungeraden Nummern, die zur Linken mit geraden beziffert. So gibt es Calle**) Norte 1—15, Calle Oeste 1—18."

„Im Schneidepunkt der Avenidas", fuhr Mgr. Journé fort, „steht im Mittelpunkt der Stadt der Bundespalast (palacio federal). Nebenan in nordwestlicher Richtung befindet sich der Bolivar-Platz — — doch diesen Stadtplan in Händen, können wir uns nirgends besser zurecht finden, als aus der Vogelschau von den Höhen des Monte Calvario. Treten Sie heraus auf den Altan. Dort nach Westen sehen Sie auf steiler Hügelterrasse, ähnlich dem Trocadero in Paris, das weithin sichtbare Standbild Guzman Blancos. Da oben bietet sich uns die großartigste, zugleich vollkommenste Ansicht der Stadt. Kommen Sie — doch halt, diese Vogelschau sollen Sie bei Morgenbeleuchtung sehen. Morgen bei Tagesanbruch steigen wir den Monte Calvario hinan."

*) S. 49.

**) Straße.



Carácas.

Palacio municipal. Palacio Federal. Monte Calvario.

Bolívar=Platz.

Der kommende Tag begann zu dämmern, als ich mit dem Prälaten in der Vorstadt an der hohen Freitreppe anlangte, die zum Paseo Guzman Blanco — so heißt heute der Calvarien-Berg — hinanführt. Auf abgeplatteter Kuppe der terassenförmigen Abdachung erhebt sich in übergroßen Formen auf gewaltigem Unterbau das Erzbildnis des Ilustre Americano. Ein Kastell St. Elmo wie in Neapel oder ein Fort Mont Valerien wie in Paris, beherrscht hier zwar nicht mit seinen Kanonen die Stadt. Wenn aber der umsturzsinnende Sohn des freien Venezuela voll bösen Gewissens hinaufschaut nach Monte Calvario, so vergeht ihm, angesichts der dräuenden Haltung des ehernen Pacifikadors da droben, der Mut zum Aufruhr. —

Hinsichtlich der geologischen Bildung des Bodens im Hochthale, besteht der Grundstock aus Übergangsformation, größtenteils aus Gneis, und teilweise aus Glimmerschiefer. Darüber gelagert ist Sedimentär-Gestein, aus Detritus infolge Zersetzung der Nachbarberge. Die Oberfläche ist fast ganz mit Sandlagern und Steingerölle bedeckt.*) Die Bodenbeschaffenheit ist demzufolge da, wo kein Humus, für den Anbau nicht günstig. Doch wird der Erde durch Fleiß und Düngung viel Ertrag abgerungen. Ja die Felder sind,**) weil nie ausgeruht, durchweg abgetrieben."

Unterdessen waren wir zwischen Gebüschen, Bananen und Palmengesträuch hindurch auf die Plattform des mehrere hundert Fuß hohen Hügels gelangt. An einer Stelle steilen Absturzes in die Tiefe hemmten wir unsere Schritte. Überrascht schaute ich hinab auf eine weite Landschaft, lieblich und voll Großartigkeit.

Zwei gleichlaufende Gebirgszüge, der eine zur Linken unseres Bildes im Norden, der andere zur rechten im Süden, öffnen sich nach dem Hintergrund im Osten, in ein grünes, ferngestrecktes Gartenland. Über ein langgedehntes Thal, das ehemalige „Thal von Aragonien", zwischen den nördlichen und südlichen Bergeshalden, schweift unser Blick dorthin nach Morgen.

Der nahende Aufgang der Sonne kündet sich an. Schon färbt Morgenrot den östlichen Thaleinschnitt von Chacao mit Purpur. Mit feurigem Inkarnat haucht es die Spitzen der nördlichen Gebirgsschranke an. Bald leuchtet goldenes Licht, die ersten schüchternen Strahlen der Morgensonne, auf den über 8000 Fuß erhabenen Doppelkronen des

*) Dr. Sachs sagt S. 38: „Die Gebirgsformation ist, da sie bald mehr das Bild des Gneises, bald dasjenige des Glimmerschiefers bietet, von Humboldt als Übergangsgebilde (Gneis-Glimmerschiefer) bezeichnet worden."

**) Villavicencio S. 107.

Cerro de Avila (der Silla) auf. Zerrissen, von Schluchten und Wasserrissen zerklüftet, starren uns, noch halb in nächtliche Schatten getaucht, die schroffen Wände der Küstenkordillere im Norden kalt und gefühllos entgegen. Schwarzblaue Schatten lagern in den Tiefen der Spalten. Um die Bergeshäupter liegen Wolken. Nur die Spitzen sind frei und grüßen das anbrechende Licht. Über die Bergjoche des Gallipan und Cerro de Avila führen Saumpfade zum Teil durch Niederwald hinab nach dem Meere. Aus den Mulden gegen Osten steigen Nebel auf. Die eben emportauchende Sonne umgarnt sie mit ihren Goldfäden und führt sie gefangen von der Thalebene hinweg. Wie ein silbernes Band schlängelt sich der Rio Guayre durch die Au von Chacao und Petare hin. Auch an der Höhenkette, die gegen Süden die Seitenthäler von El Rincon und El Valle von der großen Thalsohle scheiden, entbrennt der Kampf des Lichtes mit den Mächten des Dunkels und der Feuchtigkeit in den Gründen.

Nach rückwärts gegen Süd-Westen zweigt das Thal von Antimano im Schmuck seiner Gartenbäume, seiner Felder und Wiesengründe, ab. Das gelbgrüne Zuckerrohr bewegt der Morgenwind. Abgeerntet und noch in goldener Reife wogend, schlängeln sich die Fluren durch den Thalgrund. Dunkelfarbige Feldarbeiter — die Männer mit linnenen Beinkleidern oder mit Lendentuch, die Weiber mit weißen Kopftüchern und in lichtes Zeug gekleidet — bestellen schon bei Tagesanbruch die Äcker. Landhäuser und Hacienden sehen aus den Huertas hervor. Im Hintergrund des Thales von Antimano erhebt sich, von des Morgengoldes rötlichem Glanz überströmt, die Los Teques-Kette.

Inmitten dieser Landschaft breitet sich die venezolanische Hauptstadt aus. Über die ganze Weite des Bergthales, von der Kordillerenwand im Norden bis an die Hügellehnen im Süden, vom Monte Calvario im Westen bis zum Grün der Gärten von Chacao und Dos Caminos im Osten fluthen die $9^1/_2$ Tausend Häuser von Carácas. Die Thalsohle senkt sich gegen Süden. Auf schiefer Ebene fallen die Stadtteile zusehends dorthin ab. Dieses Gefäll des Bodens ist segensreich für Reinlichkeit und Gesundheit der Stadt. Gewässer und Kanäle haben hierdurch Abfluß.*)

Noch hat das purpurfärbende Sonnenlicht die Tiefe des Stadtgrundes nicht ereilt. Nur über das umrahmende Gebirge ist flüssiges Gold ausgegossen. Die nach den Hängen vorgeschobenen Vororte und Häuser gleichen in ihrem ockerfarbenen Gestein und Erdmaterial zer-

*) S. Villavicencio 111 Aséo público.

trümmerten Abstürzen und Geschiebmassen der Felswände. Alles trägt im rosigen Widerschein des Frühlichts zur Einheit der Farbengebung bei: die rotbraunen Ziegeldächer, die rötlich erdfarbenen Wandungen der Hütten, ja selbst das von dem glutleuchtenden östlichen Himmel für Augenblicke in Zinober getauchte Pflanzenkleid.

Doch rasch wechseln die Abstufungen der Beleuchtung; kaum vermag ich über den eiligen Übergängen eine einheitliche Stimmung des Bildes festzuhalten. Schon erglühen die Türme wie im Feuerschein geschmolzenen Erzes, schon blenden wie Spiegel die Zinkbedachungen der öffentlichen Gebäude und Kirchen, schon überziehen sich die höher gelegenen nördlichen Stadtteile mit Rot. Immer weiter durch die schnurgeraden Straßen leckt das morgendliche Flammenlicht. Da mit einem Male — liegt auf den gesamten Häusermassen blutige Feuerglut.

Die Einförmigkeit des rechtwinkligen Straßennetzes war mir mit phantasieloser Kälte aus dem Stadtplan entgegen getreten. Jetzt aus der Vogelschau verlor sie sich im Vegetationsschmuck des Weichbildes. Mangobäume und Almendrones*) breiten ihr Dach über Plätze und Alamedas. Über den Mauern der Hausgärten erheben sich dunkle Cypressen. Pappeln treten auf unbebauten Grundstücken aus gerundeten Laubholzgruppen hervor. Einzelne Palmen wiegen ihre Fiederkronen. Kaffeepflanzungen mit ihren hohen Schattenbäumen, den rotblühenden Erythrineen, Bananen, Maisfelder und die wohlbestellte Flur trennen Stadt und Vororte. Gegen Chacao nehmen Hacienden und weiße Landhäuser überhand. Am Fuße des südlichen Gebirgswalles zeichnet sich ein Hain schlanker Königspalmen ab.

Dieses Rundgemälde, vom Kalvarienberg gesehen, steht noch heute klar und farbenprächtig vor meiner Seele. Bin ich doch in der Folge wiederholt des Morgens um 5 den Paseo Guzman Blanco hinangestiegen, um den Blick auf Carácas bei gleicher Beleuchtung festzuhalten.

Wir haben es dabei keineswegs mit einem tropischen Landschaftsgemälde zu thun. Die charakteristischen Merkmale eines solchen finden sich in ihm nicht. Vielmehr erinnert die Lage von Carácas durch Formen und Arten der Flora gemäßigter Zone und vereinzelteren Palmenwuchs an die südeuropäischer Städte. In baulicher Hinsicht zwar ist der Vergleich von Carácas mit italienischen, spanischen oder auch orientalischen Städten hinfällig. Ihre klassische Vornehmheit ist

*) Mandelbäume.

nicht auf das romanische Amerika übergegangen. Wie Burgen, scheinbar aus dem Felsen gemeißelt, von der Farbe der umgebenden Natur, heben sich die altersgrauen, massigen Steinbauten mit flachen Dächern im europäischen Süden, oder die blendenden Moscheen des Morgenlandes scharf gezeichnet vom tiefblauen Himmel ab. Mächtige Kastelle, die gothisch durchbrochenen Türme und Campanilen von Kathedralen und Basiliken, wie zierliche Minarets, künden weithin die Niederlassungen einstiger und jetziger Kulturvölker an. Wie anders in der neuen Welt! Sie hat keine Geschichte, keine Vergangenheit mit hinterlassenen Denkmalen der Baukunst. Wo wäre im spanischen Amerika ein Perugia, ein Assissi, ein Anagni, ein Catanzaro*), ein Castro-Giovanni**) oder Caltanisetta**) mit dem bergfestenartigen, halborientalischen Gepräge zu finden? Wo die alten ummauerten Städte mit festen Schlössern und weihevollen Domen, wie ich sie in Kastilien, in Leon, in Andalusien, sah? Wo die hohen, burgartigen Flecken über dem tosenden Minho-Fluß in Galicien und Portugal? Aber auch die europäischen Prachtbauten oder sonstigen Vertreter unserer modernen Bauweise sucht man hier vergeblich.

Im tropischen Amerika sind fast sämtliche Großstädte durch Erdbeben und andere zerstörende Naturgewalten heimgesucht worden. In der geradlienigen Anlage ihrer Straßen und in dem Wiederaufbau ihrer Häuser aus Holz und gestampfter Erde mit Ziegeldach und Stuckverkleidung, gleichen sie in ihrer heutigen Gestalt großen Dörfern oder ausgedehnten Waarenstapelplätzen und Faktoreien. Wäre die wunderbare Natur, das Klima und die bestechende, kastilianische Flitterhaftigkeit nicht — wir würden uns aus der poesielosen Nüchternheit der Straßen und Plätze voll Heimweh nach den Erkern, Thorbogen und Fenstersimsen deutscher Reichsstädtchen, nach der Freitreppe ihres Rathauses und den Giebelhäusern am Marktplatze, oder nach dem Schatten italienischer Portici zurücksehnen. In Südamerika, und besonders angesichts eines so prächtigen Panoramas, wie das von Carácas, müssen wir einem anderen Gesetz der Anschauung huldigen. In den Ländern heißer Zone muß man so viel als möglich das Menschenwerk und schließlich den Menschen selbst von den überwältigenden Naturerscheinungen subtrahieren. In mancher Hinsicht thut man hier am besten, sich alles Menschliche nur auf Bühnenentfernung anzusehen. Das ranzige Kokosöl der Theaterlampen läßt dabei einigermaßen Täuschung zu.

---

*) In Calabrien.
**) Bergstädte Siziliens.

II.

„Sie haben nunmehr den Gesamteindruck der Lage von Carácas empfangen; wollen wir jetzt an der Hand der Karte das Einzelne ins Auge fassen“, nahm Mgr. Journé das Wort. — „Der große, im Viereck errichtete weiße Bau im Mittelpunkt der Stadt ist der Palacio Federal. Die Kuppel über der Nordseite überdacht das Kongreßgebäude, das sog. Kapitol. (Bekanntlich ahmt man in den südamerikanischen Republiken in allem die nordamerikanische nach. Man hat daher diesem Palast des gesetzgebenden Körpers den Namen Kapitol nicht vorenthalten wollen.) Gegenüber der Südseite des Bundespalastes bemerken Sie einen niederen gothischen Turm von hübscher Gliederung und nebenan einen massigeren im Tudor-Styl. Der gefällige Langbau im Anschluß an dieselben ist die Universität und der Palacio de Artes. Dort zwischen der Nordfront des Bundespalastes und dem schwerfälligen Campanile an einer Facade im Jesuiterstyl sehen Sie die Baumkronen, einer Alameda. Das ist Plaza de Bolivar; die Kirche ist die Kathedrale. Erdbeben und Revolutionen haben sie verunstaltet.“

„Wenden wir uns nun nach Norden“, fuhr er fort. „In der Richtung der Avenida del Norte, gewahren Sie drei hervortretende Gotteshäuser. Die höchstgelegene, scheinbar an die Kordillerenwand angelehnte Kirche birgt die Gebeine des Libertadór. Sie ist das Nationalheiligtum Venezuela's.“ „Ja, sie wäre die Wallfahrtskirche aller Freunde der Freiheit und Unabhängigkeit, wenn diese nicht so schlaff wären“, bemerkte ein Señor, der inzwischen zu uns herangetreten war. Er kannte meinen Begleiter. Ein gereister Mann, der die Welt gesehen hatte, war er schlecht auf die Schwächen und die Halbkultur seiner venezolanischen Landsleute zu sprechen. „Im Rohrstuhl sich schaukeln, in der Hamaka*) sich wiegen und Cigarillos drehen, oder in der Tertulia plaudern, ist freilich bequemer, als Thaten zu thun. Das bezeichnendste Wort aus dem Mund unserer Venezolaner ist Mañana**). Jeden Vorschlag sind sie sanguinisch zu erfüllen geneigt, jedoch nur nicht heute, nein — morgen, mañana. Immer heißt es mañana. Ich bin überzeugt, daß noch kein Carakenier die Grabstätte Bolivar's besucht hat, außer bei der Feier des Centenario“.***)

---

*) Hängematte.

**) Morgen.

***) Das Centenario, die hundertjährige Gedächtnisfeier der Geburt Bolivars. wurde am 24. Juli 1883 mit ungewöhnlichem Pomp begangen. Die Feier währte ganze 40 Tage.

„Die beiden weißen Türme an der Vorderseite des Pantheons heben sich wirkungsvoll von dem Hintergrund der Gebirgswand ab“, sage ich.

„Zum Glück bemerkt man aus der Ferne nicht, daß dieses Mausoleum großer Toten in geschmackloser Gothik aufgeführt ist“, versetzte der päpstliche Kämmerer.

„Die mittlere der drei Kirchen, Mgr, scheint älter und reineren Styles zu sein. Doch mißfallen mir die niederen, kuppelartigen Türme.“

„Das Erdbeben von 1812 hatte die Kirche von Nuestra Señora de las Mercedes zum Teil zerstört; in der Neuzeit wurde sie wieder hergestellt. Hier zu Lande gilt sie mit ihrer dorischen Front als die stylvollste Kirche der Republik.“

„Und die südliche der drei Kirchen, Mgr.“?

„Ist Alta Gracia. Im Süden des Bundes- und des Universitätsgebäudes, ist Ihnen eine pomphafte Kirche im wunderlichsten Gemisch von Renaissance und Barokstyl bemerklich. Nichtsdestoweniger aber gewährt sie einen erhabenen Eindruck. Das ist Santa Ana, vormals Santa Teresa. General Guzman hat den Lieblingswunsch seiner Gattin erfüllt und diese Kirche zu einem Heiligtum ihrer Namenspatronin, der heiligen Anna, umgestalten lassen. Dieses fromme Werk hat den General 5 000 000 Bol. gekostet“.

Zwei abgeplattete Türme in Rosa-Stein- oder Stuck streben über einer korinthischen Façade empor. Zwei weitere weiße Türme mit kuppelartiger Bedachung sind an der Rückseite des Langhauses angebracht. Eine hohe Kuppel erhebt sich über der Vierung des Tempels zur heiligen Anna. Der brillantgelb gehaltene Bewurf wirkt nicht so kalt, als die schlechtgewählte Bemalung der meisten öffentlichen Gebäude.

„Der große elliptische Rundbau mit dem halbkreisförmigen Säulen-Atrium vor der Iglesia de Santa Ana ist das Theater Guzmán Blanco. — Vernehmen Sie weiter die Namen der sechs Stadtquartiere: im Nordosten Candelaria, im Nordwesten Alta Gracia. Das Herz der Stadt ist die Sektion Catedral. Nach Süden schließt sich Santa Teresa an. Gegen den Rio Guayre Santa Rosalia, nach Südwesten San Juan.“

Eine im Süden des Theaters befindliche Anlage ist Plaza de Washington. Venezuela räumt Washington die Bedeutung eines kleinen Bolivar ein. Während der Feier des Bolivar-Säkularfestes ward ihm hier ein Standbild errichtet. — Ich verweile für einige Augenblicke bei Georg Washington. Ihn nennt das Festprogramm des Cen-

tenario: Padre del gran pueblo que fundó en el Nuevo Mundo la Republica, modelo de las naciones Hispano-Americanas. Die Bildsäule des Vaters der nordamerikanischen Republik ist nunmehr an der Stätte aufgestellt, da die Wiege seines politischen Erben auf der südlichen Hemisphäre stand. Bolivar, ein geborener Caracenier, hatte das Vermächtnis eines unabhängigen Amerika von Washington überkommen. Unter die Gedenktafel des nordamerikanischen Siegestages von York-Town*) hat Bolivar den Namen Ayacucho zum Gedächtnis der großen Entscheidungsschlacht in Peru über die Spanier im Jahre 1824**) mit der Schärfe des Schwertes eingegraben. Bolivar allein ward würdig erachtet, die Ehrenzeichen Georg Washingtons zu überkommen.

La Fayette war 1824 einer Einladung des Präsidenten Monroe zum Besuche der Vereinigten Staaten gefolgt. Am Grabe Washingtons, im Mount Vernon, erteilten ihm dessen Hinterbliebene den ehrenden Auftrag, die Übersendung des Cincinnatusordens, der die Brust des nordamerikanischen Freiheitshelden geschmückt hatte, an Bolivar zu vermitteln. Die einstige Hauptstadt Virginiens, Willamsburg, hatte diese Auszeichnung ihrem Mitbürger Washington verliehen. Gleichzeitig mit dieser ward ein Medaillon mit Bildnis und Haaren Washingtons an La Fayette für Bolivar übergeben. Die eingegrabene Widmung lautete: Auctoris libertatis Americanae in Septentrione hanc imaginem dat filius eius adoptatus Illi, qui gloriam similem in Austro adeptus est.

La Fayette übergab die Kleinodien dem Bevollmächtigten Minister von Kolumbien in Washington, José Maria Salazar, zur Besorgung an Bolivar. In einem beigefügten Handschreiben an letzteren sagt er: „Unter allen Männern der Gegenwart und der Geschichte würde mein väterlicher Freund (Washington) keinen anderen, als Sie, General Bolivar, zum verdienten Nachfolger im Besitz dieser Andenken ausersehen haben.“ Der kolumbische Minister schrieb hinzu: „Die Familie Georg Washingtons hatte diese Erinnerungszeichen aufbewahrt bis auf den Tag, da ein zweiter Washington kommen würde, um sie würdig als Eigen zu überkommen.“ — Bolivar antwortete aus Lima unter dem 20. 3. 1826 an La Fayette: „Washington aus den Händen La Fayettes ist die Krone aller Belohnungen auf Erden“. (Washington presentado por La Fayette, es la corona de todas las recompensas humanas.)

*) Englische Kapitulation zu Yorktown in Virginien 19. 10. 1781.
**) S. Kapitel 23. Gesch. der Independencia.

Alle Bilder und Statuen Bolivars zeigen ihn von da ab mit dem Bilde Washingtons an einem Bande um den Hals. Das Volk der vereinigten Staaten nannte ihn seitdem den Washington Südamerikas.*) —

„Nahe dem Palacio Federal", fuhr der geistliche Herr fort, „findet sich westlich die Plaza del Venezolano; nördlich des Palastes, nahe der Kirche von Alta Gracia, die Plaza Falcon, und in der Richtung des Pantheon Plaza Miranda."

Ein Carakenier von Geburt, hatte Miranda in spanischen Diensten gestanden und später als französischer General unter Dumouriez bei Hohenlinden gekämpft. Sein Bemühen (1798), das Ministerium Pitt für eine Unabhängigkeit Venezuelas zu gewinnen, blieb erfolglos. Ebenso scheiterte sieben Jahre später ein Versuch, mit einem Befreiungsgeschwader auf Tierra firme von Venezuela zu landen. 1810, kurz vor der Unabhängigkeitserklärung, erscheint Miranda in Carácas. Hier gewinnt er durch seinen gebildeten Geist, die Festigkeit seines Charakters, seine Thatkraft und eine katonische Seelengröße den mächtigsten Einfluß auf die politische Bewegung im Lande. Man ernennt ihn zum Oberbefehlshaber der Patriotenarmee. Bolivar soll damals von Miranda gesagt haben: „Er war der Mann, wie ihn die Revolution haben mußte." Die Jungen sahen in ihm ein Orakel, die Kriegspartei hielt ihn für einen Mann von großem Mut und für einen geschulten, erfahrenen Führer. Alle aber hielten ihn für allein befähigt, die Geschäfte der revolutionären Regierung zu leiten. — Diese Erwartung hat Miranda, bezw. sein Mißgeschick, nicht gerechtfertigt. Immerhin gab vornämlich Miranda den Anstoß zur Unabhängigkeitsbewegung in Venezuela und wird mit Recht als ein uneigennütziger Parteiführer und untadelhafter Republikaner aus der alten Schule, wie wohl Südamerika keinen zweiten gesehen, allzeit obenan in der vaterländischen Geschichte genannt werden.

Mirandas Laufbahn endete tragisch. Die Kapitulation von 1812 gewährte ihm freien Abzug. Durch Treubruch der Spanier nahm man ihn jedoch bei seiner Einschiffung in La Guayra fest und verbrachte ihn in einen Kerker nach Cadix. Nach Ducoudray-Holstein**) soll kein Geringerer als Bolivar, aus Eifersucht gegen die Festigkeit und Größe Mirandas, diesen an die Spanier ausgeliefert haben. (?) Unter

*) Aus: Washington en el Centenario de Bolívar. Ofrenda al Libertadór en su primer Centenario etc Carácas 1883.

**) I, 45.

qualvollen Leiden verschied Miranda 1816 in seinem unterirdischen Verließ. Seinen Leichnam warfen die Inquisitoren den Hunden vor.

„Der Falconplatz", erklärte der Fremde, „trägt seinen Namen nach dem Gran Ciudadano Mariscal Falcon, dem Präsidenten aus den 1860er Jahren. Ihn haben die Unionisten — d. s. die Godos oder die Grundbesitzer — mit Hilfe seiner eigenen Partei gestürzt.*) Falcon hatte das Land völlig ausgesogen.

Deshalb wohl nannte ihn sein dankbares, bestohlenes Volk Falcon den Großmütigen.

Venezuela befände sich noch heute in einem Zustand der Zerrissenheit, der Gesetzlosigkeit und wirtschaftlichen Ohnmacht, wenn wir nicht einen 18. Brumaire erlebt hätten.

Der Bonaparte dieses Tages der Wiedergeburt Venezuelas ist unser großer Pacificadór Guzmán Blanco, el heroe de Abril.**) Am 27. April 1870 ward ihm als Sieger im Bürgerkrieg die Diktatur übertragen. Falcon war bereits kurz zuvor 1868 durch den 85jährigen Monágas, den Gegner der Federalisten und das Haupt der Unitarier, gestürzt worden. Doch Präsident Monágas starb bald darauf, und seine Partei wie die ganze Republik blieb neuerdings ohne Kopf. Da rettete der Ilustre Americano — ein wahrer Octavianus Augustus — das Vaterland. Er beendete den Bürgerkrieg, der seit vierzig Jahren, seit Bolivars Tod, fast nimmer geruht hatte. Seitdem ist Friede und Ordnung im Lande. „Ah! Monsieur, vous étant Allemand, vous ne savez pas ce que c'est que la République et la liberté. Ce n'est que — le désordre, l'anarchie et le vol."

Der Mgr. bemerkte hierauf: „Dort im Stadtteile San Juan sehen Sie die Plaza de Abril. In Paris haben wir unsere Rue du 4 Septembre; wir Franzosen haben überdies unsere Februar- und Julirevolution, und Venezuela hat seinen 27. April."

Nach einer Pause sagte ich: „Diesem Panorama von Carácas fehlt zur Großartigkeit nur die Architektur. Die niederen, schmucklosen Häuser, der Wegfall von Palästen, sowie die abgekappten Türme schmälern den Gesamteindruck."

„Nach dem entsetzlichen Erdbeben hat man an Stelle des altspanischen Hochbaues nur nach kunstlose, womöglich ebenerdige Ge-

---

*) Eine lebendige Darstellung dieses Parteikampfes findet sich bei Gerstäcker, Neue Reisen u. s. w. III., und in seinem launigen Kulturbild aus Venezuela „die Blauen und die Gelben."

**) Der Held des April.

bäude aufgeführt. Selbst die Kirchen und insbesondere ihre Türme zeigen seitdem die schlichtere, aber für die Zone der Erderschütterungen geeignetere Bauweise."

„Man sagt", versetze ich, „daß das Erdbeben von Carácas an verheerender Wirkung nicht hinter dem von Lissabon (1. November 1755) und demjenigen von Messina (5. Februar 1783) zurückgeblieben sei."

„O, es war noch grauenhafter", erwiderte der Prälat. „Denken Sie nur, es war am grünen Donnerstag den 26. März 1812 um vier Uhr nachmittags. Tausende waren nach der Kathedrale geströmt. Eben sollte die feierliche Prozession durch die Stadt beginnen, als plötzlich die Domkirche über der andächtigen Versammlung zusammenstürzt und 4000 Tote unter ihrem Schutt begräbt. Wohl ist es ja ein schöner Tod, im Hause Gottes zu sterben, obendrein in dem Augenblick, da man in Gemeinschaft der Gläubigen die Kniee vor der geweihten Hostie beugt und dem Leibe des Herrn nebst den Bildnissen der Heiligen im Rundgange durch die Straßen folgen will. Aber es kam so plötzlich, in so entsetzlichem Umfang — mais enfin le bon Dieu l'a voulu."

„Wie aber erging es der übrigen Stadt?"

„Um nichts besser. Fast das ganze Carácas ward dem Erdboden gleich; es blieben mehr denn 10 000 Tote, ungerechnet die Schwerverwundeten, die hinterdrein erlagen. Die Zahl der Erschlagenen und Verschütteten läßt sich übrigens gar nicht feststellen. Man verbrannte sie eiligst auf großen Scheiterhaufen."

„Gingen hier wie in Messina den Erdstößen unheimliche meteorologische Erscheinungen voraus?"

„Keineswegs! Der Tag war klar und heiß, die Atmosphäre unbewegt. Plötzlich, kurz vor Abgang der Prozession verspürte man leichte Schwingungen, bezw. ein Erzittern in der Luft. Ein leises Anklingen der Glocken ließ sich vernehmen, und sogleich darauf erfolgte eine zehn bis zwölf Sekunden andauernde Erderschütterung. Man beruhigte sich wieder. Doch alsbald hörte man das dumpfe Rollen unterirdischen Donners. Ihm folgte eine senkrechte, drei bis vier Sekunden anhaltende Bewegung mit gleichzeitig horizontal-ondulierenden Zuckungen. — Und innerhalb weniger denn dreißig Sekunden war Carácas in einen Schutthaufen zusammengesunken. Staubwolken hüllten bis zum Abend das Leichenfeld in Dunkel. Alsdann schimmerte mild und klar das Sternenlicht auf die Schreckensstätte hernieder. Und als der

Mond das Hochthal beleuchtete, da schien es, als ob die Bergesspitzen eingestürzt seien.“*)

„Das Erdbeben von Carácas wirkte lähmend auf die Sache der Independentia. War doch erst kurz zuvor, 1811 die Unabhängigkeitserklärung und die Aufstellung der ersten Konstitution erfolgt,“ nahm der Monsignor neuerdings das Wort. Meine Amtsbrüder von dazumal — insbesondere der Prior Felipe Lamota und der Pater Salvadór Garcia de Ortigaza vom Oratorium des heiligen Philippus Neri — hielten auf den Trümmern von Carácas Buspredigten pro domo des spanisch-bourbonischen Königtums. Geschickt benützten sie den Zufall, daß Carácas gerade am grünen Donnerstag verschüttet wurde. Darin erkannten sie Gottes Strafgericht über die Revolution, welche zwei Jahre zuvor, anno 1810, ebenfalls am grünen Donnerstag, ihre erste bahnbrechende That zu verzeichnen hatte. An diesem Tag konstituierte sich die erste provisorische Junta von Venezuela. — Sie eiferten, Gottes Zorn bräche herein über die Neuerer, welche den vortrefflichsten aller Herrscher, Ferdinand VII., den Gesalbten des Herrn, verkannt hätten. Ich bekenne mich aber entschieden zu den weisen Ansichten des hochwürdigen Erzbischofs, die er in seinem Hirtenbriefe gegen diese Wühlereien der Geistlichkeit zum Ausdruck brachte. Er bemerkte in demselben, „daß die göttliche Gerechtigkeit die Verderbtheit der Menschen gegenüber dem Sittengesetz richtet und mithin das Erdbeben nichts mit den Dingen des staatlichen Lebens und dessen Umgestaltung zu thun habe.“ —

Unterdessen waren wir eine breite Rampe in schneckenartigen Windungen nach dem Standbild des Pacificadór y Regeneradór hinangestiegen. Auf hohem Sockel über Marmorstufen erhebt sich die Kolossalfigur des Ilustre Americano. Man hat den Eindruck, als ob sie wie der sitzende Amenhotep III (Memnonssäule) Zeit und Weltgeschichte überdauern wolle. Nun wird zwar ohne Zweifel der eherne Koloß bei der nächsten Revolution über die 95 Meter breite und 95 Stufen hohe Cementtreppe, auf der der Pilger hinauf zu dem Gnadenbilde wallt, hinunter in die Tiefe gestürzt werden und zerschellen. Vom tarpeischen Felsen hinab stößt das bethörte Volk über kurz oder lang seinen Wohlthäter, den Erhalter des Friedens. Aber wenn dereinst im Schutt des Thalgrundes, im Gneis und Glimmmerschiefer versunken, der Gewaltige, in das Bahrtuch von Grünspan gehüllt, im

*) Die beiden Hörner der Silla sollen damals 90—120 Meter niedriger geworden sein.

Schlummer liegt, dann wird die Sage sich seiner bemächtigen. In vergeblichem Ringen nach Bestand und Frieden erzählen sich die kommenden Geschlechter Venezuelas geheimnisvoll, daß den da unten versenkten Regeneradór der Hilferuf seines unglücklichen Volkes zur Errettung des zerrütteten Landes von Ohnmacht und Anarchie wiedererwecken werde. Ich zweifle denn auch nicht, daß Guzmán Blancos wirkliche Schöpfungen dereinst seine überschwänglichen Pamphlete überdauern werden. — Der künstlerische Wert seines Standbildes ist übrigens kein Sporn für dermaleinstige Ausgrabung. Das Haupt des Ilustre Americano ist mit dem dreieckigen Hute bedeckt; über die große Gestalt fällt ein steifer Radmantel. Mich erinnert das Ganze an einen Zivilbeamten, der in Uniform zur Hoftafel befohlen ist und sich, ob der Neugierde und Glossen der Straßenjugend in seinen Überzieher geborgen, in das Palatium begiebt. —

„Ist die Aussicht zu unseren Füßen nicht paradiesisch?“ wandte ich mich zu dem Mgr.

„Sie verfallen ja in die Entzückungen alter Kastilianer“, versetzte dieser. „Wissen Sie nicht, daß dieselben die vier Flüsse, die das Thal von Carácas durchströmen, den Anauco, Catuche, Caroata und Guayre mit dem Pison, Gihon, dem Hidekel und dem Wasser Phrat verglichen?*) So glaubte Oviedo y Baños in dem Zauber des Hochthales den Garten Eden zu schauen.“

„Der Goldfluß Pison“, sage ich, „ließe sich allenfalls in Venezuela, in dem Stromgebiet des Orinoko suchen. Das Land Hevilath der Genesis, mit seinem köstlichen Gold ist vielleicht das mythische El Dorado**), oder doch das Gebiet der heutigen Goldminen von Guyana.“

*) Genesis, 2, 11 ff.

**) Kapitel 37.

Sechszehntes Kapitel.

Carakenisches Straßen- und Völkerbild.

Straßenflucht. — Bauart der Häuser. — Im Hause Don Crispulos. — Racengemische. — Bekleidungsstudie. — Creole. — Mestize. — Castilianerin. — Negerin. — Cura. Klerus und Romanismus. — Mulattinnen. — Vorstadt. Indianerin. — Bilder vom Mercado. — Braune Schönheiten. — Martinikanerin. — Äthiopierin. — Indio. Indianer und Neger.

I.

Durchsichtig und rein ist die Atmosphäre, lind wehen die Lüfte. Schräge Schatten wirft die Morgensonne in die Straßen und über die Plätze der venezolanischen Hauptstadt. Noch kommt von den nebelerfüllten Quebraden (Klüften) der Berge ein frischer Hauch. Vom Turm der Kathedrale verkünden Glockenschläge die achte Frühstunde. Schon bieten die städtischen Verkehrsadern ein Bild regen Lebens. Am frühen Vormittag entfaltet sich das carakenische Straßenleben mit Rücksicht auf das Klima besonders lebhaft.

Wandeln wir eine der Straßen des Stadtteiles Alta Gracia — gleichlaufend mit der Avenida Norte — hinan. Geschäft und Handwerk ist da wenig vertreten. Hier wohnt die vornehmere Welt. Gerade steigt die Straße nach der Kordillere hinan. Querstraßen durchkreuzen sie rechtwinklig. An ihrem Schneidepunkt schließen nach den vier Himmelsgegenden hohe Gebirgswände die orientierten Straßenzüge ab. Durch die Reinheit des Luftkreises erscheinen die Berge so nahegerückt, als seien sie ein dem Straßenende vorgelagerter Wall. Bald in kobaltblauen Dunst gehüllt, bald rötlich angehaucht, bald mit Eisenoxyd durchsetzt, dienen sie der Straßenflucht als farbenwarmer Hintergrund. In Flaggenschmuck verliert sich unsere Gasse niederwärts im Grün der Laubbäume von Plaza Bolivar. Heute haben die Vertreter der Mächte und die Landesregierung zu Ehren irgend eines auswärtigen Nationaltages geflaggt. Die grün-weiß-roten Fahnen Österreich-Ungarns, Italiens und Mexikos stimmen zur leuchtkräftigen Pflanzen- und Blütenpracht des Weichbildes. Auf den Staatsgebäuden Venezuela's, wie am Flaggenstock der Vertretung Kolumbiens, weht das beiden Republiken gemeinsame, gelb-blau-rote, sternenbesäte Zeug. In Wort- und Farbenüberschwänglichkeit überbieten die amerikanischen Republiken die Staaten der alten Welt. So hat es Guatemala gar zu einem vierfarbigen Banner gebracht. Bayrisch muthen die blau-

weißen Wimpel von Honduras und Argentinien an. Grün wie die Papageien an den Ufern des Rio Madeira und in widerstreitendem Gelb flattert die Standarte Brasiliens im Morgenwind. Scheu verbirgt sich in ihren Falten die harte, blaue Sphärenkugel im Wappen des Kaiserreiches Don Pedros. Einst war sie das Sinnbild des Erdkreises, den König Emanuel der Krone Portugal unterthan zu machen gedachte. Erzherzog Ferdinand Max sagt einmal: „Ist die brasilianische Flagge neu, so sieht sie über alle Begriffe grell und chinesisch aus; ist sie alt und abgeschossen, so erinnert sie an eine schlecht zerronnene Eierspeise.“

Entlang den geradlinigen Häuserreihen gewahren wir neben erdfarbenem Bewurf, rötlicher, gelblicher, grüner und himmelblauer Bemalung der Wände, keineswegs zum landschaftlichen Vorteil, die weiße Tünchung der Gebäude als die vorherrschende. Ihre Bauart ist die denkbar einfachste. Zumeist sind sie ebenerdig und im Geviert angelegt. Inmitten des Viereckes befindet sich ein ungedeckter Hofraum, el patio. Ziergewächse schmücken ihn. Eine auf Säulen ruhende Galerie, der sogenannte Korridor, faßt ihn ringsum ein. Dorthin münden sämtliche Zimmerthüren. Die Empfangszimmer liegen auf der der Straße zugekehrten Seite des Quadrates. Die Außenfront ist, gleich dem übrigen Gebäude, meist sehr kunstlos aus gestampfter Erde, seltener aus Stein aufgeführt. Sie ist aber häufig nicht ohne Gefälligkeit mit Farbe oder Stuck, wie an Sockel, Gesimse und Firsten, ausgeschmückt. Zum Teil der Antique nachgebildet, sind die Motive hierzu doch zumeist willkürlichem Geschmack entnommen. Oftmals sind die Wandflächen durch plastische oder gemalte Pilaster gebrochen, und die letzteren durch bunten Anstrich der Füllungen gehoben. Besonders auffallend sind die hohen, bis zur Erde herabgehenden, vergitterten Fenster. Die Ventana*) ist der Lieblingsaufenthalt der Carakenierin; in der Fensternische steht ihr Hausaltar. Hier opfert sie, zum Entzücken des Bewunderers von Frauenhuld, allabendlich — — — doch davon in Kapitel 19. Die Fenstergitter springen in die Bauflucht der Straße vor, sauber aber kunstlos gearbeitet. Von gleicher Höhe mit den zwei oder drei Ventanas der Vorderseite führt ein Thor über eine mitunter hübsch getäfele Durchfahrt in das Patio. Die ziegelgedeckten Dächer sind häßlich und drücken. Gebäude mit Stockwerk und Balkons vor den oberen Fenstern, armselige Hütten und hohe Lehmfronten und Mauern wechseln indes unvermittelt mit einander ab.

---

*) Fenster.

Nicht weit entfernt war die Wohnung Mgr. Journé's. Er war einer Einladung des Erzbischofs Crispulo Uzcategui gefolgt und in dessen früherem Privathause abgestiegen. Den Mgr. wollte ich im Vorübergehen anfsuchen. Müde vom Aufstiege stehe ich vor dem Hause des Reverendisimo Arzobispo*). Einen Augenblick Erholung und Atemschöpfen. Dann lasse ich den ehernen Thürhammer auf die Eisenplatte fallen. Ein dröhnender Schlag — und langsame Schritte hallen drinnen durch den Flur.

„Quien es?“**)

„Gente de paz,“***) erwidere ich. Die Thür wird geöffnet und ein junges, schwarzäugiges Weib aus Mischrace fragt nach meinem Begehr.

„Ist Mgr J. zu Hause?“

„Er ist ausgegangen.“

Nichtsdestoweniger werde ich höflich, wie es die kastilianische Sitte erfordert, zum Eintritt in das Patio genötigt. Blumengewächse und Zierpflanzen werden hier mit Liebe gepflegt. Unter einer der gedeckten Säulenreihen um dasselbe ist eine würdige Matrone mit Ausbesserung eines geistlichen Gewandes beschäftigt. Unter der Galerie des Patio in schattiger Kühle und freier Luft spielt sich das häusliche Leben in Venezuela hauptsächlich ab, gerade wie in den Atrien des altrömischen Wohnhauses, wie ja überhaupt das spanisch-amerikanische im Wesentlichen übereinstimmend mit jenem angelegt ist. Mehrere Thüren unter dem Säulengang stehen offen. Durch diese einzige Lichtöffnung ist ein verstohlener Blick in das Innere einer carakenischen Haushaltung gestattet. In diesen hinteren Räumen des venezolanischen Palacio herrscht in der Regel die ungezwungene Anordnung der Dinge, wie sie mehr das künstlerische Auge liebt, als das Säuberlichkeitsstreben unserer nordischen Hausfrauen. In den vorderen, zum Empfang bestimmten Zimmern hingegen waltet Ordnungssinn.

Unter gewissenhafter Beobachtung der für den Verkehr mit Spanierinnen vorgeschriebenen Förmlichkeiten scheide ich von der geistlichen Schwelle.

Wieder kehre ich in die belebten Straßen zurück. Buntfarbig, verschiedengestaltig wogt es in ihnen auf und nieder. Alle Farbenschattierungen der Erdenbewohner sind hier vertreten — vom lichten Weiß des Europäers zum Kupferrot der Kamschatka-Race und zum

*) Erzbischof.

**) Wer ist da?

***) Leute des Friedens.

Ebenholzschwarz des Afrikaners. Drei Hauptracen, Kaukasier, Indianer und Äthiopen bevölkern Carácas. Reines unvermengtes Blut bleibt in der Minderheit neben kaum unterscheidbarer Farbenscala des erdenklichsten Mischverhältnisses. So mannigfaltig sind die Abarten, die aus den Kreuzungen der drei großen Stämme und wiederum ihrer Abkömmlinge gemischten Blutes hervorgegangen sind. All diese Racen und Mischracen tragen das deutliche Gepräge ihrer Eigenart. Und doch sind sie hier zu einer einheitlichen Stadtbevölkerung verschmolzen, — — — Europäer, Kreolen, Mestizen, Mulatten, Indianer, Neger und Zambos.

Verschieden wie ihre Gesichtszüge sind die Trachten. Die feine, schwarze Jacquette des Kastilianers streift ungestüm der sehnige Arm des halbnackten Kraftmenschen vom Kongo. Die Töchter Evas büßen für die verlorene Paradiesesunschuld ebenso im geschlossenen Schleppkleide, als im kurzgeschürzten Rock und dem nachlässig über die Schulter herabgleitenden Hemde. In Spitzen gehüllt, führt eine Señora ihren niedlich aufgeputzten Liebling, die kleine Manuelita, an der Hand. Mit großen Augen schaut ein nackter Indierknabe, welcher sich scheu an der zerfetzten Hülle seiner rotbraunen Mutter anklammert, nach dem zierlich hergerichteten Kreolenkind. Beider, Manuelita's wie des Indiecito,*) Blicke begegnen sich in kindlicher Unschuld eines Amor, der noch das Fliegen nicht erlernt, und einer Psyche, die des kleinen Liebesgottes Fittige noch nicht durch ihre Künste der Gefallsucht beschwingt. Doch der unausgesetzte Wechsel des Straßenbildes verwischt diese Idylle. Dort über malerischen Kopftüchern dunkler Weiber ragen die Charakterköpfe der sonnengebräunten Reiter vom Inneren des Landes hervor. Llanero und Montañero, dieser der rauhe Höhenbewohner, jener der Steppensohn, ziehen herein nach Stadt und Markt.

„Su candela, Señor“,**) wendet sich eben ein feingekleideter Caballero zu mir. Ohne weiteres ergreift er meine brennende Cigarette und setzt die seinige in Brand. Daraufhin reicht er mir mit feinem Anstand meinen glimmenden Papyrus zurück. Feingeschnitten sind die Züge des lichtfarbenen, jedoch etwas gebräunten Gesichtes. Bei allem Feuer des schwarzen Auges ist der Ausdruck sanft. Ebenmäßig und zartgliederig, doch etwas hager ist die Gestalt. Unschwer erkennt man den eingeborenen Weißen aus reinem Blut, den edlen Kreolen. Nicht wenig stolz blickt er auf die Mischlinge herab. Geschmeidigen Ganges, doch ohne Thatkraft und Bestimmtheit in seinen Bewegungen, hat sich

*) Kleiner Indier.

**) Bitte um Ihr Feuer.

der heißblütige, aber schlaffe Señor im knappanliegenden, dunklen Anzuge bald im Straßengedränge verloren. Wohlgefällig schaue ich seinem schwarzen, gepflegten Haarwuchse unter dem untadelhaften Sombrero*) aus Strohgeflechte nach.

Da — aus der Querstraße sprengt ein Reiter scharf um die Ecke hervor. Im rechten Winkel wirft er seinen Paßgänger mit langem Schweif und geflochtener Mähne ohne Versammlung durch Schenkeldruck und durch Anziehen der Zügel gegen alle Regeln europäischer Reitkunst herum. Unter breiter Krempe funkeln aus gelblichen, in Oliv spielendem Gesicht dunkle, schwermütig dreinblickende Augen. Lippen- und Kinnbart, nach Landessitte zugeschnitten, geben ihm etwas Verwegenes; nicht minder das tiefschwarze, schöngewellte Haar. Hübsch ist dieser Mann in seiner kühnen Haltung zu Pferde. Doch gefällt mir etwas Hämisches, Treuloses im Gesichtsausdruck nicht. In Bildung von Nase, Mund und Backenknochen zeigen sich Merkmale indianischen Halbblutes. Das ist der echte Mestize. In seinen Adern rollt das Blut des weißen Vaters und der indischen Mutter. Von ihr besitzt er als Erbteil etwas Phlegma. Doch seine Züge beleben sich plötzlich. Das in der Asche glimmende Feuer des schmachtenden Mestizen und die artige Verliebtheit des Hidalgo, die ihm, dem weißen Kreolen gleich eigen, verwandeln ihn mit einem Male in einen glutäugigen Mittagsländer.

Drüben auf dem schmalen Steig erblickt er die blasse Kastilianerin. Leicht schwebt sie auf den zierlichsten Füßen einher. Doch vornehm ist ihr Gang und stolz ihre Haltung, voll Anmut und gemessener Frauenwürde. Berückend, halbverschleiert ist der Aufschlag ihrer Augen unter langen, schwarzen Wimpern. Doch da, wo das Rot der Jugendfrische auf des Nordens Töchter ausgegossen, schimmert weiß das marmorgleiche Frauenantlitz. Nur also mit Puder bestäubt tritt die edle Señora vor die Schwelle ihres Palacio. Lichte Seidenstoffe umhüllen ihren schlanken und doch vollen Wuchs. Die Mantilla fließt vom Haargeflechte hinab zu den Hüften. Ihre kleine Hand umfaßt das silberbeschlagene Brevier — die unerläßliche Beigabe frühmorgentlichen Ausgehstaates. — Der verlangende Glutblick des Mestizen gleitet wirkungslos an der selbstbewußten Zurückhaltung der Señora ab. Ihr reines Blut sträubt sich gegen das Halbblut des Mischlings. Ist sie doch die Tochter edler Ahnen aus Andulusien und von festen Schlössern um Burgos und Toledo, und er — der

*) Hut.

Sohn der Indierin. Begleitet ist sie von älterer, halbindianischer Dueña.

Unbeachtet läßt sie das Flehen einer greisen, häßlichen Negerin im zerfetzten Zeug um ein Almosen. Das graue, wollige ungepflegte Haar der Alten ist mit schwarzem Schleiertuch halb bedeckt. Ihre schwielige, außen schwarze, innen hellere Rechte streckt sie den Vorübergehenden entgegen; mit der anderen Hand stützt sie sich auf einen derben Stecken. Die wulstigen Lippen öffnen sich zu unverständlichem aber unzweideutigem Gemurmel. Die arme Alte dauert mich. Im Vorbeigehen an ihr suche ich das Versäumnis der Señora durch einen medio realito*) wieder gut zu machen. Dafür lohnt sie mich mit dem frommen Segenswunsch: Dios lo paga.**)

Ein Cura***) kommt des Weges daher. Den aufgekrempten Hirtenhut drückt er tief in das Gesicht. Dann rüttelt er an den Fesseln des engen Collares — und nimmt den Saum seiner Soutane auf. — In den europäischen Staaten hat die römische Kirche in den letzten Jahrzehnten ihre Geistlichkeit aus den Schlingen des Humanismus wieder entwirrt. Ihr Charakter als Ecclesia militans bringt es mit sich, daß der Geistliche nicht mehr die frühere Unbefangenheit im Verkehr mit der Gesellschaft an den Tag legt und dem Interessenkreis der gebildeten Welt grundsätzlich ferner steht. In Venezuela ist das nicht der Fall. Allerwärts in Romano-Amerika steht der Clerigo†) unter dem Einfluß einer Aufklärung (von allerdings sehr begrifflichem Wert), die nach Unterdrückung der h. Hermandad und nach Vertreibung der Domini Canes im Lande Eingang fand. Die spanische Herrschaft mit ihrem kolonialen Prohibitivsystem in Sachen eines nicht kirchlich gefestigten Geisteslebens ging unter. Mit ihr verlor der geistliche Stand den Schutzwall gegen das Anstürmen freigeistiger Ideen. Ebenso aber auch seine gründlichere Bildung. Gewohnt, die demokratischen Grundsätze gegen den Monarchismus auszuspielen und das emphatische Schlagwort von Freiheit, Unabhängigkeit und Fortschritt zu vernehmen, kann heute das Verständnis des Padre für den Zentralismus der autokratischen Kirche und für ihre monarchisch-theokratische Konstitution unmöglich gleichen Schritt halten mit der Richtung seiner Amtsbrüder der alten Welt. — Doch der Cura ist längst um die Ecke einer Cuadra verschwunden. —

---

*) $1/2$ Real; 2 Reale = 1 Bol.

**) Gott vergelts Ihnen.

***) Pfarrer.

†) Geistlichkeit.



Mulattin vom karaibischen Meere.

Über die Sandwüste der Plaza Falcon schleifen junge Mulattenweiber von derbem Wuchs ihre aufgebauschten Schleppen aus buntem Kaliko. In ihrer Formgebung hat sie die Natur nicht stiefmütterlich behandelt. Doch würden die einzelnen Verhältnisse der Mulattin, als Motive der Bildhauerei, den durchgeistigten Marmorgebilden der Töchter des Prometheus oder einer angeschmiedeten Andromeda ihre keusche jungfräuliche Anmut rauben. Und doch ist auch diesen Weibern neben sinnlicher Schönheit und Gefallsucht ein gewisses Maß von Liebreiz und Gefälligkeit verliehen. Geschmeidig in ihren Bewegungen, haben sie den Kastilianerinnen ihre ansprechenden Umgangsformen abgelauscht. — Die farbigen Huldinnen verblassen hinter Staubwolken, welche ein Trupp Maultiere um sie aufwirbelt. Ihren Zug beschließt der Arriero, der berittene Treiber, mit dem breiten Hut aus Bastgeflecht.

Weiter folgen wir den Straßenzügen in die Vorstadt hinein. Immer dorfartiger wird ihr Aussehen. Vor erdgeformten Hütten liegen im Staube, in idyllischer Eintracht vereint, nackte Knaben und ein — Schwein. Ungastlich sind die Blicke der unter der Thür kauernden Mutter. Reiskörner entnimmt sie einer Schale aus Flaschenkürbis zum Knirschen. Etwas Scheues in ihrem Wesen, tiefschwarzes straffes Haar, rote Hautfarbe und derbe Backenknochen sind untrügliche Zeichen indianischen Blutes.

Das Pflaster hört allmählich in versandeter Gasse auf. Noch einige Schritte weiter, und vor uns liegt ein Maisfeld, mit Kaffeesträuchen im Hintergrund. Neben der Straße, hinter verfallener Lehmmauer, steht eine braune Wäscherin im gelblichen Tümpel. Die großen Blätter einer Bananenstaude erfüllen nur unzulänglich die ihnen — allerdings sehr notwendigerweise — zugemutete Aufgabe eines Vorhangs. —

II.

Aus den Anlagen der Plaza Bolivar folgte ich, vorüber an der Kathedrale, dem Menschenstrome ostwärts, nach dem Viertel des Geschäftes und Kleinverkaufes. Hinüber über die Plaza del Venezolano lockt mich das Treiben des Merkado.*)

Wer das Urbild des Weibes aus dem Volke erschauen will, besuche allüberall die Markthallen. Folgt er hingegen den Spuren staubaufwirbelnder Seidenroben, wird er nimmer die Volksseele der

*) Marktplatz.

Frauen finden. In Wien sprach mich das Gebahren der Fratschlerinnen an, in Lissabon das der Fischverkäuferinnen mit dem andalusischen Hut, in Paris das der Damen der halles. In Italien besuche ich mit Vorliebe die phantastischen Obst- und Gemüsemärkte, vorzugsweise le piazze di Napoli oder seitwärts des Cassaro in Palermo. Und der Orangenmarkt in Tunis mit seinen verschleierten Muhammedanerinnen und den seltsamen Jüdinnen! Ihre Augenbrauen sind zu einem einzigen geschlossenen Bogen dunkel gefärbt. Weiß sind ihre Arme und hennagefärbt die Fingerspitzen. Ohnegleichen üppig ist ihr Wuchs. Das kurze Hemd bis zur Hüfte — die weißen anliegenden Hosen sind die unglaublichste Frauentracht, die dem Gehirn eines Damenschneiders entsprungen. Mit welch' reichem Schmuck aus Gold-Filigran behangen, sah ich abseits des Stradone in Ragusa die Ragusäerinnen ihre Früchte zum Verkaufe bieten.

Ausgedehnte Höfe und steinerne Hallen bilden den Merkado von Carácas. In luftigen Roben mit nachlässig geknotetem Kopftuch, das bastgeflochtene Körbchen unter dem Arm, fluten die leichtlebigen Töchter verschiedenster Zonen und Mischverhältnisse in allen Farbenschattierungen des Hauptpigmentes durch die Zugangsstraßen nach dem Merkado. Sie drängen sich schreiend und lachend, schimpfend und herausfordernd durch die Reihen der hockenden Verkäuferinnen mannichfaltigster Zungen; sie winden sich durch die schmalen Durchgänge zwischen den am Boden ausgebreiteten Gartenerzeugnissen des Landes. Nur mühsam gelangen da einige junge, braune Weiber in dem viereckigen Mittelhof von der Stelle. In dem dichten Menschenstrom geraten sie ins Gedränge. Unsanft kommt eines stämmigen Mulatten Arm der schwellenden Körperfülle einer der dicht vor ihm herschreitenden, farbigen Schönen zu nahe. Wild und zornig flammen des Weibes Augen auf. Doch unter wüstem Auflachen höhnt sie aus benachbarter Bude ein Neger mit schlüpfrigem Spott. Sein unreines, offenes Hemde zeigt eine Brust von Eisen; die Augen quellen ihm aus den buschigüberschatteten Höhlen hervor. Der ganze Wollkopf ist die Person gewordene Gemeinheit und Sinnesniedrigkeit. Sein Gemisch von schlechtem Spanisch, french creol und äthiopischem Sprachgebrauch verstehe ich nicht. Aber so viel merke ich, daß er in unzarter Weise auf die ungeschliffene Berührung der Entrüsteten anspielt.

Aus der vielgestaltigen Menge auf dem Merkado lasse ich einzelne Gestalten in den Vordergrund unseres Gemäldes treten.

Dort an einem Pfeiler sitzend, mit untergeschlagenen Füßen, bietet eine nicht mehr jugendliche Martinikanerin Vanilleschoten in großen

Körben zum Verkaufe aus. Das weite, bauschige Kattunkleid umhüllt nachlässig die groteske Gestalt. Die Taille ist dicht unter der Brust. Zum Andenken an Josephine von Tascher de la Pagerie, die schöne schmachtende Kreolin aus Martinique, nachmalige Gattin Napoleons, haben die Frauen ihres heimatlichen Insellandes den Kleiderschnitt aus der Zeit des Empire beibehalten. Hochaufgetürmt ist das bunte Kopftuch über dem in Schmachtlocken (tire bouchons) und Knotenwulsten gedrehten wolligen Haar. Geschäftig setzt die Vanilleverkäuferin ihren Fächer in Bewegung. Heiter, burlesk und schauspielerisch ist sie in Haltung und Geberde. Ihre großen schalkhaften Augen verraten Neugierde, Vertraulichkeit und Zweideutigkeit.

Abseits gewahre ich eine Mohrin von bildnerischer Formenreinheit. Gleich einer Gestalt voll antiquer Ruhe aus frühester Vorzeit, wie in Erz gegossen, in Stein geformt, oder in Umrissen in Wandflächen von Tempeln eingegraben, harrte sie, einer Sphinx nicht unähnlich, halb knieend, halb sitzend, der Käufer. Es war mir, als ob die Jahrhunderte aus dem Buch der Zeiten gelöscht würden, die Welt sich um 3000 Jahre rückwärts bewegte, und — die Pharaonentochter, von ihren Frauen gefolgt, von der Rhamsesstadt herniederwärts zum Nilbad stiege. So und nicht anders kauerte die äthiopische Sklavin im Schilfe am Flußufer, spähenden Auges die königliche Herrin im wonnigen Naß vor lauernden Blicken zu schützen. Unter weißem Zeug, bindenartig um den Kopf geschlungen, treten im Profil die ausgeprägten Gesichtslinien der sudanesischen Schönheit hervor. Das Hemde fällt, tief ausgeschnitten, weit über Achsel und Oberarm herab, und enthüllt eine vollendete Schulter von schwarzbrauner, glänzender Bronze.

Der erzschimmernde, weiche Fluß der Linien dieses prachtvollen Wuchses erhub Anklage gegen mich, der Berufung zur Kunst nicht gefolgt zu sein. Zur Strafe jagen mich ruhelos, wie Ahasver, meine unausgeführten eigenen Kunstentwürfe durch das Weltall. So ist es denn auch hinsichtlich der Afrikanerin lediglich bei einem Entwurf der Auffindung des Moseskindes — — — in Gedanken geblieben.

In einem Nebenhofe stehen Esel, Maultiere, Wagen und Karren. Mittelst derselben verbringen die Landbewohner ihre Bodenerzeugnisse, Fleischwaren und Fische auf den hauptstädtischen Markt. Die Saumtiere steigen die Geröllpfade des nördlichen Gebirgsabfalles in nächtlicher Kühle herauf und tragen die frische Ernte des Meeres von La Guayra zum frühmorgendlichen Verkaufe nach Carácas. — Dort bei den abgezäumten Tieren kauert ein kleiner, aber stämmiger Mann in

eine Carpeta*) oder Cobija**) aus grobem Wollstoff gehüllt, starr und teilnahmslos am Boden. Ein mächtiger Sombrero aus Bastgeflechte beschattet das argwöhnische, stumpfe Gesicht. Wirr fallen tiefschwarze Haare über die gedrückte Stirn bis zu den vorstehenden Backenknochen. Der breite, unschöne Mund verrät allein Bewegung. Auf der Zunge läßt der verschlossene Mann eine zähe, narkotische Masse aus Tabakssaft, Asche und beißenden Reizmitteln langsam zergehen. Um die Mundwinkel zeigt sich dabei ein geduldiger, sanfter Zug. Träg, in dumpfem Brüten, ohne Freude blickt er zwischen hinein unfreundlich auf den weißen Mann. Hat doch dieser seine Vorväter grausam unter ein fremdes Joch gebeugt. Seiner tapferen Caziken volkstümliche Herrschaft über die karaibische Stammesgenossenschaft in den Hochthälern der Küstenkordillere hat er umgestürzt. Wie der kupferfarbene Bruder in den Prairien Nordamerikas verhält auch der Indio der Anden im Herzen sich feindlich und ablehnend gegen den ihm widerwillig aufgedrungenen Europäismus. Doch zeigt er sich äußerlich ruhig und unterwürfig. Daheim in seinen Bergen ist er friedfertig und ehrlich, gastlich und mitunter nicht unzugänglich für Gefühlsregungen. Doch seit den Zeiten der Unterdrückung hat sich die Anlage zu Tiefsinn und Verschlossenheit immer mehr zum Charakterzug ausgebildet. In seinem eigenen Lande lebt der Indianer heute wie in der Verbannung. Zäh hält er aber an den Eigentümlichkeiten seiner freien Voreltern fest.

„Haben Sie bemerkt", frug mich einmal ein Kenner von Land und Leuten, „wie sich Indianer und Neger aus dem Wege gehen und sich mit übelwollenden Blicken messen?"

Der Mann hatte Recht, die beiden Racen sind grundverschieden. Schwermütig, still und nicht ohne gemessene Würde, verachtet der Indianer den schwarzen Mann ob seines überlauten, vordringlichen Wesens, seiner niederen sinnlichen Triebe und des Preisgebens aller nationalen Eigenart. Der Väter alter Brauch ist dem Indio wert. Des Negers lächerliche Sucht der Nachahmung des Europäers widert ihn an. Umgekehrt höhnt der Schwarze den armen, träumerischen Indianer, dessen ernste, verdüsterte Seele dem schmutzigen Reigen wüster Lust und aller Neuerung nach europäischem Vorbilde unzugänglich bleibt.

*) Grobgestreiftes Packtuch.

**) Decke.

Siebenzehntes Kapitel.

Carakenisches Straßen- und Völkerbild.
(Fortsetzung).

Der Doktór. — Doctores oder Abogados. — Ehemalige und heutige Bildung. — Die Racengegensätze; ihre Unvereinbarkeit. Kein einheitliches, nationales Volkselement. — Assimilierung des Negers und Indianers an die Kultur. — Vererbung der Anlagen bei Racenkreuzung; Zukunftsgeschlecht. — Trennung der Berufsarten nach Racen. — Zambo. — Magazine. — Angeschmachtete Señoras. — Branntweinselige Mohren. — Doktór und Haarkünstler. — Sittsamkeit.

Die morgendliche Wanderung hatte mich ermüdet. Heiß brannte die Sonne. Es mochte zehn Uhr sein. Ich kehrte in die Taberna des Herrn Pomasca ein. Ich fand den Wirt im Gespräch mit einem feingekleideten Señor. Art und Benehmen des letzteren verrieten den Venezolaner von Erziehung und Familie, die Gesichtsbildung jedoch einige Unzen indianischen Blutes in seinen Adern. Pomasca begrüßte mich als Bekannten. Mit ihm erging es einem wie mit Kopernikus; man wußte nicht, ob er Deutscher oder Pole war. Seine Wiege stand in dem traurigen Posen.

„Señor Doctór", wandte er sich zu dem Herrn, „este Caballero es Aleman."

„Sie reisen in Geschäften?" frug mich dieser höflich, aber gleichgiltig. Was sollte auch in Amerika ein Fremdling anders zu suchen haben als Geld!

Auf meine selbstverständlich abweichende Antwort frug der Señor Doctór voll Entgegenkommens: „Que gusta tomár? Gusta la Cervesa? ógusta mas el Brandy con Amargo de Angostura?"*)

Ich wähle letzteres. Der Tabernero**) braut den Mischtrunk. Bald ist der Señor Doctór mit mir in ein zusammenhängendes Gespräch vertieft. Er ist Abogado***). Die Herren Doctores oder Rechtsanwälte sind die erste geistige Macht des Landes. Dem Handelsstande kommt zwar, wie allerwärts in Amerika, der gesellschaftliche Vorrang zu. Dafür aber lenken die Doctores Staat und Gesellschaft, Presse

*) Was nehmen Sie? Nehmen Sie Bier oder lieber Brandy mit Angostura-Bitterem?

**) Schenkwirt.

***) Advokat.

und öffentliche Meinung, — ja mitunter selbst den Geldmarkt an den Fäden ihres scharfen Verstandes und geschulten Geistes.

Die Doctores zeichne ich in einigen lose hingeworfenen Umrissen. Der feine Anstand, die ungesuchte Höflichkeit, die Gabe vollendeter sprachlicher Formbeherrschung, zarte Gefühlsregungen sowie leicht aufwallende Begeisterung täuschen anfänglich über den wahren Wert der Geistesbildung des Abogado. Infolge leichter Auffassung, lebhafter Empfänglichkeit und Erregbarkeit des Temperamentes nimmt er jeden ihm entgegengebrachten Gedanken sanguinisch auf und sucht ihn gegen Münze eigenen Gepräges umzuwechseln. Dabei verfügt er über ein Kapital von Begriffen, welches man bei der ersten Begegnung leicht als gründlicheres Wissen anzusehen versucht ist. Später erst erkennt man, daß die Phrase, d. h. nicht aus ihm selbst geborene sondern importierte Ideen und klangvolle Schlagwörter, Souffleurdienste geleistet haben. Die Gabe, den tiefen Inhalt seiner Gedanken in anmutende Form zu gießen, ist dem nordischen Gelehrten nicht ureigen. Das Geschick jedoch, die selbst inhaltslosesten Gedanken in formgefälliges, prächtig ausgestattetes Umschlagpapier hochpathetischen Wortschwalles zu hüllen, ist nun einmal von dem Kastilianer unzertrennlich. Oberflächlichkeit und Gedankenleere werden immerhin hübsch etiquettiert.

Noch heute leidet die Gesellschaft Südamerika's an den Folgen der spanisch-theokratischen Erziehung ohne geistig befruchtende Kraft. Nur auf Herz und Gefühl hatte die geistliche Bevormundung segensreich eingewirkt. Dabei blieb die Bildung, mit Ausnahme der katechetischen, eine mangelhafte. Auch heute noch entbehrt sie der Gründlichkeit. An Stelle der memorierten Sätze aus der Glaubenslehre, tritt extemporiertes, klangvolles, aber inhaltsloses Wortgepränge wie: Libertád, Federación und Constitución.

Mein Abogado gehörte übrigens nicht zu diesen Durchschnittsmenschen. Hatte er doch an der kastalischen Quelle aller Kultur und alles Wissens für Slaven und Romanen — in Paris, geschlürft. Nicht ohne den Anschein gebildeten Geistes verbreitete er sich über die Gegensätze der Racen. Ich hatte ihm Fragen über meine diesbezüglichen Beobachtungen am heutigen Morgen vorgelegt.

„In der anorganischen Vermengung dreier Hauptstämme von völlig ungleichartigen Anlagen des Körpers und Geistes zu einem Staatswesen“, hob er hervor, „erkenne ich die Hauptursachen einer hintangehaltenen höheren Kulturentwickelung des Landes. Bedenken Sie, daß die Eigenarten der Racen sich nicht verschmelzen, sondern unversöhnt neben einander fortbestehen. Wechselseitiger Ausgleich in

geistiger Hinsicht findet nicht statt. Ein Übertragen der Denk- und Empfindungsweise der einen Race auf die andere ist ausgeschlossen. Die körperliche Berührung der Racen unter einander hat vornehmlich die Vererbung schlechten Blutes und ansteckender Krankheiten zur Folge. Ein ausgesprochener Racenhaß ist das unbesiegbare Hindernis für die Gewinnung einheitlicher, gemeinsamer Züge eines Nationalcharakters. Eine Gleichstellung dieser so verschieden gearteten Elemente kann nur doktrinär bestehen. Thatsächlich ist dieselbe weder möglich noch auch vernünftiger Weise ratsam.

Sehen Sie, fuhr er emphatisch fort, ich bin Republikaner. Dios, Unión y Libertad ist mein Wahlspruch. Aber, wie verträgt sich Einheit und Freiheit mit den völlig auseinandergehenden kulturellen Bedürfnissen der Racen. Der rote Mann beugt sich unter kein Joch. Er flieht die persönliche Dienstbarkeit, verhält sich ablehnend gegen die europäische Kultur und sucht die Einsamkeit der Bergesklüfte auf. Hingegen der schwarze Mann faselt von Gleichstellung mit dem Weißen und von Menschenrechten. Dabei ist er gesellig und lebt in Anschluß an die Niederlassungen der Europäer. Übrigens sehen Sie nur ihre schmutzigen, wüsten Dörfer oder die von ihnen bewohnten Stadtteile an. Sie werden alsdann begreifen, daß der Kastilianer mit diesem Stammesbruder so wenig als mit dem Indianer eine Gemeinschaft pflegen mag."

Der Abogádo hielt an und that einen kräftigen Zug aus seinem Glase. Ich frage:

„Halten Sie die beiden Völkerstämme, die Indios wie die Neger, für einen gleichbedeutenden Hemmschuh für die Racenverschmelzung?"

Der Doctór drehte ein Cigarillo. Dabei sah er mich schlaff und abgespannt an. Es lag etwas Mattes in seinem Wesen, als ob er jeder Kraftanstrengung des Denkens gern ausweichen möchte. Doch der Venezolaner ereifert sich im Gespräche, in dem er sich als Mann von Kenntnissen und Urteil erweisen kann. Daher besiegte der Doctór das mütterlich ererbte, indianische Phlegma des Mestizen und erwiederte:

„Glücklicherweise überwiegt in den farbigen Mischracen Venezuela's das indianische Blut. So sind auf Tierra firme weit weniger Schwarze als auf den westindischen Inseln. Der Indio steht auf höherer sittlicher Stufe als der Neger. Ersterer ist dem Europäer an Ernst und Charakteranlagen verwandter. Wäre nur erst das unselige Negervolk und alle seine Bastarde aus dem Lande! Neben der weißen Race, als der herrschenden, könnte allenfalls die rote, als hintersässige Bevölke-

rung, ohne Gefährdung des staatlichen Gemeinwesens, fortbestehen. Bei fernerer Racenkreuzung unter diesen beiden würde, wie die Erfahrung lehrt, sich vorwiegend das höher entwickelte Element, also das europäische, vererben.*) Ich meine damit, daß das neue Mischgeschlecht alsdann vorzugsweise die Eigenschaften des an Anlagen überlegenen europäischen Elternteiles überkommen wird. Die indianische Race würde in der europäischen allmählich aufgehen."

„Wie lange wird das noch währen?" werfe ich ein.

„Quien sabe!"**) entgegnete der Doctór.

„Sind Sie nicht in Ihrem Optimismus zu weit gegangen? Ich muß sagen, daß ich wenig Hoffnung für die Neubildung eines brauchbaren Geschlechtes aus so ungleichartiger Aussaat hege," versetze ich.

„Unter unseren Gelehrten, sagt der Doctór, ist die Ansicht vertreten, daß auf dem Wege der Racenkreuzung, durch Zuchtwahl, ein völlige neuartige, veredelte Bevölkerung Südamerikas hervorgehen werde. Man will ihr die Fähigkeit zutrauen, vorzugsweise die höheren Beanlagungen der einzelnen Racen in sich aufzunehmen. Dementsprechend erblickt man in diesem Zukunftsgeschlecht die Grundlagen einer, die derzeitige weit überragenden Kultur."***)

Ich erhub mich; der Abogádo schloß sich mir an. Wir traten hinaus vor die Taberna und schlugen gemeinsam den Weg ein, durch einen der geschäftlichen Mittelpunkte der Stadt. Dies gab dem Doctór Anlaß, seine Erörterungen über die Racenunterschiede fortzusetzen, bezw. auf praktisches Gebiet zu übertragen.

„Es ist merkwürdig", begann er wiederum, „wie jede Hautfarbe ihre gesonderte Stellung auf wirtschaftlichem Gebiet einnimmt. Das höhere und das niedere Gewerbe, der Groß- und Kleinhandel, Lohndienst und Tagarbeit sind gewissermaßen nach Racen geschieden. Sehen wir uns die Geschäftshäuser an. Einfuhr und Ausfuhr, Bankunternehmungen, die Mode- und Galanterie-, die Gold- und Silberwarenhandlungen, überhaupt die feinen Verkaufsläden, sodann Fabriken und Agenturen — das ist alles in Händen unserer weißen Race. Der

---

*) Villavicencio S. 87. Se marcan mas, en el producto de la union de dos seres de diferentes razas, los caracteres de la superior, en razon á que el tipo es mas persistente.

**) Wer weiß!

***) So sagt Villav. S. 87. Esta nueva raza que se constituye poco á poco en América, desarolla (entwickelt) aptitudes especiales para una civilizacion mas avanzada. Das berechtigt Villavicencio: predecir los brillantes destinos reservados á la América en el porvenir de la humanidad.

Mestize (er betrachtete sich anscheinend nicht als solchen) liebt die gemächliche Ruhe des Krames und Kleinverkaufes. Unter Peitschenhieben und dem Joch der Sklaverei hat der Mulatte, gleich seinen schwarzen Eltern, sehnige Arme und einen breiten Rücken bekommen. Mehr Muskelfleisch als Kopf suchen beide, Mulatte und Neger, durch gewerbliche Handarbeit sich zu ernähren. Der Mulatte betreibt das Handwerk im weitesten Sinn; der Neger im besonderen läßt seine Kraft mit wuchtigen Hammerschlägen auf dem Ambos aus. Verachteter als sämtliche andere Farben wegen seiner gering entwickelten seelischen Triebe taugt der Zambo, der Sohn des Negers und der Indierin, nur zur schweren Lastarbeit."

„Und der Indio?" frage ich.

„Der ist Agrarier. — Den dürfen wir kaum hierher zählen. Der ist nicht zünftig. Übrigens hat er mit den Ostasiaten gemein den Fleiß, die Pünktlichkeit und in gewissem Grade die Geschicklichkeit in Nachahmung gewerblicher Arbeiten."

Wir gingen weiter über den schmalen Bürgersteig.

„Schauen Sie in diesen großen Store",*) hub der Doctór wiederum an, „Una gran casa de exportacion.**) Sie alle, die Sie da drinnen sehen, Geschäftsinhaber und Beamte, sind Castellanos oder doch von Abkunft oder Geburt Europäer."

Wir traten unter die Thoreinfahrt des langen, ebenerdigen Gebäudes. Ein kaffeebrauner, muskulöser Zambo schleppte Warensäcke aus den Lagerräumen nach einem Karren. Die niedrig entwickelte Gesichtsbildung, das unvertraute, abstoßende, trotzige Wesen kennzeichnete den Bastard schwarzer und roter Eltern. Blondhaarige Komptoiristen im Despacho***) waren unschwer als Deutsche zu erkennen.

Weiter zog mich der Doctór über den Straßensteig vor das Thor eines Manufakturwarengeschäftes. „Wiederum weiße Race; das Haus gehört einem Kreolen. Der Vater war Deutscher, die Mutter Venezolanerin", bemerkte er. Die Magazine haben vielfach keine Auslage d. h. keine Schaufenster. Durch nach der Straße offene Thüren empfängt der Raum sein Licht. Eine Eigentümlichkeit vieler venezolanischer Verkaufsläden ist die Reihe farbiger und bedruckter Bilder in Rahmen, welche als Fries um die Innenwände laufen. Die Heiligen befinden sich dabei mitunter in schlechter Gesellschaft, von zweifelhaftester Bekleidung.

*) Magazin.
**) Ein großes Ausfuhrhaus.
***) Komptoir.

Magazine und Straße waren belebt. In den Vormittagsstunden besorgt die Dame von Stand ihre Einkäufe. Ihrer Spur folgt der blasse, schmachtende Kreole. Den Señoras und Señoritas sucht er auf dem Fußsteig oder in den Almacenes*) zu begegnen. Sein huldigungsvoller, verlangender Blick aus den träumerischen Augen wird mit hinreißendem Lächeln aus weißgeschminktem Frauenantlitz belohnt. — In unsere deutsche Brust fällt der zündende Funke, wenn die Jungfrau uns im Glanz des klaren Auges ihre Seele und den Reichtum ihres inneren Lebens erschließt. Anders im tropischen Amerika. Ihrem Anbeter hat die Venezolanerin, nach allgemeinem Übereinkommen, nur die gedämpfte Glut ihrer Blicke, die verführerische Anmut ihrer geschmeidigen Bewegungen, und ein tadellos gepudertes Gesichtchen zu bieten.

„Dort die kleine Tienda**) des Schnittwarenhändlers, gehört einem Mestizen; er ist ein halber Indianer. Hier die Zapatoria,***) ist mulattisch. Ebenso ist der Sattler, zur Linken, Mulatte. Da haben wir ebenfalls einen mulattischen Panadero†). — Gleich um die Ecke der Cuadra finden wir einen Herrero††). Kommen Sie und betrachten Sie die stahlfesten Arme dieser schwarzen, afrikanischen Schmiedegesellen!“

Nebenan drang wüstes Lärmen aus einer schmutzigen Pulperia. Einige stämmige Wollköpfe von dunkelster Hautfarbe lungerten in dem fuseldustigen Raume um einen gebrechlichen Tisch. Zankend und schreiend leerten sie, im Qualm übelriechender Cigarren, ein Glas agua-ardiente um das andere. Eine Weile sahen wir unter der Thüre dem ungezügelten Treiben zu. Fluchend warfen die gemeinheitstrotzenden Zecher im Spiel verlorene Scheidemünzen auf den Tisch. Der Neger spielt und trinkt, sowie er seinen Lohn oder Verdienst eingestrichen hat. Eben wurde eine braune Schöne derb um die breiten Hüften gefaßt. Der Besitztitel dieser occupatio einer res omnium communis ward anscheinend mehr dem Naturrecht als den Eingebungen des Zartsinnes oder herkömmlichem Ritterbrauche entlehnt. Das farbige Weib stellte keine unfruchtbaren Betrachtungen hierüber an. Von Natur ist es gefallsüchtig und buhlerisch. Aus den großen, weißen Augäpfeln schoß die Mulattin abwechselnd Blicke voll elementarer Glut nach uns beiden herüber. Wir fühlen uns jedoch zum Wettbewerb

*) Magazine.
**) Der Laden.
***) Das Schuhwarengeschäft.
†) Bäcker.
††) Schmied.

mit den branntweinseligen Mohren um ihre Huld keineswegs veranlaßt — und räumten den Schwarzen das Feld.

Vor einer Barbierstube, einer barbería, verabschiedete sich schließlich der Abogado von mir und verschwand hinter der Glasthür des Haarkünstlers. Die Haarverschönerung ist selbst für einen Gelehrten in Venezuela unerläßlich. Der Öl- und Lorbeerzweig ziert schöner, wie ihm däucht, das salbenduftende, sorglich gelockte Haar, als die wirre, ungeordnete oder die abgeschorene Kopfzier manches unserer heimischen Weltweisen.

In bald mittäglicher Hitze kehrte ich nach der Fonda zurück. Da kam der Geschäftsträger einer europäischen Macht vorüber und wechselte einige Worte mit mir. Mehreren gefälligen Mestizinnen mit reichem Behang an Geschmeide folgte dabei unser Blick.

„Eigentümlich,“ bemerke ich, „mit welcher Zurückhaltung, Sittsamkeit und Würde diese farbigen Töchter der Tropen, soweit sie nicht Mulattinnen und Negerinnen sind, einherschreiten. Nonnen gehen nicht gesenkteren Blickes vorüber. Welch ein Unterschied gegen die herausfordernden Blitze aus den Augen zahlloser Weiber und Dirnen in unserem Norden.“

„Oh, mon ami, quelle erreur!“ seufzte nicht ohne gelinde Verwunderung der Diplomat. Wo kannte je ein farbiges Weib Schamhaftigkeit? Tugend im Busen einer Mulattin oder Mestizin — das ist ja zum Lachen. Bedenken Sie, daß wir uns auf dem Boden spanischer Kultur bewegen. Die Sitte Kastiliens gebietet die Wahrung äußeren Anstandes. Sie werden hier nicht, wie in dem englisch-französisch-holländischen Westindien, dem öffentlichen Triumph des Lasters begegnen. Selbst das Weib der niederen Stände beobachtet ängstlich den guten Ton. — Aber Sie täuschen sich, Carácas ist das große, sündhafte Babylon. Unter seinen dunkeln Schönen finden Sie nicht fünf Gerechte. Sie erkennen dieselben daran, daß sie reinen Sinnes mit großen Augen in unschuldsvoller Herausforderung Ihnen unbefangen ins Gesicht sehen. Sämtliche braune und schwarze Damen jedoch, die den Blick gesittet zum Boden niederschlagen, gehören nicht zu den fünfen.“

Achtzehntes Kapitel.

Die Fonda del Leon de Oro.

Gasthausleben.

Musquitostiche. — Pulizza-stivali. — Frühstück. — Briefmarken. — Cigarillos; Tabak. — Kursierende Münzsorten. — General Uslar; die Mañana. — Im Speisesaal. Versinnlichung in der Tropenwelt und Verinnerlichung im Norden. — Sancoche-Suppe. — Tischnachbar; sein deutscher Schwager. — Gerichte und Nachtisch. — In der Mittagssonne. — Der Venezolaner in seiner Gasthausstube. — Siesta. — Tischgesellschaft von Akrobatinnen. — Teresita und Candelaria. — Unfreiwilliges Darlehen.

„Er schläft! So recht, ihr luft'gen, zarten Jungen!
Ihr habt ihn treulich eingesungen!
Für dies Konzert bin ich in Euerer Schuld."

Also sprach Mephistopheles. Nicht zu dem Chor der Geister, sondern zu den nichtswürdigen Zancudos*). Unverdrossen und beharrlich hatten sie das Gift ihrer Rüssel in meine fiebernden Schläfe getaucht, bis endlich, nach fröstelnden Schauern, Ermattung und traumschwere Betäubung mich in kurzen, wenig erquickenden Schlummer wiegten. Mitternacht war vorüber. Da, ach — zerfließt das süße Traumgebilde neuerdings in dem ungastlichen Zirpen und Schwirren um das Gehör. Erst klang es fein, wie aus der Ferne. Dann kommt es näher und näher und umkreist mir unheilverkündend das gedankenmüde, bleierne Haupt. Fiebererregt phantasiere ich in erlaubter Variante nach Faust:

„Mir scheint es, daß er magisch leise Schlingen
Zu künft'gem Bund um meine Schläfe zieht."

Verstörtes Erwachen. Ein Lufthieb nach dem winzigen, stelzbeinigen Mosquito. Doch dieser drückt sich schadenfroh mit höhnender Geberde nebenan an die Wand und sinnt auf erneute Blutarbeit.

Um die Nachtruhe war es einstweilen geschehen. In schmerzreicher Betrachtung über den Mangel eines Mosquitero, eines Schnakennetzes, verlasse ich mein Lager und klage draußen auf der Fensteraltane den Sternen mein Leid. Fiebergeschüttelt sehe ich nach dem Kreuz des Südens, erbarmenflehend, empor. Mein Fenster weist gen Mittag. Vor mir steigt das hehre Sternbild über der Häuserreihe gegenüber

---

*) Culex pipiens.

auf. Die Nachtluft kühlt mein brennendes Haupt. Das Gestirn der südlichen Sphärenwelt führt mir die Ferne von meinem Liebsten in der Heimat vor Augen. Aus dem Born übermächtiger Empfindung bricht der Sehnsucht Strom sich Bahn. Die geheimnisvollen Mächte nächtlicher Gestaltungskraft sind in meiner eindruckerfüllten Seele eingezogen. Fern — nach dem Polarstern hin — thun sich mir des Heimes Pforten auf. Den Sternen gelobte ichs in dieser Stunde, fürderhin unter des Nordens eisiges Joch willig meinen Nacken zu beugen. Nimmer wollt ich allein an das Meeresgestade der Trope flüchten. Dankesergüsse quellten alsdann zum gütigen Vater im Himmel empor. Hatte er mich doch, einmal in das Land unter der Linie geführt. Die volle und reine Befriedigung des Geschauten erhub sich in den Weihrauchwolken des Dankopfers zum nächtlichen Firmament hinan. Die Schlacken krankhafter Sehnsucht nach den Bildern weiterer Tropenherrlichkeit blieben in der Asche auf dem Opferaltar zurück. Geläutert stieg die Liebe zur Heimat aus dem Flammenrauch empor.

Das Linnen breitete ich — wiederum zu Bett — über mein Gesicht. Nunmehr war der Mosquito der Gefoppte. Das gute Tierchen brachte mir zwar im Verein mit Sangesbrüdern ein weiteres Ständchen dar. Dem Chorgesang von jenseits des stichfesten Theatervorhangs zum Trotz träumte ich aber bald unbekümmert um die Quälgeister dem Morgen entgegen. — Wirr fahre ich, es war schon Tag, aus dem Schlafe empor. Ein Poltern, wie mit einem Holz, an meine Thüre, schreckt mich auf. Verdrießlich rufe ich mehrere Male: „Quien es?“ Unverständliche Antwort — dann wird es wieder still. Meine Uhr zeigte bald sieben; ich erhub mich, unausgeruht, von meinem Lager. Von gereinigten Kleidern und Stiefeln natürlich keine Rede. Draußen auf der Gallerie handhabte der Hausdiener den Kehrbesen. Ich öffne meine Thür und ersuche den Caballero, meine Stiefeln zu putzen.

Verwundert gibt mir jener zur Antwort, ob denn noch kein italienischer Stiefelputzerjunge an meine Thür geklopft habe? Nun ging mir ein Licht auf. Die Liebesdienste unseres heimatlichen Hausknechtes besorgen hier hausierende Famuli von der Straße. Nicht lange währte es, so ließ sich wieder das Poltern an der Thür vernehmen. „Pulizamm, pulimm!“*) klang es in mir bekannter, neapolitanischer Mundart durch die schlechtverschließbare Pforte herein. „Entrate“, rufe ich. Ein lebhafter, jugendlicher pulizza-stivali kam, die Casetta am Riemen,

*) Wollen wir wichsen?

die schwarze Bürste, die Spazzola in der Hand, herein. Indes er meinen auf der Casetta ruhenden Fuß mit Schwärze und Wachs einfettete, frug ich:

„Bist Du aus Neapel selbst?“

„No Signore,“ erwiedert er mit weicher, melodischer Stimme, „di Salerno, Eccellenza.“

Im großen Speiseraum der Fonda lasse ich mir mein Frühstück reichen. Der sanfte, träumerische Kellner Hilario füllt meine Tasse mit Kaffee und Milch. Alsdann setzt er sich neben den Anrichtetisch nieder und träumt weiter.

„Hilario! bringen Sie Butter!“ rufe ich. Mit geduldigem Ausdruck blickt mich dieser müde an, erhebt sich langsam, und reicht mir das Gewünschte. Darauf sinkt er in seinen halbwachen Gedankenschlummer zurück. — Butter ist in den Tropen das denkbar schlechtgewählteste Genußmittel. Sie ist wie ein mir ehemals bekannter, fassungsloser, weil unglücklich liebender Gelehrter, stets im Zustande völliger Auflösung. Aber der anmaßliche Beherrscher der ganzen gebildeten Welt, der Europäismus, verlangt nun einmal unter allen Breiten der Erde zum Frühimbiß Milchkaffee, Weißbrot und Butter. Letztere kommt komprimiert in Blechbüchsen aus Europa.

Bevor ich mich zu morgendlichem Spaziergang anschicke, lasse ich mir von dem Administradór Briefmarken geben.

„Nach Deutschland,“ sage ich.

„Para Alemania — 25 Centimos,“ bedeutet er mich. Venezuela ist seit dem 1. Januar 1880 dem Weltpostverein beigetreten.

Ein Brief von nicht über 15 Gramm kostet nach den Ländern des Vereines 0,25 Bol. ($^1/_4$ Frank). Die gleiche Portotaxe besteht für das Inland. Die venezolanischen Marken zeigen in mustergiltiger Ausführung das Bild Bolivars. Ihre geschmackvolle Ausstattung erfüllt den Deutschen mit Wehmut. Der ersten kulturellen und politischen Macht unserer Zeit gebührt ein wirkungsvolleres Ansehen bei Briefmarkensammlern. Leider scheint den Künstler bei der gedankenschweren Ersinnung des z. Z. bestehenden Reichsbriefmarkenmodelles nach dieser Richtung hin seine Phantasie im Stich gelassen zu haben. Vielleicht erfreut uns Stephan noch einmal mit der Ausgabe neuer Marken in echt deutschem Kunstgeschmack.

Weiter lasse ich mir Cigarillos reichen. Die Etiquetten der meisten Cigarettenumschläge in Venezuela deuten auf kolumbische Herkunft hin. Kolumbien baut vorzüglichen Tabak, insbesondere Palmira im Thal des Rio Cauca. Venezuela selbst erzeugt einen minder guten Ciga=

rettentabak. Auch der einst gesuchte Varinastabak, tabaco verino, hat mit dem Abhandennehmen der Pfeife seine Bedeutung verloren. Die Tabakausfuhr Venezuelas belief sich innerhalb der letzten Jahre nur auf etwa 600 000 Kilo im Wert von 500 000 Bol.; der inländische Konsum des im Lande angebauten Tabaks auf 4 000 000 Kilo.*)

„Cuanto vale?“**) frage ich, nachdem ich meinen Tagesvorrat an kolumbischen Cigaretten ausgewählt hatte.

„Dos Reales“ (= 1 Bol.).

Ich lege eine englische Guinee auf den Ladentisch. Ihr Kurswert betrug . . . . Bol. 25. 25

Ich hatte zurückzuerhalten . . . . . „ 24. 25

Der Administradór zählte mir folgende internationale kursierende Tauschwerte auf den Tisch hin:

1 nordamerik. Golddollar	Bol.	5. 20
1 Fünfbolivarstück in Silber . . .	„	5. —
1 spanischen Fuerte	„	4. —
1 preußischen Thaler	„	3. 75
1 Zweibolivarstück	„	2. —
1 englischen Schilling	„	1. 25
1 spanische Peseda (Frank) . . .	„	1. —
1 Frank	„	1. —
1/2 Bolivar	„	—. 50
1/4 Bolivar	„	—. 25
1/5 Bolivar	„	—. 20
10 Centimos	„	—. 10
	Summe:	24. 25 Bol.

Kopfschüttelnd strich ich diese „gemischte“ Gesellschaft in meine Tasche.

„Que hora es?“ frug ich.

„Son las nueve menos cuarto.“***)

„Wann findet das Gabelfrühstück statt?“

„A'las onze y media.“†)

Elf Uhr war vorüber, als ich von meiner Wanderung durch die Stadt matten Schrittes heimwärts zog. Unter dem Eingang der Posada begegnete ich dem General Uslar. Ich bitte ihn um die Ehre

*) Stat. Jahresber. 1884.

**) Was kostet es?

***) Es ist 3/4 9.

†) 1/2 12.

eines Trunkes mit mir. „Gusta tomár la mañana?“*) sage ich und nötige ihn zum Buffet der Fonda. Der Venezolaner liebt es, vor den Mahlzeiten einen Trunk zu thun und gibt dieser Unsitte eine große Ausdehnung auf alle Tageszeiten. Bekannte, denen er gegen Mittag begegnet, fordert er zur Mañana**) auf. So wird der Morgentrunk kurzweg genannt. — Ich unterhielt den General von mir bekannten Angehörigen seines Adelsgeschlechtes in Hannover. Der Vater, ein Deutscher, war dem Werbungsrufe unter die Fahnen Bolivar's gefolgt, und behielt als Oberst oder General späterhin seinen Wohnsitz in Venezuela bei. Wohl hatten sich des Vater Soldatengeist, nicht aber seine Mutterlaute auf den Sohn, Kreolen von Geburt, vererbt. General Uslar ist auf Grund der Konstitution nicht zur Führung seines Adelstitels in Venezuela berechtigt. — Mit den Worten: „Bebo á su salud“***) verabschiedete er sich von mir. „Hasta la vista,“†) rief er mir nochmals unter der Thüre zu.

Die verschlungene, breite Holztreppe hinan gelangte ich in den geräumigen Comidór††). Nach Art einer Veranda öffnet er sich luftig nach Osten ohne Seitenwand. Der Menschheit ganzer Jammer faßte mich an, wenn der erfrischende Luftzug im Eßzimmmer meine Schläfe kühlte und ich der, ein „Unlustgefühl“†††) erzeugenden Atmosphäre vaterländischer Wirtsstuben gedachte. Und dennoch ist der Stickstoff der Lebensäther der geistig schaffenden Deutschen. Der tiefste Quell alles ergründenden Gedankens sprudelt in seinem überheizten Studierzimmer. Im dunsterfüllten Herrenstübchen im Löwen oder Bären und in den Rauchnebeln im Kasinosaal oder dem Vereinszimmer, geht aus dem Wettstreit der Geister die befruchtende Anregung für manche weltbewegende Denkerarbeit hervor. Der reine Sauerstoff erweist sich machtlos auf dem Gebiete deutscher Gehirnthätigkeit. Engel*†) spricht sich dahin aus, daß die Schönheit der uns umgebenden Natur Versinnlichung, ihre Öde und Traurigkeit Verinnerlichung bewirke. Er sagt etwa: „Der Fülle der Gaben unter dem südlichen Himmel erschließt sich die Seele des Menschen wie eine Blume der Sonne. — Unter dem Eindruck der Düsterheit grauen, nordischen Himmelsstriches hingegen versenkt

---

*) Wollen Sie einen Frühtrunk zu sich nehmen.

**) Morgen.

***) Ich trinke auf Ihr Wohl.

†) Bis auf Wiedersehen.

††) Speisesaal.

†††) Nach Professor Jäger in Stuttgart.

*†) S. 262: Das Sinnen und Seelenleben des Menschen.

sich der Mensch in sich selbst. Der Geist des Tropenbewohners, in ewigem Schauen und Empfangen, entwächst den seligen Jahren der Kindheit nicht. Zur Mannbarkeit reift er nicht heran. — In des Nordländers ahnungsvollem Sinne jedoch erstehen die Traumgestalten schönerer Welten. Die Walkyre erscheint ihm im Rauschen des Fichtenwaldes; Erlkönig ist das Nebelgebilde in der feuchten Niederung des Moores. — Die wahren Stätten der Kulturentwicklung und der Durchgeistigung sind da, wo in der Wüste Palmen stehen, sind, wo in den Wipfeln der Tannen und Eichen der Nordsturm heult." — Die Analogie hiervon auf die Keimkraft deutschen Geisteslebens infolge der Niederschläge des Zimmerqualmes ist ersichtlich.

An der Tafel nahm ich Platz — nahe einiger Señores Dipudados aus der Provinz — der Kongreß war versammelt. Trotz ihres martialischen Aussehens entsprachen sie keineswegs unserer europäischen Vorstellung von Parlamentariern. Der Typus des Mestizen herrschte unter ihnen, wie unter den übrigen Gästen, vor. — Hilario reichte mir die Speisekarte. Der Gast entrichtet einen einheitlichen Tagessatz — gewöhnlich nur acht bis zehn Bolivares — für Verpflegung und Unterkunft in der Fonda. Dafür hat er die unbeschränkte Wahl der auf der Karte verzeichneten Speisen.

„Le gusta el Sancoche."*) Ich bejahe.

Nach wenigen Minuten träumt der sanfte Hilario mit einer Kräutersuppe heran. Ein saftiges Stück Ochsenfleisch liegt in derselben. Auf kleinem Tellerchen wird mir gleichzeitig Reis vorgelegt. „Der kommt in die Suppe hinein", erläutert Hilario. Solchergestalt ist die beliebte Sancoche, ein kräftiges, wohlschmeckendes Gericht vielleicht ein Überkommnis aus der Zeit der gotischen Vorväter. Mancherlei Grünzeug und Küchengewächse wie Yucca, Yams, Kartoffeln, Bananen, gelbe Rüben, Kürbis und Sellerie werden mit dem Rindfleisch zusammen gekocht und serviert. Die Sancoche fehlt kaum jemals auf dem Tische der Venezolaner. In einem Klima, das wenig fördernd auf unser Verlangen nach Nahrung einwirkt, jedoch gebieterisch kräftige Kost erheischt, läßt sich kein nahrhafteres und zugleich anregenderes Gericht denken.

Nun habe ich die Auswahl zwischen carne frita**) und pescado.***)

Vom Gedeck schweifte mein Auge hinüber auf die Wand nach einem Bilde Napoleons inmitten seiner Marschälle und Generale.

---

*) „Ist Ihnen S. gefällig?"

**) Fleisch, in schwimmendem Fett gebacken.

***) Fisch.

Erinnerungen wurden in mir wach an meine Kinderjahre. Meine odenwälder Landsleute kämpften zur Zeit des Korsen in den Reihen der Rheinbundstruppen. Noch in den 1850er und 1860er Jahren begegnete man bei Bürger und Bauer meiner Heimat häufig den Napoleonsbildern. Der Imperator zu Pferde oder an der Kanone von Montereau, bei Waterloo und im Hofe von Fontainebleau, prägten sich meinem jugendlichen Gemüte ein. Bilder aus der vaterländischen Geschichte unserer Tage haben inzwischen die napoleonischen aus Glas und Rahmen verdrängt. Das ist nicht mehr als recht und billig. Nur der Geschichtsfreund, der das Alte neben dem Neuen erhalten wissen möchte, klagt: „In die Flammen des Scheiterhaufens, den das Autodafé einer neuen Zeitrichtung anzündet, wirft man die Bilder seiner alten Götter."

Hilario brachte den Fisch. Man mariniert ihn mit Escabeche, einer gewürzten scharfen Essigsauce.

Die Stiege herauf arbeitete sich eine hagere, nachlässig vorgebeugte Gestalt. Der Alte mit dem Stoffcylinderhut über dem schmalen, scharfgeschnittenen Gesicht mit grauem, langem Kinn- und Lippenbart — ein Typus wie Herzog von Alba — war mein täglicher Tischnachbar. Wir kennen ihn bereits aus Kapitel 14, den Señor aus Carúpano mit der abfälligen Meinung von dem Klima von Carácas. Zuvörderst wusch er sich im Saale, wie üblich, die Hände. Sodann ergriff er das allgemeine Handtuch und fügte zu dem Händeabdruck eines halben Hundert ihm zuvorgekommener Caballeros den seiner spitzen, gebräunten Finger hinzu. Stolzen, aber müden Ganges nahm er alsdann den Platz mir zur Seite ein.

„Usted se halla bien"?*) frage ich.

„Gracias — lo paso bien."**)

Mit diesen und ähnlichen Phrasen war der ersten Höflichkeit Genüge gethan. — Wiederum schob Hilario die Karte neben mein Gedeck. Ich bestelle Asado con papas, Braten mit Kartoffeln.

„Al vapor ó guisadas?"***) fragt jener, und stellt mich weiter hinsichtlich der Zuspeise vor die Alternative: frijoles oder plátanos fritos?†) Bananen sind die unerläßliche Zugabe venezolanischer Fleischgerichte. In unreifem Zustand geröstet, dienen sie als Brot.

---

*) Sie befinden Sich wohl?

**) Danke, es geht mir gut.

***) Gedämpft, oder nach Art des Herzogs von Guise.

†) Weiße Bohnen oder geschmorte Bananen.

„Was für ein Landsmann sind Sie?“ fragt mich der Alte, wie immer, so auch heute wieder.

„Aleman“, antworte ich ergeben und gelassen. — Hierauf bemerkt der Señor, daß sich demnächst eine Anverwandte von ihm mit einem Aleman von hochangesehenem Hause — de familia muy distinguida — vermählen werde.

„Bitte, wie heißt der?“ forsche ich neugierig.

„Señor Es—mi—de,“ radbrechte der Alte. Einen Augenblick sah ich ihm ungläubig ins Gesicht. Das ist kein deutscher Name. Da — mit einem Male begann es in meinem Begriffsvermögen zu dämmern. — Der gute Mann hieß: Schmitt. Das hochangesehene Geschlecht des künftigen germanischen Schwägers des Alten ist allerdings — wenn wir Viktor von Scheffel glauben dürfen — ein uraltes. War doch ein Ahnherr „Deutscher Sklave“ d. i. Hausministeriale bereits bei Oktavianus Augustus in den Tagen der Varusschlacht gewesen.

Nunmehr sucht mich Hilario zu Costillas de Venado, zu Wildpretsrippchen — etwa mit salado de tomades, Salat von Liebesäpfeln, zu überreden — oder vielleicht pavo, Welschhahn. Hunger habe ich nicht mehr, bei der Hitze. Doch Hilario ist zu unwiderstehlich mit seinem Angebot. Er weiß, daß ihm eine gute gratificacioncita*) bevorsteht. „Also denn pavo!“

Hierauf folgt das übliche Dulce**), diesmal Mango, Frucht der Mangifera Indica Lin. Ihr herblicher Terpentingeschmack reizt den Gaumen und giebt ihr einen Vorzug vor der Mehrheit der meist faden, wässerigen Tropenfrüchte. Schließlich ersuche ich meinen Nachbar um die Piña, mit einem Blick auf die Schale mit Ananasscheiben vor ihm. Die Schnitten dieses köstlichsten Erzeugnisses der Tropenzone bestreut man mit Zucker und gießt hinzu etwas Vino tinto, roten Wein, den der Wirt als gewässerten Tischwein giebt. In Venezuela nennt man die Ananas Piña d. i. Tannenzapfen.

Zwei Katzen, frech, aber einschmeichelnd und schmiegsam, waren meine steten Gesellschafter im Speisesaal. Die possierlichsten Purzelbäume schlugen sie über meine Füße oder rieben sich schnurrend an meinen Beinen. Zuweilen kletterten sie an mir empor und schlugen mir mit den Pfoten die Fleischstücke von der Gabel weg oder die Fischgräten aus der Hand. Mein Vorrecht auf ihre Zuneigung grün-

---

*) Trinkgeld.

**) Eingemachtes Obst.

dete sich auf die ungezählten Fußtritte und Püffe aller venezolanischen Gäste. (Wir begegnen ihnen nochmals.)

Am Ende des Mahles ließ ich mir nach dem Brauch meines Tischnachbars eine Tasse Chokolade reichen. Ihre vortreffliche Zubereitung ließ mich ihr bei Tisch den Vorzug vor Kaffee geben. Die Chokolade wird dünnflüssig und schäumend, unserer Wasserchokolade ähnlich, in Venezuela verabreicht.

„Vamos,“*) sprach darauf der Alte und erhub sich mit mir vom Tische. Dann setzte er sich eine Zigarette in Brand. Am Waschbecken nahe der Treppe nahm er nochmals die vorgeschriebene Reinigung vor und verabschiedete sich von mir. Zur Fonda hinaus trat ich in die mittägliche Glut. Ich liebte es, unter den Strahlen der äquatorialen Sonne während ihres höchsten Tagesstandes, die Zigarette in der Hand, ohne Sonnenschirm durch die menschenleeren Straßen zu streifen.

Erschöpft kehre ich nach ein Uhr in die Fonda zurück. Schlaff steige ich zum oberen Geschoß empor, durch den verödeten Speisesaal und allerlei Winkelgänge nach der Galerie des Hinterhauses. Auf sie mündet meine Stubenthüre — viele kleine Räume empfangen von ihr das einzige Licht. Alle Zimmereingänge sind geöffnet. In engen, dunklen Kammern sind die Venezolaner, ohne Rock, auf den Betten ausgestreckt. Oder es sitzen zwei Caballeros zusammen, der eine auf dem Bett, der andere auf dem einzigen, gebrechlichen Rohrstuhl, und drehen Zigaretten. Diese düsteren Käfige sind ein sprechender Zeuge der Kulturhöhe der Gesellschaft. Ein hauptstädtisches Fremdenzimmer, das geistige Arbeit ausschließt, läßt sich nur einer Bevölkerung bieten, welche keine höher geartete Nachfrage stellt. Mein Zimmer, weil teurer, war geräumiger und besser eingerichtet. Glasfenster mit Ladenthüren und Balkons erinnerten an Italien. Das Bett war wie bei uns, der übrige Hausrat, der einer geringen Gasthofsstube Deutschlands.

Doch nun vor allem Siesta! Unsere Sinnenwelt ist während derselben keineswegs, wie man annimmt, durchweg zur Unthätigkeit verurteilt. Im Gegenteil verdanken geistig schaffende Menschen dieser Ruhestunde manche Klärung der Begriffe, manche Eingebung, manchen festgestellten Ideengang. Das wesentlichste Bedürfnis, das mich zur Siesta antrieb, war nicht der Schlaf, sondern das Strecken der Glieder und vor allem die Befreiung des Körpers von der Bürde der Bekleidung. In einen luftigen Kaftan von weißem Seidenmusselin

*) Gehen wir.

den ich in Tunesien erstand, hüllte ich mich ein und warf mich mit der Zigarette auf mein Lager. Dabei durchblätterte ich La Ilustración, Revista Hispano-Americana. Dieses illustrierte Gesellschaftsblatt wird in Barcelona in Spanien herausgegeben, und jeweilig ein besonderer Abzug für Amerika bewirkt. Eines Tages bemerkte ein Franzose diese Zeitschrift auf meinem Tisch. „Das ist nichts weiter als die Übertragung einer illustrierten französischen Zeitung ins Spanische," äußerte er geringschätzend. „Die Spanier sind zu keiner selbständigen Arbeit derart fähig — les Espagnols n'ont jamais rien inventé."

Die Zunge klebt mir am Gaumen. Ich erfasse das poröse Thongefäß, welches Trinkwasser enthält und schlürfe den erquickenden Inhalt hinab. Die in den Tropen üblichen Thonkrüge erhalten das Wasser stets frisch. Dr. Sachs sagt hierüber*): „Es saugt sich nämlich die Wandung mit Wasser voll und bietet dadurch eine große, der Verdunstung ausgesetzte Oberfläche, wodurch der Inhalt beständig abgekühlt wird." — Allmählich sinken die Arme mit dem geistesbescheidenen Zeitungsblatt und der erloschenen Zigarette herab. Traumgestalten umgaukeln meine Sinne. Gestärkt erhebe ich mich um vier Uhr.

Die Siesta entspricht den Anforderungen des Klimas — und wohl thut, wer der Stimme der Natur gehorcht. Die spanische Race in Südamerika schließt die Geschäfte von halb zwölf bis zwei Uhr und überläßt sich während dieser heißesten Tagesstunden der Geistesdämmerung. Die Engländer wollen aber überall außerhalb Old-Englands gescheidter sein als der liebe Gott. Der vom Klima bedingten Lebensweise ordnen sie sich nicht unter. Sie zeigen sich in den Tropen als Kraftmenschen und halten keine Siesta. So sah ich es in Westindien und Britisch-Guyana. Unter allen europäischen Nationen in den Tropen sollen, nach Ausweis der Statistik, die Engländer die meiste Anwartschaft auf ein frühes Grab in fremder Erde haben. Insbesondere verderblich für sie sind die scharfgewürzten Speisen und der unmäßige Genuß starker Getränke. Der ungeduldig harrende Totengräber ist aber meist noch in der elften Stunde der Betrogene — den schätzebeladen rettet sich der an Nerven Zerrüttete noch gerade vor Thorschluß von dem beißenden Pfeffer und dem achtziggradigen Alkohol der Kolonieen nach Londons feuchten Nebeln und Irlands grünen Wiesen. —

Am Spätnachmittag wandere ich durch die Stadt. Von den letzten Häusern hinter Plaza de Candelaria kehre ich mit Sonnen-

*) S. 24.

untergang durch die lange Avenida Este in die Fonda zurück zum Mahle. Die Comida, die Haupt- oder Abendmahlzeit, unterscheidet sich nicht wesentlich von dem Almuerzo. Die Einförmigkeit der bei beiden Mahlzeiten tagaus, tagein gleichen Verpflegung ermüdet allmählich. Um so willkommener war mir heute Abend die Abwechslung in Gestalt einer seltsamen Tischgesellschaft. Beim Eintritt in den Comidór gewahrte ich zwei hübsche, blonde Mädchen, die sich umschlungen hielten und das Bild einer Genovefa mit der Hindin an der Wand betrachteten. Waren das nicht Nordländerinnen, die eine mit hellblondem Haar und blauen Augen, die andere mit dichtem, aschblondem Zopf und dem fröhlichen Mädchensinn? Eine nicht mehr ganz jugendliche, aber stattliche Dame, unter deren Obhut jene standen, nahm mit einem Knaben in meiner Nähe Platz. Ei, wie das berlinerisch klang: Bald mischte ich mich in das in der Muttersprache geführte Gespräch. Die Dame war sehr höflich, wenn auch ein wenig seltsam, der kleine Junge äußerst altklug und mitteilsam. Im reinsten Dialekt der Schönebergerstraße that er gar groß: „Wissen Sie auch, daß ich schon auf dem Seile tanzen und auf der Kugel balancieren kann.“ Sein mütterlicher Schutzgeist fühlte in demselben Augenblick, daß mit diesem Geständnis der unmündigen Kinderseele der Gürtel und der Schleier meines süßen Wahnes über sie entzwei gerissen war. Doch wir waren im Lande der Caballeros. Ich beobachtete gegen die Berliner Zauberkünstlerin keine veränderte Haltung. Im Gegenteil, wir blieben fürderhin gute Tischgenossen.

Der Katastrophe des zerrissenen Wahngebildes mußten nunmehr logischerweise auch die beiden Jungfrauen zum Opfer fallen. Dafür entschädigte mich aber wenige Abende später die goldblonde Norne durch die Schaustellung ihres monumentalen Wuchses gelegentlich einer zauberkünstlerischen und akrobatischen Aufführung. Sie war eine zwanzigjährige, übrigens gemessen und sittsam auftretende Albionstochter. Ihre Gefährtin, ein erst fünfzehnjähriges, herziges Mädchen aus San Francisco zeigte sich mit Grazie als Meisterin im gymnastischen Fache. An die Künstlerinnen schlossen sich bei Tisch ein halb Dutzend Akrobaten mit unverkennbaren Zirkusgesichtern an. Ich weiß nicht, ist in Amerika der Standpunkt universeller, oder ist die Sitte Hispano-Amerikas gestrenger — kurz die beiden gymnastischen Zauberinnen zeigten nichts von den niederen Instinkten ihrer europäischen Berufsgenossinnen. Vergeblich beschrieben zwei fremdländische Herren an der Tafel durch allerlei Zeichen und Blicke elliptische Bahnen um diese neuen Leuchtkörper des Comidórs. Die kreisenden Planeten ver-

mochten jedoch, dank der Zurückhaltung jener nicht in das Perihel, in größte Sonnennähe zu gelangen. Die einschmeichelnde Art des einen Fremden, seine scheinbare Beherrschung jeden Gebietes geistiger Unterhaltung, sowie die Gesichtsbildung verrieten den Russen. Seine Papiere lauteten auf einen sarmatischen Grafen und russischen Artillerielieutenant. Sein Begleiter war ein wohlerzogener Engländer mit Wohnsitz in Nordamerika. Beide reisten angeblich mit einem Patente auf eine Erfindung des Russen, Petroleum vor Entzündung zu bewahren. Sie hatten eben Mexiko durchzogen. Meine Beobachtungen über den Wert der genannten Erfindung beschränkten sich in der Folge auf einen gemeinsamen Besuch mit den Patentierten bei einer anspruchslosen, achtbaren Familie. Die beiden wunderhübschen Töchter des Hauses Teresita und Candelaria nähten Lampendochte für Zwecke des Patentes. Wir tranken Thee und spielten Domino mit den Mädchen. Meine Gefährten waren guter Dinge. Gegen die Mutter und eine alte Tante thaten sie groß mit dem Bedeuten, daß der Präsident der Republik mich zum venezolanischen General ernannt habe. Hinterdrein bemerkte ich, daß die beiden Freunde mehr Interesse, als an den Dochten, an dem Raub der ersten Frühlingsküsse von den jungfräulichen Lippen Teresitas und Candelarias nahmen. Vielleicht weniger gut zum Amor als zum General beanlagt, stellte ich mich, in Erkenntnis der wahren Pflichten der Ritterlichkeit, auf die Seite der Sprödigkeit der schönen Kinder. Ich schied mit dem Wunsch im Herzen, daß sie auch künftighin den galanten Ansturm der Petroleummänner ebenso wacker als diesmal zurückschlagen möchten. —

Die Comida brachte mir am heutigen Abend noch eine weitere Bereicherung meiner Lebenserfahrungen. Alle Gäste bis auf mich hatten bereits den Speisesaal verlassen. Da trat geheimnisvoll aus dem Halbdunkel der Alte aus Carúpano an mich heran. Er war nicht bei Tisch erschienen. „Wollen Sie mir nicht zehn Dollar leihen?" flötete er mich leise und mit dem Vorsatze niemaliger Heimzahlung an. Anpumpen und nicht wieder zurückerstatten ist nun einmal Art dieser Caballeros. Mir erübrigte nur Ergebung in mein unvermeidliches Geschick.

Nach der Abendmahlzeit wird es düster und still in den oberen Räumen der Posada. Das Gas wird abgedreht. Spät kehre ich in glitzernder Sternennacht von der Straße heim. Vorsichtig bahne ich mir durch den mattbeleuchteten Thorgang den Weg. In seine Cobija*)

*) Decke.

gehüllt, kauert der festschlummernde Wächter des Hauses am Boden. Die Stiege hinauf geht es tastend durch den finsteren Comidór. Da, plötzlich erfaßt es mich an den Beinkleidern mit unheimlichem Schauder. Zwei niedere Schatten huschen zwischen meinen Füßen hindurch, und hüpfen mit koboldartigem Gepolter über die klappernden Holzdielen. Dann wieder schmiegt es sich mit sanftem, nächtlichen Gruß an mich an, und ein samtartiger Schweif ringelt sich um mein Fußgelenk. Mit traulichem Spinnradgerassel flüstern mir die beiden sich eben vom Rattenschmauß erhebenden Katzen ein „Buenas noches"*) zu.

Neunzehntes Kapitel.

Hinter dem Gitter der Ventana.

Die lebenden Bilder hinter den Schaufenstern. — Tändeleien am Fenstergitter. — Zuschauer. — Die Carakenierin in ihrer allabendlichen Schaustellung. — Mitgift einer Kreolin an persönlichen Vorzügen.

Aus den Papieren, welche den Weg mit mir über das Weltmeer zurück nach der Heimat gefunden, entfallen mir etliche abgerissene Blätter. Flüchtig beschrieben, zeigen sie Spuren, daß sie der flackernden Ölflamme, wie versengte Falter, zu nahe gekommen. Das läßt auf nächtliche Arbeit bei der Lampe Schein schließen. In später Abendstunde, in meiner Stube im goldenen Löwen zu Carácas, vertraute ich einst dem geschwätzigen Papier — unter dem unmittelbaren Eindruck des Erlebnisses — Betrachtungen an, die ich eben zuvor auf der Straße angestellt hatte. Die hingeworfenen Gedanken sind vielleicht nicht durchsichtig und geklärt. Ich empfehle sie daher — auch ohne die Feile der Kunst — der Nachsicht des Lesers.

Hier ihr Inhalt:

Amphicyklisch erheben sich die Mauern des carakenischen Naturtheaters. Der Cordillere verzweigte Ausläufer umschließen von allen Seiten das Schauspielhaus. Wie zu Taormina in Sizilien als Wandverkleidung der Ätna, so hier der Cerro de Avila (la Silla). Allabendlich findet auf der Bühne Schaustellung statt. Keine Absicht

*) Gute Nacht.

und kein Theaterbaumeister hat die Szenerie geschaffen; kein Regisseur leitet das Spiel. Unbewußt, im unbesoldeten Dienst der Grazien, ohne Rollen und Einstudieren, ohne Probe und Zusammenwirken, treten die Darsteller auf. Für jedermann ist das Schauspielhaus unentgeltlich. Ja, die Aktricen laden dich sogar zur Gratisvorstellung ein. Als Ausweis verlangen sie nur deinen Vorsatz zu ihrer Bewunderung.

Alles ist für szenische Darstellung natürlich gegeben: Als Wandcoulissen das Gebirge im Abenddämmerschein, Theaterlampen in schnurgerader Linie sowie bengalisches Licht, und von einem Rahmen umschlossen die Schaubühne. Durch die Gänge des Zuschauerraumes drängen die Besucher, voll Ungeduld ob des noch nicht begonnenen Spieles.

Bühnenlampen sind die Gaskandelaber in den Straßen von Carácas. Bengalisches Licht flammt wie Nordlichtschein aus der Richtung des niedergegangenen Tagesgestirnes auf. Die bis zur Erde herabgehenden Ventanas*) der Palacios werden zum Rahmen für die theatrale Darstellung. Hinter den Gitterstäben treten die handelnden Personen wie hinter einem Schleiervorhang auf. Ein wenig Sinnentäuschung schadet nicht, in Anbetracht des verschwenderischen Auftragens von Schminke.

* * *

Auf der Schaubühne sehen wir durch die vielen Rundgläser eines Panoramas immer wieder ein anderes Bild. Und dennoch ist es dasselbe in immerwährender Fortsetzung und steter Wiederkehr. Im Rahmen zahlreichster Fenster, stellt man allabendlich eine Serie lebender Bilder — eigentlich pantomimische Darstellungen sehr menschlicher Regungen. Das Herze, noch heute ein psychologisches Rätsel für unsere Wissenschaft, liegt in einer Prachtausgabe von Bildern ohne Worte hinter den carakenischen Schaufenstern vor jedermann aufgeschlagen.

Gegen sieben Uhr beginnt die Vorstellung. Im Halbdunkel liegt der Zuschauerraum. Schwarze Schatten sind über die Gebirgscoulissen gebreitet. Noch sind des großen, krystallenen Kronleuchters Flammen heruntergedreht; nur spärliches Licht einzelner Sterne fällt von oben herab. Erwartungsvoll harrt das Publikum. Da — mit einem Male flimmern die Laternen in den Straßen auf. Im Lichterglanz wird

*) Fenster.

der Vorhang aufgezogen — und ein Garten lebender Blumen der Flora Venezuelas thut sich vor uns auf.

Die blassen Kreolentöchter nehmen im reichen Gesellschaftsanzuge die Sitze in der Nische hinter dem Gitter der geöffneten Ventana ein. Nach der Sonne versengendem Schein erschließen die jungen Karakenierinnen, farbenprächtigen Blüten gleich, ihre Kelche der linden Abendluft, die durch die Gitterstäbe in ihren Kerker dringt. Ist ihnen doch, wie ihren Ahnmüttern im maurischen Andalusien, die Heimstätte ein Gefängnis. Alles an ihnen ist Grazie und Ebenmaß. Tiefschwarzes oder kastanienbraunes Haargeflecht umrahmt das feine, wachsfarbene Gesichtchen mit den regelmäßig geformten Zügen. Das dunkle Auge flammt — ein Widerstreit unbewußten Verlangens und jungfräulicher Zurückhaltung — aus dem niedlichen Mädchenantlitz als Widerschein heiterer, sprühender Lebenslust und reiner Unbefangenheit. Nelken schmücken das Haar und die elfenbeingelbliche wohlgeformte Büste unter Spitzenbesatz. Die zierlichsten Hände setzen geschäftig den Fächer in Bewegung.

* * *

Die schönsten Choristinnen stellt man in den Vordergrund; doch auch das übrige Personal im Hintergrund ermangelt nicht der Anmut und Gefälligkeit. Hellerleuchtet ist das der Straße zugekehrte Empfangsgemach. Durch keine Glasfenster abgeschlossen, ist dasselbe für jedermann auf der Straße sichtbar. Wie die Auslage einer Kunsthandlung hinter großen Krystallscheiben vermag der Spaziergänger das Bild der Tertulia im carakenischen Salon zu betrachten. Mit Geschmack gekleidete Frauen und Mädchen sind mit modegetreuen Caballeros um den Tisch vereint, der die Fayencelampe trägt. Am Klavier spielt eine Señorita Walzer und Danza. Ihr zur Seite der glutäugige Kreole soll die Notenblätter wenden. Doch von dem Atemhauch der Pianistin berührt, wenn er sich nach den Musikalien überbeugt, waltet er seines Amtes ungetreu. Vor den Triumphwagen Terpsichorens ist allezeit die junge Welt im tropischen Amerika gespannt; das feurige Kreolenblut wallt beim Vernehmen der Zauberklänge auf voll Lust am Reigen.

Draußen vor der Ventana halten zwei wohlgeformte, aber sonnengebräunte Hände, in deren einer ein Rohrstöckchen, die Gitterstäbe umfaßt. Ein hübsches, jedoch gelbliches und nicht gerade ausdrucksvolles Herrengesicht geht einer der Schönen in der Fensternische als nächtliches Gestirn weichlichen Liebesverlangens auf. Hier, bei Tändeln

und Fensterpromenaden, ist der träumerische, schmachtende Sohn des kastilianischen Hidalgo auf seinen rechten Platz gestellt. Nicht aber erlauscht er, etwa vorsichtig spähend, einen von des Hauses Mutter unbewachten Augenblick zu seinem Schäferspiel. Nein, er spielt mit offenen Karten den Coeurbuben gegen die Herzensdame aus. So gestattet es der Brauch. Der Stolz der Kastilianerin ist dem Mädchen zur Hüterin ihrer Ehrbarkeit gesetzt. So flüstern Anverwandte und Freunde des Hauses im Vorübergehen an den erleuchteten Ventanas mit den Señoritas von Lenz und von Liebe, von seliger, goldner Zeit.

* * *

Im Schauspielhause dürfen die Blicke der Primadonna und der Soubrette nicht blos auf die Loge des Bevorzugten gerichtet sein. Das Spiel gilt dem ganzen Haus, Parquet und Galerie wie erstem Rang. Die Vorstellung ist ja eine öffentliche mit gleichen Ansprüchen der Zuschauer. Auch der Unbekannte und Fremdling, wenn er bei dem Anblick von so viel Zauber seine Schritte hemmt, wird aus glänzenden Mädchenaugen — in Anerkennung seines Schönheitssinnes — belohnt. Gilt es doch als keine Zudringlichkeit, wenn er auf dem Straßensteig festgebannt, unverwandten Blickes dem Walten von so viel Huld und Liebreiz lauscht. Entrichtet er doch nur dem reinen Ideal der Schönheit seinen Zoll.

* * *

Es ist immer das gleiche Makartsche Gemälde hübscher, farbenprächtig und mit Geschmeide geschmückter Frauen, welches uns aus dem Rahmen der erleuchteten Fenster zu ebener Erde allerwärts in Carácas entgegen tritt. So hab ichs getroffen von Casa Amarilla im Herzen der Stadt aufwärts nach Plaza Miranda und niederwärts zum Washingtonplatz, vom Calvario im Westen nach den östlichen Quartieren gegen Chacao. Allabendlich bringt sich hier die Carakenierin im Feierkleide den Genien des Geschmacks, als Priesterin des allen Völkern gemeinsamen Tempeldienstes der Frauenschönheit, zum reinen, zum vestalischen Opfer dar. Anstatt der bunten Lampe und des Transparentes stellt sie ihre eigene Leuchte zum abendlichen Häuserschmuck in die Fensternische. Ich muß gestehen, daß die Italiener, die Meister in Feuerwerks- und Beleuchtungskünsten, in der Pyrotechnik die Carakenier nicht erreichen.

* * *

Wie stellt sich deutsche Sinnesart zu dieser Blumenausstellung? Im traulichen Stübchen wirkt Liebchen in der Heimat auf dem Stick-

rahmen, vor sich selbst errötend, zu ihres Liebsten Jahrestag in das Gewebe ihr Herzensgeheimnis. Das Wahrzeichen dieses Mädchenheiligtums ist die Rose auf dem Fenstersims. Doch die Rose drängt sich nicht vor, sie verbirgt sich halb schüchtern hinter schützenden Blattpflanzen. Man muß sie suchen, um sie zu finden. Den Finder lohnt das liebliche Rot auf ihren zart angehauchten Wangen und der Wohlgeruch aus ihrem Kelche.

Die Rose aber taugt nicht zur Zier der Fensterbrüstung des carakenischen Empfangsgemaches. Hier prangt in ihrem lauten Farbenschmuck die orangerote Bignonie, das Sinnbild strahlender Pracht, aber glanzvoller Äußerlichkeit. Gerade als Bignonie entspricht die Venezolanerin dem Trachten ihres Verehrers. Das Äußere, die Erschließung der Knospe zur flammenden Blume, ists, was der anbetende Godo*) sucht. Ihn verlangt nicht nach dem zarten Duft der sinnigen Rose. Nicht begehrt er Vertiefung des Herzens, nicht Durchbildung des Geistes als bräutliche Mitgift von der Zukünftigen. Wir Nordländer sehen auf die Verinnerlichung, der Tropenbewohner auf die äußere Entfaltung des Weibes. Den Anforderungen der Spanier Amerikas genügt die Erziehung der jungen Dame von Stand in den gefälligen Formen der Gesellschaft, ihre gegenüber der deutschen und englischen Schwester überlegene sichere Bewegung in ungezwungener Grazie, und endlich ein reg entwickeltes Gefühl für das formal Schöne. Damit ist das Programm der Vorzüge erschöpft, welches der vor den Gitterstäben der Ventana schmachtende Troubadour seiner kommenden Lebensgefährtin als Inventar ihrer Aussteuer aufzustellen pflegt. Von Kindheit an wird der Venezolanerin die gesellschaftliche Anforderung des Scheinens und prunkender Äußerlichkeit anerzogen. Nichtsdestoweniger steht aber das venezolanische Mädchen der höheren Stände an weiblicher Gesittung und Frohsinn lauteren Herzens keineswegs hinter ihrer germanischen Schwester zurück.

* * *

In meiner Heimat bin ich ein lässiger Besucher des Opern- und Schauspielhauses. Selten führt mich meine Neigung, gewöhnlich gesellschaftliche Rücksicht, an die Theaterkasse. Während dreistündiger Langeweile in einer Loge büße ich die Schuld eines gestörten Abendbrotes und Undankes gegen meine Penaten. Wo ihrer Bilder am häuslichen Herde gewartet wird, da waltet als gütige Gabe der Schirmherrn des Hauses und der Familie Zufriedenheit, Behaglichkeit und nie-

*) Gothe.

versiegende geistige Anregung, unter dem milden Schein der grünen Lampe.

In Carácas jedoch lockt mich in jedes Abends Dämmerschein das Murmeln der Bächlein vom Helikon in das Heiligtum der Musen. Sobald die Nacht über das Hochthal ihre ersten Schatten breitet, steige ich die Wandelgänge des weiten Amphitheaters hinan — und ich lausche dem Spiel der Musen, Thalias, Melpomenens, Terpsychorens und Eratos. Ihr, der gefeiertsten unter den Darstellerinnen, der Muse von der Liebesdichtung Sang, sehe ich das Volk der Kreolen begeistert Kränze werfen.

* * *

Das ist meine erste — und der Leser wird nichts dagegen haben — auch meine letzte Theaterrezension.

Zwanzigstes Kapitel.

In der Kathedrale.

Stimmungsbild aus dem kirchlichen Leben Venezuelas.

Palmensonntag. — Die Carakenierinnen bei dem Hochamt. — Minnende Caballeros und Señoras. — Weltliche Orgelweisen. — Verständnislosigkeit für den übersinnlichen Gottesdienst. — Ein Mulatten-General. — Schönste Toilette während der Charwoche. — Die weißen und die schwarzen Lämmer. — Das Christentum des Indianers.

Carácas, am Palmsonntag 188..

Herrn Pfarrer O. Sch. in K......!

Zwischen unseren verständnisvollen Gedankenaustausch ist als Hiatus des Ozeans brausende Flut getreten. Doch

Einen Nachen seh ich schwanken;

— — — — — — — — —

Seine Segel sind beseelt. Morgen lichtet in La Guayra der vaterländische Postdampfer nach der Elbe Strande seine Anker. In später Stunde noch gedenke ich Ihrer mit flüchtigen Schriftzügen. Mit kommender Morgenröte übergebe ich diese Zeilen dem Bahnzuge

bei dessen Eintreffen in der Hafenstadt der Hamburger Kapitän sofort Dampf geben läßt.

Erlassen Sie mir eine chronologische Übersicht über meine Reiseerlebnisse. Kann es Ihnen doch gleichgültig sein, zu welcher Stunde ich mich in Bordeaux eingeschifft, an welchem Tag wir vor Guadeloupe anlegten, um wie viel Uhr man in Trinidad frühstückt und weshalb ich heute erst um acht, anstatt um halb sieben Uhr zu Abend speiste. — Sie wissen, daß ich die Stimmungsbilder liebe und gerne bei einem Ideengange verweile. Ich komme heute von der Stätte, da das abertausendstimmige „Hosianna dem Sohne Davids“ erschallte. Doch neben Palmenzweigen wurde auch die ganze schmutzige Wäsche ungerührter und unbekehrter Herzen als Teppich unter die Füße seines Eselsfüllen gebreitet.

Von ferne mit den Wogen der Atlantis herüber tönten heute mit dem Frühlicht feierliche Glockenklänge an mein Ohr. Von den Kirchtürmen unserer Heimat weckten sie die Gläubigen zum größten Feiertage in Hessen, dem Buß- und Bettag auf Dominica Palmarum. Indes heut am Palmensonntag die Angehörigen aller christlichen Bekenntnisse den von der Orgel mahnenden Posaunenschall vernehmen „Machet die Thore weit und die Thüren in der Welt hoch, daß der König der Ehren einziehe“, steigt aus den Herzen der Evangelischen in Hessen das Flehen zum Himmel empor:

„Schenk uns, o Vater, deine Huld.
Vergieb uns unsere Sünd und Schuld.“

Protestanten und Katholiken schmücken allerwärts in Deutschland heute das Gotteshaus und den eigenen Herzensschrein mit Palmenkätzchen. Die „Himmelstöne“, die „süßen Himmelslieder“ riefen mich wie Faust am Ostermorgen hinaus in die Frühlingsluft.

Zu jenen Sphären wag ich nicht zu streben,
Woher die holde Nachricht tönt;
Und doch, an diesen Klang von Jugend auf gewöhnt,
Ruft er auch jetzt zurück mich in das Leben.

„Ein unbegreiflich holdes Sehnen“ trieb mich hinaus unter die festlich wogende Menge, und ihr nach zur Kathedrale.

Eben hielt der Heiland seinen Einzug durch das Thor von Jerusalem; einer der Leviten verlas das Evangelium Matthäus 21. — Hören Sie nun, inwieweit nach dem Vorbild der Töchter Zions, die Carakenierinnen ihren König empfingen. Diese breiteten auch, wie in Jerusalem — geweihte Blumen und Palmenlaub in Händen — ihre Kleider über den Boden. Fanden die vornehmen Señoras auf den

Rohrstühlen im Hauptschiff nicht Platz, so lagerten sie sich, wie am Tage der Bergpredigt, in den Quer- und Seitenschiffen — anscheinend nach altem maurischen Brauche Andalusiens — mit untergeschlagenen Füßen am Boden auf mitgebrachten Teppichen. Samt- und Seidenzeuge umhüllten die schlanken, doch üppigen Gestalten. Mantilla und Geschmeide huben den Liebreiz der schönen Sünderinnen. Es ist Brauch in Carácas, daß in der Charwoche die Damen sich in wertvolle Stoffe kleiden, und an jedem Tag der heiligen Oktave die Welt durch eine neue Robe in Staunen setzen. Gerstäcker*) stand einst am Charfreitag hier in der nämlichen Kirche. Bei dem Anblick dieses Putzes bricht er in die Worte aus: „Der höchstmögliche Staat wird entfaltet, die größte Pracht an Tagen zur Schau getragen, die den wirklichen Christen in der Erinnerung an das Geschehene nur mit tiefer Trauer erfüllen sollten.“

Wie auf einem Teppich drängen sich die auf- und abwandelnden Männer über die Schleppen der Kauernden durch das Gotteshaus. Schade um die niedergetretenen Seidenbahnen, auf welche glutäugige Caballeros ihre koketten Stiefelchen, oder sich vordrängende Mohren ihre nackten Sohlen setzten. Und die befleckten Festgewänder werden ja auch nicht wie damals zu Jerusalem, durch die Opferfreudigkeit der Trägerin wieder rein gewaschen — wenigstens durch ihr zerknirschtes Herze sicherlich nicht. Sie achtet nicht auf den Gang der heiligen Handlung, nicht darauf:

Als der Priester fromm sich neigt
Und zum Altar gewandt
Den Gott, den Gegenwärt'gen zeigt
In hoch erhobner Hand.

Unter ihren Wimpern schweift ihr Blick unausgesetzt nach den an Pfeilern gelehnten oder durch die Schiffe hinspazierenden Señores. Aus der Gottesmutter schwertdurchbohrtem Herzen, ihr gegenüber über dem Seitenaltar, strömt ihr der unversiegbare Quell von Liebe und Liebespein. Wie viele inbrünstige Wünsche, von sehr menschlichem Glutverlangen, steigen zur Himmelskönigin empor. Von oben schaut sie, als wahre Mater Dolorosa, schmerzvoll herab auf das Wechselspiel von Frage und Antwort aus den Augen der Ritter und Edelfrauen. Unbekümmert um die hehre Stätte macht ein sorglos tändelndes Geschlecht die heilige Jungfrau, die Reine, zum Zeugen ihres minneseligen Gebahrens. Soll sich Marias Fürbitte dadurch gewinnen

*) III, S. 70.

lassen, daß sich die Schönen gelegentlich einmal, beim Erklingen der Schellen der Ministranten, geistesabwesend bekreuzen? — Der Minne pantomimisches Spiel hilft dem Mangel innerer Ergriffenheit von der Bedeutung des Gottesdienstes ab und:

Wird nicht müde bis zum Schluß,
Bis beim Vobiscum Dominus
Der Priester zur Gemein sich wendet,
Die heil'ge Handlung segnend endet.

Ein Kenner des Kordillerenvolkes*) sagt einmal, daß im hispano-amerikanischen Gottesdienst „Gott Cupido seine Pfeile geschäftig schärft.“ Auf dem Altar bringen Völker, die sich Christen nennen, heute noch wie in den Zeiten, da noch Venus' heiterer Tempel stand, den alten Göttern der Gefallsucht und der Liebe Brandopfer dar.

Im Einklang mit der wenig weihevollen Stimmung der Gläubigen befindet sich auch die gottesdienstliche Feier. Diese weltlichen Chöre voll dramatischer und baroker Musik können unmöglich den Sinn der Gemeinde andachtsvoll nach oben richten. Ein tieferes Verständnis für den Mystizismus der christlichen Offenbarungs- und Rechtfertigungslehre kann durch sie nicht geweckt werden. Im Gegenteil, das Geheimnisvolle und dem natürlichen Menschen nicht Vernehmbare, das aus dem Dogma spricht und zum bildlichen Ausdruck gelangen soll, verflüchtigt sich, ehe es in der oberflächlichen Seele Wurzel fassen kann. In dem sinnlichen Wahrnehmungsvermögen der Südländer haftet nur der Eindruck des Äußerlichen — das nebensächliche Profane wird zur Hauptsache. Die heiteren Melodien**) beflügeln noch mehr die auf nichts weniger als auf das heilige Zeremoniell gerichteten Gedanken. Ab und zu senden die schwellenden Töne der

---

*) Engel S. 198.

**) Engel (S. 99) sagt, daß bei dem Opfer in den Kirchen Kolumbiens und Venezuelas „der Priester unter dem Jauchzen und Kosen straußischer Walzer und dem Getöse Maierbeerscher Barbarenmusik die heilige Handlung vollzieht.“

Der Jesuitenpater Colberg***) erzählt uns aus Quito, daß bei dem Amt „die Orgel allein Symphonien, Märsche, Walzer und Lieder ohne Worte“ vorträgt. Ferner, daß „in der Kirche die bezahlten Sänger und Spieler die rührendsten Arien vortragen — und daß vor der offenen Thüre die zur Vermehrung der Feier herbeigezogene Militärmusikbande gleichzeitig einen lustigen Marsch zum besten giebt.“ — Dem nicht im Verlag erschienenen Reisebericht eines Gliedes des ältesten katholischen Königshauses entnehme ich aus Guadeloupe: „A 9 heures nous nous rendons à la grand' messe — — l'organiste nous recrée par le Freischütz.“

***) Nach Ecuadór S. 283.

Orgel eine aufregende Erinnerung an die große Oper mit vollen Registern herab. Die von diesen ondulierenden Luftschwingungen dahin getragenen Wohlgerüche aus den Battistspitzentüchern der carakenischen Señoras mögen sich dabei, wie der Gluthauch der Savanensteppe, auf manche Caballerobrust sengend niederlassen. Das übrige thun die schönen Augen.

Wie ganz anders heute bei Ihnen! In Ihrer freundlichen Pfarrkirche fühlten sich diesen Morgen die Andächtigen durch erhebenden Gemeindegesang mit segensreicher Feststimmung erfüllt — „das Herz zu Dir, o Gott, erhöht, das Auge zum Altar.“ In allen Kirchen des katholischen und evangelischen Deutschland erschallt heute das Kirchenlied auf den Einzug des Sohnes Davids durch die Reihen frommer Festgenossen.

Die Pflege des Volksgesanges — als aktivster Beteiligung des Volkes am Gottesdienste — vermag, neben der Einwirkung des lebendigen Wortes in der Landessprache, der Ablenkung der Sinne am erfolgreichsten zu steuern. Der lateinische Ritus setzt ein, in dem Verständnis des tiefen Inhaltes seiner Formen zum Mann herangereiftes christliches Volk voraus. Im spanischen Amerika ist man aber noch nicht aus den Kinderschuhen der Katecheten heraus. Das geistlich noch unfertige Auge und Ohr vernimmt wenig von dem übersinnlichen Gehalt der Eucharistie — doch das natürliche Auge erschaut das Gepränge der im Lichterglanz erstrahlenden, vom Opferrauch erfüllten Apsis mit dem Hochaltare. Das fleischliche Ohr wird betäubt von der sinnlichen Wirkung der Chöre. Die das Haus durchbrausenden Orgelklänge mahnen nicht an Posaunenschall des jüngsten Tages, sondern belustigen wie ein Fortissimo in der großen Oper. Eine Berauschung teilt sich den gesamten Kirchenbesuchern mit. Das wogt und wallt durch den Dom auf und nieder. Das stößt und drängt sich. Das grollt dem Seidenstaat einer christlichen Mitschwester. Das findet bei der Nachbarin gleiche Entrüstung über die Putzsucht jener. Das schmachtet nach den Herrn der Schöpfung und wird wieder angeschmachtet. —

Da entrückt mich etwas unsanft diesen Beobachtungen und schiebt mich vorwärts nach dem Chore. Rechts und links öffnen sich die Reihen der Männer und Frauen unter den zielbewußten Ellbogen eines untersetzten mulattischen Generals. Mit starken Armen zerrt er mich nach den Stufen des Hochaltars. Er hatte mich unter der Menge bemerkt. Um meine Zerstreuung bemüht will er, uneingedenk der heiligen Opferhandlung, mir die Fresken in der Kuppel über dem

Tabernakel erklären. Keines Diakones strafender Blick trifft den kunstbegeisterten Mulatten. War dieser doch persona grata als ein „Gutgesinnter," d. h. ein Anhänger autokratischer Regierung und hierarchischen Kirchenregiments. Die celebrierenden Geistlichen hielten Krummstäben ähnliche, mit Blumen verzierte, hohe, feinverflochtene Palmenstengel in Händen.

Wirr und ohne sonntägliche Sammlung lasse ich mich willenlos von meinem Begleiter, das Schiff entlang, durch ein Spalier inquisitatorischer Schöner voll schwimmender Augen und dichter Schminke zum Hauptportal hinausdrängen. Was habe ich vom Einzug in Jerusalem gehabt? Und was diese Kreolinnen?

Ihrem Gewissen ist durch den Gottesdienstbesuch einstweilen Genüge gethan. Nun kann man sich wieder ungestraft heute Abend hinter dem Fenstergitter in die großen, schwarzen Augen schauen lassen. — Eine Amiga kommt zum Besuche der frommen Kirchgängerin und rühmt das geschmackvolle Seidenkleid, das diese heute bei dem Hochamt in der Kathedrale trug. Alle die Señoritas Gonzalez, Dominguez, Fernandez, Sanchez, Garcia, Ribas, Ribero, Castilia und Castillo, sagt sie, haben in dieser Semana Santa*), noch keine glänzendere Toilette in einer der hauptstädtischen Kirchen gesehen.

„Sie sprechen mir da von den verlorenen ‚weißen' Schafen der Herde", werfen Sie mir ein. „Sammeln sich aber nicht die ‚schwarzen' mit größerer Innigkeit um den guten Hirten?" O, mein werter Freund, diese schwarzen Lämmer unterscheiden sich von den weißen nur dadurch, daß sie sich in die bronze- und ebenholzfarbenen Angesichter, anstatt in die blassen, gepuderten, während des Meßopfers blicken lassen. Ihre weißen Augäpfel sieht man einem Wollkopf mit aufgeworfenen Lippen anstatt einem Caballero dreist mit unverhehlter Glut nachquellen. Die Frauen in der Kathedrale gehören zum weitaus größeren Teil der dunklen bezw. der Mischlingsrace an. Der Glanz ihres Hautpigmentes, ihr schreiendes Goldgeschmeide und der bunte Flitter ihres Sonntagsstaates sind ihr einziges Rüstzeug zum Passahfest. In ihren Herzen findet der König, der heute dort Einzug halten will, ebenso wenig eine gereinigte Wohnstätte, als in denen der wachsfarbenen Kreolinnen.

Ich muß mich kurz fassen — meine Lampe hat nicht Öl genug, mein Auge füllt sich mit Schlaf. Die farbigen Ureinwohner, Einwanderer und Mischlinge des tropischen Amerika haben der Ecclesia

*) Charwoche.

externa visibilis Millionen lebendiger Bausteine zugeführt. — Für die interna invisibilis ist jedoch kein noch so enges Kapellchen zu klein, in dem der Priester — selbst bei vollzähligem Gottesdienstbesuch der ihr innerlich angehörenden Gemeindeglieder — nicht vor leeren Wänden Messe lesen würde. — Ein dichtgedrängtes Volk von Mohren, Mulatten und Indios war da diesen Morgen in der Metropolitankirche zu sehen. Einen zahlreicheren Gottesdienstbesuch wird man in keinem städtischen Pfarrsprengel Deutschlands zu verzeichnen haben. Und doch mag auf diese farbige Festgemeinde genau das passen, was der kirchliche Arthur Morelet*) über die Indianer Yucatans (Guatemala) sagt: „Im Grunde genommen haben die Indianer vom Christentum nur das Äußerliche angenommen — denn ihr alter Götzendienst lebt nur in anderer Form für sie fort. Für einen vergeistigten Religionsbegriff hat ein Indianer kein Verständnis — und so viel ich beobachtete, ist das alte Heidentum hier nie gewichen." — Engel**) drückt sich über die religiöse Gesinnung des Indiers in Venezuela und Kolumbien folgendermaßen aus: „Sein Glaube ist Aberglaube, seine Religion Verehrung der Naturkräfte — sein aufgedrungenes und angetauftes Christentum eine Verquickung von katholischem Dogmenwust und heidnischer Götterverehrung. An die Stelle seiner alten Götter oder der dunklen Naturgewalten setzt er die Heiligenlegion, und der äußere Prunk und geräuschvolle Apparat der katholischen Kirche stimmt mit seiner Sinnenwelt völlig überein. Das innere Wesen, der tiefe sittliche Gehalt des Christentums, sowie der unerklärliche und unfaßbare Mystizismus, welcher dessen inneren Kern umhüllt, sind wie die Nebel, die über seine Berge ziehen — und nur die greifbaren Bilder und Gestalten, welche daraus hervortreten, hält sein Auge fest." —

Sind wir wieder vereint, dann will ich Ihnen eine treffende Skizze eines mulattischen Gottesdienstes aus der Feder eines hohen katholischen Verfassers***) vorlesen. Das Absingen der Messe inmitten wüstesten Bacchanales der schwarzen Race in der Kirche von Nossa Senhora de bom fin zu Bahia in Brasilien wird Ihnen den Wert der Zugehörigkeit dieser Schwarzen zum christlichen Bekenntnis beleuchten. — Hier, in Romano-Amerika, kommt es einem so recht zum Bewußtsein, von wie geringem Wert für die christliche Kirche ihre numerische

*) Reisen in Centralamerika. Jena 1872. S. 257.
**) S. 235.
***) Aus meinem Leben; Reiseskizzen XI, S. 106.

Stärke, bezw. ihr Einbegreifen der großen (indifferenten) Massen, und der (scheinbare) Mangel an Widerspruch aus deren Mitte ist. Die katholische Kirche in Europa steht, der südamerikanischen gegenüber, in anders gearteter sittlicher und geistiger Größe da. Sie hat, wie alle unsere christlichen Kirchengemeinschaften, neben einem sehr großen Kontingent lauer und blos um äußerer Verhältnisse willen den Verband mit ihr aufrecht erhaltender Elemente, eine noch immerhin beträchtliche auserwählte Schar von ihr mit innerer Bewußtheit und lebendiger Bethätigung thatsächlich angehörigen Gliedern. Davon — worin doch die Stärke einer Kirche liegt — ist in Südamerika nichts anzutreffen.

Doch — meine Lampe verlischt. — Vale!

Ihr

— — —

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Carakenierin.

Beitrag zur Charakteristik der spanischen Kreolin.

Geistes- und Herzensgaben der Kreolinnen. Veräußerlichung, keinerlei Vertiefung. Unbefangenheit. — Die Venezolanerin als Gattin. — Das stereotype Gesprächsthema. — Sommernachtstraum. Doña Mercedes und Señorita S. — Die freiere Art der Kreolin.

An Bord der Ville de Marseille, April 188..

Der hochwohlgeborenen Frau A—ta v. P. in S.!

Die karaibische Flut umspült mein Fahrzeug. Des Tropenhimmels Azur begrenzt, zusamt dem tiefblauen Spiegel der See ohne sichtbare Trennungslinie, den Horizont. 4000 Seemeilen*) trennen mich von Ihnen. Trennen — nein! Nur die Hand kann ich Ihnen nicht reichen, denn

— mir wehrt des Stromes Toben,
Der ergrimmt dazwischen braust.

*) Von Guadeloupe bis Sant-Ander in Spanien hatten wir 3420 Seemeilen zurückzulegen.

Doch über das atlantische Meer verbindet mich mit Ihnen meine Verehrung für Sie, Ihr leises Zürnen über den ungalanten Briefboten, der Ihnen kein überseeisches Lebenszeichen bringt und — eine Gemeinsamkeit geistiger Interessen, mächtiger als die ozeanische Scheidewand. Das Vaterland ehrt Sie als Zierde des Blumengartens deutscher Dichterinnen. Die Besten unserer Zeit huldigen Ihrem hochfliegenden Genius der Poesie. Ihre von ungewöhnlicher Glut der Empfindungen geschwellten Verse gleiten in wundersamem Fluß dahin. Ein Bild voll Frauenanmut und Huld, reich an Gaben des Geistes, des Herzens und Gemütes, höre ich Sie in dieser Stunde in die Saiten Ihrer Harfe greifen. Ein Kind des Augenblicks entströmt Ihren Lippen Ihrer Dichtung Sang. Da halten Sie inne. — Sinnend lassen Sie Ihre Blicke nach den Hügeln im Westen schweifen. Und Sie fragen die eilenden Wolkenzüge über ihnen: „Sagt, wandelt der Freund im fernen Westindien unter den Kastilanerinnen — eingedenk deutscher Sitte, deutscher Treue — immer auf der Menschheit Höhen? Ist ihm nicht vielmehr in ihrem Bann die Kraft des Entschlusses zur Heimkehr gebrochen?"

Seien Sie unbesorgt, meine Gnädige. Gestern bin ich dem Zauber der weiblichen Mächte entronnen, die mit ihrem Liebreiz — ich sage nicht, mit ihrer Geistesbildung — den unbewehrten Fremdling in der venezolanischen Hauptstadt bethören. So vermag ich Ihnen nunmehr unbefangen in allgemeinen und in besonderen Zügen eine Charakterzeichnung carakenischer Frauen der Gesellschaft zu entwerfen.

Sie werden zunächst auf das Lob der vielgerühmten Frauenschönheit gefaßt sein. Welche Schilderung von Land und Leuten des spanischen Amerika wäre auch des Anpreisens der edlen Erscheinungen der Señoras aus altkastilianischem Blut oder ihrer mestizischen Halbschwestern müde geworden! Schlagen wir, abseits der breitgetretenen Straße, lieber einen weniger gangbaren Pfad ein. Ich möchte mich in diesen Zeilen, die ich an eine Dame von Geist richte, nicht bei bekannten Äußerlichkeiten aufhalten. Selbst die leichten Umrisse, in welchen ich die natürliche Grazie der spanischen Kreolin, ihren ungezwungenen Anstand, angeborenen Geschmack und ihre sichere Beherrschung der gesellschaftlichen Umgangsformen zu zeichnen gedachte, will ich unausgeführt lassen.

Entsprechend dem schlanken und dennoch vollen Wuchs, der bei edler Vornehmheit freien Haltung und dem stolzen Sinne, dem mütterlichen Erbteil aus Kastilien, haben die Kreolinnen aus der iberischen Heimat auch reiche Anlagen des Geistes und Herzens überkommen.

Hier hat die allgütige Natur das Saatkorn ertragversprechendster Gaben geborgen. Geborgen wie das Gold im Quarzgestein harren die bildungsfähigen Keime höheren seelischen und geistigen Lebens des Sonnenstrahles, der den Schößling aus der Erdenscholle erweckt. Sehen Sie nur einmal, wenn diese Venezolanerinnen in ausgelassener Heiterkeit lachen, in ihre von Übermut und Schalkhaftigkeit so neckisch und so anmutsvoll belebten Züge! Sie werden alsdann nicht leugnen, daß in den Gründen dieser Frauenseelen der Quell lebendigster geistiger Regungen und zartbesaiteter Empfindungen rieselt. Gnädige Frau, Ihre westgotische Stiefschwester von der Kordillere ist Ihnen auch an natürlichen Anlagen stammverwandt. Überdies ist ihr noch ein gut Teil der Empfänglichkeit für die einstige märchenhafte Traumwelt in hellen Sternennächten unter Andalusiens maurischen Bogengängen verblieben. Und ist nicht zudem aus den Brüsten der Wölfin, welche das Zwillingspaar der palatinischen Stadtbegründer gesäugt, die Muttermilch stolz gerichteter Denkungsart für diese seltsam gemischten Hispanierinnen entströmt?

Doch ungehoben, wie die im Titicaca-See versenkten Inkaschätze, ist das Gold der hohen Beanlagung. Der vielfältigen Ertrag versprechende Samen reicher Geistesgaben ist nicht aufgegangen, oder wo er aufging, von den Dornen der Oberflächlichkeit und Verflachung erdrückt worden. Auf dem Wege, über den Hispano-Amerikas Kulturgeschichte wandelte, sind die Samenkörner durch die Straßenwalze der kolonialen Vormundschaftsbehörde zermalmt oder durch den Fuß des Mündels voll Goldgier und unterwürfigen Gehorsams niedergetreten worden. Mehr noch als das theokratisch-patriarchalische Regiment der Kirche, war das der eigennützigen Vizekönige und Generalkapitäne darauf bedacht, alles politische Leben und geistige Selbständigkeit der Kreolen niederzuhalten. So blieben in Romano-Amerika die von Natur fruchtbaren Gefilde des Geisteslebens brach liegen — noch heute Ackerfelder voll Stoppeln und Unkraut. Die Republikaner haben dieselben zwar unter großem Wortgepränge mit der Pflugschar unverstandener Aufklärung umgearbeitet und zwischen die Furchen volltönende Worte wie Fortschritt, Freiheit und Menschenwürde hineingesät. Selbstverständlich kann aber nur in hohlklingenden Phrasen sich äußernde Selbstbefriedigung, gefällige Oberflächlichkeit und prunkender Schein geerntet werden.

Eine Folge dieser Erziehungsweise ist die Veräußerlichung der Kreolin anstatt ihrer Verinnerlichung. Ihre vollkommene Ausbildung auf dem Gebiete äußerer, gesellschaftlicher Anforderung, im Verein mit

ihrer Gewandtheit in sprachlichem Ausdruck und der Gabe, Konversation zu machen, läßt anfänglich die oberflächliche Schulung ihres Geistes und den Mangel der Verinnerlichung und Herzensbildung unbemerkt. Durch Sicherheit auf dem Parkett der großen Welt, vermag man die jedes ernsteren und reflektierenden Charakters entbehrende Flachheit und Begrenztheit des Gedankenkreises vorübergehend zu verkleiden. Bei aller Entfaltung des Liebreizes dieser jungen Frauen im Gespräche zeigen dennoch ihre Worte keinen Gehalt, keine innerlich durchlebte Erfahrung. In ihrem Kreise begegnet man ohne Unterlaß dem heiteren Lustspiel, der Operette. Der Ernst eines Dramas oder gar eines Trauerspieles ist statutengemäß ausgeschlossen. Unstreitig besitzt die Nordländerin einen geschulteren Verstand und gebildeteren Geist. Nichtsdestoweniger ist man des öfteren versucht, ihre ruhige Erwägung und Gemessenheit dem überfließenden Herz, der Kindlichkeit, der von Zurückhaltung freien Unbefangenheit und aufwallenden Empfänglichkeit der Carakenierinnen hintanzusetzen. Das in sich gekehrte, ernstere Wesen der Nordländer streift den Blütenstaub der Gefälligkeit und Frische des ursprünglich veranlagten Menschen ab. Dann und wann einmal, meine Gnädige, entrinnt man ganz gerne der heimatlichen Fastenzeit gemessenen, vertieften und durchgeistigten Seins, und freut sich in dem Karneval schöngeputzter, sorgloser Menschen voll freier Anmut und überschäumender Lebenslust — als ein Kind unter Kindern.

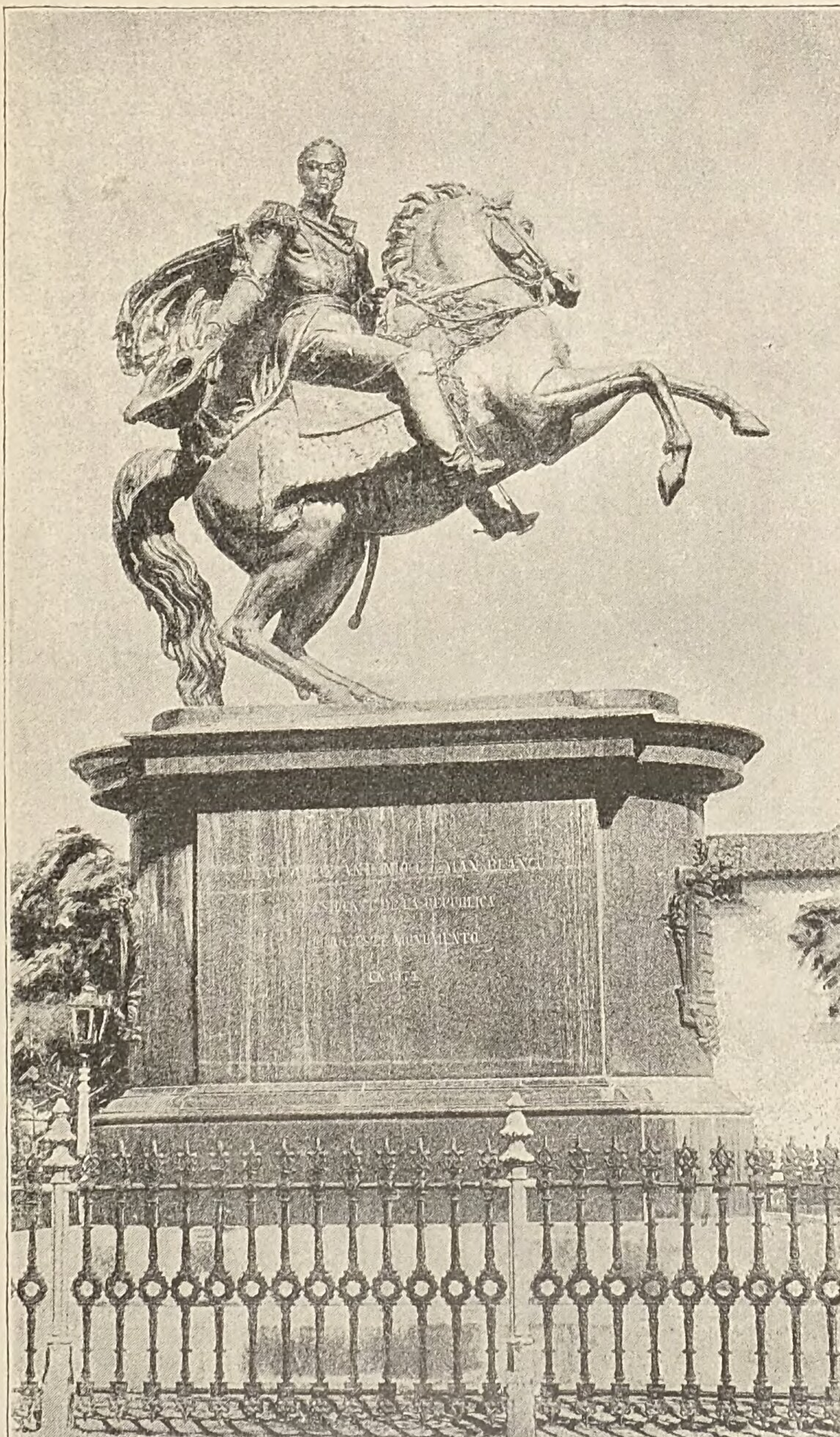
Frauen und Mädchen der höheren Stände gemeinsam ist das kindliche Empfinden, das Bedürfnis, mit dem gefährlichen Spielzeug von Herzen und von Liebe harmlos und ausgelassen wie mit einer Puppe, im Kreise befreundeter Herrn zu tändeln. Es hat sich als unumstößiges Axiom in unserer Roman- und Reiselitteratur eingebürgert, der Südamerikanerin die Vernachlässigung der Gattin- und Mutterpflichten zur Last zu legen. Ich hingegen halte die Venezolanerin von Stand für eine tugendhafte Gattin und besorgte Mutter. Wölfen soll das Einbrechen in die Hürden ehelichen Friedens ein saueres Stück Arbeit sein. Übrigens weichen die an die kreolische Gemahlin gestellten Anforderungen durch die veränderten Lebensbedingungen unter den Wendekreisen mannigfach von denen unserer Heimat ab. Die schönste Aufgabe des deutschen Weibes ist die Durchsittigung ihres Ehegatten und die Auffrischnng seines Gemütes. Ihr ist es gegeben, wie eine Dulderin sein Leid mit ihm gemeinsam zu tragen und seinen Freuden als holder und reiner Engel Maß und Abglanz jenseitiger Vollkommenheit zu verleihen. — Ähnliches wird von der Kreolin nicht

gefordert. Die Beziehungen des Mannes zu ihr tragen mehr den Charakter der Ritterlichkeit, der Hidalgia, als der Innigkeit. Ihre Schöne pflegt und hütet der Gatte wie ein heiliges Feuer, das er seinen Penaten entzündet. Ihr Herz und Gemüt läßt er vielleicht völlig unbeachtet. Die Haushaltung ist nicht unter ihre Verantwortung gestellt — die farbigen Dienstboten besorgen sie. In den Ländern heißer Zone reift jede Jahreszeit die Früchte. Die angesammelten Vorräte würden sich nicht halten. Man lebt von heut auf morgen. Ein haushaltender Wirkungskreis ist mithin der Gattin nicht gegeben. Das Herz ihres stets flanierenden Mannes hat sie mit mancher braunen Schönheit zu teilen. Sie hat füglich nichts zu thun, als sich in Putz zu kleiden und in der Hängematte oder auf dem Schaukelstuhl zu wiegen. Ihre Phantasie könnte vielleicht durch schlechte Romane erregt werden, wenn sie lesen würde — aber sie liest nicht; die Anstrengung wäre zu groß. Sie schaut matten Blickes dem lärmenden, aber schon frühzeitig koketten Treiben ihrer Töchter zu. Sie träumt und wischt hie und da mit wohlduftendem Musselintuch an dem Silberbeschlage ihres Meßbuches. Aufschlagen wird sie dasselbe schwerlich. All das hat den sittlichen Wert der Kreolin in den Augeu des Auslandes weit unter das richtige Maß herabgesetzt.

Vorstehend habe ich Ihnen die Venezolanerin von Stand gezeichnet wie sie im Buche steht. Lassen Sie mich diese blos im Text erschienene Ausgabe über die Kreolin Amerikas mit unmittelbar nach der Natur gezeichneten Illustrationen ausstatten!

Sehen Sie, eines Abends wandelte ich mit meinem Freunde Antonio durch die Laubgänge der beleuchteten Plaza de Bolivar. Meinen Gefährten stelle ich Ihnen als Generalkonsul einer amerikanischen Republik mit unerläßlicher Jakobinermütze im Landeswappen vor. Ein Leu in demselben peitscht seinen Schweif um die Stange, auf welcher diese Krone republikanischer Gleichheit aufgepflanzt ist. Ich weiß nicht, ob der Wüstenkönig die Jakobinermütze anwedelt, oder ob er sie herunterschlagen möchte. Zu letzterem bedarf es keiner Kraftanstrengung. Die republikanische Herrlichkeit droht zusammen zu brechen, wenn ein einziger antianarchischer Mann im Freistaate seine Löwenmähne schüttelt. — Um weniges jünger als ich entstammt Antonio italienischem Blut von der Riviera. Er besitzt Geist, Verstand und das Herz seines Heimatlandes. Uns umschlingt das Band gemeinsamer Vorliebe für das letztere. — Der beklagenswerte Mann war schon einmal Minister gewesen.

Vor einer Stunde waren wir ermüdet von einem Ritt nach An-



Reiterstatue des Libertadór Simon Bolivar.

timano zur Comida heimgekehrt. Nach dem Mahle begaben wir uns, ohne unsere Anzüge zu wechseln, zur Plaza. Hier konzertierte die hauptstädtische Militärmusikkapelle. Durch die Alleen ergoß sich die elegante Welt von Carácas in untadelhaft modischer Kleidung. Um das Reiterbild Bolivars saßen in dichten Reihen die Schönen, umgeben von ihren Beschützern. Ich trug einen formlosen, aufgekrempten Hut aus dünnem Bast, wie er bei den Farbigen gebräuchlich ist. Die üblichen Panamahüte schließen bei der Erschütterung zu Pferd nicht fest um den Kopf. Mein in den Augen der Modesklaven von Carácas unerhörtes Auftreten in hellem Anzug und mit Basthut machte mich allerwärts, wo ich vorüberging, zum Gegenstand verwunderter Blicke. Plötzlich drückte mir Antonio den Arm — er stellte gerade Empfangsbestätigung aus für seelenvolle Winke aus den Sitzreihen der Señoras. Dann zog er mich nach sich, bis vor die Stühle zweier niedlicher Wesen. Sie empfingen meinen Freund mit neckischen Worten. Meine Vorstellung erfolgte. Ein beabsichtigtes Attentat auf meinen Hut schlug fehl. Wenn man als Deutscher seinen Kopf oben hat, erlangt man von anregungsbedürftigen Doñas leicht Verzeihung für einen Basthut. Einem seichten mestizischen Laffen aber möchte ich nicht geraten haben, den von Übermut, unverwüstlicher Laune und Spott übersprudelnden Carakenierinnen in diesem Aufzug zu nahe zu kommen. Eine der beiden jugendlichen Venezolanerinnen saß an der Seite ihres Gatten. Erwarten Sie nicht von mir, die kleine, allerliebste Señora C. schön zu nennen. Das klänge zu novellenhaft nichtssagend. Sie war mehr als das, sie hatte Liebreiz, einen lebhaften Geist und ein ungestüm schlagendes Herz. In ihren großen, glänzenden Augen leuchtete es von Zuckungen eines reizbaren Naturells auf. Anmutige Züge, die zierlichst geformten Hände und Stiefelchen und nicht wenig Puder vervollständigen das Signalement. — Der Gatte sorgte für zwei weitere Rohrsessel. Antonio war anscheinend gern gesehen in diesem Kreise. Um seinetwillen wurde auch ich gut aufgenommen.

„Warum haben Sie Ihre Frau nicht mitgebracht"?, examinierte mich Señora C. nach den herkömmlichen Redensarten über schönes Wetter, Wohlbefinden und Familienverhältnisse.

„Die tropische Hitze verursacht Damen aus kühleren Klimaten allerlei Beschwerden, insbesondere Herzbeklemmungen — — —"

„Wollen Sie damit sagen, daß Venezuela Ihrem Herzen ungefährlich ist?"

Ich erwiedere, daß ich als Mann von deutscher Art solcherlei Gefährdungen mit sicher wirkendem Mittel zu bekämpfen wisse, und

selbiges stets fürsorglich in meiner kleinen Reiseapotheke mit mir führe. Schnell griff die Kreolin diesen Gedanken auf.

„Sie verstehen sich also auf Behandlung von Herzzuständen“, versetzte sie ausgelassen mit Schalkhaftigkeit. „Da, an dieser Stelle thut es so wehe. (Dabei preßte sie beide Hände gegen die linke Seite der Brust.) Sagen Sie doch, was mir fehlt?“

„Ich möchte mich im Gegenteil Ihres Rates erholen. Man spricht den Frauen Venezuelas wunderbare Kenntnisse der Heil- und und Kräuterkunde zu. Ich bin fremd hierlands. Meine gute Natur und meine Willenskraft könnten vielleicht den giftigen Einflüssen des venezolanischen Gluthauches auf meine Herzthätigkeit nicht gewachsen sein. Welchen Gewürzthee würden Sie alsdann verschreiben?“

„Gegen Herzerweiterung schneiden wir Ihnen einfach ein pedazo del corazon*) ab. Das kranke Herz bleibt unter dem Messer unserer bewährten Heilkünstlerinnen zurück.“

„Und ich soll mit halbem Herzen in mein Heim zurückkehren?“

„Das kommt auf die Größe des Ausschnittes an. Je nach der Diagnose des Herzens wird ein größeres oder kleineres pedazo del corazon zu amputieren sein.“

Nun war das Losungswort gegeben: pedazo del corazon. So ging es den ganzen Abend in unerschöpflichen Wiederholungen und Varianten fort. Dr. Sachs**) sagt über die Venezolanerinnen: „Die Unterhaltung mit ihnen kann sich stets nur um das eine Thema drehen, Schönheit und Liebe.“ Diesmal war es auf letztere abgesehen.

„Wie können Sie nur einen solchen Hut aufsetzen?“ konnte endlich die wunderschöne brünette Freundin der Señora C., die Gattin eines carakenischen Großhändlers, nicht mehr länger an sich halten.

„Der beabsichtigte Zweck desselben ist vereitelt worden“, entgegne ich. „Den Señoras dachte ich — aus Selbsterhaltungstrieb — in diesem ungefälligen Aufzug ungefährlich zu sein — und nun streiten Sie sich beide schon um ein pedazo de mi corazon. Was würde erst geschehen sein, wenn ich einen Modehut aufgesetzt hätte!?“

Man erkundigte sich nach meinen weiteren Reiseplänen. Ich bezeichnete als nächstes Ziel Valencia. Herr und Frau C. gedachten sich dieser Tage nach Maracaibo einzuschiffen. „Bis Puerto Cabello ist unsere Route die gleiche. Dorthin reisen wir zusammen,“ rief gleichzeitig das Ehepaar. Die weibliche Hälfte führte übrigens die weiteren

---

*) Ein Stückchen Herz.

**) 32.

Verhandlungen auf ziemlich selbständige Art. Ich war dem Vorschlag nicht abgeneigt. Señora C. blieb indes nicht bei Puerto Cabello stehen. Ihre bevorstehende, langwierige Reise nach Maracaibo däuchte sie bei weiterer Ausgestaltung des Themas vom pedazo del corazon weniger eintönig zu werden. So erfolgte meine Anwerbung zum Reisebegleiter dorthin. Einige verlockende Tage unterwegs auf der Insel Curaçao, als Zwischenstation der Dampfschifffahrt, und nachher unbegrenzte Gastfreundschaft in Maracaibo wurden in Aussicht gestellt. Bis nach beendetem Aufenthalte dortselbst erklärte Señora C., ungeachtet meines Protestes, das pedazo del corazon aus Fürsorge um mich als Depositarin in Verwahrung zu behalten.

„Nehmen Sie sich in acht, Señora“, sagte Antonio. „Die Holländer auf Curaçao spaßen nicht mit zollpflichtigen Eingangsartikeln. Sehen Sie sich erst das Zollgesetz von niederländisch Westindien an, damit Ihnen das pedazo del corazon nicht als Contrabanda beschlagnahmt wird.“

„In meinem Gebrauch befindliche Gegenstände sind nicht steuerbar,“ versetzte gewandt die Señora.

Das Reiseprogramm gab mir zu denken und machte mich allmählich zerstreut. Das paßte den beiden Venezolanerinnen nicht. Nach vergeblichen Versuchen, mich zur Herausgabe neuer Lesarten über el pedazo del corazon zu bestimmen, verließen sie meine unfruchtbare Nähe. Bereits im Weggehen wandte aber die unermüdliche Señora C. noch einmal ihr dunkel umrahmtes Gesichtchen nach mir um und drohte mit dem Finger:

„Vorsicht — nur nicht zu häufig von dem Medikament aus Ihrer Reiseapotheke in Carácas einnehmen.“

„Nein, Señora,“ entgegne ich, „dazu bleibt mir jetzt keine Zeit — ich studiere nunmehr den Codigo de Procedimiento Civil.“*)

„Wozu das?“

„Um eine Besitzstörungsklage gegen Sie wegen unberechtigter Beschlagnahme meines pedazo del corazon anzustrengen.“

Wirklich diese Carakenierinnen sind unerschöpflich in immer neuen Wendungen ihrer Lieblingsplauderei über Herzen und Liebe. Sie wissen sich aber so lieb und mit solcher Anmut und Unbefangenheit auszudrücken, daß man in ihrem Kreise seiner gereiften Jahre und seines ernsteren Sinnens vergißt und ebenso unbefangen als harmlos

---

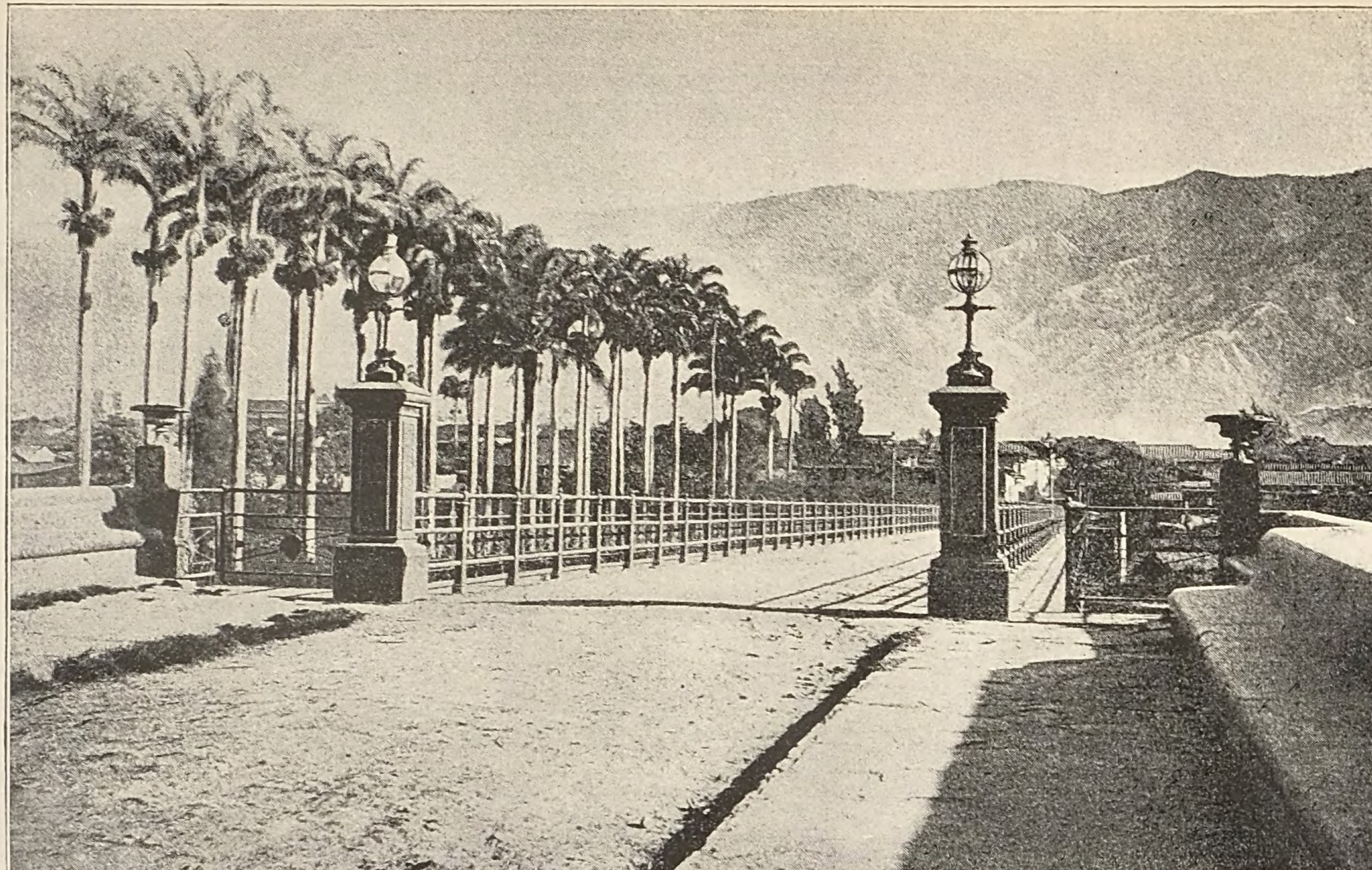
*) Zivilprozeßordnung.

auf ihre, in ihren Endzielen durchaus gefahrlosen Gedankengänge eingeht. Ihre stolze Haltung und ihr Taktgefühl hält ja das Gespräch und den Mann von Erziehung ihr gegenüber in gemessenen Schranken. Auch an einem Hang nach Romantik fehlt es diesen Damen nicht. Nicht allein die schönen Seelen unserer Heimat schwärmen für Mondschein und Sternennächte. Um wie vieles entgegenkommender zeigt sich hierfür die Zauberfülle der linden, lichtdurchflossenen Tropennacht. Hören Sie nur — es war vorgestern, am letzten Tage meines Aufenthaltes in Carácas:

Die dunkelblonde Doña Mercedes und Señorita S. trafen mit Antonio — dem Hausfreund in Beider Familien — und mir am Bundesgebäude zusammen. Durch Santa Rosalia glitten wir, nicht immer sanft, auf Schienen der Pferdebahn die südlich abfallenden Straßenzüge hinab zum Thalgrund des Rio Guayre. Über ihn spannt sich eine gewaltige, eiserne Brücke, el puente de Hierro.*) Nebenan erhebt sich eine Doppelreihe hoher Königspalmen auf den Bänken des meist versandeten Flußbettes. Kaum merklich bewegten sich die Wedel in stiller Nachtluft. Zwischen den Stämmen hindurch erglänzten die Kuppeln und Türme der Stadt im Mondenschimmer. Tageshelle war die Lichtfülle des tropischen Vollmondscheines über das Hochthal ausgegossen. Weithin ließen sich Haciendas und Pueblos**) erkennen. Über Gründen und Bergeshängen wechselte silberne Spiegelung mit nächtlichen Schatten. Eine bequeme Bank in der steinernen Wandung der Brücke lud uns zum ruhigen, hingebungsvollen Genuß der nächtlichen Wunderwelt um uns und über uns ein. Da regte sich in mir das Weh des Scheidens von Carácas, das ich mit dem Frühzug am kommenden Morgen verlassen sollte. Meine Begleiterinnen suchten dasselbe zu lindern. Sie fabulierten mit uns vom Reich der Geister und den Bewohnern der Planeten und des Kreuzes am südlichen Himmelsrand. Sie frugen Antonio, ob man da oben in den flimmernden Gestirnen sich auch parfümierte Liebesbriefchen schreibe und alma de mi vida, du, Seele meines Lebens, sage. Sie wollten wissen, ob späterhin im kalten Norden der warme Lebensstrom in meinen Adern wie das Fischblut der Ingleses***) erstarren würde? Sie drangen in mich, ob auch in Alemania in linden Sommernächten der Schatten holder Frauen uns zur Seite auf mondbeschienene Fläche fiele?

---

*) Pont de fer.
**) Dörfer.
***) Engländer.



Puente de Hierro, Carácas.

Der magische Reiz der Nacht trieb uns weiter. Es geschah, was bisher unerhört: die Kreolinnen stiegen mit uns eine Anhöhe hinan. Gewißlich hatten ihre kleinen Zapatos*) sie noch niemals zuvor über die Bannmeile der Stadt getragen. Das fortgesetzte Gespräch über die seelischen Beziehungen unter den Wesen anderer Welten verlieh den eingeengten Füßchen Schwingen. Von oben herab stiegen wir nach kurzer Rast wieder hernieder. Unten im Thale nahe der Brücke mit den Königspalmen lockten uns die überaus gemütlichen Klänge einer Drehorgel in den Garten einer Posada. Die Musik ertönte aus einem Karoussel. Wir erfrischten uns an dem Todestrank Ferdinands und Luisens. Diesmal — eine Folge unserer nachtschwärmerischen Stimmung und des Zusatzes von Kohlensäure — wirkte jedoch der Zitronensaft entschieden belebend. Jedenfalls wäre die auf die Limonade folgende Schlußszene bei Genuß von Exportbier nicht aufgeführt worden.

Antonio schlug vor, das Karoussel zu besteigen. Und beide huben wir je eine der Damen auf ein hölzernes Pferd und schwangen uns auf ein anderes nebenan. — Wir drehten uns im Kreise; der Mann in der Mitte rührte die Orgel. Das mahnte uns an den Kreislauf der Zeiten.

„Werden Sie je wiederkommen?“ frugen mich die Dreie.

„Niemals mehr.“

„Wir behalten etwas von Ihnen als Pfand zurück; einstmals müssen Sie es in Person auslösen“, versetzte mit geschicktem Anschein von Betrübnis Señorita S.

„Vielleicht meinen Basthut, von dem Ihnen sicherlich Antonio erzählt hat?“

„Nein, nein, ich weiß etwas Besseres,“ fiel Doña Mercedes ein. Dann nahm sie eine ernste Miene an und inquierierte mit strafendem Blick: „Was haben Sie denn neulich Señora C. auf die Reise nach Maracaibo überlassen?“

„Ah! El pedazo del corazon,“ spottete freundlich und zugleich schadenfroh Antonio.

„Nun ja,“ rief Doña Mercedes, „ich möchte auch so ein pedazetto — —“

„Und — was bleibt denn mir?“ frug mit traurig-klangvoller Stimme Señorita S., indes sie sich graziös umwandte und die Hand auf die Gruppe des Rosses stützte.

---

*) Stiefelchen.

Ehe ich erwiedern konnte, begegnete mein Blick dem des Vollmondes. Er kam mir vor wie ein indiskretes Gesicht, welches von der Straße aus durch das Fenster hereinlugt. Dabei blinzelte er so dreist familiär, als ob er sagen wollte: „Wart, wenn ich das in Deutschland wieder erzähle!“ Ich war versucht, zu erwiedern, daß ich dies in gewissenhaftester Weise — ohne Rückhalt — selbst besorgen würde, — und voraussichtlich mit mehr Anrecht auf Glaubwürdigkeit als er, bei seinem hinsichtlich klarer Zuverlässigkeit und Wahrheitstreue nicht eben sehr schmeichelhaftem Ruf. Ich that jedoch, als merkte ich nichts von solch zudringlicher Vertraulichkeit. Verschwiegenheit erkaufe ich niemals. Solch eine käufliche Seele streicht den Mammon ein und schwatzt hinterdrein doch. Vielmehr appellierte ich an Frau Lunas Eitelkeit. Eben frug mich Mercedes:

„Sie vergessen uns doch nicht?“

Da gelobte ich:

„So oft die Königin der Nacht dort oben auf der Sphären Thron ihr holdes, leuchtendes Antlitz völlig entschleiert — so oft das Vollmondlicht hervor aus meiner Heimat Bergen tritt, will ich dieses Abschieds von der venezolanischen Hauptstadt gedenken.“

Seien Sie offen meine Gnädige! Nicht wahr, diese harmlose Mondscheinschwärmerei bedünkt sie als ein weniger gefahrloses Spiel mit Feuerzeug? Dem entgegen bemerke ich: Die Nordländerin, wenn sie die zurückhaltende Form durchbricht, giebt auch die Unbefangenheit des Herzens mit drein. Anders die Venezolanerin. Sie wahrt die Würde der stolzen Kastilianerin. Als wehrender Cherub steht sie selbst vor dem Heiligtum ihrer Frauenehre, mag sie nun die ungemessene Anforderung eines zudringlichen Kreolen zurückweisen, oder in heiterem Scherz sich mit Fremdlingen über Herzen und Liebe ergehen.

Teuere Freundin! Sie werden mit meinem Charakterbild der venezolanischen Damen nur zur Hälfte einverstanden sein. Daß dieselben unermüdet von Herzen und von Liebe sprechen, bestreiten Sie mir nicht. Wohl aber werden Sie, in heimatlicher Voreingenommenheit, den sittlichen Wert der Carakenierin geringer bemessen als ich. Sie stehen unter dem Eindruck unserer Novellistik. Die jugendliche Gattin und Mutter wähnen Sie allmitternächtlich im weißen Gewand den Mandolinenklängen eines Don Manuel oder eines Don Diego vom Balcon lauschen. Ihre Vorstellung läßt Doña Seraphina oder Doña Ximene an mattbeleuchteter Fensterbrüstung die Strickleiter befestigen, die Romeo zu seiner Julia, Leander in die

Arme seiner Hero führt. — Nichts ist irriger als solche exotische Anschauungen. Ein Kenner des Frauenherzens im tropischen Südamerika*) preist das Ansehen der Frauen der höheren Stände ob ihrer Tugend: „Die Oberflächlichkeit ihrer Sinnesrichtung und ihre freiere Redeweise, wie ihre sinnlicher gefärbte Lebensatmosphäre — sagt er — lassen ebenso wenig auf Schlüpfrigkeit schließen, als enge Formenschranken (wie im Norden) ein Bollwerk für die Tugend bilden. Der Umgang der beiden Geschlechter unter einander wird im Süden immer freier bleiben als im Norden, und immer werden die Völker verschiedener Zonen gegenseitig gleich gerechtfertigten und gleich ungerechtfertigten Anstoß an ihren Sitten nehmen.“ —

Leben Sie wohl, vielwerte Freundin! Eben nahen wir dem Cabo de la Isla, der Nordspitze der Insel Margarita. Ich eile auf Deck, um dieses einst vielumworbene Eiland an meinem Auge vorüberziehen zu lassen. Hier huben die Taucher in den Zeiten der Eroberer, wie längst zuvor die Alten an Taprobanes**) Küste, Schätze an köstlichen Perlen. Heute sind die Bänke der Perlenfischerei verödet. Nehmen Sie gleichwohl aus Margaritas Flut ein Kleinod entgegen, das durch kein köstliches Geschmeide überstrahlt wird: Die Reinwaschung der vielgeschmähten Frauenehre Ihrer kreolischen Halbschwester! — Es grüßt Sie aus des Antillenmeeres Schoß

Ihr

— — —

*) Pöppig, Reisen in Peru; bei Engel S. 130.
**) Ceylon.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Geschichte der Independencia von Hispano-Süd-Amerika,

mit besonderer Berücksichtigung Venezuelas und der Thaten Bolívars.

I.

Der Kampf in Venezuela und Neu-Granáda. Gründung der kolumbischen Republik. 1810—1821.

Venezuela: Vorkämpferin für die Independencia. — Das spanische Kolonialreich in Amerika. Unterdrückungssystem und wirtschaftliche Schäden. — Anstoß zur Revolution. — Unabhängigkeitserklärung Venezuelas. — Die wechselreichen Kämpfe unter Bolívar in Venezuela und Neu-Granáda von 1812 bis zur Befreiung. — Die kolumbische Republik.

Dem ursprünglichen Plane dieser Kultur- und Reiseschilderungen lag jede systematische, geschichtliche Darstellung ferne. Das Bedürfnis einer chronologischen Übersicht der allerwärts in denselben auftauchenden Bruchstücke aus der venezolanischen Unabhängigkeitsgeschichte tritt jedoch unter der Arbeit gebieterisch zu Tage. Der Kampf um die Unabhängigkeit Venezuelas ist nun aber mit dem Ringen um die Independencia des gesamten Hispano-Amerika unlösbar verknüpft. Nichtsdestoweniger wird Ausgangspunkt — ja Mittelpunkt jeder geschichtlichen Bearbeitung des südamerikanischen Freiheitskrieges, die Bewegung in Venezuela zu bilden haben. Die Losreißung Venezuelas vom Mutterlande Spanien ward zum Grund- und Eckstein des auf den Trümmern der kastilianischen Herrschaft in Süd- und Centro-Amerika aufgerichteten Neubaues unabhängiger Republiken.

Der spanische Geschichtsschreiber Mariano Torrente nennt Carácas das Laboratorium der südamerikanischen Insurrektion. Das belebende Klima habe die unternehmendsten, überlegtesten und zielbewußtesten Politiker gezeitigt — Männer gleich groß im Wagnis, im Schaffensdrang und an Manneswert, wie in Ränken, Arglist, Verrat und Niedertracht. In den Annalen der modernen Revolutionen sei kein Land so gebrandmarkt als „Venezuela“.*)

An der Spitze der Patrioten im Generalkapitanat Carácas stand

*) S. b. Larrazábal I, 72.

überdies der Mann, der einzig unter den Leitern der Insurrektion im spanischen Amerika die beiderseitigen Eigenschaften eines Heerführers und Staatsmanns vereinte — Simon Bolivar. Weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus gewann er Einfluß auf den Gang der patriotischen Bewegung. Seinen Kopf und sein Schwert stellte er in den Dienst der Freiheit des gesamten spanischen Amerikas. Zum wirksamsten Stützpunkt dieser ward seine Schöpfung der großen kolumbischen Republik. Der konzentrische Stoß der Kolumbier, der Chilenen, sowie der Befreiungsarmee von Buenos Ayres — unter Bolivars Fahnen — gegen das Herz der spanischen Position, gegen Peru, vernichtete nach 16jährigem Kriege 1826 für immer die spanische Kolonialherrschaft.

Folgen wir in kurzem Überblick dem Gang der Independencia. Vorerst haben wir uns mit der Lage der Dinge in den spanischen Kolonien vor Ausbruch der Bewegung zu befassen.

Das spanische Reich in Amerika zerfiel in neun Staaten: das Vizekönigreich Neu-Spanien (Mexiko) nebst den Philippinen; die Generalkapitanien Havana, Puertorico und Guatemala (Centro-Amerika, südlich von Mexiko); das Vizekönigreich Neu-Granáda mit der Hauptstadt Santa Fé de Bogotá, und mit der Provinz Quito unter einem Gobernadór; die Generalkapitanie Carácas; das Vizekönigreich Peru mit der Hauptstadt Lima; die Generalkapitanie Chile mit der Hauptstadt Santiago; endlich das Vizekönigreich La Plata (80 000 Quadratmeilen) mit der Hauptstadt Buenos Ayres, und seit 1780 Ober-Peru (mit Hauptstadt Chuquisaca). — Dieses unermeßliche Reich, ohne politische Rechte und Selbständigkeit, war ohne staatlichen Zusammenhang. Die einzelnen Teile waren völlig von einander geschieden. Selbst heute noch sind sie innerhalb der von Spanien gezogenen Provinzialgrenzen, getrennte politische Einheiten geblieben. Sie ressortierten von der Zentral-Vormundschaftsbehörde in Madrid (vormals Sevilla), dem Rate von Indien.

Ungeachtet der Niederhaltung ihrer geistigen und materiellen Interessen durch die Obervormundschaft blieb die Kolonialbevölkerung mit wenigen Ausnahmen dieser in Ruhe unterworfen, ja zugethan. Und dies selbst zu einer Zeit, da Nordamerika mit dem Beispiele der Erkämpfung seiner Selbständigkeit vorangegangen, da bereits allerwärts in der alten Welt die von der Versailler Nationalversammlung proklamierten Menschenrechte Widerhall fanden, und das Mutterland ohnmächtig gegen ein Abschütteln der Ketten durch die Hispano-Amerikaner gewesen wäre.

Das theokratische Erziehungssystem war, bei unerbittlicher Strenge in den Grundsätzen einer den politischen Eigenwillen niederhaltenden Pädagogik, in den Formen mild und auf die Individualität des Zöglings angepaßt. Die bitter schmeckende Pille ward ihm in einer Oblade eingegeben. Das folgsame Kind schluckte sie ohne Widerrede hinunter.

Die wirschaftliche Schädigung der Kolonien durch die blinde Habsucht der Spanier, im Interesse einer von Eigennutz beseelten Kaufmannsgilde des Mutterlandes, erreichte ein unerhörtes Maß. Engherzig in finanzpolitischen Gesichtspunkten und bar jeden volkswirtschaftlichen Verständnisses, behandelte Spanien die Kolonien nur in beschränktester Weise als Produktionsgebiete (ausgenommen den Bergbau). Bei seiner geringen eigenen Gewerbethätigkeit und der Kostspieligkeit des überseeischen Verkehres hatte Spanien für die Rohprodukte Amerikas keine Verwertung. Anstatt nun den Erträgnissen der Kolonien innerhalb derselben, oder auf dem europäischen Markte einen Absatz zu erschließen, betrachtete das Mutterland die Kolonien in der Hauptsache nur als Absatzgebiete für die spanische Einfuhr. Dieserhalb und im Interesse des ausschließlichen Monopols mächtiger Handelskompagnien, wie der Guipuzcoa-Kompagnie und späterhin der von Cadix und Sevilla, auf den Manufakturenabsatz nach Amerika ward die einheimische Produktion der Kolonien mit allen Mitteln niedergehalten und gesetzlich verboten. Man untersagte den inneren und äußeren Handel der Kolonien. Ausfuhrhandel durften dieselben weder mit dem Auslande noch mit den Schwesterkolonien betreiben. Ausfuhrartikel aus einer Kolonialprovinz in die andere hatten vorerst die Schwelle des Zollhauses in Cadix zu passieren, um von da durch die monopolisierte Handelsgesellschaft mit 30—40 Proz. Eingangszöllen nach Amerikn zurückverfrachtet zu werden.

Als Beispiele dieser kolonialen Mißwirtschaft möge kurz folgendes dienen:

Eine Verordnung Philipp' III. von 1614 setzte auf den Absatz des Tabaks von Carácas nach anderem Markte, als dem von Sevilla, Todesstrafe.

Im Jahre 1802 war der Handelsstand von Cadix, im Interesse seiner Öl- und Weinimportation nach Amerika, erfolgreich bei dem Könige um Ausrottung des Ölbaumes und Weinstockes in Carácas und Mexiko vorstellig geworden. — Schon 1797 hatte derselbe die Ausrottung der Agaven in Mexiko erwirkt. In der Bereitung des gegornen Lieblingsgetränkes der Mexikaner, der Pulque, aus der Agave

beargwohnte man in Cadix eine Beschränkung des Absatzes spanischer Alkohole nach Mexiko.

Die gewerbliche Verarbeitung der Landeserzeugnisse, landwirtschaftliche Meliorationen und die Errichtung von Anstalten zur Förderung des Geisteslebens wurden als Ungesetzlichkeit behandelt. So riß die Regierung in Quito eine Tuchfabrik ein und verfolgte den Besitzer strafrechtlich. Juan Illanes legte in Bogotá eine Walkmühle an; die Behörde machte sie dem Erdboden gleich. Sie verweigerte ebendaselbst die Anlegung einer Steingut- und einer Hutfabrikation. — In Paraguay ächtete sie eine neue Vorrichtung zum Mahlen der zur Brodbereitung dienenden Mandiocawurzel. Noël wollte auf eigene Kosten eine Straße von Opon in Neu-Granáda nach dem Magdalenenstrome anlegen; die Regierung jagte ihn aus dem Lande. In Buenos Ayres löste sie die auf Kosten des Handelsstandes errichtete Seemannsschule auf. Den Antrag der Bewohner von Merida um Gründung einer Universität lehnte Karl IV. rundweg ab.*) Keinerlei Bücher, selbst Gebetbücher nicht, durften in Amerika ohne Erlaubnis des Rates von Indien verkauft oder gedruckt werden. Das Lesen von Robertsons freisinniger Geschichte Amerikas wurde mit Todesstrafe geahndet. Unerbittlich bestrafte man den Nachdruck der Menschenrechte von J. J. Rousseau in Bogotá. Überhaupt durfte keine Druckerei in Amerika bestehen. Manuel Pombo, ein Neu-Granádiner, hatte in Philadelphia eine Druckerpresse angekauft. Sie wurde beim Landen in Carthagena polizeilich demontiert.

Amerikaner — d. h. in Amerika naturalisirte oder geborene Spanier — blieben von öffentlichen Ämtern ausgeschlossen. Höchstens ließ man sie als Rechtsanwälte, Rechtslehrer oder zu Gemeindeämtern zu. Von 160 Vicekönigen waren nur vier und unter 600 Präsidenten und Generalkapitänen nur vierzehn nicht Spanier von Geburt gewesen.**) „Wir konnten eine eigene Neuart von Erbsünde nicht los werden," sagt Larrazábal, „die: Amerikaner zu sein."

Drei Jahrhunderte lang hatte Amerika, trotz dieses unheilvollen Systems der Spanier, kaum einmal an seinen Ketten gerüttelt. So hatte allerdings in Carácas 1749 unter Juan Francesco de León, einem Kanarier, eine Erhebung gegen die Monopol-Gerechtsame der Guipuzcoa-Kompagnie stattgefunden. Doch war die Spitze dieser Insurrektion keineswegs gegen das spanische Regiment gerichtet, sondern nur

*) S. Kap. 26. (Universität Mérida.)

**) Zumeist Angaben von Baralt, Larrazábal und Ducoudray-H.

gegen die Handelskompagnie.*) Erst seit dem Freihandelsedikt Karl III. von 1778 dämmerte in dem aus tiefster wirtschaftlicher Misere erwachenden Kreolentum da und dort ein Geist des Widerspruchs und nationalen Selbstbewußtseins. Freilich blieb diese Dämmerung auf wenige, im Ausland mit dem Geist der modernen Aufklärung bekannt gewordene Patrioten beschränkt. Unter dem Eindruck des nordamerikanischen Freiheitskrieges und der französischen Revolution, fachten diese verschiedene, jedoch im Keim erstickte Aufstände an. So 1782 in Cundinamarca (Bogotá) und Peru; so 1797 und 1806 unter Miranda in Venezuela.

So lagen die Dinge in den Kolonien mit Anbruch des 19. Jahrhunderts. Die spanische Herrschaft wurzelte trotz aller Mißwirtschaft in den Herzen der Kreolen. Kaum irgendwo — Buenos-Ayres ausgenommen — regte sich ein Geist politischer Selbständigkeit. Hispano Amerika lag in tiefem Geistesschlummer noch um die Jahreswende 1807/8. Erst bei Entthronung des legitimen bourbonischen Königshauses durch Napoleon rieb sich die Kolonialbevölkerung halb schlaftrunken die Augen. Am 14. Juli 1808 proklamierte Generalkapitän Casas in Carácas die Herrschaft König Joseph Bonaparte's. Das Volk sah sich zum ersten Mal zu einer politischen Stellungnahme gedrängt. Es veranstaltete begeisterte Kundgebungen für — König Ferdinand VII. Das Gleiche wiederholte sich mehr oder weniger in sämtlichen amerikanischen Provinzen.

Eine Central-Junta — zuerst in Madrid, nachher in Sevilla und Cadix — übernimmt in Spanien das Regiment an Stelle des in Gewalt der Franzosen befindlichen rechtmäßigen Königs. Sie vermag jedoch den Geschäften einer Kolonialregierung nicht nachzukommen. Am Sitze der Vicekönige und Generalkapitäne in Amerika bilden sich daher provisorische Juntas — zumeist im Namen Königs Ferdinand VII. oder doch von königlicher Gesinnung beseelt. Sie entheben die der Sache Joseph Bonaparte's ergebenen Statthalter ihres Amtes. In Quito kommt es hierüber — durch Gegenwehr der Bonapartisten zum ersten Blutvergießen. Dreihundert bourbonisch gesinnte Patrioten werden im Gefängnis gemordet. (2. August 1810).

In Carácas nehmen den 19. April 1810 kühne Patrioten den nicht bourbonisch gesinnten Generalkapitän Emparán gefangen und setzen eine provisorische Junta von Venezuela, Bewahrerin der Rechte Sr. M. König Ferdinand's VII. ein.

*) Orígines de la Revolucion Venezolana [1749]. Carácas 1883.

Der erste Schritt zur Selbständigkeit der Kolonien war geschehen. Die Central-Junta in Cadix anerkannte die provisorischen Junten in Amerika und die von ihnen geforderte Gleichstellung dieses Weltteiles mit dem Mutterlande. Die Central-Junta weicht aber einer Regentschaft in Spanien. In engherzigem Kaufmannsgeiste erklärt sich dieselbe mit den Cortes gegen die dem spanischen Handel nachteilige Gleichberechtigung der Kolonien. Ja sie behandelt diese als im Zustande der Rebellion begriffen. Über die Häfen Amerika's wird Blokade verhängt. Die Kolonien begegnen diesem unbesonnenen Schritt zum ersten Male mit Betonung des Rechtes ihrer Selbstbestimmung. Bald ist auf der ganzen Linie des bisher königstreuen Amerika „Independencia" das Losungswort.

Mexiko erhebt sich 1810 unter den Pfarrern Hidalgo und Morelos, proklamirt 1813 seine Unabhängigkeit, wird jedoch 1815, in Folge der Restauration Ferdinand VII. wieder königlich. 1821 erklärt es sich neuerdings unabhängig. 1822 ruft sich General Iturbide als Augustin I. zum Kaiser aus. Doch schon 1823 konstituiert sich Mexiko dauernd als republikanischer Bundesstaat. Das Generalcapitanat Guatemala sagt sich als „central-amerikanische Föderation" von Spanien los. Allein Cuba und Puertorico blieben der Krone Castilien erhalten. — Doch wir wenden uns ausschließlich dem Befreiungskampfe in Südamerika zu. Hier waren bereits 1811 Venezuela, Neu-Granada, Chile, sowie vornehmlich die La Platastaaten, in voller Rebellion, insbesondere Buenos Ayres. Trotz Spaltung seiner Patrioten in Unitarier und Föderalisten vermag die spanische Herrschaft das verlorene Terrain nicht wieder zu gewinnen. Nur Montevideo blieb bis 1814 königlich. Paraguay stürzte bereits 1811 das spanische Regiment, verfiel jedoch der Diktatur des eisernen Francia. — In Peru allein behaupteten die Spanier die volle Herrschaft.

In Brasilien, dem portugisischen Amerika, wurde, trotz republikanischer Zuckungen, die Monarchie aufrecht erhalten durch Verlegung der Residenz König Johann VI. von Lissabon nach Rio Janeiro von 1810—1821. Nach Johann VI. Rückkehr nach Portugal (1821), mit Zurücklassung seines Sohnes Dom Pedro als Prinzregent, begegnete dieser der 1822 drohenden Proklamierung der unabhängigen Republik durch Annahme der brasilianischen Kaiserkrone.

In Carácas sah sich die provisorische Junta bald nach ihrer Einsetzung, auf Grund der Drohung des Mutterlandes mit kriegerischer Exekution, zu Maßnahmen der Landesverteidigung genötigt. Die

Junta neigt, unter dem Einfluß Miranda's — eines alten Revolutionärs und schulgerechten Republikaners, eines Mannes von Thatkraft und Genie, festem aber starrem Charakter, eines kriegsgeübten Soldaten,*) immermehr zu nationaler Selbständigkeit. Oberstlieutenant Bolivar rief in einer Versammlung von Vaterlandsfreunden: „Wollen wir abwarten, was die Spanier für uns thun — da wir doch entschlossen sind, frei zu werden!? Wir haben 300 Jahre gezaudert. Legen wir den Grundstein zur Freiheit Südamerikas!" So erfolgte am 5. Juli durch die Repräsentanten der patriotisch gesinnten Provinzen die Erklärung der Unabhängigkeit vom Mutterlande. Venezuela konstituiert sich als Republik und nimmt eine der nordamerikanischen nachgebildete Verfassung in centralistischer Form an. „Der Föderalismus," meinte Miranda, ist zwar die Vollkommenheit einer Republik — doch taucht er nichts für ein Volk, welches 300 Jahre in Sclaverei gelebt."

Die royalistische Partei in Venezuela vereinigt sich mit den spanischen Truppen unter dem Schlachtruf: „Viva el rey y la inquisicion," wird aber von Miranda geschlagen. Das entsetzliche Erdbeben von Carácas am 26. März 1812 führt jedoch als ein vermeintliches Strafgericht Gottes, viele Republikaner in das spanische Heerlager zurück. Miranda, von Hilfsmitteln entblößt, schließt mit dem spanischen General Monteverde am 26. Juli die Kapitulation von Vitoria ab. Die Cortesverfassung wird in Venezuela eingeführt und die spanische Herrschaft wieder aufgerichtet. Durch Wortbrüchigkeit der Spanier erleidet Miranda ein qualvolles Siechtum und Ende im Kerker.**)

Simon Bolivar, damals Oberstlieutenant unter Miranda, war nach der Kapitulation von Vitoria nach Cartagena am Magdalenenstrom in Neu-Granada entkommen. Durch sein Ansehen als wirksamer Parteigänger Miranda's vermochte er 1813 die neugranadinischen Patrioten zu einem kühnen Streifzuge nach Carácas. Siegreich dringt er — mit seinem Anhänger, dem hochherzigen Patrioten Ribas als Generalstabschef — den Magdalenenstrom hinauf über die hohe Cordillere nach Venezuela, und wirft den spanischen General Monteverde. Am 4. August zieht er als Triumphator, unter Annahme des Titels als Diktator, in seine abermals befreite Vaterstadt Carácas ein. Doch bereits 1814 gewinnt der Royalismus, in Folge der Restauration Ferdinand VII., neuerdings Boden. Carácas ergibt sich wiederum den Spaniern. Bolivar entkommt ein zweites Mal nach

---

*) Vergl. meine Angaben über Miranda S. 144.

**) Desgleichen.

Cartagena. Die Patrioten ernennen ihn, den Befreier Venezuela's, zum Oberbefehlshaber mit dem Titel eines General-Capitäns von Venezuela und Neu-Granada.

Bolivar dringt auf neuen Befreiungszug nach Carácas. Die Patrioten machen denselben von vorheriger Eroberung des wichtigen Hafenplatzes von Santa Marta im Delta des Magdalenenstromes — des Schlüsselpunktes der Magdalenalinie, und somit Neu-Granada's — abhängig. Auf dem Wege dorthin (1815) ändert Bolivar plötzlich seine Marschrichtung und rückt vor das, gleichwohl von den Patrioten besetzte Cartagena. Hierzu bestimmten ihn persönliche Ränke. Es galt, einige Mitglieder der dortigen Agitationspartei, die sich seinem herrschsüchtigen Wesen nicht fügten, zu demüthigen. Durch diese Diversion erhielt die Sache der Patrioten einen tödlichen Streich. Nach halbjähriger Belagerung Cartagena's mußte Bolivar dieselbe aufgeben. Vor Cartagena war ein 10000 Mann starkes Entsatzheer aus Spanien unter Morillo erschienen. Bolivar flieht nach Jamaica. Morillo wird für den Entsatz von Cartagena zum Graf von Cartagena ernannt. — Die Befreiung Venezuela's war durch Bolivars unglücklichen Zug vor Cartagena um viele Jahre verzögert worden. Bei einheitlicher, zielbewußter Kriegführung der Patrioten hätte vor Ankunft des Heeres Morillo's aus Spanien der entscheidende Schlag geführt sein können.

Gegen Ende 1816 war das Vertrauen der Patrioten in ihre Sache und in Bolivar völlig erschüttert. Bolivar war von Jamaica nach Venezuela gekommen, wird bei Ocumare geschlagen, und flieht nach Haiti.

Im gesamten Hispano-Amerika war im Beginn des Jahres 1817 das Banner der Unabhängigkeit in den Staub getreten. Allgemein befürchtete man die Wiederbefestigung der spanischen Monarchie. In dieser verzweifelten Lage wies man in Haïti Bolivar auf die bisher planlose und widersinnige Kriegsführung hin. Durch sieben Jahre hindurch hatte man den Feind im Besitz des an unerschöpflichen Hilfsquellen reichen Hinterlandes, des Orinokogebietes, gelassen. Wurde er geschlagen, zog er sich dorthin in die Stromebenen zurück und brach von da verstärkt wieder hervor. Nunmehr entschloß sich Bolivar, Venezuela von Guyana aus zu erobern, d. h. vom Orinoko nach der Küste hin, anstatt umgekehrt wie bisher.

Die venezolanischen Generale Piár und Sedeño rücken nach Guyana vor. Im März vernichten sie die Spanier bei San Feliz. Admiral Brion — ein reicher Holländer und tüchtiger Seemann, der

Bolivar auf eigene Kosten ein Geschwader beschafft hatte — kommt ersterem mit der venezolanischen Flotte durch die Orinokomündung zu Hilfe. Angostura, die Hauptstadt von Guyana, wird erobert. Damit ist die Orinokolinie in den Händen der Patrioten. Piár tritt siegestrunken als Rivale gegen Bolivar auf. Dieser läßt ihn kriegsrechtlich erschießen.*)

Das Jahr 1818 beginnt für die Independencia Venezuela's unter glücklichster Constellation. Dennoch, infolge von Programmlosigkeit der republikanischen Heeresleitung und des wiedererwachenden Royalismus, büßt Bolivar bis zum Spätsommer in neun verlornen Schlachten seine sämtlichen Errungenschaften — mit Ausnahme einiger fester Stellungen am Orinoko — sein Glück und seinen Feldherrnnamen ein. Er tritt vom Oberbefehl zurück. An seiner Stelle wird Paëz auf das Schild der Prätorianer erhoben. Bolivar, noch im Besitz der vollziehenden Gewalt, eilt nach Angostura. Dorthin beruft er in seiner Not den längst als Bürgschaft politischer Freiheiten stürmisch verlangten National-Kongreß. Stets gab er sich im Unglück den Anschein eines freisinnigen und nur den souveränen Volkswillen vollziehenden obersten Beamten. Ein siegreiches Gefecht jedoch verwandelte ihn wieder in einen Autokraten. Im Kongreß erließ er am 20. Nov. eine geharnischte Proklamation gegen die jemalige Wiederzulassung der spanischen Zwingherrschaft. Ihr großartiger, pathetischer Tenor ist unnachahmlich.

Am 15. Febr. 1819 findet in Angostura die feierliche Eröffnung des ersten Kongresses statt. In den Annalen venezolanischer Geschichte wird diesem Ereignis eine größere Bedeutung beigelegt, als den siegreichen Schlachten. Der 15. Februar gilt als Geburtstag der Volkssouveränität. Bolivar legte die höchste Gewalt in die Hände der Repräsentanten nieder. Aus denselben empfing er sie neuerdings zurück. Durch Einberufung des Kongresses gewinnt sein Ansehen. Ist er nun doch nicht mehr Gewalthaber kraft eigenen Rechtes, sondern der Bevollmächtigte des souveränen Volkes! Ein bisher unumschränkter Herrscher erhält in seiner neuen gesetzmäßigen Eigenschaft als Vollzieher des Volkswillens Generalablaß ex tunc und ex post.

Während der vorbereitenden Arbeiten des Kongresses traf Bolivar in Angostura eine Botschaft der Neu-Granadiner aus Bogotá um Hilfeleistung im gemeinsamen Kampfe gegen die Spanier. Er sandte General Santandér mit einem kleinen Heere dorthin voraus und

*) S. Kapitel 39.

folgte ihm am 27. Februar mit der Nachhut nach Neu=Granada. Unter unsagbaren Mühen überschreitet dieselbe auf einer Paßhöhe von 11 000 Fuß unter bedeutenden Verlusten durch Eis und Kälte*) die Kordillere. Bei Tunja in Neu=Granada vereinigt sie sich mit Santandér. Auf den Feldern von Boyacá kommt es am 7. August zur ersten großen Entscheidungsschlacht im nunmehr achtjährigen Kampfe durch den Löwenmut der Deutschen und Britten von der Division Santandér. Vernichtet räumen die Spanier unter Barreiro den größeren Teil Neu=Granadas. Am 12. August zieht Bolívar in die Hauptstadt Bogotá ein.

Dem Siegeslauf der Patrioten hätte nunmehr bei einheitlichem Zusammenwirken nichts mehr Einhalt gebieten können. Doch — im Rücken Bolívar's, im Schooß des Congresses von Angostura werden Ränke gegen ihn geschmiedet. Bolívar erscheint auf diese Kunde hin im Dezember unerwartet in Angostura. Das wirkt wie Napoleon's Rückkunft von Elba. Die Empörer unterwerfen sich. Am 17. Dezember, dekretiert auf Grund des gemeinsamen Sieges der Venezolaner und Neu=Granadiner, der Kongreß von Angostura die Vereinigung Venezuela's und Neu=Granadas zu Einem Freistaate mit Einem Repräsentativkörper unter dem Namen der **Kolumbischen Republik**. Mit diktatorischer Gewalt bis 1821 ausgestattet, wird Bolívar Präsident.

Ende des Jahres 1819 waren die Patrioten Herren der Orinoko= und der Magdalenalinie, ausgenommen die Festungen Santa Marta und Carthagena im Mündungsgebiet des letzteren Flusses.

Trotz dieser Erfolge würde Columbien, wie überhaupt Südamerika — bei der aller Einheit ermangelnden Kriegsführung der Patrioten — ohne ein zufällig in diesen Tagen eingetretenes Begebnis in Spanien dauernd von den Spaniern behauptet oder wiedererobert worden sein. Am 1. Januar 1820 insurgirte in Cadix Commandant Riego vom Regimente Asturien die eben zur Einschiffung nach Südamerika bestimmten Truppen und rief die freisinnige Cortes=Verfassung von 1812 aus. Die Truppensendung nach Amerika unterblieb. Das brach den Mut der Königlichen daselbst und lähmte ihre Operationen. Morillo fordert zwar in einer Proklamation die Kreolen zur Unterwerfung unter die liberale Konstitution und das Königtum auf. Doch vergeblich. Nunmehr suchte er mit Heerführern der Patrioten zu unterhandeln. Bolívar ist geneigt, dem Blutvergießen Einhalt zu

*) Pferde und Geschütze gingen fast sämtlich verloren. Von 2500 Mann blieben nur 1000 wehrhaft. Über 100 Soldaten wurden durch die verdünnte Luft von Wahnsinn befallen.

thun. Doch erklärt der Kongreß von Angostura, nur auf „der Basis der Anerkennung der Souveränität und Unabhängigkeit Kolumbiens" sich in Friedensverhandlungen einzulassen. Die Feindseligkeiten nehmen daher ihren Fortgang.

Ende November vereinbaren indes die kriegführenden Parteien einen sechsmonatlichen Waffenstillstand. In dem Vertragsinstrumente wird jedoch mit keinem Wort der „Kolumbischen Republik oder der Unabhängigkeit" erwähnt. — Morillo hatte inzwischen den Kommandostab in die Hände La Torre's, anstatt des tüchtigeren Morales, niedergelegt. — Die sechsmonatliche Waffenruhe läuft im Frühjahr 1821 ab. Bolivar erläßt ein Manifest an die Truppen: „Kolumbien erwartet von Euch seine völlige Befreiung." Ein zweites (Befreiungshauptquartier Varinas 17. April) an die Kolumbier besagt: „der wiederbeginnende Krieg ist kein Mordkrieg, auch kein Krieg der Erbitterung; er ist ein geheiligter Kreuzzug."

Zu Cucutá wird im Juni durch den kolumbischen Kongreß Bolivars diktatorische Gewalt auf vier Jahre verlängert und Santandér zum Vicepräsident der kolumbischen Republik ernannt. Bei Ocaña (nahe Cucutá in Neü-Granada) soll im geographischen Mittelpunkte Kolumbiens eine gemeinsame Hauptstadt Bolivar erbaut werden.

Da, während der Tagungen des Kongresses, wird die große Entscheidungsschlacht in Venezuela bei Carabobo (nahe Valencia) am 24. Juni geschlagen. Die Ehre des Tages gebührte Bolivar und Paëz, neben ihnen der „heiligen Schaar" der Llaneros und der britischen Legion. Am 4. Juli zieht Bolivar in das verödete Carácas ein.

Carabobo war das Leipzig Kolumbiens. Die letzten festen Seeplätze daselbst, so Cartagena und Santa Marta, fallen hierdurch 1822 und 1823 den Patrioten in die Hände. Die letzten Spanier entkommen Ende 1823 nach Habana.

Venezuela, ja ganz Columbien, war geräumt!

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Geschichte der Independencia von Hispano-Süd-Amerika,

mit besonderer Berücksichtigung Venezuelas und der Thaten Bolívars.

II.

Der Kampf um Peru. Ende der Machtstellung Bolivars und der kolumbischen Republik. 1822—1830.

Bolívars Beweggründe zum Feldzug nach Peru. — Befreiungskampf der Chilenen; das buenos-ayrenische Hülfskorps unter San Martín. — Feldzug der kolumbischen Armee in Ekuadór und Peru. — Lage in Peru. — Die Kapitulation von Ayacucho. Ende der spanischen Herrschaft. — Republik Ober-Peru (Bolivia). — Bolívars höchste Machtstellung. — Verfall der republikanischen Staateneinheit. Partikularismus; Bürgerkrieg. — Bolívar und die Kaiserkrone. — Niedergang der kolumbischen Republik. — Ende Bolívars.

Das Werk der Befreiung Kolumbiens war vollbracht. So lange aber die Spanier noch einen Stützpunkt im südlichen und westlichen Südamerika besaßen, konnte Bolívar seine kolumbische Republik nicht als sichergestellt betrachten. Es galt, den Feind aus seinen Stellungen im Süden derselben zu vertreiben. Das Operationsgebiet der kolumbischen Armee wird somit auf die Hochebenen der Anden von Quito und Peru verlegt. Die spanische Herrschaft geht durch konzentrisches, endlich zielbewußtes Zusammenwirken der gesamten südamerikanischen Independenten nunmehr zu Ende. Trotz Bolívars phänomenaler Erfolge im Süden ging jedoch durch seine Diversion dorthin der Grundstein der auf eine machtgebietende Staatenbildung aufgebauten Unabhängigkeit Hispano-Amerikas, die kolumbische Republik, durch die Ränke der Sezessionisten in seinem Rücken während seiner Abwesenheit in Trümmer. Wohl wurde die Unabhängigkeit Südamerikas auf den Schlachtfeldern von Peru besiegelt, aber auch der Jammer seiner heutigen Anarchie.

Werfen wir vorerst kurz einen Blick auf die Verhältnisse, die sich inzwischen in den südlichen Provinzen vorbereitet hatten: Kein Staat Hispano-Amerikas — selbst Venezuela nicht — hatte solch heroische Anstrengungen zur Erkämpfung seiner Unabhängigkeit gemacht, als Chile. Hier war ebenfalls 1810 der bonapartistisch gesinnte Generalkapitän seines Amtes enthoben und durch eine königs-

treue Junta Gobernativa ersetzt worden. Doch bereits 1811 spricht ein Nationalkongreß die Unabhängigkeit von Spanien aus. Nach dreijährigem Kampfe gegen die Unterdrücker hatte 1814 der siegreiche General O'Higgins im Traktat von Talca die Garantie der Freiheit Chiles von jeglicher Einmischung Spaniens vereinbart. Treubrüchig bemächtigt sich jedoch der spanische General Osorio durch einen Handstreich der Hauptstadt Santiago und vollführt daselbst 1814 bis 1816 ein Schreckensregiment.

Inzwischen hatte ein Revolutionsheer aus Buenos Ayres mit wechselndem Erfolg gegen die feste spanische Position in Ober-Peru operiert. Der Kommandant des buenos-ayrenischen Korps, der ritterliche José de San Martin — neben Bolivar der hervorragendste Verfechter der Unabhängigkeit Hispano-Amerikas — erhält daraufhin den Befehl, die Verbindung durch die Pampas mit den bedrängten Chilenen, zum Zweck gemeinsamen Handels mit denselben, herzustellen. Über die eisigen Gebirgshöhen der Kordillere gelangt San Martin zu Anfang 1817 von Mendoza nach Chile, siegt bei Chacabuco über den spanischen General Moroto und hält seinen Siegeseinzug in Santiago. Uneigennützig lehnt er das ihm von den Chilenen übertragene Direktoriat des Freistaates ab, und überläßt es General O'Higgins. Doch bereits im März 1818 bedroht eine spanische Invasion unter Osorio, nach dessen Sieg bei Talca über San Martin, neuerdings Santiago. Mit letzter Kraftanstrengung wehren die Chilenen, unterstützt von den Buenosayreniern San Martins, den Zugang zur Hauptstadt. Vor ihren Thoren wird Osorio vernichtet. Zum Dank für die Hilfe aus Buenos Ayres wird jeder buenos-ayrenische Bürger Ehrenbürger von Chile. Zur Abtragung der bedeutenden Kriegsschuld an die argentinischen Erretter, sowie zur Beendigung des heiligen Kampfes opfern die besitzenden Familien Chiles ihr Silber und kostbares Geräte. Am Thor der Stadt verkündet ein Anschlag mit großen Lettern diese erhabene Gesinnung. Da liest man: „Fremder, der du dies Land betrittst, Nationen des Erdkreises, entscheidet, ob solch' ein Volk unterjocht werden kann?!"

Im März 1820 war San Martin mit einer Armee von Buenos Ayres wiederum nach Chile aufgebrochen, um einen Angriff zur See gegen das Herz der spanischen Stellungen, Peru, zu unternehmen. Bei Mendoza meutern seine Mannschaften. Er erhält aus Buenos Ayres den Befehl zur Rückkehr. Da ruft ihn ein Pronúnciamento der chileno-argentinischen Offiziere zum Oberbefehlshaber ihres Freikorps aus. San Martin scheidet damit aus dem Verband von

Buenos Ayres aus und wird General im Dienste der Chileno-Republik.

Aus Valparaiso segelte den 21. August die chilenische Flotte, das 4000 Mann starke Heer San Martins an Bord, nordwärts nach dem 330 geographische Meilen entfernten peruanischen Hafen von Callao, nahe Lima. Der chilenische Admiral Lord Cochrane schließt daselbst die spanische Seemacht ein. San Martin pflanzt das Banner der Freiheit an der Küste Perus auf und rückt vor Lima.

Bei seinem Siegeseinzuge daselbst (6. Juli 1821) wird er zum Protektor von Peru ernannt. Bald versetzen ihn jedoch Entzweiungen im eigenen Heerlager, angesichts der Streifzüge unternehmender spanischer Generale, in die bedrängteste Lage. —

Das war der Stand der Dinge in Peru, als Bolívar zu Anfang 1822 mit der kolumbischen Armee über das südliche Hochland von Neu-Granáda dorthin aufbrach. Die Vorhut unter General Sucré siegt am 15000 Fuß hohen Pichincha (im heutigen Ekuador). Quito fällt in die Hände der Befreiungsarmee. Sucré siegt abermals bei Rio-Bamba (am Fuß des Chimborazo). Bolívar und San Martin begegnen sich in Guayaquil. San Martin ist entschlossen, das Befreiungswerk von nun an Bolívar zu überlassen. Nach Lima zurückgekehrt, legt er die oberste Gewalt als Protektor von Peru nieder und zieht sich ohne Eigennutz und Ehrgeiz in das Privatleben zurück. Alle Ehre dem Charakter San Martins.*) Verhängnisvoll wurde die Einverleibung der Provinz Guayaquil (oder Quito) in die kolumbische Republik unter dem Namen Departemento del Ecuadór. Das quitenische Gebiet war zwar seit 1710 dem Vizekönigreich Neu-Granáda angehängt. Von seiner früheren Einverleibung in Peru her (1548) leiteten jedoch die Peruaner ein vermeintliches dauerndes Recht auf dasselbe her — und begegneten von Stund an den Kolumbiern mit Mißtrauen.

Sucré eilte Bolívar als Geschäftsträger voran nach Lima. Hier findet er Verbitterung und Verwirrung infolge San Martins Rücktritt. Mit einer Verfassungsänderung verliert man kostbare Zeit. Der spanische General Canterac bekommt hierdurch Lima in seine Gewalt. Peru bot in diesen Tagen, durch völlige politische Zerfahrenheit und Ermangelung republikanischer Größe, einen Vorgeschmack der späteren

*) Konstantin Bulle in seiner Geschichte der neuesten Zeit bezichtigt ihn ehrgeiziger Pläne. Er habe nach der Kaiserkrone gestrebt, und sich aller seinem Ehrgeiz unbequemer Parteigenossen zu entledigen gesucht.

staatlichen Ohnmacht der demokratischen Staatenbildungen Hispano-Amerikas.

Uneingedenk der ernsten Lage des Vaterlandes, spalteten sich die Freunde der Unabhängigkeit in zwei sich befehdende Parteien. So hatte das „republikanische“ Peru im Laufe des Jahres 1823 einen Kongreß und einen Gegenkongreß, einen Präsidenten der Republik, Riva-Aguero, und einen Gegenpräsidenten, Valdiviefo, aufzuweisen. Beide Fraktionen waren allein einig in eifersüchtiger Zurückweisung jeder Einmischung der Kolumbier bezw. Bolivars. — Aber ein Glück bei ihrer Entzweiung war die gleichzeitige Spaltung unter den Königlichen. Gegen den Vizekönig La Serna tritt General Olañeta als Gegenvizekönig auf.

In dieser allgemeinen Verwirrung ruft endlich eine Deputation eins gewordener Anhänger beider Kongresse Bolivar zur Errettung des Landes aus Guayaquil nach Lima. Bei seiner Ankunft daselbst am 1. September ernennt ihn der Kongreß zum Diktator von Peru.

Eine große Befreiungsarmee wird aus den bisher in Peru kämpfenden Patrioten, Chilenen und Buenos-Ayreniern, sowie aus den 10 000 Mann starken kolumbischen Truppen gebildet. Sucré wird Chef des Generalstabes. Im Juli setzt sich das Heer nach Ober-Peru in Bewegung. Bei Pasca, 12 000 Fuß hoch, an den Quellen des Marañon, hält Bolivar Heerschau. In einem Reitergefecht auf der Hochebene von Junin wird der spanische General Canterac geworfen (4. August). Eiseskälte raffte in der Nacht die Verwundeten dahin. Die Regenzeit steht bevor. Bolivar zaudert, den Kampf fortzusetzen. Vielmehr läßt er sein Heer unter Sucrés Oberbefehl kantonnieren. Er selbst begiebt sich nach Lima. Durch Bolivars Abgang ermutigt, sucht Vizekönig La Serna die Befreiungsarmee von Lima abzuschneiden. Sucrés Heer verläßt daraufhin die Winterquartiere und sucht im Parallelmarsch mit den Spaniern durch das zerklüftete, von Regengüssen ausgewaschene, peruanische Hochland die Verbindung mit Lima zu gewinnen. Am Abend des 8. Dezember stehen sich beide Heere auf der 9600 Fuß hohen Hochebene von Ayacucho gegenüber. Die Kälte am frühen Morgen des 9. Dezember macht die Tapfersten verzagt. Da durchbricht die Tropensonne belebend die schneidende Luft und weckt die Kampfbegier. Sucré reitet die Front seiner Truppen ab. „Von den Thaten des heutigen Tages hängt das Schicksal Südamerikas ab“, ruft er. Und Sucré behielt Recht. **Die Schlacht von Ayacucho** brach endgiltig die spanische Herrschaft in Südamerika. Unter den Patrioten zeichneten

sich vornämlich die Husaren des Regimentes Junin und die reitenden Grenadiere von Buenos Ayres unter General Miller aus.

Noch am selben 9. Dezember wird die Kapitulation von Ayacucho abgeschlossen. 16 spanische Generale, unter ihnen der Vizekönig La Serna und Canterac, 560 Offiziere und über 3000 Mann erhalten freien Abzug nach Spanien bezw. Habana. Sucré erhält den Ehrentitel: Großmarschall von Ayacucho.*)

In Peru, der einzigen noch zum Teil spanisch verbliebenen Provinz, halten sich die Königlichen allein noch in der festen Hafenstadt Callao, in den unwegsamen Gebirgen am Titicacasee und in Ober-Peru. Hier behauptet sich der bisherige Gegen-Vizekönig Olañeta. Sucré fordert ihn am 1. Januar 1825 vergeblich zum Beitritt zur Kapitulation von Ayacucho auf und rückt hierauf gegen seine feste Stellung in Potosì heran. Vor Potosí erfährt er, daß Olañeta in einem Gefecht gegen seine eigenen, meuterischen Truppen zum Tod verwundet worden. Spaniens letzter Vizekönig in Südamerika war dahin! In Potosí ward Bolívars erstes Denkmal im befreiten Südamerika aufgestellt.

In Lima hatte der Kongreß nach der Siegesnachricht von Ayacucho Bolívar den Ehrentitel „El Libertadór" verliehen. Bolívar begiebt sich zur Armee nach Ober-Peru. Unterwegs in Arequipa verfügt er die Errichtung der „Republik Ober-Peru." Den 10. Juni hält er seinen Triumphzug durch das Thor der alten Inka-Residenz Cuzco,**) der heiligen Stadt der Sonne. Tausend Señoras harren seiner im Trauergewand, als Zeichen der Klage um die Toten im Kampfe für das Vaterland. Eine Abordnung derselben überreicht ihm, dem Befreier, eine goldne Bürgerkrone. Bolívar, ein allzeit geschickter Politiker, heißt sie auf die Schläfe eines Würdigeren, des Siegers von Ayacucho, des Großmarschalls Sucré, drücken. In La Paz empfängt er die Deputation der Generalversammlung von Ober-Peru. Diese hatte der Unabhängigkeit Ober-Perus unter der Benennung: „Republik Bolivar" zugestimmt und Bolívar für die Dauer seines Aufenthaltes im Lande die oberste Gewalt übertragen. Bolívar stand nunmehr auf dem Gipfel seiner Macht. Er war, mit diktatorischer Gewalt, Präsident der columbischen Republik, Diktator von (Nieder-) Peru und im Besitz der obersten Gewalt in Ober-Peru (späterhin

*) Am Tag von Ayacucho — es war eine seltsame Fügung — verlieh in Madrid Ferdinand VII. dem peruanischen Vizekönig La Serna den Titel: Conde de los Andes. Larrazabal, Vida del Libertadór II, 271.

**) Cuzco, Capital del Sol, Emporio de los Incas. — Larrazábal II, 308.

Bolivia). Über Potosi langte er Ende des Jahres in der oberperuanischen Hauptstadt Chuquisaca an.

„Bürger der Republik Bolivar", sagt der Libertador in einer Proklamation vom 1. Januar 1826 in Chuquisaca, „dem Volk von Peru bin ich Rechenschaft über meine Staatsverwaltung schuldig. Ich eile nach Lima. Der Großmarschall von Ayacucho bleibt an Euerer Spitze."

Daraufhin genehmigt der Kongreß in Chuquisaca die von Bolivar entworfene Konstitution, den Código Boliviano, und erwählt Sucré zum lebenslänglichen Präsidenten. Die Hauptstadt Chuquisaca wird nach ihm Sucré benannt. Sucré nimmt — klüglich und ahnungsvoll — die Präsidentschaft nur auf zwei Jahre an. Bereits zum Jahreswechsel tritt denn auch ein Rückschlag in der Begeisterung für Bolivar und die Kolumbier ein. Der neue Freistaat will nicht mehr den Namen Bolivar führen und nennt sich Bolivia.

Am 19. Januar kapitulierte die peruanische Hafen-Veste Callao, das letzte Bollwerk der Spanier in Südamerika — genau dreihundert Jahre nach Pizarro's Aufrichtung der spanischen Herrschaft in Peru (1526). Südamerika war hiermit für immer von den Spaniern geräumt.

Wer hätte da — bei dem rauschenden Jubel des Neujahrsfestes 1826 in Chuquisaca, unter Bolivar's Anwesenheit, ahnen sollen, daß nach vier Jahren Alles, bis auf den leeren Schatten der Unabhängigkeit, dahin war! Ja, nach vier Jahren war Bolivar dahin, die kolumbische Republik dahin — alle Einheit und Zusammenwirken der neuen republikanischen Staatenbildungen, die Bürgschaft der sittlichen Größe eines freien Volkes und der Entfaltung seiner wirtschaftlichen Kräfte dahin. Sezession war das allgemeine Losungswort. Der Bürgerkrieg loderte in hellen Flammen auf.

Der Partikularismus der unter der spanischen Herrschaft scharf getrennten Staateneinheiten durchbricht — von nationalen Eigentümlichkeiten, von Sonderinteressen und Ehrgeiz Unzufriedener genährt — die Idee der Solidarität des hispano-amerikanischen Völkerbundes.

Dieser kaum glaubliche Umschwung in der Stimmung des eben befreiten Volkes findet seinen Schlüssel und zugleich beredtesten Ausdruck in dem erbitterten Parteiruf in Lima — bereits Mitte 1826 — gegen die kolumbischen Unterdrücker: „Das kolumbische Joch ist unerträglicher wie das spanische." Eine Verschwörung mit dem Endziele, Bolivar wegen „seines maßlosen Ehrgeizes und Herrschsucht" am 26. Juli während der Feier des Unabhängigkeitsfestes zu ermorden, wird noch zu rechter Zeit entdeckt. Auf das hin legt dieser die Prä-

sidentschaft Kolumbien's in die Hände des Vicepräsidenten Santandér in Bogotá nieder. Bolívar weiht seine Dienste allein noch der peruanischen Republik. Doch — das sollte nicht von langer Dauer sein! In Kolumbien hatten nämlich die Verhältnisse während Bolívar's langer Abwesenheit in Peru durch partikularistische Sonderbestrebungen einen bedenklichen Charakter angenommen. General Paëz, Militairgouverneur von Carácas, wollte als Venezolaner, aus Abneigung gegen die Neu-Granadiner und aus persönlicher Ränkelust, sich den Befehlen des ihm verhaßten, in der kolumbischen Bundeshauptstadt Bogotá in Neu-Granada residierenden Präsidenten Santandér nicht unterordnen. Die ostentative Schilderhebung des durch Santandér daraufhin in Anklagestand versetzten Paëz führt zum Bruche mit der kolumbischen Verfassung. Umsturz und Bürgerkrieg drohen. In dieser Notlage ruft Santandér Bolívar aus Lima zu Hülfe. Aber auch Paëz ruft ihn gegen das angeblich schlechte Regiment Santandér's an.

„Kolumbien ruft mich — und ich kann mein Ohr gegen seine teuere Stimme nicht verschließen," klagt Bolívar in Lima. Trauer und Schluchzen erfüllen die Stadt.

„Du durchbohrst uns das Herz — du vernichtest unsere Kinder — du selbst nimmst uns das Leben wieder, das du uns gegeben," jammert das Volk von Peru.

„Sind die Gefahren, welche dich hinwegrufen, drohend für Kolumbien — nun so beschwöre sie mit der Größe und Erhabenheit deiner Seele von hier, vom herrlichen Lande der Inkas aus," sagt ihm eine der Deputationen. Frauen dringen in ihn zum Verbleiben mit unwiderstehlichen Schmeicheltönen.

„Señoras", stößt der Libertadór gepreßt hervor: „Schweigen ist die einzige Antwort auf solche Worte, die nicht nur das Herz, nein, auch das Pflichtgefühl bethören. — — Mi patria — — ah Señoras — Colombia!" Lima fleht, Lima nimmt drohende Geberde an; doch Bolívar enteilt am 3. September nach Bogotá. Mit ihm ist die Jugendfrische der peruanischen Republik dahin!

Von Bogotá begibt sich Bolívar, behufs Ausgleichung der Spaltung zwischen Venezuela und dem kolumbischen Verbande nach Carácas. Die durchgreifende Persönlichkeit des „großen Sohnes von Carácas" vermochte bei seinem Triumphzuge daselbst 10. Januar 1827 als heimkehrender Befreier aus Peru, Paëz und die Venezolaner zum nochmaligen Festhalten an der kolumbischen Bundeseinheit. In einer optimistischen Proklamation an die Kolumbier sagt der Libertadór: „Der Dämon der Zwietracht ist aus Kolumbien gewichen. Kein innerer Feind ist

mehr innerhalb seiner Grenzen. Neu-Granadiner! Eure venezolanischen Freunde sind auf immer Eure Mitbürger, Eure Waffengefährten! —"

Über den festlichen Einzug des Libertadór in Carácas an der Seite des besänftigten Paëz sagt Larrazábal: „Die Beredtsamkeit eines Demosthenes und die Sprechweise eines Cicero fänden nicht Worte für diese nicht enden wollenden Jubeltöne aus den Herzen der Karakenier." Wahr ist: An keinem Tage seines an Ruhm und Huldigungen so reichen Lebens leuchtete ein ähnlicher Glorienschein über dem Libertadór.

Doch von der Estrade des Triumphators und Friedenbringers in Carácas sollte Bolivar schon jetzt die erste Stufe herabtreten zur Via dolorosa nach seinem Mausoleum in Santa Marta.

Santandér, erbittert über Bolivars Entgegenkommen gegen den aufständischen Paëz, schließt sich der dem Libertadór feindlichen Strömung in Neu-Granada an. Durch die von ihm betriebene Losreißung Neu-Granada's von Venezuela suchte er sich seines Nebenbuhlers Bolivar zu entledigen, da dieser alsdann als Ausländer nicht mehr die oberste Gewalt in Bogotá künftighin bekleiden könne.

Paëz will nun aber daraufhin Venezuela auch nicht weiter als Bestandteil Kolumbiens unter des gehaßten Santandér's Präsidentschaft wissen. Verbittert wirkt er abermals für Lostrennung Venezuela's von Neu-Granada und Quito.

In Lima revoltieren gleichzeitig die kolumbischen Besatzungstruppen gegen die Diktatur Bolivar's — insgeheim von Santandér unterstützt. Marschall La Mar, ein ränkesüchtiger Gegner Bolivar's, bemächtigt sich der Gewalt in Peru. Er entsendet Truppen zur Insurrektion Ekuador's gegen den „Tyrannen Bolivar."

Auf diese Nachrichten aus Peru hin glaubt der Libertadór die Zügel der kolumbischen Regierung wieder ergreifen zu sollen. In einem Manifeste an die Kolumbier sagt er: „Meine dreifache Pflicht als Bürger, als Befreier und Präsident heißt mich neuerdings nach den fernen südlichen Grenzen der kolumbischen Republik eilen. Schart Euch um das nationale Banner, das im Triumphzug von der Orinokomündung bis zu den eisigen Höhen um Potosi entfaltet wurde."

Vergeblich sucht Santandér in Neu-Granada den heiligen Krieg gegen Bolivar, den „Unterdrücker der Volksfreiheit", anzufachen. Vergeblich demonstriert er, der Fundamentalvertrag der kolumbischen Republik sei durch Venezuelas Secession aufgelöst. Bolivar zieht festlich in Bogotá ein (10. September). Ja, Santandér selbst empfängt ihn, geschmückt mit dem Orden vom Brustbild des Libertadór. — Welch

eine republikanische Seelengröße! Großmütig verzeiht Bolivar und übernimmt wieder die Regierung Kolumbiens.

Somit hatte sich der Himmel zu Anfang 1828 über Kolumbien wieder aufgehellt. War doch zudem Kunde von der Pacification Ekuadors eingetroffen. Doch bereits im März ist die Staateneinheit Kolumbiens neuerdings bedroht durch den erbitterten Zusammenstoß der Anhänger des Unitarismus unter fester Zentralgewalt mit Bolivar an der Spitze, und den Bolivar feindlichen Föderalisten in der Versammlung der Provinzialdeputirten von Kolumbien in Ocaña.

Schmerzlich klagt Bolivar: „Nach siebzehnjährigem Kampf ohne Gleichen hat uns das Mutterland eine Schwester geboren, grausamer als die Megäre, vatermörderischer als Jupiter, und blutgieriger als Bellona — — ich meine die Anarchie." Die Anarchie herrscht thatsächlich im Schooße der Deputirten-Versammlung. Beschlußunfähig löst sich dieselbe auf. Bolivar will seine Gewalten niederlegen.

Angesichts dieser Gefahr erhebt in Bogotá eine Junta von Notablen der Stadt, Bolivar's Verbleib an der Spitze der kolumbischen Republik mit absoluten Gewalten zum Beschluß. Dieser sog. Akte von Bogotá vom 13. Juni schließt sich die Mehrheit der Patrioten in allen Landesteilen an — ja selbst Dissidenten wie Paëz und — Santandér.*) Bolivar nimmt klüglich an Stelle des anfechtbaren Titels eines Diktators den eines Libertadór Presidente an. Venezolanische Geschichtsschreiber berichten einen damaligen, für die Galerie berechneten, Ausspruch von ihm: „Wie kann von Freiheit in Kolumbien die Rede sein, so lange wir eine Diktatur haben."

Doch die Illusionen über die Neubefestigung der Einheit Kolumbiens unter dem unumschränkten Regiment Bolivar's mußten bereits drei Monate später durch den Ausbruch einer Militär-Verschwörung in Bogotá in der Nacht zum 25. September schwinden. Meuternde Truppen dringen in den Palast des Libertadór ein. Sein Adjutant Ibarra wird bei Verteidigung seines Herrn niedergestreckt. Bolivar entkommt durch einen Sprung vom Balkon und hält sich in einem Abzugsgraben versteckt. Unter den Verschwörern befinden sich

*) In Konstantin Bulles Geschichte der neuesten Zeit I, B., 82 wird diese Akte als Staatsstreich Bolivars angesehen. Demnach hätten zu „diesem Zweck" seine Anhänger den Kongreß von Ocaña gesprengt, im Einverständnis mit den Bürgern von Bogotá die Verfassung für aufgehoben erklärt und Bolivars unumschränkte Gewaltherrschaft ausgerufen. Insgeheim habe Bolivar Verhandlungen über Aufrichtung einer Monarchie gepflogen.

Santandér und der kolumbische Admiral Padilla. Dieser büßt auf dem Schaffot; jener wird landesverwiesen.

Gleich darauf ruft ein neuer Aufstand in Peru gegen Bolívar und das kolumbische Übergewicht, ja die Insurgierung Bolivia's und Ekuadór's durch die Peruaner, den Libertadór — bereits lebensmüd und gebrochen — nochmals mit einem Heer nach dem fernen Süden. Sucré muß vor einer Übermacht Bolívar feindlicher peruanischer Freischaaren Bolivia für immer verlassen. Er stößt zu Bolívar in Ekuadór und schlägt daselbst die Peruaner Anfang 1829 bei Tarqui. Auf die Nachricht des inzwischen erfolgten Sturzes der revolutionären Regierung in Peru hin kommt es zwischen ihm und den Peruanern — indeß Bolívar an der Spitze einer Armee von Quito auf Lima marschiert — zur Unterzeichnung des Friedens mit Kolumbien. Doch gilt das bisherige Verhältnis einer Art von Personalunion zwischen Peru und Kolumbien durch Bolívar's Rücktritt von der obersten Gewalt in Peru für aufgehoben.

In Guayaquil verfällt Bolívar in eine tötliche Krankheit. In einem politischen Testamente über die Vorzüge der verschiedenen Regierungsformen äußerte er daselbst: „Jedwede sei zulässig, vorausgesetzt, daß sie die „individuellen Garantien und die nationale Unabhängigkeit nicht gefährde.“

Nach Kolumbien zurückgekehrt, steht noch einmal der Libertadór auf der Höhe seiner Macht und seines Ansehens. Ausgezeichnete Patrioten, ja selbst Paëz, drängen ihn, sich als Emperadór de los Andes die Kaiser-Krone aufzusetzen. In Bogotá hatte sich der Ministerrat einstimmig für eine konstitutionelle Monarchie, wie für des Libertadór Erhebung zum „primér rey de America“ ausgesprochen. Gleiche Hinweise gingen von auswärtigen Kabinetten ein — ja selbst von den Stützen des Gottesgnadenkönigtums, wie Alexander, Karl X. und — wer sollte es glauben — sogar von Metternich, uneingedenk der Legitimität Ferdinands VII. Bolívar ließ sich aber nicht bestimmen (wohl nicht, wie Larrazabal annimmt, aus republikanischem Doktrinarismus und katonischer Uneigennützigkeit, sondern wohl eher, wie Baralt glaubt, weil er den schlechten Eindruck der Einführung der Monarchie befürchtete). Emphatisch betonte er: „Selbst wenn Kolumbien einen Thron errichtet, nehme ich ihn nicht an. Nicht einmal die Hand will ich zu seiner Aufrichtung reichen — ich will nicht unsere bestehende Regierungsform in Mißkredit bringen.“ Bolívar's klüglich schlichte demokratische Äußerungen fanden immer Wiederhall, wenn er sagt: „Ich bleibe einfacher Ciudadano y primer saldado de la Libertad

Americana." „Die Degen meiner Tapferen sollen mit tausend Stichen meine Brust durchbohren, wenn ich jemals die Nationen, denen ich die Freiheit schenkte, unterdrücken sollte. Die Autorität des Volkes soll allein oberste Gewalt auf Erden sein."*)

Bolívar's Charakter und Überzeugungen gingen trotzdem alle Bedingungen eines „Vollziehers des Volkswillens" ab. Die Errichtung der Monarchie war jedoch, trotz Bolívars Hinneigung zu ihr, zur Stunde, durch Mißliebigkeit des spanischen Königtums, durchaus inopportun. Bolívar erübrigt somit nur, seinem diktatorischen und persönlichen Regiment einen verfassungsmäßigen demokratischen Anstrich zu geben.

Noch aber war 1829 — nicht vorüber! Die Novembertage rüttelten noch ein letztesmal mit infernaler Gewalt — und dießmal mit Erfolg — an dem Bestande Kolumbiens und an dem Lebensmark des Libertadór. In Venezuela obsiegte neuerdings der secessionistische Geist. Auf Betreiben von Paëz erfolgen Kundgebungen zu Gunsten der Unabhängigkeit Venezuela's von Kolumbien und von Bolívar. „Der Name des Tyrannen muß der Vergessenheit anheim gegeben werden", ruf man. — „Lieber die Spanier als Bolívar", zetert Paëz. Ja ein Mething der Notablen von Carácas spricht sich am 26. November für Ausschluß Bolívar's von der obersten Gewalt und deren Übertragung auf Paëz aus. Der Partikularismus in Venezuela triumphiert über den kolumbischen Unitarismus. Der dissidente Geist der Venezolaner frißt wie ein Krebsschwür in ganz Kolumbien um sich. Bolívar hatte einen kolumbischen „konstituierenden" Kongreß zur Beratung eines neuen Grundgesetzes am 20. Januar 1830 in Bogotá versammelt.

In seiner Botschaft an den Kongreß spricht der Libertadór die Notwendigkeit der Wiedergewinnung der abtrünnigen Provinz Venezuela aus. Er habe Paëz dieserhalb zu einer Begegnung eingeladen. Hierzu hole er die konstitutionell gebotene Vollmacht ein. Auf Antrag der dissidenten Venezolaner und Parteigänger von Paëz wird der Antrag Bolívar's abgelehnt. Hingegen wird eine „Friedensmission" in Person des Großmarschalls von Ayacucho und des Bischofs von Santa Marta nach Venezuela entsendet. An der venezolanischen Grenze wird die Deputation angehalten. „Kein Abgesandter von Kolumbien fände, auf Befehl von Paëz, Einlaß in Venezuela." Das böse Beispiel verdirbt. Selbst getreue Unionisten im Kongreß

*) Toastrede nach der Schlacht von Ayacucho.

von Bogotá werden schwankend. Daraufhin erklärt der Libertadór am 27. April dem Kongreß: „Ich scheide nunmehr für immer von Kolumbien. Den Stein des Anstoßes und das Hemmnis für seine Ruhe und Einheit hoffe ich damit zu beseitigen.“ — In ihrer Verblendung gibt die konstituierende Versammlung bei der demnächstigen Präsidentenwahl nicht eine einzige Stimme für Bolívar ab.

Von Gram erfüllt, kehrt Bolívar — den Tod im Herzen — der kolumbischen Hauptstadt am 8. Mai den Rücken. Nur ein Geleitspapier auf seiner Via dolorosa verwahrte er, der Alles hinter sich gelassen, auf dem Herzen: Eine Botschaft der treuen Bewohner Quito's, Bolívar solle seine Residenz von nun ab in Ekuadór aufschlagen. „Nehmen Ew. Excellenz Ihre Wohnstätte im hohen Felsenhorste auf der Spitze des Chimborazo. Dahin vermögen die Bosheit und Verleumdung nicht ihre giftigen Pfeile abzuschießen. Unter den Sterblichen ist nur allein Bolívar würdig, in unerreichter Glorie sein Haupt dort oben niederzulegen.“

Abgezehrt und krank, begiebt sich Bolívar nach Carthagena, um sich nach Europa einzuschiffen. Hier trifft ihn die erschütternde Kunde von der Ermordung des edlen Sucré, des Großmarschalls von Ayacucho und Präsidenten der kolumbischen Republik nach Bolívars Abdankung, in einer Bergschlucht im südlichen Neu-Granáda. „Sucré ist tot,“ ruft Larrazábal, — „nein, nicht tot, denn der Ruf seiner Thaten stirbt nicht. In ihrem unvergänglichen Ruhm lebt er selbst auf Erden unvergänglich fort.“

Aber in Carthagena treffen den Libertadór noch schlimmere Hiobsposten. In Carácas spricht sich der von Páëz einberufene Kongreß gegen jeden Ausgleich zwischen Venezuela und Kolumbien aus, so lange noch Bolívar — der Despot, der Tyrann von Kolumbien, der Anwärter auf den Kaiserthron, der undankbare Sohn von Carácas, das Scheusal voll Arglist und Niedertracht — auf kolumbischem Boden (in Carthagena) weile. „Die Existenz Bolívars ist unheilbringend und bedrohlich für die Republik. Sein Name ist nur wert, der Austilgung anheimzufallen“ eifert General Páëz. Ja, einige Deputierte wollen Bolívar außerhalb des Gesetzes gestellt sehen.

Überwältigt von Schmerz über so viel Undank, erfährt der kranke Bolívar in Carthagena noch eine letzte Schilderhebung durch seine Getreuen in Neu-Granáda. Noch einmal wird er durch Acclamation der Unitarier zum Oberhaupt der Republik erwählt. Bolívar dankt. „No espero salud pará la patria,“ schrieb er an einen Anhänger. „Die Quelle aller Gesetzmäßigkeit ist das freie Stimmrecht der Völker, nicht

aber das Echo eines Militäraufstandes, und auch nicht die Kundgebung einiger Freunde.“ Der Kongreß von Ekuadór ruft zugleich Bolívar als: padre de la patria und Protektor von Süd-Kolumbien aus. Doch der Libertadór entsagt allem Erdenruhm.

Todesmüd wartet er seit sechs Monaten in Carthagena auf — ein Reisegeld nach Europa. Wohl hatte ihm der Kongreß in Bogotá 30 000 Pesos jährlich bewilligt, aber in Bolívars opferwilligen Händen bleibt kein Centabo zurück. Dankbar bietet Bolivia dem verarmten Begründer von fünf Republiken die gut honorierte Stellung eines bevollmächtigten Ministers beim päpstlichen Stuhle an. Dem Libertadór aber verbleibt nur noch, in Charons Nachen zu steigen. „El sepulcro estaba abierto*) esperando la ilustre victima,“ klagt Larrazabal. Ein Segelboot verbringt Bolívar am 1. Dezember nach dem benachbarten Küstenplatz Santa Marta, zu dem ihm befreundeten Bischof. Der Diener der Kirche beut ihm hier die Heimstatt — ewiger Ruhe. Die geweihte Erde des Totenackers schließt sich am 20. Dezember über dem Überwinder der Spanier Amerikas.**)

„Bolívar starb und mit ihm war Kolumbien dahin.“***)
— — — Fuit Ilium et ingens
Gloria Teucrorum!

---

*) Stand offen.

**) S. das Nähere über Tod und Ruhestätte Bolívars in Kapitel 25.

***) Die definitive Auflösung der kolumbischen Republik erfolgte im Novbr. 1831.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Denkmale venezolanischer Geschichte.

Historienbild der Acta de Independencia; der 5. Juli 1811. Miranda. — Brustbild Bolívars. Porträt- und Charakterskizze. Bolívar im Lichte der Geschichtsschreibung. — Pizarros Fahne. — Der palacio federal: Kapitol; Wappen Venezuelas. — Vor den Bildnissen der Heroen der Independencia. — General Andrés Ibarra. — Bilder Guzmán-Blancos und Bolívars. — Kongreßsaal. — Guzmán-Blancos Krönung durch Nikä. — Bolívar-Ikonolatrie. — Reiterstatue Guzman-Blancos. — Statuen in Carácas. — Reiterstatue Bolívars. Sein dreimaliger Siegeseinzug in Carácas. Caracenierinnen vor seinem Triumphwagen.

„Kommen Sie, ich zeige Ihnen das Historienbild von Martin Továr hier nebenan im Palacio municipal,“*) bemerkte mir Mgr. Journé auf dem Bolívar-Platze.

Im Sitzungssaale des Consejo municipal**) bedeckt ein Ölgemälde mit lebensgroßen Figuren eine ganze Wandfläche — ein Gegenstück zu Davids unvollendetem, großartigem Entwurf des Schwures im Ballhaus in der Nationalgalerie in Versailles. Der Maler Továr hat den in stürmischer Versammlung im Regierungspalast zu Carácas am 5. Juli 1811 seitens der Repräsentanten der Provinzen erfolgten ersten revolutionären Beschluß der Lossagung vom Mutterlande Spanien mit Meisterhand dargestellt.***) Mit Recht sehen die Venezolaner in dieser Acta de Independencia den Grundstein der Unabhängigkeit ihres Landes — ja ganz Hispano-Amerikas. Lassen wir hierüber den Geschichtsschreiber Larrazábal†) sprechen:

„Die Deklaration vom 5. Juli 1811 ist die Entmündigungserklärung des Neuen Weltteiles. Bei ihrer Unterzeichnung konnten die Abgeordneten der venezolanischen Konföderation ausrufen: Der Tag Amerikas ist angebrochen. Der Himmel wird nicht mehr in unsere Ketten willigen.“

Die bedeutsamste Figur des Gemäldes ist die Mirandas††), des Bahnbrechers der patriotischen Bewegung. Entschlossenheit, rücksichtslose Starrheit und Härte, unentwegte Willenskraft, wuchtige Persön-

---

*) Stadthaus.

**) Gemeinderat.

***) S. Kapitel 22, S. 208.

†) La Vida de Bolívar I, 87.

††) S. über Miranda S. 144 und 208.

lichkeit und antik revolutionäre Größe sprechen aus seinen Zügen. Larrazábal sagt von ihm:

„Miranda sah majestätisch aus, sein Gesichtsausdruck war streng, sein Blick lebhaft und durchdringend. Er hatte etwas Imponierendes und eine Überlegenheit, die Ehrfurcht einflößte. Er war ein Mann von Kenntnissen und Überlegung, nüchtern, wahrheitsliebend und mitunter verschlossen. Unwiderleglich, scharf umrissen war seine Beweisführung, wenn es galt, die republikanischen Grundsätze zu vertreten." — „In ihm verkörperten sich", schrieb J. Domingo Diaz 1810, „die Hoffnungen der ausgesprochenen Anhänger des Volksregimentes."

Francisko de Miranda, damals 55 Jahre alt, ist in der kleidsamen Uniform des Revolutionszeitalters abgebildet. Die Unabhängigkeitsakte hat er als Abgeordneter der Provinz Nueva-Barcelona unterzeichnet.*)

Zu den Schätzen des Stadthaussaales zählt ferner ein Brustbild Bolivars. Es stellt den Befreier in goldverzierter und scharlachverbrämter, dunkelblauer Generalsuniform dar. Dies Gemälde stammt aus Lima und ist ein Geschenk des Kongresses von Peru an Carácas, die Geburtsstadt des Libertadór. Wahrscheinlich wurde es während der großen Tage von Peru 1824 gemalt. Bolivar stand dazumal im 41. Lebensjahre. (Siehe das Titelbild Bolivars.)

Der Libertadór war von mittlerer, schmächtiger Gestalt, hager, ja fast fleischlos. Sein Biograph Larrazábal sagt: „Sein Aussehen ist lediglich Geist. Körper besaß er nur so weit, als er unerläßlicher Weise zur Hülle bedurfte, um für menschliche Wesen wahrnehmbar zu sein." Bolivar sah sehr gealtert aus. Stahlfest und ausdauernd im Ertragen von Anstrengungen, zeigten seine Bewegungen im gewöhnlichen Leben bei aller Geschmeidigkeit und Eleganz gleichwohl etwas Schlaffes und Müdes. Nach manchen Quellen lag er mit Vorliebe in der Hängematte und las die leichten Erzeugnisse französischer Litteratur. Die Ansichten über ihn gehen sehr auseinander. Einstimmig werden jedoch seine gefälligen Umgangsformen hervorgehoben. So soll er ein gewandter und leidenschaftlicher Tänzer gewesen sein, überhaupt ein unverkennbarer kastilianischer Kreole.

Bolivars Angesicht ist — so sagen Zeitgenossen — dunkelgebräunt und blutlos, auffallend länglich und schmal. Die Nase ist geschwungen und dabei sehr zugespitzt; der Mund fein geschnitten und nicht ohne Ausdruck von Wohlwollen. In der mächtig entwickelten Stirne, unter

*) Baralt I, 70.

starkem schwarzem Haarwuchs, verrät sich hochgerichteter Sinn. Ein schmaler Backenbart zieht sich in der Richtung vom Ohre zum Mundwinkel.*) Unter dichten Bogen schwarzer Augenbrauen liegen die großen, dunklen Augen, weit geöffnet, tief im Kopf. Ihr Blick ist durchdringend, elektrisierend. Dabei hat das Antlitz etwas Freimütiges und Unwiderstehliches. — Die Originalbildnisse Bolivars, die ich in Venezuela sah, lassen mir dies Signalement nicht zutreffend erscheinen. Beim Anblick der hochgezogenen, fast über der Nasenwurzel zusammenstoßenden Augenbrauen und anderer Eigentümlichkeiten der Gesichtsbildung kann ich nicht umhin, auch dem gegnerischen Urteil gerecht zu werden. Aufzeichnungen des Franzosen General Ducoudray-Holstein und des verdienstvollen italienischen Geodäten Oberst Codazzi werfen ein abweichendes Licht auf Bolivars Charakter. Beide hatten in seinem Gefolge am Unabhängigkeitskampfe teilgenommen. Aus ihren Schilderungen tritt uns das Reinmenschliche in der Person des Libertadór ungeschminkt entgegen. Codazzi und Ducoudray stellen seine Sitten und ebenso seinen Edelmut in kein günstiges Licht. Sie berichten, daß der Verkehr mit dem schönen Geschlecht den Feldherrn in castris über Gebühr von den Kriegsgeschäften ablenkten. — Ducoudray entwirft ein Bild von Bolivars Charakter, das demjenigen Napoleons ähnelt. Herrschsucht, Ehrgeiz und Eifersucht auf thatkräftige Heerführer und Patrioten hätten zumeist sein Handeln bestimmt. Bolivars Streben sei stets auf Niederhaltung der Volkssouveränität und Festigung seines persönlichen Regimentes gerichtet gewesen. Ducoudray bezeichnet ihn als durchaus gewalthaberisch, aber dabei echt bonapartisch in ruhmredigen Kundgebungen über die Thaten des Heeres, und in Verherrlichung der Sache der Freiheit, die er zu unterdrücken trachtete. Ducoudray und Codazzi mögen Recht haben. Ich kann mich wenigstens des Eindrucks nicht erwehren, als ob Starrheit, Willkür und schlaue Berechnung aus den buschig überschatteten Stirnknochen, den tiefen Höhlen der nahestehenden Augen, der Anwurzelung des Nasenbeines und den dünnen, geschlossenen Lippen sprächen.

Die Geschichtsschreibung über Bolivar ist heute noch nicht zu sicheren Ergebnissen gekommen. Zeitgenössische Schriftsteller waren durch das Losungswort jener Tage, Freiheit und Republikanismus, betäubt und flossen von einseitiger Verherrlichung des Unabhängigkeitshelden über. Insbesondere England bearbeitete die öffentliche Meinung

---

*) Nur Ducoudray-Holstein schildert ihn einmal mit starkem Schnurr- und Wangenbart II, S. 184.

zu gunsten Bolivars. Das Interesse des englischen Geldmarktes an der Bewegung in Südamerika wog hierbei die brittische Begeisterung für Völkerfreiheit auf. Ducoudray=Holstein sagt: „Deutsche Blätter haben ihre Notizen über den südamerikanischen Helden des Tages größtenteils aus englischen Quellen entlehnt, die ihn bis an den Himmel erheben, weil man ihn in England für den Mann hält, der als Beherrscher Kolombiens die Anleihen, welche die Londoner Stockbörse der jungen Republik zukommen läßt, in Kredit zu halten vermag.“*) Amerikanische Historiographen von damals und heute sind von dem Taumel der unerreichten Freiheitsthaten Hispano=Amerikas ohne Besinnung fortgerissen. Sie sehen in Bolivar nur das Leuchtfeuer aus dem Krater des Chimborazo, das die tiefe, dunkle Nacht der Knechtung ihres Vaterlandes über dem Felsgestade der Kordillere Südamerikas erhellte.

Seit einem halben Jahrhundert hat die europäische Geschichtsforschung sich den Vorgängen im ehemals spanischen Amerika kaum mehr zugewandt. Simon Bolivar ist für die alte Welt ein fast verklungener Name. Seine Thaten werden von keinem unserer Lehrstühle verkündet. Und doch hat er die dreihundertjährige Herrschaft der Spanier in Südamerika vernichtet und hat die fünf Republiken Venezuela, Kolumbia, Ekuador, Peru und Bolivia begründet. Wo gab es jemals ein Operationsgebiet gleich dem seinen: die Stromesläufe des Orinoko und Magdalena hinauf, durch den Wüstensand der Llanos, in den Hochthälern der Anden, über das Gletschereis der Kordillere und am Kokospalmenstrand der Ozeane. Das alles über einen Flächenraum von dreißig Breitegraden! (Eine Entfernung wie von Tromsoe in Lappland nach Syrakus.)

Simon Bolivar wäre ein dankbarer Vorwurf für deutsche Geschichtsschreiber. Sie allein werden ihn als ein konkretes, menschliches Wesen, im Gleichgewicht von Tugend und Schwächen, aufzufassen vermögen. Für Halbgötter haben wir in unseren ernsten deutschen Geisteswerken keinen Raum.**)

---

*) Ducoudray=Holstein I, 11.

**) Nach Fertigstellung meines Manuskriptes bin ich in Gervinus' Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts mit den — angeblich aus Baumgartens Feder stammenden — zweibändigen Abhandlungen über die Revolution in den romanischen Staaten Amerikas bekannt geworden. Verfasser hat eine scharfgezeichnete Charakteristik Bolivars, in merkwürdigem Gleichgewicht von Licht= und Schattenseiten des Libertadór, entworfen. Dieser tritt in überraschender Individualisierung in seiner Doppelnatur als ein im Vollbesitz menschlicher Schwächen aufgefaßter hispano=amerikanischer

Amerika ist geschichtslos und mithin arm an geschichtlichen Denkmalen. Eins der wenigen aus dem Zeitalter der Entdeckungen befindet sich in der Sala del municipio zu Carácas. Die Fahne Pizarros. Sie hatte dieser bei der Eroberung Perus entfaltet. Brüchig, zerrissen und verblaßt ist dieselbe. Gleichwohl sind noch deutlich auf rotem Seidengrund die Türme von Kastilien und die Löwen von Leon, umgeben von der Kette des Vließes, zu erkennen. Die Reliquie ist eine Dankesgabe der Republik Bolivia, des ehemaligen Ober-Peru, an Bolivar. — Unsere humanistische Erziehung läßt uns die wahre Weihe einer Stätte in ihrer geschichtlichen Bedeutung erkennen. Es war mir daher, als ob die Fahne Pizarros dem übrigen Venezuela den Spiegel einer ahnenlosen, neugebackenen Kultur vorhielte. Erzherzog Ferdinand Max sagt angesichts einer alten portugiesischen Baute in Brasilien: „In dem überneuen Amerika, wo alles Menschliche erst so kurz besteht, heimelte mich dieses Monument mit seinem altehrwürdigen Stempel ordentlich an, und erregte den tröstenden Gedanken, daß doch schon in diesem Lande Meilenzeiger der Zeit, Eckſteine der Erinnerung vorhanden sind.“

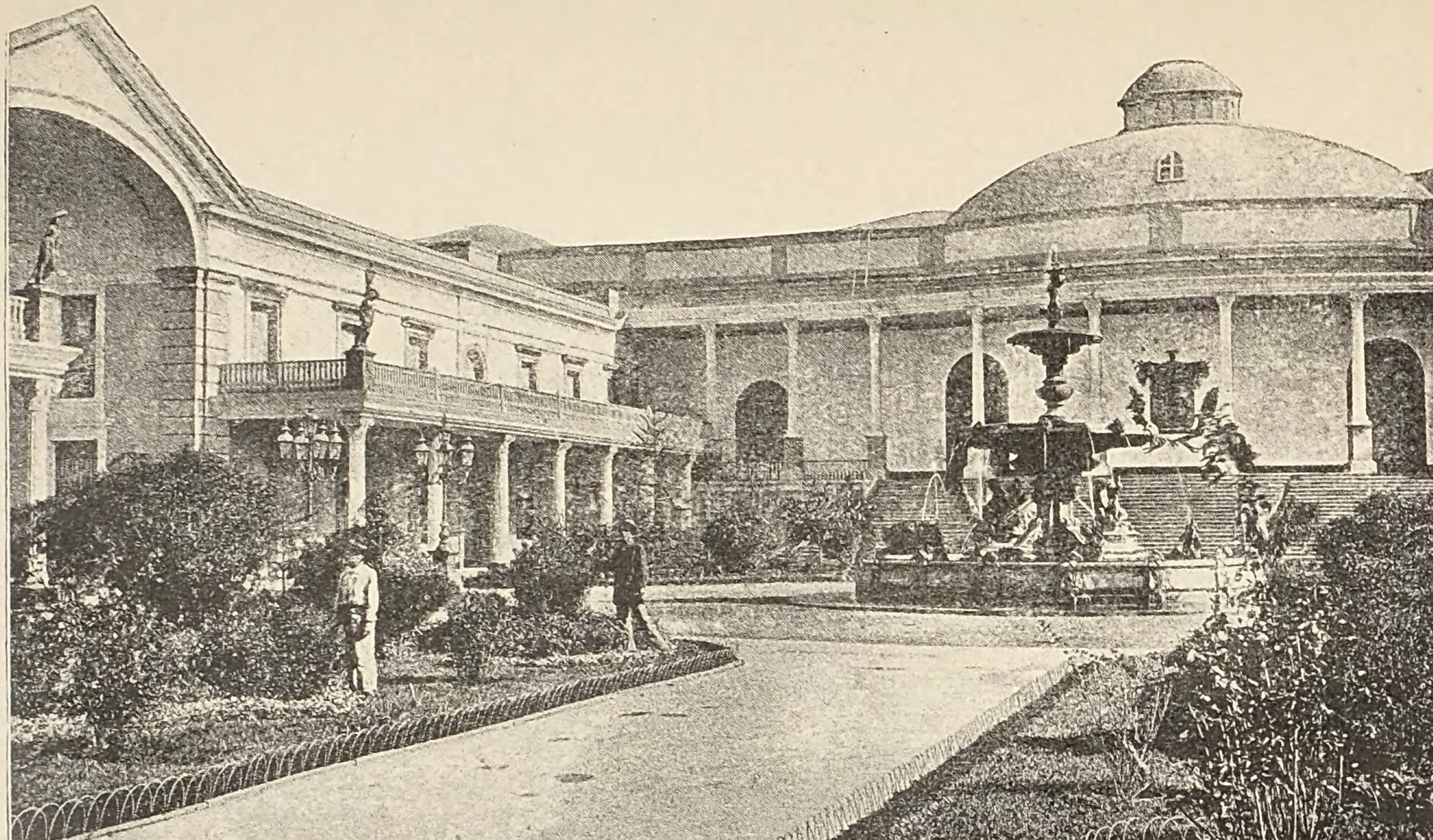
Neben Pizarros Palladium im Stadthause zu Carácas findet sich an Denkmalen aus der Zeit der Entdeckung Amerikas anderen Ortes nur noch weniges in der neuen Welt vor. So die Gebeine des Kolumbus, ehemals in der Domkirche von Santo Domingo, seit Abtretung Ost-Españolas (Haiti) an die Franzosen 1795 in der Kathedrale von Habana. Ferner hub man vor wenigen Jahren an der Südwestspitze Trinidads den Anker, den Kolumbus 1498 dort verloren hatte. Zu Mexiko führt man den Fremden vor das wohlerhaltene Haus der Familie Cortez; von da zu dem alten mexikanischen Opferstein der Kriegsgefangenen, und zu dem in der Hauptkirche daselbst eingemauerten Kalenderstein Montezumas. Und heute noch grünt vor der Stadt el arbol de la noche triste, der Baum der Trauernacht. Weinend saß Ferdinand Cortez in der Nacht nach seiner Vertreibung aus der Hauptstadt Mexiko unter seinen Zweigen. —

Zur Besichtigung weiterer geschichtlicher Erinnerungen folgte ich dem Mgr. in das Kongreßgebäude.

Über der nördlichen Geviertseite des Palacio Federal, einer quadratischen Anlage im Mittelpunkt der Stadt, (siehe die Abbildung zu Kapitel 15) wölbt sich eine mächtige Kuppel. Unterhalb derselben

---

Parteiführer, und als der große Staatsmann und Feldherr aus diesen Blättern hervor.



Palacio Féderal, Carácas.
Garten des Capitol.

springt eine halbkreisförmige Ausbuchtung der Façade in die Straße vor. Auf ihrer korinthischen Säulenstellung ruht ein stylgerechter Architrav mit reichem Palmetoschmuck. Zwei fein ausgeführte, weibliche Karyatiden tragen überdieß das Gebälk. Man vergesse aber nicht, daß wir es mit der Bauweise einer südamerikanischen Republik zu thun haben. Alle architektonische Zier an diesem Palacio des gesetzgebenden Körpers, vielleicht sogar das ganze Gebäude, ist aus gebrannter Erde oder Stuck aufgeführt und meist weiß getüncht. Immerhin läßt sich der Eindruck der Gefälligkeit dem Kapitol von Carácas nicht absprechen.

Wir treten in den inneren Hof des Palacio Federal durch das Thor des östlichen Flügels, des Palacio de Justicia, ein. Hier tagt die Alta Corte Federal, der oberste Bundesgerichtshof. Der Innenraum des Vierecks ist mit Anlagen in etwas Teppichgärtnerei ausgestattet. Sie führen den pomphaften Namen: Gärten des Kapitols. Eine große Freitreppe führt zum säulengetragenen Peristil der Rotunde des Kapitols empor. In Bronce ist hier das große Staatswappen der Republik angebracht. (Der quergeteilte Schild ist oben senkrecht gespalten. Rechts eine Fruchtgarbe im roten Feld; links blau-rot-gelbe Fahnen und Trophäen auf goldenem Grund. Unten springt ein weißes Pferd im blauen Felde über Bergesspitzen). Vor dem Aufgang zur Rotunde befindet sich ein schönes Bassin aus Erzguß, mit terassenförmig übereinander gestellten überfließenden Schalen; Tritonen und Najaden speien erfrischenden Wasserstaub. — Die drei übrigen inneren Geviertseiten des Bundespalastes sind in leichtem Hacienderstyl ausgeführt. Weiße, korinthische Säulen mit vergoldeten Kapitälen tragen rundum die vorspringende Gallerie. Wie an allen öffentlichen Gebäuden in Carácas verderben aber auch hier die häßlichen Wandfarben den gefälligen Eindruck der architektonischen Anordnung. So sind z. B. — selbst an der Außenfront des Bundespalastes — auf der weißbeworfenen Wandfläche schmutziggelbe Füllungen zwischen violetten Pilastern angebracht.

Auf einen Wink des Mgr. thut sich uns die Pforte des Receptionssaales im Kongreßgebäude auf, die sonst wie Papageno stets ein Vorhängschloß trägt.

„Hier finden Sie alle ruhmwürdigen Generale und großen Patrioten Venezuela's abgebildet," wandte sich Mgr. Journé zu mir.

In dieser venezolanischen Ruhmeshalle hätte ich mich am liebsten manche Stunden einsam mit einigen Bänden von Baralt y Ramon Diaz' und von Larrazabal's Geschichte, sowie Ducoudray-Holstein's Denkwürdigkeiten Bolivars einschließen lassen. Die Vergangenheit des Landes und die Manen seiner Helden wären alsdann ungestört an

meinem Geiste vorübergezogen. Ich hätte mit ihnen ihre Zeiten und ihre Thaten nochmals durchlebt. Schon sehe ich die ritterlichen Gestalten mit ihren ausdrucksvollen, kampfesmutigen Zügen voll Erglühen für die Unabhängigkeit des Vaterlandes aus Rahmen und Leinwand heraustreten. Wie in den großen Tagen Bolívar's nehmen sie Fleisch und Blut vor meinen eindrucksfähigen Sinnen an.

Miranda's Schatten entsteigt dem Todeskerker der Inquisition in Cadix. Trotzig und ungebeugt, wie 1811 und 1812, ballt er drohend die Faust gegen die spanische Zwingherrschaft. — Das Blut von Ribas schreit um Rache gen Himmel gegen den Henker Morales, der ihn, den jugendlichen, heldenmütigen General, als Gefangenen 1815 in Maturin erschießen ließ. — Mariño sehe ich vor mir, die Seele der Erhebung Ost-Venezuela's. — Und Arismendi erschaue ich, 1817, an der Spitze der tapferen Inselbewohner in den Thermopylen von Margarita, seitdem Neu-Sparta benannt. Dort der Mulattengeneral mit den braunen Zügen voll rücksichtsloser Entschlossenheit und schrankenlosem Selbstbewußtsein ist sicherlich Piar. Noch kennt er die Tragik der Geschichte nicht, daß er seine Eroberung von Guyana 1817 auf dem Schaffot büßen muß. Auf Sedeño's Lippen hat die Walkyre am großen Siegestage von Carabobo (1821) den kalten Todeskuß gedrückt. Paëz, deinen Siegesruhm in vielen Schlachten hast du durch Parteigetriebe umdunkelt! Du hast das von Bolívar festgeknüpfte Band der kolumbischen Staateneinheit als erster der Secessionisten zerrissen. Du hast Bolívar's Haare frühzeitig gebleicht. Du hast ihn vor der Zeit in das Grab gedrängt. Doch auf den Feldern von Carabobo und in den Llanos am Rio Apure hast du todesmuthig mit deinen Reitern die Carré's der Spanier gesprengt. Die Manen der Sieger in großen Schlachten ziehen an mir vorüber: Santander's, des Helden von Boyacá in Neu-Granada (1819), Sucré's, des kaum dreißigjährigen Großmarschalls von Ayacucho; die Manen von Mantilla, Bermudez, Urbaneta und Monágas, der Admirale Brion und Padilla.

Ein ungestörtes Genießen war mir aber nicht beschieden. Der Präfekt, irgend ein Gobernador und ein General aus Valencia waren uns in den Saal gefolgt. Sie boten mir für alles Erdenkliche ihre Dienste an, nur nicht für die Hauptsache, die aufmerksame Betrachtung der Patriotengallerie. Mehr als auf den Areopag ihrer Heroen suchten sie mich auf die schweren gelben Seidenvorhänge mit dem gestickten Landeswappen an den zahlreichen Fenstern des Saales aufmerksam zu machen. Die Krystallspiegel über den weißgoldenen Pfeilertischen, die



General Andrés Ibarra.

innere Ausstattung der Kuppel und sonstige Äußerlichkeiten des weißgetünchten Festraumes wurden mir mit Überschwänglichkeit angepriesen.

Verstohlen blickte ich zwischenhinein auf die lebensgroßen Portraitbildnisse der Helden der Independencia, in meist dunkelblauer Uniform mit Goldstickerei, reichen Achselstücken und rotem, goldverbrähmtem Brusteinsatz; mitunter im roten Militärfrack. Vielfach tragen sie eine goldene Denkmünze, zuweilen am dreifarbigen, vaterländischen Band um den Hals, über dem Rockkragen.

Besonders eingeprägt hat sich mir der ritterliche Ausdruck General Andrés Ibarra's. Die hohe Stirn ist von dunkelblondgelocktem Haar umrahmt, edel das feine, ovale Gesicht, schöngeformt mit schmalem Rücken die Nase, hübsch der Lippenbart. In dem kühnen Aufleuchten seiner großen, dunklen Augen flammt der Heldengeist. Andrés Ibarra war in den letzten Lebensjahren Bolivar's Adjutant.*) In der verhängnisvollen Nacht des 25. September 1828 war er in Bogotá mit der Schneide seines Degens zwischen Bolivar und schnöde Meuchelmörder getreten. Blutüberströmt sank er, erst 21 Jahre alt, neben Bolivar's Lager nieder. In einem Nachruf an General Ibarra, nach dessen Hinscheiden 1875, gedenkt die Opinion nacional klagend jener düsteren Stunde: „Schon wandte die Weltgeschichte ihr Angesicht ab, um nicht den schändlichen Vatermord**) mitanzusehen. Das Herz, nach dem die Verschwörer den Dolch zückten, war geschwellt von der Liebe für fünf Nationen und erfüllt von edler Hingebung für alle geknechteten Völker Amerika's. In dem Tagesbefehl des Kriegsministers über die Leichenfeier werden Ibarra folgende Titel beigelegt: Ilustre Procer***) de la Independencia Sur-americana, General en Jefe, distinguido Edecán del Libertadór de Colombia, y padre politico del Regeneradór y Presidente de la Republica. Guzman Blanco bekennt sich hier als Schüler der politischen Grundsätze Ibarra's.†)

Wie alle künstlerischen Schöpfungen in Carácas verdankt auch diese Walhalla Venezuela's ihren Ursprung dem rührigen Guzman Blanco. Sein eigenes Bildnis darf natürlich nicht fehlen. Lebensgroß ist der Ilustre Americano — eine martialische Gestalt mit langem, schwarzem Vollbart — in dunkelblauem Uniformsfrack und scharlachroten, goldbordierten Beinkleidern dargestellt.

Bolivar's hier befindliches Portrait ist ein altes, schlechtes Mach-

*) Edecán de guardia del Libertadór.

**) El horrible parricidio.

***) S. in Kapitel 25 S. 240.

†) Corona funebre en honor del General A. Ibarra etc — Carácas 1875.

werk. Man hat jedoch den Eindruck der Naturtreue. Seine Bilder fielen späterhin höfischer Iconographie zum Opfer.

Weiter geleitete mich der Monsignor nach dem Kongreßsaale. Der Gedanke, daß hier die Ciudadanos Senadores und die Ciudadanos Dipudados de lege ferenda schöne Worte machen, ließ mich ziemlich unberührt. Mißtrauisch begegne ich der parlamentarischen Seuche unserer Tage. Ohne Rücksicht auf örtliches Bedürfnis und Bildungsstand verbreitet sie sich als eine Zeitkrankheit über alle Weltteile. Der Konstitutionsbacillus wühlt in den Eingeweiden aller unreifen Staatsgebilde. In ihrem Schooße regt es sich unablässig. Ohnmächtige Zuckungen und vulkanisches Erbrechen sind hier perennierende Krankheitssymptome. Autokratische Kurpfuscher geben daher dem kranken, souveränen Volk dann und wann etwas starke Pillen ein. Wir kennen ja die dießbezügliche pathologische Behandlung des kranken Volksregimentes durch den Ilustre Americano und seinerzeit durch Bolivar.

Dem Scheinwesen des hispano-amerikanischen Konstitutionalismus und Demokratismus ist in diesem Saale des gesetzgebenden Körpers ein beredtes Zeugnis ausgestellt. Difficile est satyram non scribere! Ein arabischer Hengst auf gewaltiger Leinwand in pomphaftem Goldrahmen trägt den überlebensgroßen Pacificadór General Antonio Guzman Blanco in Marschallsuniform. Das stolze Tier läßt sich auf die Kniee nieder. Nike schwebt vom Himmel herab und krönt den Diktator. Einen Augenblick befürchtet man, dieser würde sich so unflätig wie Napoleon I. bei der Krönung durch Pius VII. benehmen und der Viktoria den Lorbeerkranz entreißen. Aber Guzman ist ein edler Kastilianer. Mit der Hoheit eines Kaisers läßt er verbindlich lächelnd die Göttliche den Siegeskranz um seine Schläfe winden. Guzman Blanco weilt mit Vorliebe in Paris. Ich nehme an, daß er dort im Louvre öfters sinnend vor den lebensgroßen allegorischen Verherrlichungen Heinrichs IV. und Maria's von Medici durch die Künstlerhand eines Rubens gestanden sein mag. Der ganze Olymp ist hier im Dienste des roi vaillant und seiner florentinischen Gemahlin vor ihren Triumphwagen gespannt. Hinter Heinrich von Navarra konnte füglich Antonio Guzman Blanco nicht zurückbleiben. Die Glorie des régime personnel sollte sich in ihm unter dem entlehnten Glanz des Königtums verkörpern.

Etwas nebensächlich neben der Apotheose Guzman Blanco's erscheint im Kongreßsaale die lebensgroße Porträtfigur Bolivar's. Gleichwohl ist der Libertadór hier idealisiert. Nachwelt und Geschichte bedürfen idealisierter Helden. Bolivar's Züge sind durchgeistigt, das

Herbe nnd Eckige seiner Gesichtsbildung geglättet. Fern von einem Gestirn gewahrt man nur die Strahlen um den leuchtenden Kern — die Flecken in diesem erkennt nur das bewaffnete Auge der Forschung. Der Mythus verklärt die volkstümlichen Heroen-Gestalten der Vergangenheit. Längst hat sich in Venezuela auf Statuen, Abbildungen, Briefmarken und Münzen ein neuer Bolivar-Typus ausgebildet. Die hohe Stirn ist edler gewölbt, die lange, spitze Nase cäsarenhaft geschwungen, das allzu längliche Gesicht mehr abgerundet. So ist es zu allen Zeiten geschehen. Davon zeugen die Hermen des großen Macedoniers, die Büsten der Imperatoren; so geht es heute noch selbst mit Bildnissen unserer Zeitgenossen. Man vergleiche einfach die nur in Geist gemeißelten, von aller Irdischkeit befreiten Göthestatuen mit Originalgemälden des Altmeisters deutscher Dichtung. Ich habe die Abbildung eines von Friedrich Raabe 1812 gemalten Portraits von Göthe, aus Iffland's Nachlaß, vor mir. Welch ein Unterschied gegen die unpersönlichen und somit unwahren allbekannten Göthebilder! Raabe's Gemälde zeigt uns viele bekannte Züge — so die hohe Denkerstirn. Aber aus den großen Augen spricht Lüsternheit, die Adlernase ist nicht fein geformt, vielmehr ein wenig breit. Immerhin ist der obere Teil des Gesichtes Geist und Genialität — im unteren tritt jedoch das Reinmenschliche zu Tage. Mund und Lippen sind die eines Feinschmeckers und nehmen dem Gesammtausdruck die Hoheit.

Wie gesagt, auch Bolivar's unschöner Züge bemächtigt sich die Ikonolatrie im Solde des Herrendienstes. Hervorragende Männer können ihr unfein geformtes Antlitz allerdings nicht vor den Augen der Mitwelt verbergen. Auf die Nachwelt jedoch geht es mit vergoldeten Wangen über, wie ein Mumiengesicht der Pharaonen. In dem Inseratenteil preist die Gartenlaube häufig die kosmetische Nasenverschönerungsanstalt zu Biningen bei Basel an. Künftighin braucht diese nicht mehr orthopädische Kurversuche am Nasenbein vorzunehmen. Sie empfehle einfach ihren Pfleglingen die Beschreitung des Weges zum Ruhme, und — die edel geformte Adlernase bleibt nicht aus. —

Der Monsignore war unterdessen mit mir auf dem Platze südlich vor dem Bundespalast, an Guzman's Reiterdenkmal, angelangt. Der gefeierte Friedensbringer Venezuela's hat sich schon bei Lebzeiten in dem knappen Raum der hauptstädtischen Bannmeile und der benachbarten Hafenstadt La Guayra dreimal in Erz aufstellen lassen — zweimal zu Pferd und einmal als Standbild.

Guzman Blanco's Reiterdenkmal zeigt uns den Ilustre vor dem Palacio Federal, voll landesfürstlicher Hoheit. Mit dem vornehmen

Anstand eines Herrschers nimmt er den dreispitzigen Hut zum Gruße ab Den Blick zuversichtlich emporgerichtet, sucht der Pacificadór — anscheinend als einziehender Siegesheld — den Dank aus den Augen der Karakenierinnen auf den Altanen der Palacio's zu empfangen.

Die Vorderseite des Sockels aus geschliffenem Marmor trägt die Inschrift:

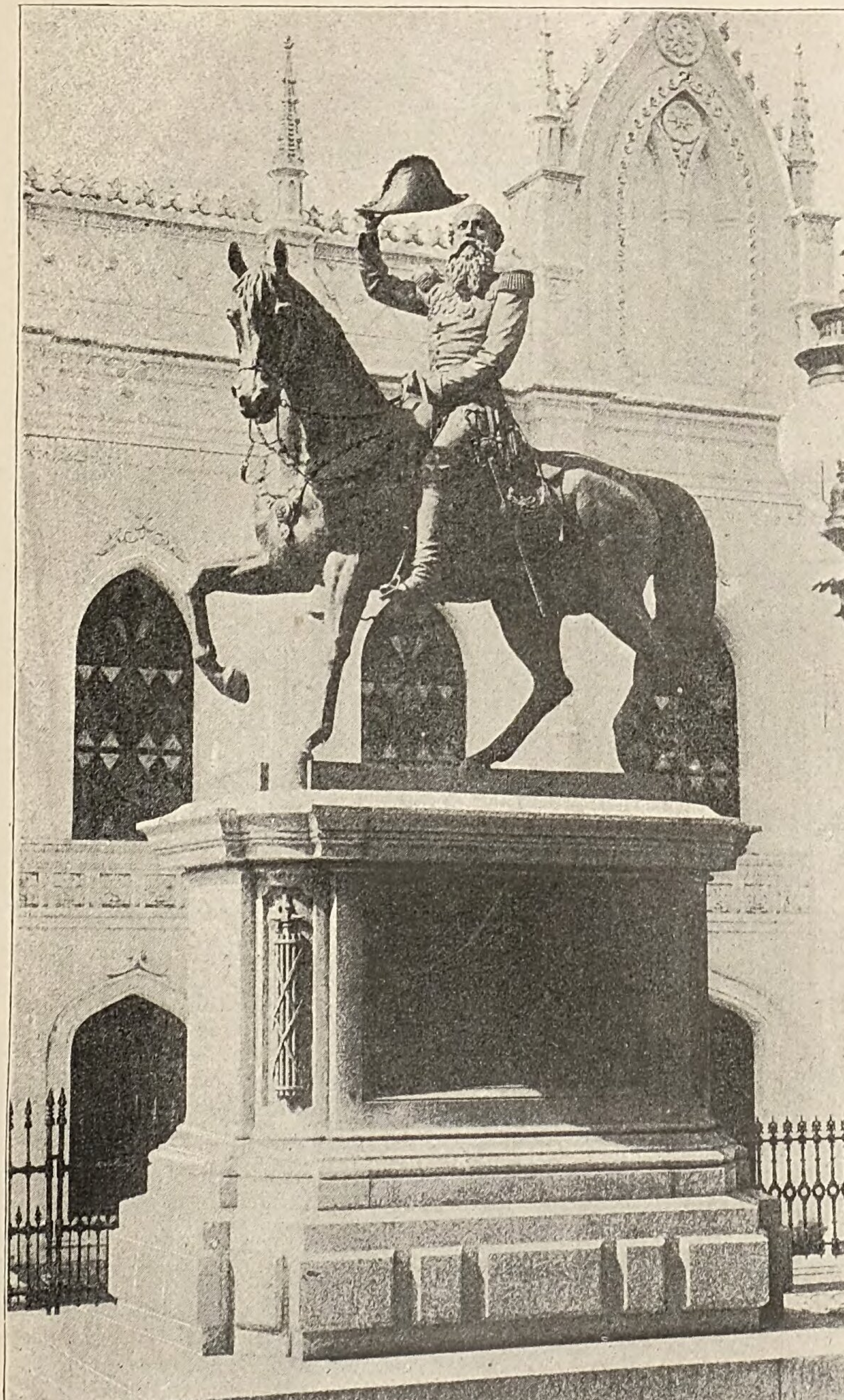
Al Ilustre Americano,
Regenerador de Venezuela,
General Guzman Blanco,
La gratitud nacional.

Eine andere, seitliche Inschrift besagt etwa: „Friede, Freiheit, Fortschritt und Aufklärung verdankt man dem General Guzman Blanco. Das Ansehen des Vaterlandes hat er im Auslande wieder gefestigt. Aus diesen Tugenden baut sich der geeignetste Sockel für sein Standbild auf.“ — Bekanntlich nimmt es der Spanier mit der Bedeutung der Worte nicht genau. Der Wohl- und Vollklang allein leitet ihn bei Auswahl derselben aus seinem Sprachschatz. In diesem Sinn werden zuweilen die beiden Wörtlein „Gratitud nacional“ gedeutet. Unter den Ausdrücken: Freiheit, Fortschritt und Aufklärung kann man sich alles Mögliche denken. Gewöhnlich denkt man sich nichts dabei. Es wird behauptet, Guzman Blanco habe sich sein Denkmal selbst gesetzt. Quien sabe?*) Mit dem vergoldeten Wörtlein „Freiheit“ wollte er wahrscheinlich nur euphemistisch die Knechtung der Venezolaner unter das Joch seiner Gewaltherrschaft umschreiben. „Fortschritt und Aufklärung“ sind eine verblümte Anspielung auf die während des jüngsten Kulturkampfes in Venezuela erfolgte Sperrung und Niederreißung eines Nonnenklosters auf der Stelle des jetzigen Denkmales.

In der österreichischen Armee hatte man sich vordem bei dem Rapport „gehorsamst für seine erhaltene Strafe zu bedanken.“ Ebenso scheint es auch in Carácas nicht an dankerfüllten Seelen für die Strafe ihrer politischen Unfreiheit zu mangeln. An dem Monument Guzman Blanco's, fand ich mehr denn einmal frische Kränze niedergelegt.

Ein feingearbeitetes Gitter umschließt dasselbe. Broncekandelaber werfen nächtlicherweile ihr Licht auf den Katafalk, der mit seinem Bahrtuch die venezolanische Volksfreiheit bedeckt. Kein Freund der Ordnung wird ihr eine Zähre nachweinen. Zwei ärugogrüne, lange Geschütze in Spätrenaissance flankieren die eiserne Umfassung. Das

*) Wer weiß.



Reiterstatue des Ilustre Americano, General Antonio Guzmán-Blanco.
Im Hintergrund die Universität.

eine zeigt die Jahreszahl 1623, das Lilienwappen und den Namen des französischen Marschalls d'Humières.

Carácas ist die Stadt der Monumente. Die große Zahl ihrer in Erzguß dargestellten Reiter- und Standbilder großer Patrioten stellt sie an die Seite von Berlin und Turin. Einem Volk, das das Andenken seiner hervorragenden Männer durch Aufstellung ihrer Bildnisse ehrt, kann man ein höher entwickeltes nationales und staatliches Leben nicht absprechen. Man thut gut, das Buch der Geschichte vor kommenden Geschlechtern aufzuschlagen. Die Thaten unserer Vorgänger mahnen, das von ihnen begonnene nationale Werk nicht als abgeschlossen anzusehen. Der Glaube an die Unübertrefflichkeit der Gegenwart weicht dem freimütigen Bekenntnis, daß die Väter größere Dinge von uns erwartet haben. In Carácas werden nun zwar höchst einseitig Statuen nur den Heroen der Independencia und der späteren Tage der Republik errichtet; keine hingegen großen Männern aus den Zeiten der Conquistadóres und der spanischen Herrschaft. Vergeblich suche ich nach den Denkmalen Ferdinands und Isabellens, von Kolumbus, Vespucci, Diego de Osorio, des Gründers von Carácas, des edlen Bischofs Las Casas und Alexanders von Humboldt.

Den Erzbildnissen aller namhaftesten Kämpen der Unabhängigkeit begegnen wir bei unseren Wanderungen durch die Stadt. Denkmale neuerer Geschichte sind die des Gran Ciudadano Mariscal Falcon, der beiden Präsidenten J. Gregorio Monágas und J. Tadeo Monágas und des Generales Ezequiel Zamora. Allein während der Tage des Bolívar-Centenarium's 1883 wurden sechs Standbilder in Carácas enthüllt, und zwar von Miranda, Washington, Vargas,*) Cagigal,*) von Antonio Leocadio Guzman,**) dem Vater des Präsidenten, und vor allem die Reiterstatue des Libertadór.

Die bedeutsamste monumentale Schöpfung der Hauptstadt, ist sie aus einer Münchener Erzgießerei hervorgegangen. Am Sockel liest man C. Ackermann in Weißenstadt in Bayern. Auf hohem Piedestal aus schwarzem Marmor bäumt sich ein Vollblutroß unter der Hand des Befreiers. Die Nüstern sind weit geöffnet, der Nacken mit dem antiken, borstigen Haarkamm widerspenstig gekrümmt — der Kopf wild zur Seite geworfen. Pardeldecke und reichgestickte Schabracke schmiegen sich an die Flanken des Tieres. Der Begründer von fünf Republiken, Simon Bolívar, lenkt mit Meisterschaft eines Reiters aus der alten

*) S. Kapitel 26.

**) S. folgendes Kapitel.

Schule in vornehm zurückgebeugter Haltung sein Schlachtenroß, das ihn zum Sieg über die Spanier getragen, und nun im Triumph durch die Pforte von Carácas trägt. Mit feinem Anstand grüßt er das befreite Volk der Karakenier, den Federhut gesenkt in der Rechten. Der Künstler sollte ihn als schlichten, uneigennützigen Volksbeglücker auffassen. Aber nickt der Libertadór nicht etwas herablassend wie ein selbstbewußter Monarch?

Die Vorderseite des Sockels trägt auf einem Bronzeschild die Inschrift: Simon Bolivar, Libertadór de Venezuela, Nueva Granada, Ecuadór y Perú, fundadór de Bolivia. Zur Linken lesen wir: Nació*) en Carácas el 24 de julio 1783 y murió en Santa Marta el 17 de diciembre 1830. Sus restos se trasladaron**) a Carácas el 17 de diciembre 1842. Rechts: El General Guzman Blanco, Presidente de la Republica, erige este Monumento en 1874. Europa besitzt wenige Monumente von solch lebensvoller Auffassung. Beachtenswert ist, daß Bolivar ohne Papier, Pergament oder Verfassungsurkunde in der Hand seinen Einzug in dem befreiten Carácas hält. Er war hierin viel zu ehrlich und wußte im voraus, daß er die geduldigen Buchstaben solcher gedruckter Bürgschaften weder erfüllen könnte noch wollte.

Dreimal ist der Libertadór durch die via triumphalis in seine Heimatstadt Carácas eingegangen. Zum erstenmal am 4. August 1813, ein Jahr nach Mirandas Kapitulation. Bolivar war von Cartagena den Magdalenenstrom aufwärts über die Cordillere nach Carácas im Siegeslauf vorgedrungen. Die Landeshauptstadt begrüßte mit Jubel und im Festschmuck den Erretter vom Joche der Fremdherrschaft. 1814 wird sie wiederum spanisch. Sieben Jahre später, nach der Schlacht von Carabobo, am 21. Juni 1821, zog Bolivar ein zweites Mal in das vom Feind geräumte Carácas ein. Zum dritten Male bereitete dem, mit dem Siegeskranze in Lima, Cuzco, La Paz und Potosí in Peru geschmückten, nach Venezuela zurückkehrenden Bolivar am 10. Januar 1827 Carácas einen Empfang, der des Begründers der Unabhängigkeit Venezuelas, Neu-Granadas, Ecuadors, Perus und Bolivias würdig war.

Seinem genialen Entwurf des Triumphators Bolivar hat der bayrische Künstler keinenfalls den Einzug nach der Schlacht von Carabobo zu Grunde gelegt. Stumm und entsetzt ritt damals der Libertadór durch die verödeten, geplünderten, leichenerfüllten Straßen

*) Geboren.
**) Seine Überreste verbrachte man.

seiner Heimatstadt. (S. Ducoudray H. II. 176.) Während der beiden anderen Siegeseinzüge in Carácas 1813 und 1827 wurde der Libertadór festlich mit Jubelrausch eingeholt. Welchen dieser Momente der Bildner gewählt hat, weiß ich nicht. Jedenfalls hätte ihm der Tag der siegreichen Heimkehr im Jahre 1813 einen unvergleichlichen Vorwurf an die Hand gegeben; Larrazabal*) berichtet, daß prächtige Mädchen mit Blumen und Lorbeerzweigen in Händen, das Pferd, auf dem Bolivar ritt, am Zügel durch die Straßen führten. Und nach Ducoudray-Holstein**) hatten sich zwölf edel gewachsene Mädchen aus den angesehensten Familien von Carácas, in weiße Gewänder und in die Landesfarben gekleidet, vor Bolivars Siegeswagen gespannt. In seinem Unwillen schreibt der Berichterstatter hierüber:

„Was unseres Wissens noch nie ein Fürst in Europa zugegeben hat, sich junger Damen als Zugtiere zu bedienen, das ließ sich Held Bolivar gefallen. — — — — — Die übrigen, nicht als Zugvieh dienenden Mädchen streuten ihm Lorbeer- und Ölzweige."

Welch herrliche Gelegenheit sich der Bildner entgehen ließ, eine Zwölfzahl karakenischer Charitinnen mit Guirlanden und Blumenketten an den Triumphwagen Simons des Einzigen zu fesseln, erkannte ich in der nämlichen Stunde. Gegenüber dem Monumente, in dem Schaufenster eines Photographen, gewahrte ich das Kabinetsbild der lieblichen Gertrudis Gonzalez, weißgekleidet und mit Blumen zum Festreigen geschmückt. — Noch elf solcher Jungfrauen, und es lohnte sich ein neues Pronunciamento — aus Ehrgeiz, von solchen „Zugtieren" im Triumph in Carácas eingeführt zu werden.

*) I, 196.
**) I, 73.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Am Grabe Bolívars.

Überführung der Reste Bolívars von Santa Marta nach Carácas. Leichenpredigt Espinosas. — Bolívars Grabmal. — Rede des Präsidenten Páëz bei Grablegung Bolívars. — Ruhestätte der beiden Ibarra. — Gebeine General O'Learys. — Gebeine Antonio Leocadio Guzmáns. — Abgeschmacktheit des Pantheon. — Bolívar-Reliquien. Totenlade aus Santa Marta. Gemälde des Verscheidens Bolívars. — Bolívars Tod. Abschiedsmanifest an die Kolumbier. — Apotheosis des Libertadór.

Auf einer Ruhebank, gegenüber Bolívars Reiterstatue, hatte sich Monsignor Journé neben mir niedergelassen.

„Ich schlage Ihnen noch einen Besuch der Begräbnisstätte Bolívars vor", bemerkte er.

Von Casa Amarilla, der Amtswohnung des Präsidenten, brachte uns eine Calesa*) durch das nördliche Stadtgebiet von Alta Gracia nach dem Pantheon.

„Bolívars Leichnam", so belehrte mich der Prälat, „wurde an der Stätte seines Abscheidens, zu Santa Marta in Kolumbien, 1830 bestattet. 1842 erfolgte die Überführung der sterblichen Reste nach Carácas. Hier wurden sie im Dome beigesetzt. 1876 ließ sie Guzman Blanco in die neuerbaute Ruhmeshalle überführen.*)"

Ich lasse eine knappe Darstellung der Honores Funebres**) des Jahres 1842 folgen. Die Wiederausgrabung und Einsargung in Santa Marta, die Verbringung der Totenlade zu Schiff nach La Guayra, und vor allem die Ankunft des Leichenzuges in Carácas, waren von großartigem Gepränge begleitet. Im Beisein der Vertreter der Republiken Neu-Granada und Ekuadór, Frankreichs, Englands, Hollands und Dänemarks hub man am 17. November 1842 die Gebeine des Libertadór in Santa Marta. Man verbrachte sie in einen kostbaren Sarg, eine Trauergabe Neu-Granadas. Ekuadór setzte an diesem Tag Landestrauer an. Präsident Flores ordnete die Aufstellung des Bildnisses Bolívars in alten Geschäftszimmern der ekua-

---

*) Kutsche.

**) Über die Beisetzungsfeierlichkeiten im Pantheon, die Apotheosis Bolívars, s. Sachs Llanos 49.

***) Nach Firmin Toro, Descripcion de los Honores Funebres consagrados à los restos del Libertadór Simon Bolívar, Carácas 1843.

dorianischen Landesverwaltung an. Ja, er bestimmte sogar, daß die Hauptstadt Quito den Namen Bolívars anzunehmen habe.*)

Auf der venezolanischen Galeere Constitucion schiffte man den großen Toten ein. Sr. Majestät des Königs der Franzosen Corvette Circe, Ihrer britischen Majestät Brigg Albatros, die holländischen und dänischen Fahrzeuge Venus und Santa Cruz gaben das Geleite nach La Guayra. Allgemeinste Bewegung rief es hervor, als hier am Strande Bolívars einstiger Kampfgenosse, Oberst Uslar aus hannöverischem Adelsgeschlecht, in der verblaßten Uniform jener vergangenen Ruhmestage sich mit Thränen über das Bahrtuch über dem Staube seines Führers zum Siege beugte. Am Thore von Carácas schirrten 100 alte Kämpen aus Bolívars Tagen die Pferde von dem Totenwagen ab, und spannten sich vor denselben. Über den Katafalk in der Kirche zu San Francisco hing Pizarros Fahne hernieder. Vor drei Jahrhunderten hatte sie über dem Begründer der kastilianischen Herrschaft in Perú im Seewind geflattert. Nunmehr wallt sie als Trauerflor über das todeskalte Angesicht des Schöpfers des peruanischen Freistaates herab.

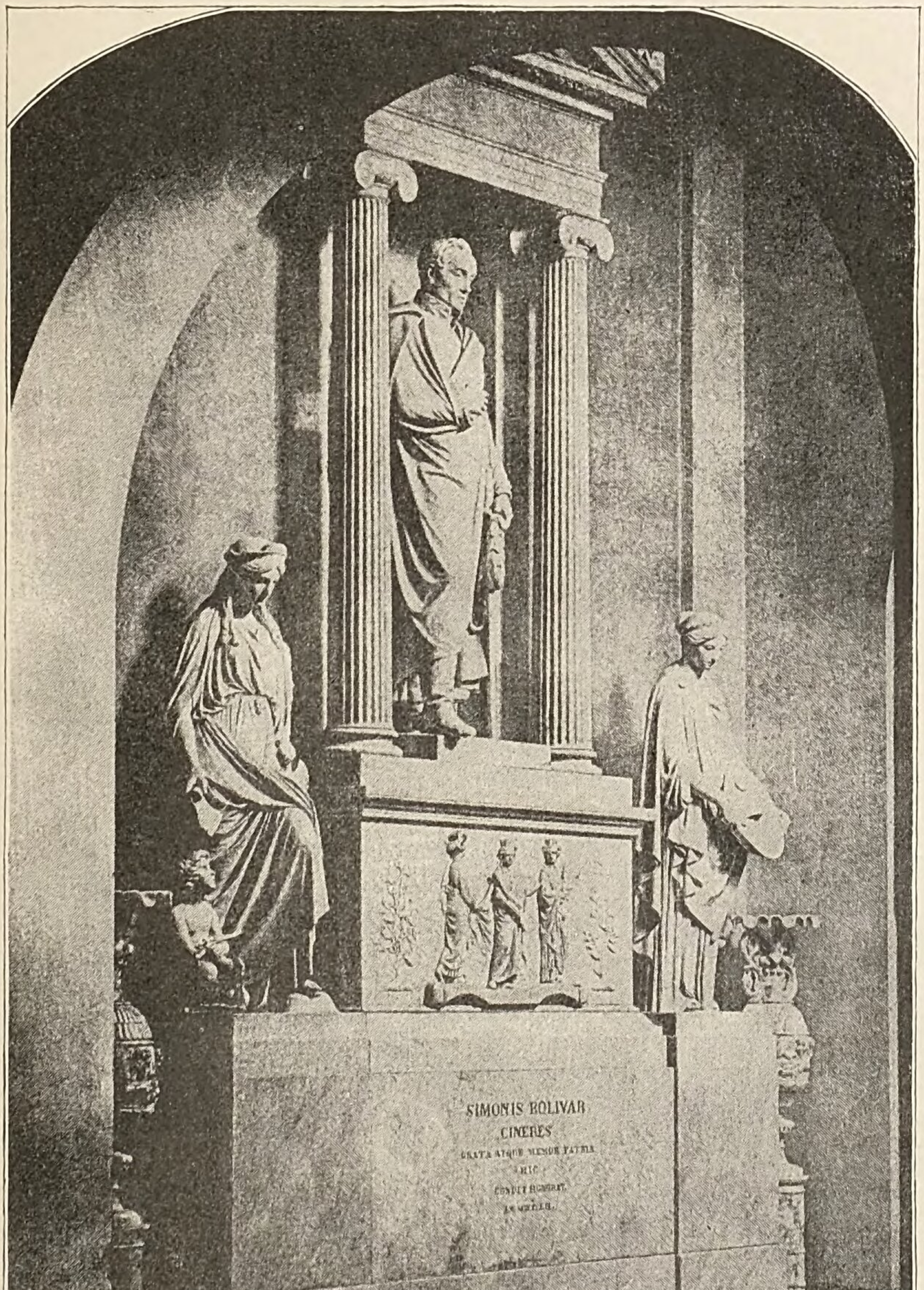
Kanonikus Espinosa, Rektor der Universität Carácas, legte der Festpredigt die Texteswortc zu Grunde: „Siluit terra in conspectu eius“. Bolívar, den Helden Kolumbiens, vergleicht er mit Maceboniens großem Alexander. Bolívars Siegestage werden aufgezählt: Boyacá, Carabobo, Pichincha, Ayacucho. „Wo konnte eines Menschen Sinn Erfolge von solcher Ruhmesfülle begreifen? Wo vermochte ein Menschenkind zu fassen, daß sein Ausgang im göttlichen Ratschluß ausersehen war, den Kampf der Völker zweier Welten zu enden? — — Doch Dir, Herrgott vom hohen Himmelsthron, Dir allein die Ehre! Seht, wie es in lichter Klarheit das erhabene Antlitz unseres Heldentoten mit Glanz umstrahlt! Das ist Dein Blitzstrahl, Dios excelso! Mit ihm hast Du in der Nacht der Finsternis, unserer einstigen Knechtschaft, unserem Volk eine Leuchte entzündet.“ — — Und als Schlußwort sagt der Gedächtnisprediger: „Erhaben auf Gipfeln hat der Unerreichte von nun ab seine Wohnstatt inne — seinem Genius zu enge sind die Thalesgründe. Helden solcher Gestalt finden sich unter Menschen nicht; sie gehören einem Geschlechte an, das nicht sterblich ist. Sie gebieten über die Menschheit und über die ewigen Zeiten“.

*) „La Capital del Chimborazo deberá llevar el nombre de Bolívar.“

Wir waren an die Stufen der großen Freitreppe des Mausoleums gelangt. Die Pforte war verschlossen. Journé suchte nach dem Pförtner. In Begleitung eines zerlumpten Farbigen mit bloßen Füßen kehrte er zurück.

Durch eine Seitenthüre des Pantheons, nahe dem Chore, drangen wir in die Totenstadt der unsterblichen Patrioten. In der Apsis der Basilika birgt eine Wandvertiefung den vergoldeten gotischen Sarkophag Bolivars. Vor demselben erhebt sich das hohe Grabmal aus Marmor von Karrara. Durch seine erhabene klassische Auffassung, bei maßvoller Einfachheit und antiker Ruhe, wird man an die Mausoleen Canovas erinnert. Dem Bildhauer, Tenerani in Rom, hatte General O' Leary, Bolivars einstiger Adjutant, Material über des Befreiers äußere und geistige Persönlichkeit an die Hand gegeben. Tenerani hat den Begründer der fünf Republiken in den engen Schrein einer Nische jonischer Anordnung, über mächtigen Unterbau, gestellt. Bolivar steht aufgerichtet in dem beengten Zwischenraum der Säulen. Vermutlich deuten sie die Schranken des schmalen Grabeskerkers dem Feldherrn an, dessen einstigem Siegeslauf die unermeßlichen Entfernungen vom karaibischen Gestade bei Carácas über die Stromesebenen des Orinoko, wie des Magdalena und die schneeige Kordillere bis zum Strande von Lima und dem bolivianischen La Paz keine Grenze setzen konnte. Simon Bolivar ist — eine Anspielung auf das Grabtuch — in seinen weiten Reitermantel völlig eingehüllt. Die rechte Hand ist zum Zeichen eines guten Gewissens — en testimonio de la pureza de su consciencia — über die Brust gelegt. Es ist würdig, einen Verstorbenen nicht im Gepränge seines irdischen Schmuckes, sondern im anspruchslosen Gewand des Pilgrims über seiner Begräbnisstätte zu versinnbildlichen. Der Künstler hat auch hierbei im Geist der Antike empfunden. Sinnend ist der Blick des Befreiers gesenkt. Es ist, als ob er schmerzlich bekenne, daß er den fünf Republiken wohl die Unabhängigkeit, nicht aber die sittliche Größe eines freien Volkes zu bringen vermocht hatte. Leise wiegt er, wie in Bekümmernis abwehrend, das Haupt. Tönen vielleicht eben, wie eine hohnsprechende Unwahrheit, Worte der Gedächtnispredigt Espinosas an sein Ohr: „Nimmermehr wird Krieg entbrennen im auserwählten Lande des erhaben leuchtenden Gestirnes.*) Die Abkömmlinge der Incas' werden wieder staatlich entwickelte Völker. Schon ist die Unabhängigkeit Amerikas vollbracht. Sein unsterblich fortlebender Genius, Vene-

*) Das ist Bolivars.



Grabmal Bolivars.

zuelas großer Sohn, hat die Bestimmung, die ihm vom Himmel geworden, erfüllt."

Jammer der Bürgerkriege hat seitdem das auserwählte Land erfüllt. Das Volk der Incas ist ebenso stumpf geblieben als zuvor. In den ohnmächtigen Republiken Amerikas lebt der Geist ihres Staatenbegründers Bolívar nicht mehr fort. Wohl ist die Unabhängigkeit Südamerikas Thatsache. Diese Mission hat Bolívar erfüllt. Nicht aber vermochte er dem Lande eine geistig, sittlich und staatlich höher stehende Entwicklung als zuvor anzubahnen.

Zwei Genien in langen Gewändern stehen etwas tiefer zu beiden Seiten der Hauptfigur. Der Frauen eine schüttet eine mit Gold gefüllte Schale aus. Neben ihr ruht eine Löwe. Ihr gegenüber setzt ein anderes Weib den Fuß auf Waffengeräte, indes sie mit der Linken sich auf ein Liktorenbeil stützt. In der Rechten hält sie eine aufgerollte Schrift. Ein unbekleideter Knabe mit einer Wage schmiegt sich knieend an sie. — Das volle Verständnis für diese sinnbildliche Darstellung bereitete mir erst die in Firmin Toros obenerwähnter Druckschrift von 1843 befindliche Erläuterung zu Teneranis Entwurf des Grabmales. Demnach sind die beiden Genien „vergeltende Gerechtigkeit" (justicia) und „Großmut" (magnanimidad). Das Sinnbild der ersteren ist die Wage. Die Axt bedeutet Kraft. Die Waffen und Abzeichen Spaniens hat die göttliche Vergeltung unter ihre Füße getreten. Verschwenderisch ist die Großmut an Opfergaben für die Sache der Freiheit des Vaterlandes. In dem Löwen spricht sich Bolívars standhafte Ausdauer in Durchführung des schwierigen Werkes aus.

Ein kleines Bas-Relief zu Füßen des großen Toten zeigt drei weibliche Figuren mit Mauerkrone. Über ein Joch schreiten sie einem Lorbeerbusch — ihrem kommenden Ruhme — entgegen. Dabei wenden sie sich von einem Distelstrauche ab — die Tage der Mühsal liegen hinter ihnen. Die drei Genien bedeuten, nach Firmin Toro, die Schwesterrepubliken Colombia, Peru und Bolivia, als Gesamtheit von Bolívars Staatenbildungen.

Der mächtige Marmorsockel des Grabmales trägt die Inschrift: Simonis Bolivar Cineres grata atque memor patria hic condit honorat.

Auch über diese Totenstätte mögen die Worte gesprochen sein, mit welchen der Präsident der Republik General Paëz*) am 23. Dezember 1842 die von Santa Marta eingeholten Gebeine Bolívar's der Gruft in der Kathedrale von Carácas übergeben hatte:

*) Der alte Antagonist Bolívars. S. S. 219 ff.

„Die verehrungswürdigen Reste des Großen Bolivar sind nun durch unsere Hand da, wo seine Väter ruhen, beigesetzt. Von nun an verwandelt sich die Grabstätte in einen Altar, dem wir die Opfergaben unserer Liebe, unserer Bewunderung und unseres unauslöschlichen Dankes darbringen.

Ein köstliches Kleinod Venezuelas, eine Zierde des Vaterlandes — sollen diese staubzerfallenen Reste auf die Nachwelt übergehen. Unsere innige Hingebung und die Verehrung aus unserem tiefen Herzensgrund sollen über sie wachen, Glorienschein sie umstrahlen.“

Weiter birgt der Ruhmestempel die Gebeine anderer um das Vaterland verdienter Männer. Zu Füßen ihres Feldherrn und Meisters schlummern die beiden Ibarra, Don Andrés und Don Diego. Beide kämpften, letzterer als General, unter der Freiheitsfahne Bolivar's. Andrés Ibarra war, als Bolivar 1830 von der öffentlichen Gewalt zurücktrat, diesem zur Seite geblieben und Zeuge seiner letzten Augenblicke. Treu im Tode wie im Leben sind nunmehr Andrés und Diego Ibarra Grabeshüter am Sarge ihres Kriegsherrn, wie Bertrand und Montholon vor dem Sarkophage Napoleons unter der Kuppel der Invaliden zu Paris.

Neben den Genannten ruht ein weiterer Waffengefährte Bolivar's, General Daniel Florencio O'Leary, testigo*) y actor de la gloriosa guerra de la Independencia, y constante compañero del Libertadór Simon Bolívar, de quien fué Primer Edecan.**) So benennt ihn das Dekret Guzman Blanco's, welches die Herausgabe seiner Denkwürdigkeiten der Kriegszüge Bolivar's auf Staatskosten anordnet. In 25 Bänden sind sie 1879 in Druck erschienen.***) Der Verfasser, ein Irländer, hatte seine während der Feldzüge in Venezuela, Neu-Granada, Quito und Perú im Hauptquartier Bolivar's gemachten reichen Aufzeichnungen nach Bolivar's Tode späterhin in Jamaica zur Ausarbeitung seines großen Werkes benützt. Wichtige Beiträge von gegnerischer Seite erhielt er durch den Bolivar ehedem bekämpfenden spanischen Heerführer, den Grafen von Carthagena, Don Pablo Morillo. In Coruña suchte O'Leary diesen, damals Generalkapitän von Galicien, 1835 auf. Morillo fiel in der Folge in Ungnade bei dem christini-

*) Zeuge.

**) Dessen Erster-Adjutant er war.

***) Memorias del General O'Leary publicadas por su hijo Simon B. O'Leary. Por órden del Gobierno de Venezuela y bajo los Auspicios de su Presidente General Guzmán Blanco, Ilustre Americano, Regeneradór de la Republica. — Carácas 1883.

schen Hofe in Madrid. Seine Gebeine modern in fremder Erde, zu Rochefort, wo er 1838 verstarb. Auch Morillo hat Memoiren über die Feldzüge in Südamerika hinterlassen.*) Großmütig und ohne Groll verstattete er O'Leary belangreiche Aufschlüsse und den Einblick in wichtige Aktenstücke der Kriegsgeschichte.

Noch ein anderer, erst jüngst verstorbener Zeitgenosse Bolivar's ist unter dem Schiff des Ruhmestempels beigesetzt. Seine wesentlichere Bedeutung gehört jedoch unseren Tagen an. Es ist dieß Guzman Blanco's 1884 verstorbener Vater, der Ilustre Procer**) Antonio Leocadio Guzman.

Die Sohnespflichten hat Guzman-Blanco gegen ihn erfüllt, politisch bekämpfte er ihn jedoch. Durch Jahre wetteiferten Vater und Sohn um die Herrschaft im Lande. Der Vater unterlag — der Sohn siegte. Ersterer vertrat das freisinnige, demokratische Prinzip, letzterer das persönliche Regiment. Antonio Leocadio hatte, als einstiger Sekretär Bolivar's, diesem wichtige Dienste geleistet. Als 1829 in Carácas die Anhänger des General Paëz die Auflösung der kolumbischen Republik und Bolivar's Abdankung zum Beschluß erhoben, gaben nur drei Männer — unter ihnen Antonio Leocadio — Bolivar ihre Stimme. Das Jahr 1847 brachte Guzman beinahe die Märtyrerkrone. J. T. Monágas ward Präsident. Als liberaler Gegenkandidat war A. L. Guzman aufgestellt. Er hatte die meisten Stimmen, unterlag aber hinterdrein auf Grund der Ungültigkeitserklärung von Wahlzetteln, (angeblich durch Einmischung der Geistlichkeit). In seiner liberalen Zeitschrift focht er daraufhin die verfassungswidrige Präsidentenwahl an. Dieserhalb ward er wegen Aufruhrs zum Tode verurteilt. Monáges begnadigte ihn jedoch.***)

A. L. Guzman bekleidete die obersten Staats- und Ehrenämter, wichtige Vertrauensposten und die höchsten Würden. Verschiedentlich wurde er Minister — ja selbst unter der Regierung seines Sohnes. Er war abwechselnd Vicepräsident der Republik, Präsident der Legislatura nacional, Minister-Resident Venezuela's bei den Schwester-Republiken und bevollmächtigter Minister beim amerikanischen Kongreß in Lima gewesen; Consultór des äußeren Amtes, Mitglied der Academie von Venezuela und der königlich spanischen Akademie der Sprachen;

*) Paris 1826.

**) Procer bedeutet erhaben, vornehm, von höchstem Adel. Die überlebenden Helden des Unabhängigkeitskrieges bilden gewissermaßen einen Adel vom Schwert, und führen das Prädikat: Procer und Ilustre Procer.

***) The land of Bol. I, 145.

Procer Titular und Ilustre Procer der Independencia, Venezolanischer Oberst und Inhaber des von Peru und Columbien gestifteten Brustbildes des Befreiers.*) Spanien hatte dem einstigen Rebellen das Großkreuz Isabella's der Katholischen verliehen. In ihm starb eine Autorität für internationales, insbesondere für Hispano-Amerika gültiges Recht.

Joaquin Crespo hatte die Beisetzung der Leiche im Pantheon und zehntägige Landestrauer angeordnet. Das Gemach im Palaste seines Sohnes, in dem Anton Leocadio Guzman verstorben war, wurde mir als angehendes Nationalheiligtum gezeigt. Schon zu seinen Lebzeiten hatte der Kongreß die Errichtung seines Standbildes in Carácas verfügt. Es wurde während der Feier des Bolivar-Centenario enthüllt.

Wir verließen das Mausoleum und schritten durch das Schiff der Kirche dem Ausgange zu. Noch einen Rückblick auf Bolivars Grabmal!

„Sagen Sie doch, Mgr., wie kann man nur dieses Meisterwerk der Kunst aus weißem Marmor in eine hellgelb angestrichene Chornische stellen?" entfuhr es mir mit der Entrüstung beleidigten Schönheitsgefühles. „Das Denkmal sollte sich wirkungsvoll von etrurischrotem Hintergrund abheben und durch Scharlachvorhänge und Glasmalerei der Fenster warmes Licht empfangen. Überhaupt ermangelt Ihre Walhalla jeglicher feierlicher Stimmung. Diese gefirnißten, citronengelben Pfeiler, Bogenstellungen und Wandflächen der Basilika sind in ihrer platten Geschmacklosigkeit geradezu abscheulich."

„Ich werde Ihre Bemerkungen dem General Guzman mitteilen", versetzte der Angeredete. „Der General ist sehr empfänglich für derartige Anregungen des, noch wenig erwachten, südamerikanischen Kunstbewußtseins." — — —

„An einem anderen Tage besehen Sie sich die Reliquien des Libertadór im Palacio de Artes, einem Anbau an das Universitätsgebäude", bemerkte der Mgr. bei der Verabschiedung. „Wenden Sie sich an Ihren Landsmann, Professor Ernst."

Eines Vormittags übernahm der Professor die Führung einer kleinen Gesellschaft durch den ehemaligen Kunst- und Industriepalast in der Südecke des Kollegienhauses. Für die Nationalausstellung bei Gelegenheit der hundertjährigen Geburtsfeier Bolivars war derselbe

*) A. L. Guzmán soll als eingefleischter Republikaner den von seinem Sohn nach monarchischem Vorbild reformierten Bolivarorden nicht angenommen haben.

erbaut worden. Abteilung IV der Ausstellung hatte, zufolge Beschlusses der Junta del Centenario, an deren Spitze der Ilustre Procer Antonio Leocadio Guzman stand, eine Sammlung persönlicher Andenken an Bolivar enthalten. Namhaft hatte die „grata atque memor patria“ Erinnerungszeichen an diesen eingesandt. Ein großer Teil dieser Gegenstände bildet heute den Bolivar-Salon. Unter den militärischen und bürgerlichen Kleidungsstücken des Libertadór sprach mich kulturgeschichtlich sein goldbestickter, rot ausgeschlagener Uniformsfrack und die hohen Reiterstiefel an. Ich sah Ringe, Schmuckgegenstände und Waffen, die der Befreier getragen. Man zeigte uns Huldigungsgaben, Festgedichte, Adressen und Diplome. Wertvoller däuchten mich die Autographen. Kränze, Fahnen und sonstige Siegeszeichen, die Erinnerungen an viele Ehrentage Bolivar's, schmücken die Wände. Abbildungen des Libertador begegnet man in allerlei Kunstmanier und Größe bis zur Miniatüre.

Hier befindet sich der kostbare (Außen-) Sarg, in welchem die Gebeine des Begründers der kolumbischen Republik von Santa Marta nach Carácas überführt worden waren — eine Dankesgabe Neu-Granadas (des heutigen Kolumbiens). In Bogotá wurde er aus Rosen- und Palisanderholz hergestellt und mit kostbaren Holzarten eingelegt. Zu eingehender Besichtigung ließ man mir keine Zeit. Fremdländische Botaniker drängten, einer Orchideenart wegen, nach dem botanischen Gärtchen der Universität. Ich suche daher wiederum Firmin Toros Mitteilungen hervor.

In Gold und Elfenbein ist das Bildnis des Libertadór nebst den Daten seiner Geburt und seines Ablebens auf dem Sargdeckel eingelassen. In einem Kranze eingelegter Blumen liest man die Inschrift: „Neu-Granada überläßt Venezuela in dieser Truhe das kostbare, bei ihm hinterlegte Gut der Asche des Befreiers S. Bolivar.“ — Am Fußende finden sich unter dem Marschallsstabe und Degen Bolivars als Denkspruch die Worte aus seinem letzten Aufrufe an die Kolumbier: „Ich legte die Gewalt nieder, als ich inne wurde, daß Ihr Mißtrauen hinsichtlich meiner Uneigennützigkeit hegtet.“ — Wappen der Republiken Bolivia, Neu-Granada, Venezuela und Peru zieren die Seitenwände der Truhe. Auf der Schmalseite zu Häupten ist das Wappen der (vereinigten) Republik Kolombia angebracht, darüber Bolivars Name, von Eichen- und Lorbeerlaub umkränzt. Entgegengesetzt zu Füßen hebt ein Condor seine Schwingen über dem Schilde von Ekuador.

Bestimmter hat sich mir ein Ölgemälde eingeprägt, „der Tod

Bolivars". Offenbar ist es nach „berühmten Mustern", wie z. B. Napoleons Verscheiden zu Longwood auf Helena, gezeichnet. Nur ist um das Sterbebett Bolivars mehr Glanz entfaltet, als um das des Kaisers. Zahlreiche Anhänger, unter ihnen Generale und Offiziere in reicher Uniform, sehen schmerzbewegt mit Bangigkeit dem Aushauchen der Seele des Libertadór entgegen. Das stimmt keineswegs mit den wirklichen Vorgängen an seinem einsamen Totenlager überein. Den Eindruck der Wahrheit dieses Bildes empfängt man nur durch den Ausdruck des mit dem Tode ringenden Bolivar. Matt, bleich und geängstet sitzt er, von Getreuen gestützt und in seine Kissen zurückgelegt, halb aufrecht im Bette.

Bolivar war lebensmüd, enttäuscht und verlassen, ein gebrochener Greis, von Karthagena am 1. Dezember 1830 nach Santa Marta, einem benachbarten Küstenplatz nahe der Magdalenamündung, gekommen. Schwer an Brust und Lunge erkrankt, ließ sich der Geschwächte in das Landhaus von San Pedro Alejandrino, Eigentum Joaquins de Mier, verbringen. Hier verstarb er, nach Eintritt tötlicher Gehirnzustände, in der Mittagsstunde des 17. des Monats. Noch sieben Tage zuvor hatte er ein Abschiedsmanifest an die Kolumbier diktiert. „Ich bin das Opfer meiner Verfolger geworden, sie haben mich zum Rand des Grabes gedrängt. Ich verzeihe ihnen. — Kolumbier, meine letzten Wünsche gelten der Wohlfahrt des Vaterlandes. Möge mein Tod zum Aufhören des Parteihaders und zur Festigung der Einheit beitragen! Dann steige ich ruhig zur Grube hinab."

Felipe Larrazábal schildert uns die letzten Augenblicke des Libertadór:*) „Überwältigt von Schmerz sind die Anwesenden mit einem Male bestürzt über die Stille in dem Gemache, in welchem eben der Erlöser einer Welt**) seinen Geist aufgab. Aller Augen sind starr auf ihn gerichtet. Die Züge Bolivars sind verklärt mit dem Ausdruck der Unsterblichkeit."

Die Apotheose des Chronisten schwillt — angesichts der Todesstunde um Mittag — höher und höher bis zu der Emphase an: „Welch ein Zusammentreffen! Die Sonne und das Gespenst des Todes sahen sich zum erstenmal ins Angesicht. Napoleon starb um die sechste Abendstunde, genau wie Alexander. Otto der Große beim Dämmern des Morgens, Karl V. vor Tagesanbruch um zwei Uhr."

---

*) II, 563 ff.

**) Redentór de un mundo.

„Unglückliches Amerika.“ ruft Larrazábal klagend aus, „verhülle deine Ölzweige, deine Lorbeerkränze — wie magst du sie noch erhobenen Hauptes schauen lassen, da doch dein Befreier nicht mehr ist? . . .“

„Den Spuren Bolivars ruhmvoller Thaten, um die ihn selbst Herkules beneidet, wird man von den Ufern des sanft hingleitenden Guayre,*) der seine Wiege umspült, bis zum fernen La Plata-Strome folgen.“

Verlassen wir diese, dem Andenken des Begründers der Unabhängigkeit von fünf Republiken Südamerikas geweihten Räume. Die Stätte ist heilig, da wir geweilt hatten. Der Flüsterhauch eines siegreichen Geschlechtes von den Heldenthaten unter der Fahne ihres Führers erfüllt sie mit geheimnisvollem Rauschen. „So glanzvoll sind diese Thaten“, sagt Larrazábal,**) „daß sie den Goldschnitt der Geschichtsblätter (Roms), der Herrin der Welt, verfinstern.***) So denkwürdig sind die Jahrbücher über das Unabhängigkeitswerk der südamerikanischen Völker, daß auf der Agora von Theben und Athen die alten Kämpen der Freiheit sie würden mit Begeisterung gelesen haben.“)

Noch unter der Ausgangspforte klingen mir Larrazábals klagende Worte nach:

„Bolivar ist dahin! Warum auch durfte der Gerechte nicht unsterblich bleiben!? Er, der Menschenfreund, der Beschützer der schuldlos Mißhandelten. Warum ach! lebt der Erstling unter den Siegeshelden,†) der geliebte Vater, der Befreier, nicht ewig fort? Führte er doch die Völker auf mühsalvollem Wallfahrtszuge††) für die heilige Sache aus der Kerkernacht der Dienstbarkeit zum Paradies der Freiheit hin.“

*) Flüßchen im Hochthal von Carácas.

**) II, 567.

***) Historias heroicas que eclipsan las paginas doradas de la Señora del mundo.

†) Der Siegesgöttin erstgeborener Sohn, el primogenito de la victoria.

††) En larga y santa peregrinacion.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Universität und akademische Bildung.

Universitätsgebäude. — Vargas. — Cajigal. — Professor Ernst. — Universitätsbibliothek. — Gründung der Universität. — Studiengang. — Lehrstühle; Fakultäten. — Frequenz. — Universität Mérida. — Wert der akademischen Bildung. — Bundeskollegien. Aus den offiziellen Prüfungsberichten. Umfang des Lehrstoffes. — Akademische Grade. — Ordensverleihungen. — Die spanisch-theokratische Geistesbildung. — Wissen in Bogotá. — Einkünfte der Universität Carácas. — Dynastes Hercules.

Carácas, im März 188..

Herrn Gymnasialdirektor Dr. E. Moormeister in Schlettstadt!

Nicht wahr, die herkömmlichen Redewendungen: „Sehr geehrter Herr Direktor! — Sie werden mein langes Schweigen“ u. s. w. — erlassen Sie mir. Ich gebe Ihnen als höherblickendem Schulmann anheim, ob nicht unser Briefstyl einer gründlichen Säuberung bedarf. Drum ohne Umschweif in medias res!

Wie gerne lenkten wir in unserem Verkehre das Gespräch auf Dinge Ihres Wirkungs- und Interessenkreises. So möchte ich Ihnen auch jetzt nicht zumuten, mir auf der staubigen Etappenstraße meiner Wanderung durch Westindien und Venezuela nachzufolgen. Vielmehr geleite ich Sie auf dem kürzesten Wege in Ihre hiesige Zunftgenossenschaft, die carakenischen Pflanzstätten des Unterrichtes. Freilich muß ich mich da ganz auf meine Weise als Führer anbieten. Ich sende Ihnen keine systematische Abhandlung über venezolanische Bildungsanstalten. Vielmehr gebe ich nur mancherlei eigene Wahrnehmungen und selbständige Untersuchungen, sowie erhaltene Mitteilungen, lose aneinander gereiht, wieder.

Meine heutige Darlegung gilt der Universitas hierselbst und dem akademischen, wie überhaupt dem höheren Unterrichte in Venezuela. Über den Elementarunterricht ein anderes Mal!

In englischer Gotik erhebt sich die Vorderseite des Universitätsgebäudes gegenüber der Südfront des Palacio federal und dem Reiterdenkmal Guzmán Blancos. Wimperge und Phialen aus lichtem Gestein streben durchbrochen und feingliederig in den blauen Himmel hinein. Ein anglogotischer Turm vervollständigt den Gesamteindruck des Kollegienhauses zu dem einer Kirche. Der Grund dieser Anspie-

lung ist mir nicht verständlich. Schule und Kirche wollen heutzutage zwei scharfgetrennte Begriffe sein. Überdies trieb der Kulturkampf zur Zeit der Erbauung jener Façade seine Blüten in Venezuela. Heute ist dieser Streit mit der Kurie beigelegt. Guzmán Blanco brauchte nicht nach Kanossa zu gehen — wenigstens nicht bis dorthin. Man kam ihm den steilen Schloßberg von Kanossa hinab ein angemessenes Stück entgegen.

Es ist das zweifelhafteste Lob einer Hochschule, ihre Externa anzupreisen. Lassen Sie mich daher durch den Thorbogen eintreten und durch die einstigen Klosterkreuzgänge nach der Treppe zum oberen Geschoß schreiten — vorüber an den Standbildern von Bolívar, (einer Stiftung des Handelsstandes von Carácas,) und von Vargas und Cajigal. — Dr. José Maria Vargas begleitete als Arzt, Chemiker und Naturforscher eine Professur an der Universität Carácas, und trat als Staatsmann wie als Gelehrter hervor. Nach Lostrennung Venezuelas von Kolumbien (1829/30) folgte er General Páëz in der Präsidentschaft der Republik (1835). Durch eine Revolution ward er jedoch noch im selben Jahre landesverwiesen, aber kurz darauf auf den Präsidentenstuhl zurückberufen. 1836 legte er, des Parteihaders müde, seine Würde nieder, bekleidete aber noch dreimal die des Vizepräsidenten. Guzmán Blanco hatte als stud. med. die Vorlesungen von Vargas besucht. Vargas hat eine Klassifikation der Flora der Silla von Carácas, eine Abhandlung über die Geschichte der Chemie und ein Compendium über anatomische Vorlesungen hinterlassen. — Juan Manuel Cajigal, Kommandant der Ingenieure, bestieg 1833 die Silla. Seine naturwissenschaftlichen Beobachtungen und die botanische Ausbeute daselbst haben ihm einen Platz unter den ersten Gelehrten des Landes eingeräumt.

Ein tropenländischer Musensohn, die südamerikanische Ausgabe eines unserer sonntäglichen Gewerkschüler, wies mich auf mein Befragen nach Professor Ernst in den Bibliotheksaal. Aus einem Seitengelaß desselben vernahm ich die Laute der Muttersprache zum Teil nicht frei von fremdländischer Betonung. Unser Landsmann Ernst stellte mich zwei holländischen Universitätsprofessoren vor. Sie kamen von einer botanischen Forschungsreise aus Surinam, dem niederländischen Guyana, und waren auf dem Wege nach der Insel Curaçao. Die guten Batavet können, trotz ihrer Vorliebe für französische Kultur, deutsche Art nicht verleugnen. Der ältere der beiden fremden Professoren der Pflanzenkunde versetzte mich in mein philosophisches Heimatland. Wunderbar! Vor mir, in Südamerika, steht leibhaftig der deutsche

Universitätsprofessor alten Stiles. Mit langem, schlichtem, grauem Haar, die Brille über den klug blickenden Augen, glatt rasiert, im schwarzem Lysterröckchen mit Ordensbändern im Knopfloch, sein gedankenschweres Haupt mit einem Zylinderhut bedeckt — so sah ich ihn im Geist nach Verfluß des akademischen Viertels, über den Gang nach dem Hörsaal schreiten.

Dr. Ernst ist ebenfalls Professor der Botanik. Unter den Botanikern trat mein eigenes Nichtwissen wenig vorteilhaft zu Tage. Doch tröstete ich mich mit der Fabel vom Fuchs und vom Storch. Reineke zeigte am Tische des stelzbeinigen Gastgebers seine Unbeholfenheit im Gebrauch der Flasche mit engem Hals. Der klappernde Hausfreund der Neuvermählten erkannte indes tiefsinnig, daß ein platter Teller kein Hohlgefäß sei. Beide wußten eben mit ihrem gewohnten Gedeck am besten umzugehen.

Wir Deutsche dürfen auf unseren gelehrten Landsmann in Venezuela stolz sein. Hat er doch deutscher Geisteskraft und Gelehrsamkeit den ersten Rang auf der Hochschule zu Carácas erkämpft. Unstreitig ist er deren tüchtigste Lehrkraft. Ich betrachte einen solchen gründlichen deutschen Forscher mit Freuden auch fürderhin als Landsmann, wenngleich der diplomatische Vertreter des deutschen Reiches ihm auf Grund des Gesetzes über die Bundes- und Staatsangehörigkeit die Eigenschaft als Reichsangehöriger aberkannt hat. Für mich bleibt in fernen Welten ein Stammesgenosse, der heimatlichen Geist und Bildung in hervorragender Weise zur Ehre des Vaterlandes verwertet, immer noch ein Deutscher.

Dr. Adolf Ernst ist als Professor der beschreibenden Naturwissenschaften und der deutschen Sprache an der Universidad Central zu Carácas angestellt. Er hat den Anstoß zu naturwissenschaftlichem Interesse in der venezolanischen Hauptstadt gegeben. Die Gründung der Sociedad de ciencias fisicas y naturales dortselbst ist sein Werk. Vorzugsweise thätig ist er als Botaniker und wohl der gründlichste Kenner und Erforscher der venezolanischen Pflanzenwelt. James Mudie Spence, der Verfasser von The land of Bolivar, bezeichnet ihn als die erste Autorität hinsichtlich der Flora von Carácas.*) Nach Jenem hat Dr. Ernst gegen 600 verschiedene Arten von Orchideen in Venezuela nachgewiesen. Bisher, sagt Spence, kannte man hier in der

---

*) Er ehrt ihn mit folgenden Worten: „Our learned friend was a man of mark, a very fine exemple of that class of savants of whom Germany has been so prolific.“ II, 81.

botanischen Welt deren nur 426 in 81 Familien.*) Unser verdienter Landsman beschenkte mich mit einer von ihm verfaßten Zusammenstellung der hauptsächlichsten Pflanzensorten Venezuelas.**)

Den drei zünftigen Botanikern folgte ich durch die Säle der Naturaliensammlung. Sie bildet einen Bestandteil des 1874 durch Guzmán Blanco gegründeten Nationalmuseums. Eben erläuterte Prof. Ernst eine geologische Sehenswürdigkeit, als ich erstaunt über einen Fund unter den ethnographischen Gegenständen ihm ins Wort fiel:

„Diese Hängematte, Herr Professor, mit dem Schmuck aus Papageifedern sollte ich kennen — —“

„Die hat mir dieser Tage der Präsident nebst einigen Indianergeräten vom Rio Negro für das Museum gesandt,“ erwiederte Dr. Ernst. „Diese Gegenstände erhielt er zum Geschenk vom Gobernadór von Amazonas. Der Präsident hat anscheinend kein Gefallen an ihnen.“

„Aha,“ dachte ich. (Sie kennen den köstlichen Vorgang mit der Hängematte aus meinem Briefe an A. aus Macuto).***)

Die Mynheers traten den Rückzug an. Professor Ernst lud mich zur Besichtigung der Bibliothek ein. — Die Republik Venezuela kam auf demselben billigen Wege, wie in vielen Fällen das Königreich Italien, zu einer Nationalbibliothek. Dem Schicksale der bedeutsamsten Bücherschätze aus italienischen Klöstern verfielen viele tausend Bände aus den Büchergestellen aufgehobener venezolanischer Ordenshäuser. Heute sind sie mit dem ex libris der Staatsbibliothek gezeichnet. Diese zählt 11 000 Werke in 30 000 Bänden,†) darunter 3500 der wertvollsten aus dem Nachlasse von Vargas. 1874 gründete sie Guzmán Blanco. Seine Bestimmung, die Bibliothek täglich von acht bis elf und von zwei bis fünf Uhr der Leserwelt zu öffnen, ist löblich. Über ihre Benützung vermag ich Ihnen freilich nichts zu berichten. Ich besuchte wohl drei- bis viermal den Professor in diesen Räumen. Immer aber traf ich nur zwei bis drei Scholaren, die von dem gestrengen und willensstarken deutschen Magister eingepaukt wurden. Die 30 000 Folianten und insbesondere die in Schweinsleder gebundene Patristik werden in den Bereich dieses elementaren collegium logicum wohl wenig hereinbezogen werden. — —

*) Land of Bolívar I, 264.

**) Las familias mas importantes del Reino Vegetal en la Flora de Venezuela. Carácas 1881.

***) S. Kapitel 8. S. 81 unten.

†) Stat. Jahresber. 1884.

Unter Benützung der mir von Dr. Ernst gewordenen Angaben führe ich Sie nunmehr in Kürze in die Lehrthätigkeit an der caracenischen Hochschule und in das akademische Bildungswesen in Venezuela ein.

Die heutige Universität ist aus dem 1696 gegründeten bischöflichen Seminar 1721 (nach anderen 1724) hervorgegangen. Ein Bestätigungsprivileg erhielt sie von Innocenz XII. 1725. Anlaß zur Gründung einer Universitas bot vor allem die Entfernung der nächst erreichbaren hohen Schulen zu Santa Fé de Bogotá, Santo Domingo und Mexiko. 1827 erfuhr die Universität eine Umgestaltung.*)

Für alle vier Fakultäten besteht ein dreijähriger philosophischer Vorbereitungskursus. Dieser umfaßt das Studium der Geschichte, sowie der älteren und neueren Sprachen, worunter auch die unsrige. Hierauf folgen für jede Fakultät drei vorgeschriebene Biennien. Uns Deutschen mag die Art, wie Begriffe beigebracht werden, etwas zu methodisch erscheinen. Der Professor sagte mir, daß jede Lektion mit Memorieren beginne, und gewöhnlich am Samstag Korrepetition stattfinde.

Lehrstühle sind errichtet:

An der theologischen Fakultät, (ciencias eclesiasticas,) für:

Dogmatik, Loci theologici, Moraltheologie, biblische- und Kirchengeschichte; (vier Professoren).

An der Fakultät der politischen Wissenschaften, (ciencias politicas,) für:

Römisches Recht, Kirchenrecht, spanisches Recht; Zivil- und Handelsrecht, Völkerrecht, Straf- und Militärrecht; Volkswirtschaftslehre; (sechs Professoren).

An der medizinischen Fakultät, (ciencias medicas,) für:

Anatomie, Physiologie, Hygiene, Pathologie, Chirurgie, Gynäkologie, Chemie, Therapeutik und Naturgeschichte; (acht Professoren).

An der philosophisch-philologischen Fakultät, (ciencias filosoficas,) für:

Französisch, Deutsch, Englisch, Spanisch, Lateinisch und Griechisch; Geschichte, Pädagogik, philosophische Propädeutik; Arithmetik, Algebra, Geometrie und analytische Geometrie, Differenzial- und Integralrechnung; Geodäsie, Astronomie und geometrisches Zeichnen; (zwölf Professoren).

---

*) Obigem entgegen sagt Daurion Lavaysse S. 334: „Die Stadt hat ein im Jahre 1778 von Antoine Gonzalez d'Acunha, einem Bischof von Carácas, gestiftetes und den 19. August 1792 mit Bewilligung des Papstes zu einer Universität erhobenes Kollegium.

Eine ehemalige fünfte Fakultät der ciencias exactas (Mathematik und Naturwissenschaften) besteht heute nicht mehr als selbständige.

Die Zahl der Studenten beträgt gegen 200.*)

Eine zweite Universität ist in Mérida, der Hauptstadt des Staates Los Andes. Ihre gesunde Hochgebirgslage (1649 Meter) am Absturz der sich über 13 500 Fuß erhebenden Sierra Nevada verleiht dieser Hochschule den Zauber eines hispano-amerikanischen Heidelberg. Von dem hohen Tafellande Méridas schweift der Blick — nach den schneebedeckten Häuptern der Kordillere im Süden und nordwärts nach den heißen Niederungen des schönen Chamathales. Eine mittlere Jahrestemperatur von 17,92° C.**) kühlt die Schläfe des Musensohnes, der im Schweiße seines Angesichtes unter dem 8.° n. Br. an der Weisheit Brüsten saugt. An dieser Hochschule wirken neunzehn Professoren; die Zahl der Schüler beträgt 136. — Die Universität Mérida ist keine Gründung älterer Zeit. Karl IV. von Spanien hatte die Bitte der Bewohner von Mérida um Errichtung einer akademischen Schule abgelehnt. Das Umsichgreifen der Bildung in Amerika erschien Sr. Majestät bedenklich. „S. Majestad no consideraba conveniente el que se hiciese general la ilustración en America.“***)

Den wahren Wert des Wissens der akademischen Jugend Venezuelas werden Sie aus dem Gesagten unschwer ermessen. An Schüler, welche aus einer Halbkultur hervorgegangen sind, können Sie füglich nur die Anforderung mechanischer Aneignung des Lehrstoffes stellen. Als Prüfstein hierfür gilt der Grad der Fertigkeit in dem Hersagen auswendig gelernter Abschnitte der Lehrbücher. Hierin thun es erfahrungsgemäß die Söhne halbreifer Völkerstämme allen Kommilitonen zuvor. Den Mangel an geistiger Verarbeitung der Unterrichtsgegenstände ersetzen sie durch Fleiß in Einprägung derselben. Das habe ich zur Zeit meiner akademischen Studien in Österreich zur Genüge erfahren.

Das Professorenkollegium von Carácas und Mérida wird aus seiner Mitte wohl nachsichtige Richter für die Examina wählen. Ein „magna cum laude“ mag so ohngefähr dem „Genügend“ bei Ihrem Maturus entsprechen. Dr. Sachs†) eifert gegen den mehrfach ex mera gratia Guzmán Blancos an Examinanden erteilten Dispens von Prüfung in einzelnen Fächern, wie z. B. von der Anatomie bei dem

*) Nach dem stat. Jahresber. von 1887 366.

**) Villavicencio 59.

***) So berichten Baralt, Larrazábal und The land of Bolívar.

†) S. 29.

medizinischen Examen. Sachs thut Unrecht. Weshalb soll an den Universitäten Carácas und Mérida das akademische Fehmgericht ein Scheingefecht mit Studiosus Gutierez oder Hernandez eröffnen — da diesen doch die Möglichkeit des Durchfallens nach Landesherkommen benommen ist? Man macht das viel einfacher — man dispensiert sie kurzweg von dem Examen durch Machtspruch des Ilustre Americano.

Die geringe Zahl der Universitätsschüler von Carácas und Mérida ist ungenügend zur Deckung des höheren wissenschaftlichen Bedürfnisses der Republik. Dafür besitzt das Land sechs Bundeskollegien erster, und vierzehn zweiter Kategorie, in welchen, zum Teil neben den Gegenständen unserer Gymnasialbildung, zugleich in den akademischen Fächern unterrichtet wird. Zur Zeit sind diese Kollegien von 2340 Zöglingen besucht. 494 hören philosophische Vorlesungen, 264 medizinische und 174 politische.*) — Mit Interesse verfolge ich die Veröffentlichungen der Gazeta oficial über die Ergebnisse der Prüfungen an den Bundeskollegien. Die Vielseitigkeit des Prüfungsmateriales läßt mich hierbei Schlüsse auf den Umfang der Lehrthätigkeit an diesen Anstalten ziehen. Ich mache Sie, in Ermangelung einer encyklopädischen Behandlung des Stoffes, mit einigen diesbezüglichen Angaben des venezolanischen Moniteurs im Wortlaut bekannt:

„Am Colegio federal zu Coro prüfte die Junta Examinadora, bestehend aus dem Rektor Hermoso, Dr. Escobár, den Bacalaurei Molino, Lopez und Penso, sowie dem Vizerektor Ibarra, aus den Gegenständen des ersten Jahres Philosophie und dem entsprechenden Teil der Arithmetik und Algebra, der Psychologie, Logik, Moral und Theodicee;

aus den Gegenständen des dritten Jahres Philosophie und dem entsprechenden Teil der Geographie, Kosmographie und Chronologie; sodann der Naturwissenschaft (Licht, Magnetismus, Elektrizität);

ferner aus den Gegenständen des ersten Jahres Latein und Griechisch, und endlich: im Lesen, Schreiben, Benehmen (Urbanidad), Staatsverfassung Venezuelas, Geographie, Rechnen und spanischer Grammatik."

Damit ist die Examinierung am Kolleg zu Coro keineswegs erschöpft. Ich habe Sie lediglich mit dem Inhalt eines Zeitungsblattes, dessen folgende Nummer mir fehlt, bekannt gemacht. —

„Unter Vorsitz des „Ciudadano Rector" Presbitero Dr. Gonzalez wurde in der Aula (salón de actos academicos) des Colegio fede-

*) Stat. Jahresber. und Botschaft des Präsidenten der Republik.

ral erster Kategorie des Staates Falcon (Maracaibo) aus folgenden Prüfungsfächern examiniert:

Zivil- und Handelsrecht und Volkswirtschaftslehre; Zivil- und Strafprozeß und sonstige vaterländische Gesetzgebung."

Prüfungskandidaten in den beiden ersten Gruppen waren ein Doktor und vier Bacalaurei (Bachilleres); in den beiden letzteren je sieben Bacalaurei.

Bei diesen Examina werden stets alle Examinanden einstimmig für befähigt befunden. Ausnahmslos erhalten mehrere das Prädikat „vorzüglich" (fueron declarados „sobresalientes"),*) die übrigen das Prädikat „gut" (f. d. „buenos"). Die Junta Examinadora erkärt sich jedesmal für „altamente satisfecha (befriedigt) de los resultados" und sämtliche Examinanden für „todos aprobados por unanimidad."

Am Kollegium zu Cumaná werden — unter Vorsitz des Rektors Oberst Gonzalez und des Vizerektors Bacalaureus Córdoba — von 20 Schülern des griechischen Kurses sieben als „sobresalientes" und dreizehn als „buenos" befunden. Desgleichen von siebzehn Schülern des französischen Kurses und von elf Examinanden in spanischer Grammatik je sieben als „sobresalientes" und zehn bezw. vier als „buenos".

„Im Lateinkurs am Colegio federal zu San Felipe werden in Klasse 2 Etimologia und Sintáxis geprüft; in Klasse 1 Prosodiá, Orthographie und Metrik, Übersetzung von Klassikern und Übertragung aus dem Spanischen in Latein (versión del Castellano al Latin)." Sämtliche Zöglinge von Klasse 1 gehen als „sobresalientes", sämtliche der Klasse 2 als „buenos" hervor. Möchten Sie da, Ciudadano Rektor von Schlettstadt, angesichts solcher Erfolge der höheren venezolanischen Bildungsschulen, nicht wehmutsvoll dem Zug nach Westen folgen, wo man noch nichts vom Reprobieren weiß?

Den Colegios federales ist zumeist eine Escuela federal als Primärschule angehängt (anexa). Demzufolge kann innerhalb ein und derselben Lehranstalt der gesamte Bildungsgang vom Elementarschüler bis zum Inhaber eines akademischen Grades durchlaufen werden. An den Examina in den Primärfächern beteiligt sich neben der örtlichen Prüfungskommission der Präsident oder ein anderes Mitglied der Junta Superior de Instruccion Popular. Auch der Ilustre Consejo municipal d. i. der ehrsame Gemeinderat, viele Ciudadanos und würdige Padres de familia wohnen diesen Schulakten an.

*) Hervorragend.

Sie sehen, die beiden Universitäten und die höheren Bundesschulen sind gemeinsam die Pflanzstätten akademischer Bildung.

Im verflossenen Jahre wurden durch die gesamten höheren Bildungsanstalten 331 akademische Grade verliehen, und zwar 198 in der philosophischen Fakultät, 72 in der medizinischen, 44 in der rechtswissenschaftlichen und 17 in der theologischen.*) — Im gleichen Zeitraum verlieh der Präsident der Republik an 32 Personen — unter ihnen an mehrere Lehrerinnen — in Anerkennung von Verdiensten um Förderung des Unterrichtes die Schulmedaille und an 16 den Bolivarorden.**)

Gern würde ich an dieser Stelle einen Vergleich zwischen der heutigen und der ehemaligen Geistesbildung in Venezuela anstellen. Ist doch in seiner, alles Maß übersteigenden geistigen Selbstgefälligkeit das gegenwärtige Geschlecht in den südamerikanischen Republiken nur ungern an die kulturellen Verdienste der spanischen Kolonialregierung erinnert. Wahr ist ja, daß der allgewaltige Arm der Kirche dazumal, nach einer kurzen Periode aufstrebenden Geisteslebens im Zeitalter Karls V., die moderne Philosophie und Aufklärung vom Boden Amerikas fernhielt. Wie ließ sich auch die Befolgung ihrer Grundsätze mit dem Eide des aufrichtigen Glaubens an die Lehre des heiligen Thomas von der unbefleckten Empfängnis vereinigen? Ohne diesen Schwur erhielt man kein staatliches Diplom.***) — So bestanden zu Anfang des Jahrhunderts an der Universität Carácas nur drei Lehrstühle für Latein und Rhetorik, einer für Arzneiwissenschaft, einer für das gesamte römische und kastilianische Recht und den Codex für Indien, sowie einer für Kirchengesang. — Hingegen fünf für Theologie und kanonisches Recht.†)

Bei alldem wies aber die nach einem einheitlichen, zielbewußten Plan geleitete kirchliche Erziehung hohe Erfolge der Gesittung und anspruchsloser Zufriedenheit der Bevölkerung auf. Das räumen auch die ehrlichen Gegner der spanischen Theokratie unter den Kulturhistorikern ein. Liest man heute die Zeugnisse zuverlässiger Gewährsmänner — wie Humboldt — aus den Tagen vor der Independencia über die Gesellschaft in Hispano-Amerika, so fühlt man sich angenehm berührt von einem warmen Hauch ruhigen Genußlebens, von Harmlosigkeit und Frohsinn eines nicht reflektierenden Geschlechtes. Jene

*) Botschaft des Präsid.

**) Ebendaselbst.

***) S. bei Dauxion-Lav. 335.

†) Ebendaselbst.

Schilderungen sind behagliche Stillleben. — In gleichem Maße wie die erziehlichen Verdienste, weiß man auch die wissenschaftlichen Schöpfungen der Ordensmänner unparteiisch anzuerkennen. Noch heute sind die Ruinen hochbedeutsamer Institute sprechende Zeugen einstiger Gelehrsamkeit an den Universitäten von Carácas, Bogotá und Quito. Durch die Kreuzgänge dieser Hochschulen schleichen die schattenhaften Manen altbewährter Heroen der Lehrkanzeln, klagend ob des Niederganges der Fachwissenschaften, die sie hier gelehrt. Noch heute verkünden die verwaisten Stätten der drei vormaligen Universitäten, der jesuitischen, der augustinischen und der dominikanischen, in der Einen Stadt Quito*) das Lob der spanischen Geisteskultur.

Doch — die Aufgabe dieser Zeilen ist nicht, die Geschichte der Geistesentwickelung in Romano-Amerika zu schreiben, sondern flüchtige Kulturbilder aus Venezuela zu entwerfen. Nur sei hier noch einer Äußerung Professor Ernsts Erwähnung gethan.

„Bei der Unsicherheit der Zustände in der Nachbarrepublik Kolumbien",**) frage ich, „hat vermutlich die Hochschule von Santa Fé de Bogotá ihre frühere Bedeutung eingebüßt. Ihre weltberühmte Sternwarte liegt wohl versunken und vergessen — — —?"

„Sie irren," entgegnete der Professor, „es regt sich geistig in Kolumbien. In Bogotá herrscht gründlicheres und vielseitigeres Wissen als auf der Gelehrtenschule zu Carácas. Noch lebt der Geist des Astronomen Mutis, des Gründers der Sternwarte, in den Lehrsälen der neugranadinischen Universitas fort." —

In der Botschaft des Präsidenten der Republik an den Kongreß finde ich die Jahresausgabe von 502 476 Bol. für die Universitäten und Bundeskollegien verzeichnet. Ich befragte den Professor über die Dotierung der Universität im Besonderen.

„Unsere alma mater ist im Besitz einer sehr ertragreichen Kakaopflanzung bei Chuao — wohl der vorzüglichsten der Welt.***) Leider droht uns von amtswegen die Gefahr, diesen unschätzbaren Grundbesitz veräußern und den Erlös in Staatspapieren anlegen zu müssen."

Man erzählt sich in Carácas, daß Guzman Blanco den Verkauf dieser Plantage in der Absicht, selbst als Privatkäufer aufzutreten, anzuordnen gedenke. „Der würde zu einem Spottpreis kaufen," hieß es.

---

*) Bei Jos. Kolberg, S. J. „Nach Ekuadór" S. 285.

**) Dieses Gespräch fand zwei oder drei Tage vor Niederbrennung der Hafenstadt Colón in Kolumbien durch die Insurgenten statt.

***) Ihre Rente belief sich nach The land of Bolivar I, 32 1871 auf 20 000 Pfund Sterling.

Dr. Ernst erfreute mich bei dem Abschied mit einem Exemplar des großen Herkuleskäfers, „Dynastes Hercules“ aus der Familie der Scarabaeidae (Blatthornkäfer). Von glänzender dunkelbrauner Farbe wird derselbe über fünf Zoll lang. Wie alle tropischen Käfer sind auch die Dynastes-Arten — weil scheu und äußerst behend — schwer einzufangen. Bei Klopfen an der Rinde fällt der Dynastes zwar vom Baume herab, fliegt aber sofort unter lautem Gesumme davon.

Übereinstimmend mit den Erfahrungen des Dr. Sachs*) blieb überdies, wegen Seltenheit der Tierwelt in der Umgebung von Carácas, meine Insektenflasche stets leer. Sammler lassen sich ihre Scarabäen meist durch Eingeborne in den Bergen fangen.

Im Übrigen, teurer Ciudadano Direktor, fallen mir die Augen zu. Das Kreuz des Südens scheint mir als Nachtlicht zum Fenster herein. Ich will die Lampe löschen und dann fluggs in das Bett! — Buenas noches!**) Schon versinke ich in den Geistesschlummer der akademischen — — Jugend — von Ca — — rá — — — c — a — s.

*) Llanos S. 40.

**) Gute Nacht.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Ein Fiscal de Instruccion Populár.

(Über die venezolanische Volksschule.)

Schulinspektor General Torres. — Guzmán Blanco und der Volksunterricht. — Obligatorischer und freiwilliger Unterricht. — Klassenstunden; Züchtigung, Aneiferung. — Statistisches. — Präsident Crespo über die Volksschule. — Heer und Schule. — Zeitschrift Escuela Federal. Emphasen über Guzmán Blanco. — Sociedad Cooperadora de la Instruccion Populár. — Rede Guzmán Blancos in der Loge. — Bengalischer Verdienstorden für Förderung des Unterrichtes. — Beifallschreiben von Torres an den Kaiser von Brasilien. — Der Schulmann der Tropen.

Carácas, Ende März 188..

Zweiter Brief an den Vorigen.

Heute gebe ich Ihnen, mein gelehrter Freund, in Fortsetzung meiner Blätter über den akademischen Unterricht einiges Material über die Volksschule. Aber Caramba — diesen Ausruf muß man sich als gebildeter Mensch hierlands angewöhnen — das ist in dem erschlaffenden Tropenklima viel verlangt. Matt und phantasielos bin ich schon mehrfach über dem Versuch in den Rohrstuhl zurückgesunken. Mit Aufgebot aller Willenskraft gehe ich neuerdings ans Werk! Doch vorerst noch — einen Schluck Wasser aus der porösen Tinaja.*) Und halt, noch schnell eine kolumbische Zigarette angezündet! — — Wie mir der Schweiß auf der Stirne perlt! — — —

Kommen Sie heute mit mir in die Volksschule. Neulich sind wir an der Hand des deutschen Professors durch die carakenische Universität gewandelt. Diesmal übernimmt ein farbiger General die Führung durch die Primärschulen. Der General ist Schulinspektor. Ein mulattischer General als Schulinspektor! Ist das nicht neu für Sie?

Dieser Tage biege ich um die Ecke einer Cuadra, und vor mir steht ein breitschulteriger Señor mit gebräuntem Gesicht und tiefdunklem krausem Haar. Es liegt etwas Schneidiges in dem Ausdruck dieses starkknochigen Kopfes mit den ausgeprägten Merkmalen der Mischrace. Im Auge leuchtet Feuer und Geist auf, überdies — eine Seltenheit bei dieser Hautfarbe — eine Empfänglichkeit für Idealität.

„Erinnern Sie sich noch meiner aus Makuto?“ frug der Fremde.

*) Steinkrug.

„General José Miguel Torres," entgegne ich nach kurzem Besinnen.

„Fiscal de Instruccion Populár," ergänzte jener. (Das mag gleichbedeutend sein mit Schulrat oder Schulinspektor.)

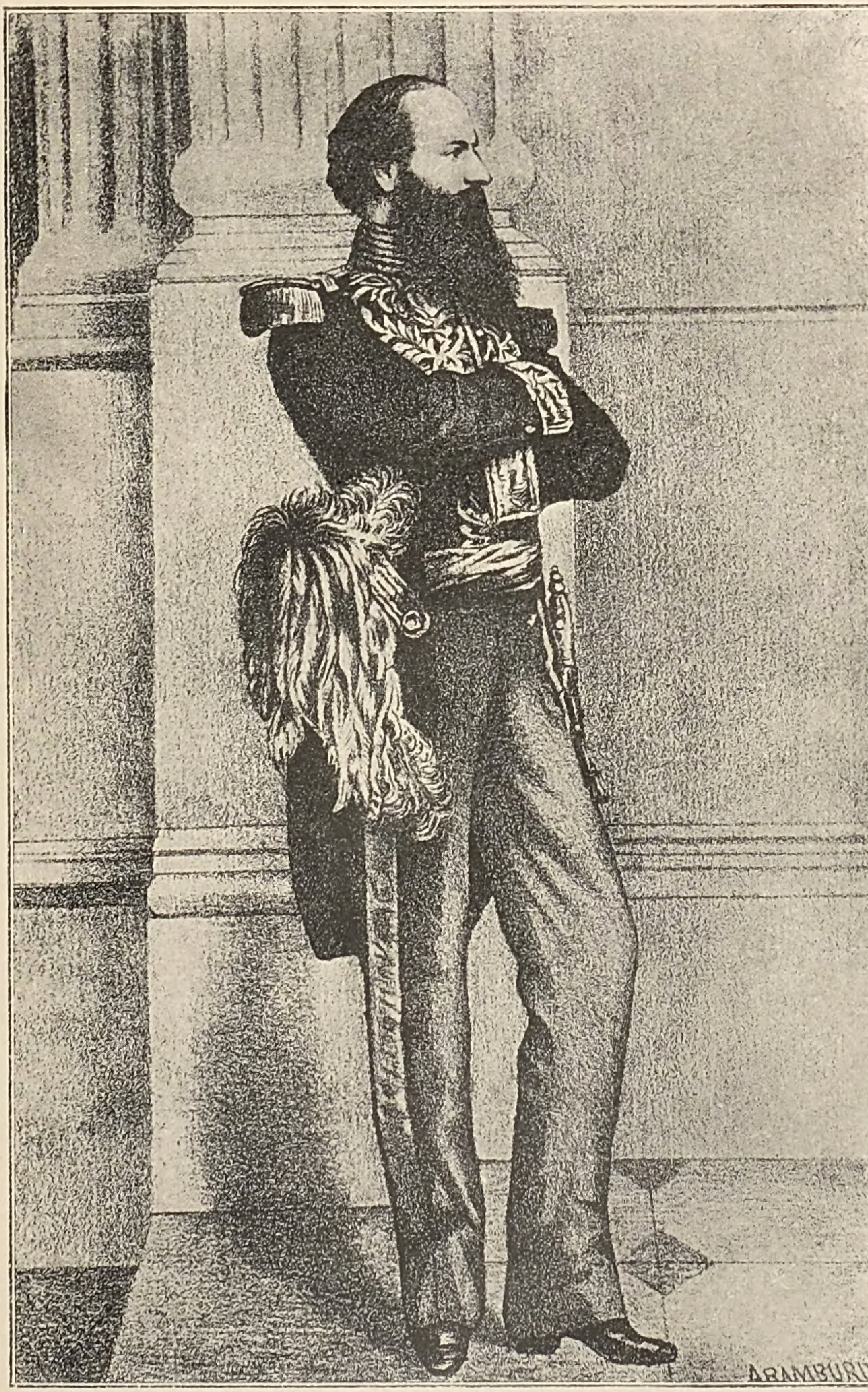
Wir wanderten zusammen die Straße entlang. „Sie sehen in mir einen entusiasta sincero por la instruccion del pueblo", sagte der General.

Ich drückte meine Verwunderung aus über die Vereinigung der Würden eines Generals und eines Schulmannes.

„Sollte die Kluft zwischen Kriegshandwerk und Schule so unübersteiglich sein?" fragte J. M. Torres. „Sehen Sie, im Kriege trage ich mit allerdings blutbefleckten Waffen und geschickter Benützung des Augenblicks zur Festigung der geheiligten Interessen der Menschheit bei. Auf dem Gebiete des Unterrichtes hingegen bekämpfe ich mit dem friedlichen Rüstzeug des Geistes und mit Beharrlichkeit die Unwissenheit. Als Schulfreund bin ich ein Mann des Friedens, die Fortsetzung jener Reihe von Helden, welche mit dem Schwert in der Faust die Herrschaft der Gesittung und der Menschenwürde begründeten." „Ein Betrüger gegen den ruhmwürdigen Begründer unseres Unterrichtswesens, gegen den erlauchten Guzman Blanco, wäre ich," fuhr der General nach einer Pause fort, „wollte ich nicht mit allen Kräften die Ausbildung der Schule fördern. — Durch das Gesetz über den Primärunterricht ist die Morgenröte einer neuen Zeit über Venezuela angebrochen. Unser Volk lag im Banne der Finsternis. — Nun haben wir den Tag der geistigen Erlösung (redención intelectual) gesehen. Einer Ära des Lichtes hat jenes glorwürdige Gesetz die Bahn eröffnet, wie dem dunkelerfüllten Weltkreis das Christentum. Ein heiliger Krieg (gloriosa cruzada) ist seitdem entbrannt gegen die Selbstsucht einer schmachvollen Oligarchie, welche unserem Volk die Leuchte entzog."

„Hat Guzman Blanco wesentliche Verdienste um die Schule?" frage ich unbefangen.

„Wie?! Das wissen Sie nicht? Nun so hören Sie," fuhr der General mit hochgehobener Stimme fort. „Im April 1870 gelangte er nach Beendigung des jahrelangen Bürgerkriegs an das Staatsruder. Bereits am großen 27. Juni 1870 diktierte er — sozusagen auf der Lafette der noch rauchenden Kanone — das unsterbliche Dekret, welches gewissenhafter Pflichterfüllung und der Bürgschaft für ein großes und herrliches Vaterland die Eingangsthüren in Venezuela öffnete. Held des April!, (steigerte sich der General) durch die Verordnung über den Volksunterricht bist du zu den Sternen (a la altura inter-



General Guzmán-Blanco.
1870.

sideral) erhoben worden — in das lichte Reich, wo die gesegneten Wohlthäter des Menschengeschlechtes mit dir weilen. Der Ilustre Americano, der große Guzman Blanco, ist der Stifter einer neuen Zeit des Fortschritts und Geisteslebens. Die Strahlen unverwelklichen Glanzes hat das Dekret vom 27. Juni 1870 über sie ausgegossen."

Sie werden nun, verehrter Direktor, angesichts der weltbewegenden Schöpfungen des großen 27. Juni 1870, den Verordnungen Ihres Oberschulrates sehr kleinlaut gegenübertreten. Umsomehr, wenn Ihnen das unsterbliche Verdienst Guzmann Blanco's um die Schule noch außerdem aus der Verleihung einer für ihn eigens gestifteten Medalla de la Instrucción durch den Congreß ersichtlich wird. Das Ordenszeichen ist aus Gold. Neun Sterne oben auf blauemailliertem Grund bedeuten die acht Bundesstaaten und den Distrito federal. Im Herzschild sind die Symbole der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. In einem zwischen ihnen aufgeschlagenen Buche liest man: 27. Juni 1870, und 8. Juni 1876. Ein Dekret des Ilustre von letzterem Tag ordnete die Errichtung von Nationalkollegien an.

J. M. Torres dankte in der Folge die Bekanntschaft mit dem Gesetz über den Primärunterricht. Demnach ist der öffentliche Unterricht in Venezuela entweder verpflichtend oder freiwillig (obligatoria ó necesaria, y libre ó voluntaria. Art. 1.)

Zum Besuch des **„obligatorischen"** Unterrichtes sind alle Venezolaner beiderlei Geschlechtes angehalten. Er ist unentgeltlich. Gegenstand desselben sind: die Grundzüge der Sittenlehre, Lesen und Schreiben, Rechnen (aritmética practica), die Lehre von Maß und Gewicht (el sistema métrico), sowie der kurzgefaßte Inhalt der Bundesverfassung (el compendio de la constitución federal) Art. 2. „Die Erlernung der Verfassungsbestimmungen ist geradezu unerläßlich in den Schulen beiderlei Geschlechts" hub der Fiskal hervor. Wo hat unsereiner auf der Schule etwas von Verfassung des Heimatländchens sowie des deutschen Bundes, oder gar von den Grundrechten deutscher Nation gelernt!?

Der **„freiwillige"** Unterricht umfaßt die weiteren Fächer des Wissens, in welchen sich Venezolaner auszubilden wünschen. Derselbe ist gleichfalls unentgeltlich. Art. 3.

Der Primärunterricht kann mithin sowohl auf die conocimientos necesarios, die unentbehrlichen d. h. obligatorischen Kenntnisse, beschränkt, als auf alle weiteren Elementar- und Vorbereitungsfächer ausgedehnt werden. Artikel 4.

Vater, Mutter oder Vormund sind verpflichtet, das Kind vom

7. Jahre an selbst oder durch einen Privatlehrer in den unumgänglichen Fächern zu unterweisen, anderenfalls dasselbe die Volksschule besuchen zu lassen. Art. 5.

Artikel 6 regelt die Schulversäumnisstrafen.

Nation, Staaten und Ortsbehörden (municipios) haben im Bereich ihrer Zuständigkeit den Primärunterricht einzuführen. Sie haben unentgeltliche Schulen, in Ortschaften oder Gehöften (poblados y campos) und nach Bedürfnis feste oder Wanderschulen, Abend- oder Sonntagsschulen (escuelas fijas y ambulantes, nocturnas y dominicales) zu errichten. Art. 7.

Nach einer Verfügung der Schulbehörde haben im Bundesdistrikt täglich fünf Unterrichtsstunden in zwei getrennten Zeitabschnitten stattzufinden. Die Jugend ist in beliebiger Kleidung, selbst barfuß zum Schulbesuch zuzulassen. — Leider hat auch der Doktrinarismus einer fehlschießenden Aufklärung in die venezolanische Schule Eingang gefunden. Die Weisheit Salomonis hat von der Zweckdienlichkeit der Rückseite eines widerstrebenden Schülers bekanntlich eine unzweideutige Meinung. Davon abweichend untersagt die Vorschrift dem Ciudadano Preceptór die Anwenduug der „hölzernen Beweggründe“, (wie Alban Stolz einmal sagt) als da sind Peitsche, Stock und Rohr (palmeta) zur Aneiferung der Jugend. Die Aufmunterung zum Wissensdrang hat vielmehr zu erfolgen durch öffentliche Belobung der Schüler, durch Anweisung ihrer Klassenplätze nach dem Grad des Fleißes, durch Eintragungen der Namen der Strebsamsten in eine aufgehängte Tabelle, sowie durch Preisvertheilung.*)

Statistische Zahlen weiß man in Venezuela in beliebigster Weise zusammenzustellen. Auf ein paar Nullen kommt es nicht an. Nach den amtlich aufgestellten Übersichten bestanden 1883—1884 für den Elementar-Unterricht in Venezuela 1240 Bundesschulen mit 77 115 Schülern und 546 Gemeinde- und Privatschulen mit 17 386 Schülern. Vor der Schulreform durch Guzman Blanco im Jahre 1870 besaß das Land nur 300 Schulen, 1846—1847 allerdings 480. Die Zahl der Schulbesucher ist seit 1870 von 10 000 auf 94 000 gestiegen. Der Staat verausgabt für Elementar-Bundesschulen jährlich über zwei Millionen Bolivares. — Carácas besitzt 154 Anstalten für den Elementarunterricht; 32 Privat-, 25 Kommunal- und 97 Regierungsschulen mit 5049 Zöglingen. Nach offizieller Angabe kämen hier 165 Schüler auf je 1000 Einwohner, (gegen 157 in Deutschland.) In

*) Regolamento de las escuelas federales del Distrito federal 1873.

Caràcas bestehen außerdem eine Hochschule, eine polytechnische-, eine Gewerbe- und eine Normalschule, zwei staatlich subventionierte Mädchenschulen und vier höhere Privat-Lehranstalten.

Gegenüber den von der venezolanischen Regierung veröffentlichten Ziffern ist eben nicht außer Acht zu lassen, daß die hispano-amerikanische Phraseologie auf möglichst hohen Nennwert lautende Scheine emittiert. In Wahrheit muß man aber das verdienstolle Streben Guzman Blanko's hinsichtlich der Hebung der Volksbildung anerkennen. Die Worte des Präsidenten Joaquin Crespo an den Kongreß werden Ihnen aus der Seele gesprochen sein: „Der öffentliche Unterricht ist die festeste Grundlage de la estabilidad y paz de toda sociedad civilizada. Die Republik kann keine Automaten brauchen — sie bedarf denkender Wesen (seres pensantes), welche für die ihnen verfassungsmäßig gewährleisteten Rechte ebensoviel Verständnis zeigen, als für die Pflichten, die sie zu erfüllen haben." *) — Freilich ist der Wetteifer in Nachahmung europäischer Kultureinrichtungen als Überstürzung und Halbheit zu beklagen.

„Heer und Schule sind berufen, eine Einheit zu bilden," bemerkte mir der General. „Hat einmal in einer Republik die Schulbildung das ganze Heer durchdrungen, dann tragen alle Kriegsthaten die Marke der Civilisation und des Rechtsbewußtseins an der Stirne."

Für uns Deutsche ist dieses Zeugnis beruhigend. Werden doch die Franzosen bei einer kommenden Invasion unserer Heimat die Marken der Civilisation und des Rechtsbewußtseins an der Stirne tragen.

J. M. Torres machte mich mit seiner litterarischen Gründung, La Escuela federal**) bekannt. Diese pädagogische Zeitschrift, (periodico educacionista), ist unentgeltlich und erscheint zum Gedächtnis des großen 27. Juni 1870 am 27. jeden Monats. Zweck ist Förderung der Interessen des Unterrichtes und wissenschaftliche Aneiferung der heranwachsenden Jugend. Jede Nummer trägt die Devise Viktor Hugos: Unterweisen im Lesen ist gleichbedeutend mit: Erzeugen von Licht; jedes buchstabierte Wort leuchtet und sprüht. — In Nachstehendem gebe ich Ihnen Auszüge aus der Escuela.

In einem abgedruckten Bericht des Herausgebers an den Ciudadano Ministro de instrucción populár voll überschwänglichen Lobes der Leiter des öffentlichen Unterrichtes steht zu lesen: „Ihrem Ringen

*) Botschaft des Präsidenten 1885.

**) Bundesschule.

und ihrer Erleuchtung ist es zu danken, daß das wunderbare Werk der Civilisation des Heldenvolkes der Venezolaner von Tag zu Tag wächst und gedeiht, vorsorglich gefördert durch den Genius des Apriltages."

Am 13. Jahrestag des Schulgesetzes ergeht sich der Leitartikel der Escuela gegen den Ilustre Americano Regeneradór y Fundadór de la Instruccion Popular, Don Antonio Guzman Blanco, in etwas monarchischem Huldigungsstyl: „Held vom April! Schon besuchen 70 000 unbemittelte Schüler den öffentlichen Unterricht, kraft des Dekretes vom 27. Juni 1870. Wie hoch wird aber erst ihre Zahl gestiegen sein, wenn einst das Vaterland dankerfüllt die Morgendämmerung des 28. Februar 1929, Deines hundertsten Jahrestages, mit Jubelfeier begeht!" Das hätte Horaz nicht schöner in einer Ode an Augustus gesagt!

Wiederum besagt die Escuela über den 27. Juni 1870: „Der kommenden Zeit bleibt die leuchtende Apotheose des Genius des großen und erlauchten Guzman Blanco vorbehalten. Unermüdet, ohne einen Augenblick zu rasten, trägt er wie Atlas das Gewicht einer Welt auf seiner Schulter."

Neben diesen Ueberschwänglichkeiten finden sich übrigens auch nützliche Aufsätze über Erziehung und Unterricht in der Escuela federal. Eine ihrer Nummern berichtet über eine Versammlung gelehrter Schulfreunde behufs Gründung einer Sociedad Cooperadora de la Instrucción Popular. Unter den Mitbegründern findet sich General Torres. Zu den Aufgaben, die sich die Gesellschaft stellt, gehören nach dem Entwurf der Junta: Förderung des Unterrichtes und der Erziehung in den Primärschulen; Reform des Lehrverfahrens, des Schulmateriales, der Schul-Verwaltung und -Gesetzgebung, Aufbesserung der Lehrergehalte, Errichtung von Bibliotheken und Fachblättern, wie Einführung von Lehrerkonferenzen; Unterweisung der Mädchen in weiblicher Handarbeit, Gründung von Kleinkinderschulen und Kindergärten. (Escuelas infantiles ó jardines de niños); vor allem aber hygienische Maßnahmen.

Sie sehen, mein gelehrter Freund, daß die Schuleinrichtungen Venezuela's das Maß unserer Erwartungen übersteigen, in ihrer praktischen Anwendung und in ihren Erfolgen jedoch den beabsichtigten Zweck wohl kaum erreichen können. —

Eine wunderbare Stelle des Unterrichtsblattes kann ich Ihnen übrigens nicht vorenthalten, die Wiedergabe einer von Guzman Blanco bei Einweihung der Loge in Carácas am 27. April 1876 gehaltenen Rede. Damals sprach der Ilustre Americano das geflügelte Wort:

„Jesus Christus und Gutenberg sind die beiden großen Leuchten der Neuzeit, Jesus Christus, weil er uns die Erlösung durch die Civilisation gebracht — und Gutenberg als Erfinder der Maschine zu ihrer Verbreitung bis an die fernsten Grenzen der Gesellschaft."

Diese Zumutung an Gutenberg war übrigens nicht so ernst gemeint. Seine Stelle nimmt vielmehr — nach Dr. Sachs *) — der Ilustre Americano selbst ein. Sachs las einen Hymnus des Inhaltes, daß unmittelbar nach Christus an Bedeutung für das Menschengeschlecht Guzman Blanco komme. Unbekannt ist mir leider, ob der letztere den Ersinner dieser Apotheose mit ein paar Ohrfeigen oder mit dem Bolivar-Orden abgefertigt hat. Doch ad vocem Orden:

„Wie Sie mir in Macuto mitteilten, hat Ihnen, wie die Prinzessin von Lusignan,**) so auch ein indischer Prinz seinen Orden verliehen," bemerkte ich eines Tages zu J. M. Torres. „Welche Bewandnis hat es mit letzterer Auszeichnung?"

Der General legte mir darauf drei Schriftstücke vor. Das eine enthielt die Ernennungsurkunde zum Inhaber der Medaille Sr. K. H. des Prinzen Sourindro Mohun Tagore in Calcutta. Die Medaille ward als Gran Premio de Virtud 1882 gestiftet. Ihre Verleihung geschieht durch eine Komission zu San Pierdarena bei Genua, im Namen des fürstlichen Stifters, eines „entusiasta decidido por el progreso del mundo". Der General erhielt den Verdienstorden „für seine Verdienste um die Instrucción Popular der Republik — eingeführt den 27. Juni 1870 durch den Genius des April, den Ilustre Americano General Guzman Blanco."

In einem zweiten Schreiben teilt das Sekretariat des Kongresses dem Ciudadano General J. M. Torres die Genehmigung der Kammern zur Annahme des Ordens mit. Demzufolge hatte die zur Prüfung der diesbezüglichen Eingabe des Generals eingesetzte Kommission an den Ciudadano Presidente del Congreso berichtet, daß der bengalische Gran Premio de Virtud zu den Orden gehöre, welche ein Republikaner ohne Erröten tragen dürfe. Die Verleihung einer Auszeichnung für die der Menschheit auf dem Gebiet des Unterrichtes geleisteten Verdienste ehre ebenso den Geber als den Empfänger. General Torres, el infatigable obrero (Arbeiter) del progreso intelectual de Venezuela, sei in jeder Hinsicht dieser Auszeichnung würdig.

Sodann entfaltete der General den aufbewahrten Entwurf seines

*) S. 57.

) S. d. Anm. *) S. 91.

Antwortschreibens an die Ciudadanos Secretarios del Congreso. „Die für mich äußerst ehrenvollen Beschlüsse des Kongresses," heißt es darin, „sind mir auf ewig mit unverwischlichen Schriftzügen ins Herz geschrieben. Höheren Lohn kann ein Republikaner von der freisinnigen demokratischen Schule nicht empfangen. Ihr gehörte ich von je her an durch Stammesangehörigkeit, durch Nächstenliebe und Überzeugung (por raza, por amór al prójimo y por convicciones.) Der souveräne gesetzgebende Körper des Bundes hat in überreichster Großmut meine Wenigkeit (mi humilde personalidad) verherrlicht. Für das vollkommenste Glück und Wohlergehen seiner erlauchten Mitglieder flehe ich zu dem Gott der Demokratie."

Wenn ich mich eingehender über diese Ordensgeschichte verbreitete, ging ich nicht von der Absicht der blosen Mitteilung bedeutungsloser Begebenheiten aus. Nein, ich wollte Sie mit der volltönenden Phrase des Venezolaners, mit der selbst der geistig höher Stehende das geringste Vorkommnis einkleidet, bekannt machen. Es ist das unantastbare Vorrecht der kastilanischen Sprache, den Mangel an Vertiefung und Gründlichkeit der Bildung mit den vollen, aufgezogenen Registern ihres Wohlklanges zu übertäuben. „Wo Begriffe fehlen, stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein!"

Ein letzter Beleg für die Begeisterungsfähigkeit der Hispano-Amerikaner für Dinge, die wir Deutsche heute nur nüchtern beurteilen, wird Ihnen dies alles noch deutlicher sagen:

„Lesen Sie doch hier in Abschrift" sagte mir J. M. Torres, „mein öffentliches Glückwunschschreiben unter dem 13. Juni 1884 an Don Pedro II. von Brasilien für das unsterbliche Werk der Aufhebung der Sclaverei in der Provinz Ceara."

In dieser Apotheosis auf die Menschenrechte bezeichnet sich der Verfasser als hijo (Sohn) de la democracia cristiana. Daraufhin ging demselben ein Beifallsschreiben eines Freiheitsmannes, des General Antonio Mata, vormaligen Adjutanten des Sclavenbefreiers in Venezuela, Präsidenten José Gregorio Monágas zu. Der Brief trägt die Überschrift: Al benemérito propagandista y educacionista y fervorosísimo negrófilo, señor General José Miguel Torres. Der demokratische Enthusiast für Freiheit und Menschenwürde beschämt unsere freisinnigen Fortschrittsmänner durch seine unparteiische Gesinnung gegenüber dem Monarchismus. Überschwänglich feiert er den Kaiser von Brasilien als: eminente estadista suramericano*) Don Petro II. de

*) Südamerikanischer Staatsmann.

Alcántara, ¡ilustre y progresista Emperadór del Brasil. Oder: filántropo y simpático Soberano del Brasil und: Austero y sabio monarca brasileño*) „In Wahrheit gebührt dem erhabenen Sproß des alten, vielgepriesenen Hauses Braganza in hohem Grade der ruhmvolle Beiname: Benemérito del progreso civil." so lesen wir weiter.

Und zu was so viel Lärm um nichts? Weil Don Pedro den an Geist und Gesittung verkommenen Schwarzen das Recht verbriefte, von nun ab als „Senhores" dem lieben Gott den Tag zu stehlen. Dafür freilich „hat Don Pedro II. von Alcántara als anbetungswürdiger Menschenfreund sich eine unvergängliche Stätte unter den Wohlthätern des Menschengeschlechtes bereitet. Da thront er an der Seite von lichtumstrahlten Helden und Märtyrern der heiligen Sache der Sclavenemancipation, wie José Gregorio Monágas und Lincoln — — —"

Unter der Präsidentschaft von José Gregorio Monácas (1851—1855) war die gesetzliche Freigebung der Sclaven in Venezuela erfolgt. Die Regierung von J. G. Monágas und die seines Bruders José Tadeo M., der vor und nach ihm Präsident war, steht durch Despotismus und Corruption in übelstem Andenken unter den Venezolanern. Das hindert aber General Mata nicht, ersteren um der Emphase einer Briefstelle willen zu den Wohlthätern der Menschheit zu zählen.

General Antonio Mata steigert hierauf seinen Lobspruch auf J. M. Torres zu folgenden Schlußworten unserer Betrachtung: „In schlichter Einfalt und Schöne hat die Göttin der christlichen Demokratie ihre wohlthätige Macht über den Erdkreis verbreitet. Klingt es da nicht geradezu sagenhaft, mein José Miguel, daß im Zeitalter Washington's, Franklin's, Bolívar's, San Martin's,**) Juárez' und Guzman Blanco's ein schlichter Republikaner wie Du verständnisvoll seine Gedanken austauscht mit einem souveränen Herrscher aus dem Jahrhunderte alten, ruhmwürdigen lusitanischen Hause?" (un Principe Soberano de la seculär y gloriosa estirpe lusitana.)

Messen Sie, mein Freund, den romanischen Schulmann der Tropen nicht mit dem Maße abstrakten deutschen Wissens. Unser aufstrebender Fiskal hat den Besten seines Heimatlandes Genüge ge-

*) Gestrenger und weiser Alleinherrscher Brasiliens.

**) Der ritterliche Befreier Chiles an der Spitze des Patriotenheeres von Buenos-Ayres; Protektor von Peru. S. S. 214 u. folg.

than. Über die Farnbäume und die niederen Palmengattungen ragt er wie die hohe Königspalme dort empor. Verlangen Sie freilich von ihm nicht die ernste Gedankenvertiefung des nordischen Gelehrten. Unter dem Äquator gedeiht die düstere Tanne und die markige Eiche nicht. Immerhin versagen Sie Ihrem verdienten Mitarbeiter an der Heranbildung eines tüchtigen Geschlechtes in Venezuela Ihre Anerkennung nicht!

Hiermit rufe ich Ihnen ein Lebewohl aus Carácas zu. Alles andere mündlich, wenn mich das Weltmeer wieder unversehrt an den Strand der Hyperboräer ausgeworfen haben wird. Ich bin auf Ihre gestrenge Kritik meiner Schülerarbeit über das venezolanische Unterrichtswesen im Voraus mit Ergebung gefaßt. — In der bescheidenen Anhoffnung auf die Note „befriedigend"

Ihr

amigo

E. E.

Einige Wochen später traf mich eine Sendung von J. M. Torres in Angostura am Orinoko. Sie enthielt in gefälligem Einband eine Nummer der Escuela federal vom 27. Juni 1883. Die eingeschriebene Widmung besagte, daß dieses Exemplar gelegentlich der hundertjährigen Gedächtnisfeier Bolivars (24. Juli 1883) im Ausstellungspalast aufgelegt war.

Bereits auf dem Wege nach Guyana hatte mich folgendes Telegramm des Generals ereilt:

„Möge des Orinoko wasserreiche Flut Ihnen gewogen und Ihrem Vorhaben förderlich sein! Ich heiße die Wogen der atlantischen See Sie mit günstigem Winde glücklich hinüber nach Europa tragen. Ich hoffe, daß Sie die Gattin im besten Wohlsein treffen. Bringen Sie ihr meine*) Verehrung." J. M. Torres.

*) . . . cuyo pies beso.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Deutschland in Carácas.

Alfred Rothe; Zeitschriften. Gerstäcker. — Ansehen der Deutschen. — Deutsche Klubs im Auslande. — Deutscher Seehandel. — Deutsche und Briten. — Fremdenstatistik. — Kaufmannsstand. — Blohm u. Co. — Herr Brandis. Die deutsche Tischgesellschaft. — Apotheker Gattmann. — Kaisers Geburtstag. Stiergefecht. Festmahl. — Verstimmung unserer Reichsangehörigen. — Gl. Konsul Styrup. — Familie Ahrendt. Ehen zwischen Deutschen und Venezolanerinnen. — Brand des San Pedro, 1815. — Kleingewerbe. — Evangelische Kirche. — Deutsche Einwanderung: Frühere deutsche Kolonien. — Kolonien Guzman Blanco und Bolívar. — Vergünstigungen für Einwanderer.

Gerstäcker erzählt in seinem Charakterbild aus Venezuela „die Blauen und die Gelben"*) daß Señor Alfred Rothe — ein jovialer Preuße — an der Thür seines Ladens in Carácas lehnte. Die Hand in der Tasche, zuckte ein drolliges Lächeln um seine Lippen, als er den Finanzminister Silva mit der unverkennbaren Absicht, ihn anzupumpen, etwas befangen auf seine Buchhandlung zuschreiten sah.

„Señor Rothe, was machen die Geschäfte?" fragte der Staatsminister.

„Wie Sie sehen, Señor, poliere ich meinen Thorpfosten mit der Schulter — denn weiter giebt es nichts zu thun (unter der schlechten Regierung)."

Würde ich Gerstäcker, den ich vor seinem Aufenthalte in Carácas (1868) kennen lernte, heute nochmals begegnen — ich gäbe ihm die Versicherung, daß Alfred Rothe noch immer seinen Pfeiler mit dem Rücken poliert. Gewiß eine anerkennenswerte Beharrlichkeit durch weitere fast 20 Jahre! So oft ich die Straße zur Fonda del Leon de Oro abwärts schritt, sah ich Herrn Rothe, die Feder hinter dem Ohr, ein Zeitungsblatt in der Hand, unter der Thüre seines Geschäftes lehnen. Nie ging ich vorüber, ohne mit dem gemütlichen Berliner zu plaudern. Die Art seines Geschäftes als Druckerei, Papier- und Verlagsbuchhandlung verstattet dem erwerbsbeflissenen Mann, der gleichzeitig Herausgeber der Zeitung el Siglo**) ist, seinen redaktionellen Vorarbeiten unter dem Eingang zum Laden zu obliegen.

Von 120 Zeitschriften der Republik erscheinen 21 in Carácas.

*) I, 20.

**) Das Jahrhundert.

Die politischen kennzeichnen sich durch ihre Titel, wie La Opinión nacional, El Patriota Venezolana, El Combate, El Faro del Porvenir (Leuchtturm der Zukunft) und La Nueva Idea.

„Sie haben Gerstäcker als Gast beherbergt — erzählen Sie von ihm," sagte ich einst zu Rothe.

„Gerstäcker reiste, um durch Schreiben über ferne Länder schweres Geld zu verdienen. Sorglos, liebenswürdig und ohne Programm wanderte er in die Welt hinein. Leichthin besah er sich die Dinge. Flüchtig, aber mit der Gabe packender Anregung schrieb er seine Eindrücke nieder. Gleichwohl hat man ihn hier im Verdacht, daß er nicht immer selbst der Verfasser seiner Reisewerke gewesen ist, daß er vielmehr reichlichen Stoff in Skizzenform notirte und ihn hinterdrein in der Heimat verarbeiten ließ. — Mitunter saß er schon des Morgens um 5 Uhr auf seinem Bett und schrieb. Zuweilen litt derselbe an Herzbeklemmungen. Ich fand ihn eines Abends auf der Schwelle meiner Hausthür kauernd und stöhnend. Er klagte über Herzstechen."

Des deutschen Landsmanns aus Berlin heitere Laune und umgängliches, höfliches Wesen haben mir in der Hauptstadt manche Stunde angenehm verkürzt. Der Areopag der deutschen Senioren von Carácas zählt Alfred Rothe zu seinen angesehensten Mitgliedern. Seiner vaterländischen Gesinnung hat dieser durch Schenkung in Venezuela und zum Teil in seinem Verlag erschienener Werke an die neugegründete Universität Straßburg ein Denkmal gesetzt. — Die Republik Honduras hat ihn zu ihrem Generalkonsul in Carácas ernannt.

Alfred Rothe führte mich im Klub ein. Venezolaner und Deutsche verkehren dort gemeinsam in freundschaftlicher, ja herzlicher Weise. Das verdient alle Beachtung bei der Abgeschlossenheit und unfreundlichen Gesinnung der Venezolaner gegen Ausländer. Spöttische Bemerkungen folgen dem Fremden, sowie er den Rücken kehrt. Der Deutsche steht aber unter den Angehörigen auswärtiger Staaten hinsichtlich des Ansehens und der Beliebtheit in Venezuela obenan. Er gilt für leutselig und zuverlässig, einfachen und doch weltgewandten Wesens, voll Anschlußfähigkeit im Verkehre, männlich, kernhaft und ernst gerichtet, bei hoher kaufmännischer Begabung. Zahlreiche Eheschließungen zwischen deutschen Geschäftsleuten und Venezolanerinnen zeugen von dem guten Einvernehmen beider Völkerstämme.

Die deutsche Kolonie in Carácas besitzt aus obigen Gründen kein eigenes Kasino, wie unsere Landsleute sonst allerwärts im Auslande. Auf einem Klavier begleitet man in diesen deutschen Klubs den Sang der Wacht am Rhein oder der Lorelei. Auf der Kegelbahn hinten

im Garten werden die Kugeln mit teutonischer Urkraft — nicht immer zum Frommen der Treffsicherheit — geschleudert.

Bei der alljährlichen Generalversammlung bleibt ein Bierkrawall nicht aus. Die Frage, ob Münchener Exportgebräu oder Bremer Apollobier, stellt für einen Abend die deutsche Einigkeit in Frage. Nach Beilegung des vaterländischem Durst entstammten Zwiespaltes wird mit allen Stimmen eine von patriotischem Geist getragene Adresse an des Reiches kaiserlichen Schirmherrn genehmigt oder ein namhafter Beitrag für die Fürst Bismarck-Stiftung gezeichnet.

Fester Zusammengehörigkeit der Deutschen begegnet man durchweg in Süd-Amerika. Hier, unter Romanen und Farbigen, gehen sie nicht wie in Nord-Amerika in dem eingeborenen Element auf. In den südamerikanischen Republiken erhält sich vielmehr der deutsche Nationalcharakter unverwischt.*) Mit Rücksicht darauf war es mir anfänglich auffallend, kein deutsches Kasino in Carácas anzutreffen. Leben doch dort gegen 800 Deutsche. Im spanischen Süd-Amerika befindet sich der Ein- und Ausfuhrhandel heute zum nicht geringen Teil in den Händen der Deutschen. Die englische und holländische, zum Teil auch die französische Kaufmannsgilde aber hatte schon längst zuvor, in den Zeiten der Ohnmacht und Zersplitterung Deutschlands, sich in der neuen Welt festgesetzt. 200 Jahre hindurch hatte sie eine reiche Goldernte eingestrichen — vornehmlich die britische — England stand seit den Zeiten der Stuarts im Geruche einer ausschließenden Handelsgröße und kolonisatorischen Kraft. Der Protest der deutschen Philosophie gegen die englische racengemäße Überlegenheit ward von den britischen Schiffsrhedern geringschätzig belächelt, bis die Morgenröte nationaler Wiedergeburt über Deutschland angebrochen war. Seitdem segelt der deutsche Schoner unter machtgebietender Flagge. Der deutsche Kaufmann am tropischen Gestade hat nicht mehr hilflos die Ohnmacht eines kleinstaatlichen, heimatländischen Konsuls mitanzusehen. Der überseeische Handel Deutschlands nimmt mächtigen Aufschwung. Der britische hingegen sieht mit Mißbehagen, daß ihm ersterer einen Platz um den andern streitig macht.

Den Briten rühmt man wohl praktischere Begabung für großindustrielle und technische Unternehmungen nach. Für Nutzbarmachung noch unerschlossener Erwerbszweige, wie z. B. Anlage von Eisenbahnen und Zufahrtswegen nach bisher unzugänglichen Absatzgebieten, wissen sie allerdings in erstaunlicher Weise Kapital in Arbeitskraft umzusetzen.

---

*) Vergl. Gerstäcker: N. Reisen. III, 60.

Aber trotzdem vermögen sie sich gegenüber dem kosmopolitischeren und humaneren Handels- und Geschäftsbetrieb der Deutschen nicht zu behaupten. Wo Deutsche in fremden Welten neben Engländern Handelsfaktoreien besitzen, hat ihr leutseliges Wesen und ihr gemeinnütziges Streben dem Ansehen der letzteren Abbruch gethan. Der Deutsche weiß sich im Verkehre mit den Eingeborenen ihrer Sprache zu bedienen und ihrer Lebensart anzubequemen. Der Sprachschatz des Engländers hingegen ist auf sein eigenes, wenig klangvolles Idiom beschränkt. Seine Umgangsformen leiden unter der Unbiegsamkeit einseitigen Zuschnittes.

Numerisch sind in Venezuela die Deutschen im Verhältnis zu den übrigen Ausländern schwach vertreten. So kommen auf 11,544 Spanier, 4041 Briten, 3237 Italiener, 3206 Holländer und 2186 Franzosen nur 1171 Deutsche.*) Trotzdem sind sie am „Geschäft" in Venezuela in größerem Procentsatz beteiligt als die Engländer (zumeist Angehörige von Trinidad), die Franzosen und Holländer. Der Kleinhandel wird schwunghaft durch Italiener, vorzugsweise Korsen, betrieben. Als Krämerseelen unerreicht sind die Portugiesen, meist Eingewanderte aus Madeira.

Der Kaufmannsstand steht in den überseeischen Ländern in hohem, gesellschaftlichem Ansehen. Er ist der erste Stand einer Welt, die keinen Militarismus und Adel kennt, die den Menschenwert nach Dollars und Pesos bemißt. Bei dereinstiger Errichtung der Monarchie in Hispano-Amerika wird freilich der Commercienratstitel seinen Einzug daselbst halten müssen. Anderenfalls wäre der künftige „Emperadór de los Andes" — wozu schon Bolivar ausersehen war — in Verlegenheit, wohin er den Inhaber einer Handelsfirma bei der Hoftafel setzen sollte.

Obenan unter den deutschen Handelsfirmen in Carácas steht das Haus Blohm & Comp., ehemals Blohm, Valentiner & Comp. Der Gründer dieses glänzenden Geschäftes ist Herr Blohm aus Hamburg. Durch Zweigniederlassungen ist dasselbe in den namhaftesten Städten vertreten, so in La Guayra, Puerto Cabello, Maracaibo und Ciudad Bolivar. Die Firma in Carácas wird durch den deutschen Konsul Behrendt geleitet.

Herr Brandis, ein Hannoveraner von dem formgerechten Wesen seines Heimathlandes und vornehm gerichteter Gesinnung, Teilhaber der Firma Eraso, Brandis & Co., war, da er zur Zeit keinen Haus-

*) Gothaer Kalender.

halt führte, des öfteren mein freundlicher Wirt an seinem auswärtigen Mittagstische. Mit mehreren unserer Landsleute hat er sich zu gemeinsamer Menage vereint.

Die Tischgenossenschaft hat zu dem Zweck ein Lokal gemietet und eine farbige Köchin wie einen farbigen Famulus angestellt. Nie fehlt bei dem Mahle die Sancoche-Suppe.*) Sie ist, obgleich spanischer Herkunft, ihrem Grundton nach ebenso deutsch als die Stimmung der Tafelrunde. Bei einem saftigen Stück Ochsenfleisch in der Suppe heimelte mich unter meinen Tischgenossen deutscher Geist an. Der vaterländischen Gesinnung that es keineswegs Eintrag, daß sich ein Teil der Speisegefährten sowohl gegen süddeutsche als preußische Sonderbestrebungen verwahrte. Die eifrigsten Protestler waren die Hanseaten. So stark hatte ich die Abneigung gegen das Übergewicht der führenden Macht im Reiche und gegen das Nichtparlamentieren des leitenden Staatsmannes nicht erwartet. — Die Mitglieder des Tischvereins waren durchweg Norddeutsche, wie fast alle unsere Landsleute in Carácas und am Orinoko. In Trinidad indes ist Süd-Deutschland in Mehrheit vertreten, vornehmlich Darmstadt, Frankfurt und Odenwald.

Unter den 22 Apotheken der Hauptstadt befinden sich mannichfache deutsche. In einer solchen Botika Alemana, kenntlich an den Büsten Kaiser Wilhelms I. und des Kronprinzen, suchte ich gegen den Biß von pulex penetrans eine lindernde Salbe. Der teilnahmsvolle Arzneibereiter erkundete Beruf und Namen seines fremden Landsmanns. Ich überreichte ihm meine Karte. Seine Züge belebten sich.

„Seit 30 Jahren bin ich in Venezuela. Heute aber begegne ich zum erstenmal daselbst einem Menschen mit meinem Vornamen Eberhard," bemerkte er froh bewegt. „Ja, ich mußte sogar meinen hierlands unbekannten Taufnamen in Eduardo umändern. Aus einem Eberhard Gattmann ist ein Eduardo G. geworden."

Der gemeinsame Vorname knüpfte das Band freundschaftlicher Beziehungen zwischen uns. — Die hübschen erwachsenen Töchter des mit einer Venezolanerin verheiratheten deutschen Apothekers bekundeten sprechend die anthropologisch anerkannten Vorzüge einer Verbindung zwischen der germanischen und der romano-amerikanischen Race. Doch davon später.

In die Zeit meiner Anwesenheit in Carácas fiel Kaisers Geburtstag. Dem diplomatischen Vertreter des deutschen Reiches brachte ich

*) S. Kapitel 18, S. 171.

meine Glückwünsche dar. Ich erhielt eine Einladung für den Abend zum Festessen im Gesandtschaftshôtel.

„A los Toros"*) rief in der Stunde zwischen 3 und 4 Uhr dieses Tages eine viel hundertköpfige Menschenmenge durch die Straßen, welche nach der Arena führten. Mit Landsleuten wohnte ich dem Stiergefechte bei. Die Fiesta de Toros**) bewegte sich innerhalb der bekannten Grenzen spanischen Herkommens, verlief jedoch äußerst flau. Die Cuadrilla — an der Spitze die Alguaziles***) zu Pferd, nach ihnen die sämtlichen Toreros zu Fuß, zuletzt der Matadór — war vor der Loge des Präfekten aufmarschiert. Auf sein Geheiß begann das Spiel. Ein Stier ward aus dem Toril†) in die Arena eingelassen. Doch, o Jammer! Das männliche Kalb wedelte vor Gutmütigkeit mit dem Schweif und beroch in zahmster Weise das rote Tuch, das ihm der Capeadór vorhielt. Der Picadór — wie alle Toreros mit einem Hasenherz im Busen — konnte den nur von vorwärts zulässigen Lanzenstich nicht anbringen, da weder er noch das Tier sich je die Stirn boten. Das Volk schmähte. Man ließ einen zweiten, einen dritten Stier eintreten — auch sie zeigten die Seele eines Lammes. Selbst als man ihnen die Banderillas, mit buntem Flitter überzogene Stacheln, einsetzte, schüttelten sie sich nur unbehaglich. Nun schrie die Menge in schlecht verhehltem Ärger über den nutzlos vergeudeten hohen Eintrittspreis zur Loge des Präfekten hinauf: „Al carcel, al carcel!"††) Der Matadór, eine in Seide und Gold gekleidete Memme, brachte endlich dem fünften Stier in einem ungefährlichen Augenblick eine tötliche Verwundung mit dem Degen bei. Mit Gepränge nahte hierauf eine Cuadriga aufgeputzter Maultiere, um den toten Toro hinauszuschleifen. Die Mäuler waren die einzigen, die ihre programmmäßige Aufgabe in der Arena tadellos erfüllt hatten. Eilig verließ ich alsdann die Stätte der Blamage, um noch rechtzeitig bei dem Kaiseressen einzutreffen.

Der Ministerresident hatte eine Zwölfzahl angesehener Deutscher um sich vereint, unter ihnen die Herren Röhl, Generalkonsul von Argentinien, Alfred Rothe und Brandis. In der vortrefflichen Zubereitung des Mahles machte sich die Junggeselleneigenschaft des Residenten nicht bemerklich. Beim Braten erhob dieser das Glas zum

*) Zum Stierkampf.

**) Stiergefecht (= bezw. Fest).

***) Gerichtsdiener, Aufseher, Herolde.

†) Stall.

††) Ins Gefängnis, d. h. mit dem Unternehmer!

officiellen Trinkspruch auf das bald 90jährige Oberhaupt des Reiches. Der Beamte aus der friedericianischen Schule findet bei solchen Anlässen für Hingebung an König und Vaterland traditionell im Satzgefüge des Aktenstiles konkreten Ausdruck. Vornehmlich für Amerika will man diesem büreaukratischen Curialismus die wunderthätige Kraft nachrühmen, sich am wenigsten in Gegensatz zur nüchternen, dem Idealen unzugänglichen kaufmännischen Erwägung der Festgäste zu setzen. Ich für mein Teil möchte es doch auf den Versuch ankommen lassen, in den Herzen unserer handelsbeflissenen Landsleute in Süd-Amerika am Kaisertag, bei perlendem Schaumwein, durch schwungvolle, bilderreiche Rede das Feuer edler Begeisterung zu entzünden, daß es wie brausender Jubelruf durch den Festsaal töne. Der Stolz über Einheit und Größe des Vaterlandes unter dem wiedererstandenen Kaisertum erfüllt ja keines Deutschen Seele in dem Maße, als die unserer überseeischen Landsleute. Die die Einheit des Reiches bekämpfenden Protestler deutscher Zunge stehen häufig mit lobenswertem Mute ihrer Überzeugung auf dem Boden objektiven Rechtes. Die Bereisung der neuen Welt unter einem braunschweigischen oder lippe-detmoldischen Paß würde sie aber sicherer als alle Radomontaden und theoretischen Ueberzeugungskünste ihrer Gesinnungsgegner für einen Modus vivendi mit dem status quo gewinnen.

Schwer summte es im Haupte, als man gegen zwei Uhr nachts das Haus des Ministers verließ. Die Wirkung starker Getränke verflüchtigt sich aber rasch unter den Tropen. Hierfür sorgt die starke Ausdünstung der Haut. Engel*) nennt diesen Prozeß „Verdampfung durch die energische Endosmose und Exosmose des tierischen Organismus." Des anderen Morgens stieg ich bereits vor Sonnenaufgang mit uneingenommenem Kopf den Paseo Guzman Blanco hinan.

Bei dem deutschen Residenten versammelt sich zuweilen eine sachkundige Whistgesellschaft. Seitens der anwesenden Diplomatenwelt, vornehmlich des belgischen Geschäftsträgers und des bevollmächtigten Ministers von Spanien, zog mir mein schlechtes Whistspielen manchen leisen Tadel zu. Schoppenhauer würde das milder beurteilt haben. Bezeichnet er doch das Kartenspielen als „den deklarierten Bankrott aller Gedanken."

In den Kreisen unserer Landsleute in Carácas und — wie ich später beobachtete — in Guyana herrschte eine weitgehende Verstimmung über die angeblich große Connivenz unserer Reichsregierung gegenüber

*) S. 199.

den, die deutschen Handelsinteressen gefährdenden Gewaltmaßregeln des Ilustre Americano. In mancherlei diesbezüglich vertraulichen Mitteilungen meiner Heimatgenossen — worunter ihrer angesehensten Vertreter — erhielt ich die unzweideutigen Beweise ihres Unmutes, wie wir ja später auch in Ciudad Bolivar sehen werden.

Auch im gastfrei gerühmten Hause des dänischen Generalkonsuls Styrup, eines wohlwollenden älteren Herrn von deutscher Bildung, fand ich mich mit meinen Landsleuten, sowie den Herrn des diplomatischen Corps und ihren Damen beim Whistspiel zusammen.

Ein anderes Mal war ich Gast des deutschen Juveliers Ahrendt. Ein bildhübsches Kind flüchtete sich bei meinem Erscheinen auf den Schoß der Mutter und barg sein rotgoldenes Lockenköpfchen an ihrer Brust. Selten habe ich ein schöneres Kindergesicht gesehen. Sachs*) bezeichnet es als „ethnologisches Experiment, daß aus den Ehen Deutscher mit Venezolanerinnen auffallend schöne Kinder hervorgehen." Gerstäcker**) sagt, daß die zahlreichen mit Kreolinnen vermählten Deutschen in Carácas „die glücklichsten Ehen führen und eine Anzahl von reizenden Kindern um sich her aufziehen. Ich habe wirklich in keinem Land so viele hübsche Kinder gefunden, wie gerade in Venezuela."

Señora Ahrendt plauderte von ihren Kindern, von ihrer goldblonden Niña***) und ihrem „Varón." Diese kastilianische Bezeichnung für eine Person männlichen Geschlechtes entspricht der altdeutschen Bedeutung von Baro, Mann, und dürfte von den Westgothen ererbt sein. Wir setzten uns unter dem Säulengang des Patio zu Tisch. Das Mahl war nach Landesküche zubereitet und begann mit der Sancoche. Ein besonders wohlschmeckendes Gericht war ein in dem Umschlag des aromatischen Tambouri-Blattes gebratener Maisteig. Er kommt in dieser Umhüllung auf den Teller. Über Tisch fehlte es nicht an Trinksprüchen. Dem Schwiegervater des Herrn Ahrendt, General Joaquin Rodriguez Guerrero, trank ich auf das venezolanische Heer zu. — Ich erhub mich erst spät nach beendetem Mahle in gehobenster Stimmung. Zwei Tage später sollte die Taufe des Jüngstgeborenen, in Gegenwart des Präsidenten der Republik und seiner Gemahlin, statthaben. Am genannten Tage schied ich von Carácas.

Freund Ahrendt bat mich, zum Andenken einen reich mit Silber beschlagenen Stock aus dem Holz des einstigen spanischen Kriegsschiffes San Pedro de Alcántara anzunehmen. Der Brand des San

*) Llanos S. 41.

**) N. Reisen. III, 60.

***) Tochter.

Pedro am 24. April 1815 gilt als ein bedeutsames Moment in der venezolanischen Unabhängigkeitsgeschichte. Nach der Restauration Ferdinand's VII. segelte im Frühjahr 1815 eine aus 65 Schiffen bestehende spanische Armada — an ihrer Spitze der San Pedro de Alcántara mit 74 Kanonen — unter Morillo's Oberbefehl zur Niederwerfung Venezuela's von Cadix ab. Am 7. April legte das Geschwader vor Pampatár auf Margarita an. Angesichts einer so bedeutenden Heeresmacht verhielten sich die Patrioten ruhig, ja man nahm Morillo als neuen Generalkapitän gut in Carácas auf.

Da am 24. April brach auf dem San Pedro, angesichts der Insel Coche im Archipel von Margarita, Feuer aus und verzehrte das Schiff. Ein großer Teil der Munition, der Waffen und Vorräte der Expedition, sowie die Kriegskasse wurden vernichtet. Das hatte weittragendste Folgen. Morillo, ohne Geld und Hilfsmittel, legte dem ausgesogenen Land erdrückende Kontributionen auf; der Stadt Carácas allein 200,000 Pesos (1,000,000 Franc). Die Patrioten antworteten auf diese, wie auf weitere Gewaltmaßregeln Morillo's, mit einer neuen Erhebung, die, wenn auch erst Jahre später, den völligen Untergang der spanischen Sache herbeiführte. Den Brand des San Pedro — der mächtigsten Zwingburg der spanischen Kriegsmacht — betrachtet das heutige venezolanische Volk gewissermaßen als eine „Niederlegung der Bastille." Ob die Brandlegung durch Patrioten geschah, ist nicht aufgeklärt. Man nimmt vielmehr an, daß die Spanier selbst, um die bereits in Cadix erfolgte Beiseiteschaffung der Kriegskasse zu maskieren, das Feuer gelegt hatten.

Der wertvolle Stock aus einem Stück aus dem Meer gehobenen Holzes trägt die Aufschrift: Madera*) del navío San Pedro — abril 24. de 1815. Zwei gleiche Stöcke hatte der Juwelier den beiden Präsidenten Crespo und Guzmann Blanco verehrt.

Das deutsche Kleingewerbe in Carácas ist u. a. durch einige Schneider nnd Schuhmacher vertreten. Beide Zünfte kannte man vor wenigen Jahrzehnten in Süd=Amerika nicht. Kleider und Schuhe kaufte man fertig in Importgeschäften. Einen zerrissenen Rock oder Stiefel warf man einfach weg oder trug ihn schadhaft weiter. Flick= und Ausbesserungsarbeit gab es nicht. Jetzt zählt Carácas 24 Schuhmacher und 19 Schneider. Ein Schneider auf je 3500 Seelen! Man sollte glauben, daß in Carácas den kulturellen Consequenzen des Sündenfalles wenig Beachtung geschenkt würde!

---

*) Holz.

Trotz der großen Zahl unserer Landsleute besteht keine evangelische Kirche in Carácas. Seine Erklärung mag dieser Umstand in folgender Andeutung Engels finden.*) „Machen die fremden Protestanten und Dissidenten, welche im Lande wohnen, noch keinen umfangreichen Gebrauch von der (verfassungsmäßigen) Freiheit des Kultus, so liegt der Grund nicht etwa in einer Verkümmerung und Anfeindung dieser Rechte, sondern in ihrer eigenen religiösen, oder richtiger, kirchlichen Gleichgiltigkeit u. s. w." Nichtsdestoweniger ist der die Kirche alltäglich besuchende katholische Christ in Venezuela an Mangel an Verständnis für den Geist des Evangeliums der treue Gesinnungsgenosse des gleichgiltigen Protestanten. Die evangelische Seelsorge in Carácas ist auf einige Taufen beschränkt, welche der Marinepfarrer eines in La Guayra vor Anker gelegenen deutschen Kriegsschiffes daselbst gelegentlich vornimmt.

Zum Schlusse fragen wir, weshalb bei dem Ansehen des deutschen Elementes in Venezuela keine bedeutsamere Auswanderung unserer Ackerbau und Viehzucht treibenden Bevölkerung dorthin stattfindet? Die Antwort lautet: Der Nordländer ist zu landwirtschaftlicher Arbeit in dem heißen Tropenklima nicht tauglich. Das erfahren wir an unseren afrikanischen Kolonien. Wohl geeignet zur Besiedelung durch deutsche Ackersleute und Viehzüchter wäre zwar das gesunde venezolanische Hochland der Tierra templada. Doch die häufigen Revolutionen, die dem Anbauer hierdurch entzogene Garantie seines Eigentums, der Geldmangel der Regierung, ihre zwar wohlgemeinten, aber zumeist schlecht ins Werk gesetzten Absichten auf dem Gebiete der Landeskultivierung, die fehlenden Absatzwege u. a. haben bisher die Einwanderung hintangehalten.

Einst hatten allerdings Codazzi und Továr im Jahre 1842 eine deutsche Kolonie auf einer Hochebene 110 Kilometer von Carácas gegründet. Die Kolonie gedieh. Doch der Bürgerkrieg der 1860er Jahre bereitete diesem friedliebenden deutschen Ackerbaustaat ein Ende. Weitere deutsche Einwanderungen 1851 und 1854 nahmen durch schlechtgewähltes Klima und hierdurch ausbrechende Epidemien, durch Gewissenlosigkeit in Kontrakterfüllungen und schnöde Behandlung der Einwanderer seitens der Hacienderos — vor allem aber durch die Unbrauchbarkeit und Zweifelhaftigkeit der Ankömmlinge — einen schlimmen Verlauf.**)

Neuerdings hat der rührige Guzman Blanco wiederum zwei Acker=

*) S. 104.

**) S. bei Appun I, 233.

baukolonien für Einwanderer angelegt. Die Kolonie Guzman Blanco bei Orituco, südwestlich von Carácas — mit einem Flächeninhalt von 555 Quadratkilometern Bergland und 1599 Bewohnern (1886) — liegt auf einer Höhe von 1800 Meter. Ihr Klima schwankt in den tieferen Lagen zwischen 15 und 20 Grad C.; in den Höhenlagen beträgt es nur 10 Grad im Mittel. Mithin ist es zur Ansiedelung für Nord-Europäer geeignet. Die Hauptproduktion der Kolonie besteht in Bau- und Möbelhölzern, in Kaffee, Zucker, Mandióca und neuerdings in Cacáo (Carácas-Cacáo). Die 200,000 Kaffeebäume der Kolonie ergeben einen Jahresertrag von über 500,000 Kilo. Die Regierung plant die Eisenbahnverbindung zwischen der Kolonie und Carácas.*)

In heißer Lage hingegen befindet sich die Kolonie Bolívar bei Guatire westlich von Carácas. Trotz einer Durchschnittstemperatur von 26 Grad C. soll sie jedoch gesund sein. Das Gebiet umfaßt 22 Quadratkilometer mit 450 Einwohnern. Angelegt sind 14 Kaffeepflanzungen mit 16,000 Bäumen.**)

Zu gunsten der Einwanderung nach Venezuela sind folgende Bestimmungen erlassen: die Regierung übernimmt die Kosten der Ausschiffung der Einwanderer, ihres Aufenthaltes in La Guayra und ihrer Verbringung an den Bestimmungsort. Dieselben haben mit Zeugnissen des venezolanischen Konsulates des Heimatlandes über Gewerbe, Moralität und Gesundheit versehen zu sein. Sie sollen vornehmlich Ackerbauer sein. Die sich ansiedelnde Familie erhält einen vorläufigen Besitztitel über 6 Hektar zum Anbau geeigneten Landes, ein aus Holz und Lehm gebautes Haus sowie die zur Arbeit erforderlichen Geräte. Anbauer, welche nach Verlauf eines Jahres ihr Areal urbar gemacht haben, erhalten weitere 6 Hektare nebst vollem Besitztitel für alle überlassenen Ländereien. Nebenher gewährt die Regierung im ersten Jahre Ansiedlern von 15 bis 50 Jahren 2 Bol., Kindern über 6 Jahre 1 Bol. per Tag zu ihrem Unterhalt. — Auch außerdem tritt die Regierung Staatsländereien an Einwanderer ab, den Hektar Ackerland jedoch nicht unter 40 Bol., die Quadratmeile Weideland nicht unter 2000 Bol. Der Käufer erleidet den Verlust bezw. Einzug der erworbenen Staatsländereien, wenn er innerhalb drei Jahren nicht die Hälfte Ackerland angebaut oder nach Jahresfrist das Weidegebiet in Benützung genommen hat.

Der venezolanische Grundbesitz ist abgabefrei. Dem Einwanderer

*) Stat. Jahresber. 1884 und 1887.

**) Ebendaselbst.

kommt dies zu statten. Er genießt überdies die gleichen bürgerlichen Rechte wie der Venezolaner. (Art. 10 der Konstitution.) So ist er von der zwangsweisen Einstellung zum Militärdienst befreit. Auch kann er nicht verpflichtet werden, Soldaten als Einquartierung in sein Haus aufzunehmen. (Art. 14 der Konstit.) Das hindert freilich nicht, daß bei dem nächsten Pronunciamento die jeweiligen Machthaber oder Parteiführer jeden erreichbaren freien Mann gewaltsam unter die Waffen stecken und den Grundbesitzer mit Einquartierung belasten und brandschatzen. —

Das freie Versammlungsrecht, ohne Beaufsichtigungsbefugnis der Behörde (Artikel 14, Pos. 9) wird freilich unseren Landsmann, der im Schweiße seines Angesichtes im frühlingswarmen Hochland Venezuela's seinen Kaffee und Cacao baut, wenig anfechten. Nach sechstägigem Kampf mit den elementaren Kräften eines ungewohnten Himmelsstriches wird dem biederen Ansiedler unter Mestizen und Indios die Sonntagsruhe über das politische Parteigetriebe gehen. Am Feiertagsmorgen wird er lieber mit den Seinen, nach der Heimat geheiligtem Herkommen hausväterlich eine fromme Betrachtung halten. Des Nachmittags mag er alsdann bei einem Glase Brandy, im Kreise der Auswanderer der alten Heimat gedenken.

So ist der Germane. Wohl schließt er sich in der Fremde leicht den neuen Verhältnissen an. Doch hält er fest an der Väter Brauch. Dereinst — in Zeiten befestigter Ordnung im Lande — wird der deutsche Wanderer im venezolanischen Hochland einem Geschlecht von markigem Wesen und ernstem Sinn begegnen. Am gastlichen Tische eines Block-Hauses heimelt ihn in wohlbekannten Lauten aus Kindermund das Tischgebet an. Auf rohgezimmerter Bank aus dem Wurzelholz der Mora Excelsa thut ihm der Gastfreund aus der Calabasse,*) mit dem gegohrnen Saft des Zuckerrohres tapfer Bescheid. Und die blonde Hausfrau mit blauen Augen sagt ein: „Wohl bekomms!“ Dann gewahrt der Fremdling aus dem deutschen Heim, daß der Friede deutschen Hauses einer deutschen Kolonie in Venezuela ihn umfängt.

---

*) Die Schale aus Flaschenkürbis.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

In den Umgebungen der Hauptstadt.

Die jugendlichen Adamiten der Hacienda. — Ritt durch Carácas. — Nächtlicher Heimritt. — Durch Chacao. — Estancia. — Auf der Landstraße. — Pulpería. — Humboldts Wohnung. Humboldt in Carácas. — Bolívar bei Humboldt. — Die Creolen und der spanische Druck. — Bolívars Vermählung. — Humboldts Besteigung der Silla. — Bedeutung Humboldts für Venezuela. — Humboldts Vorliebe für Venezuela; platonische Gegenliebe. — Humboldts Haus im Abendlicht.

1.

Wie unvermittelt berühren sich doch oft Kultur und Wildnis! Europäismus und Indianismus sind keine chemische Verbindung eingegangen. Der erstere schwimmt obenauf wie das Öl auf dem Wasser, der letztere erhält sich unvermischt. Man stelle sich einmal vor: Wir träten in der Heimat in eine vornehme Villa ein. Im Hausflur tummelt sich eine Jugend im Unschuldsgewand Jordaens'scher Engelchen. Bei unserem Nahen huschen sie aufgescheucht davon. Doch zutraulich, der Absonderlichkeit ihres Äußeren unbewußt, nahen sie uns wieder, flattern uns über das Treppenhaus voran wie neckische Amoretten und schwirren wie kleine Liebesgötter um uns durch die Reihe der Salons.

So ähnlich erging es mir, als ich unter der Führung des Mgr. J. die Hacienda Guzman Blanco's im Thal des Rio Guayre besichtigte. Die völlig nackte indianische Jugend — Kinder des Haciendero — blieb gänzlich ahnungslos, zu welchen gedankentiefen Erwägungen sie dem philosophischen Deutschland Anlaß bot. Ob ich übrigens diesen kleinen adamitischen Denkern nicht Unrecht that — ob dieselben an meiner Seite in den Wohngemächern des Guzman'schen Landhauses nicht vielmehr das Ungeeignete unserer närrischen Modetracht glossierten — lasse ich dahingestellt. Jedenfalls hatten diese jugendlichen Kosmospolitiker, angesichts eines Stehspiegels im Boudoir der Señora Guzman, die Genugthuung, sich in ihrer ausschließlichen Bekleidung mit Basthüten als eine geeignetere Staffage der Äquatorialzone anzusehen. Das Zutreffende dieses Raisonnements war unstreitig in die Augen springend, als die kleinen Liebeskobolde hinterdrein in der Kaffeepflanzung vor der Villa um uns durch die weiß blühenden, dichten Kaffeesträuche huschten. Mit welch schadenfrohen Blicken trieb

ihre Boshaftigkeit mit uns ihr neckisches Spiel, als wir dem eingeengten Hals vergeblich mit dem Taschentuch Kühlung zufächelten. Und wie unschuldsvoll höhnten sie, als mein Begleiter seine schwarze Soutane von den Flocken der Baumwollstauden zu befreien sich bemühte.

2.

Vorüber an den vergitterten Ventanas*) der Palacios, gefolgt von den Blicken dunkeläugiger Señoras hinter den Eisenstäben, sprengt mein Freund Antonio an meiner Seite durch die schlecht gepflasterten Straßen und die Vorstadt von Carácas. Vornehm zurückgebeugt — wie bei allen Caballeros — ist Antonio's Haltung auf seinem Paßgänger.**) Des kleinen Pferdes voller Schweif hangt zum Boden hernieder. Die Mähne ist geflochten. Weiße, schnürenartige Zügel fallen mit den Endquasten über die Hand des Reiters bis zum Steigbügel hinab. An seinen Füßen sind schwere, massiv silberne Rittersporen mit großen, sternförmigen Rädern angeschnallt. — Spähend durchdringen Antonio's Blicke das Gitter einer Ventana, um ein Lächeln von schönen Lippen zu erhaschen. Sicheren Trittes jagt dabei sein Tier über die glatten oder scharfkantigen Steine dahin.

Befangen in den Regeln unseres bureaukratischen Schulreitens sehe ich bei solch waghalsigem Ritt den sicheren Untergang mit Entsetzen voraus. Jetzt — wie eine Windsbraut fegt Antonio um die Straßenecke. Ohne sein Pferd durch Anziehen der Zügel oder Schenkeldruck zu versammeln, reißt er es im rechten Winkel herum in die Querstraße. Mit mächtigem Seitensprung folgt mein Schimmel. Betäubt schließe ich die Augen — schon sah ich Roß und Reiter am Boden liegen. Doch ein venezolanischer Paßgänger stürzt nicht. Im sausenden Tempo geht es die neue, aufsteigende Straße hinan. Plötzlich mit einem Ruck pariert Antonio sein Tier.

„Gusta tomar la tarde?“***) wendet er sich zu mir und sprengt, ohne meine Antwort abzuwarten, in eine Taberna hinein. Vor dem Schenktisch im Gastzimmer genießen wir hoch zu Roß einen Trunk.

„Wohin reiten wir heute?“ frage ich. „Wie schön war doch unser gestriger Ritt über Puente de Hierro und durch die Schlucht von Rincón nach El Valle. Vom Scheitelpunkt der Höhen von

*) Fenstern.

**) Der Paßgänger setzt die Füße einer Körperseite gleichzeitig vor und hat hierdurch — im Gegensatz zu dem sonst über Kreuz laufenden Pferd — eine angenehme, wiegende Bewegung.

***) Nehmen Sie einen nachmittäglichen Schluck?

Rincón herab schaute ich staunend nordwärts auf das Panorama von Carácas zu unseren Füßen am Absturz der Kordillere. Die sinkende Sonne überzog die Hauptstadt mit Purpur und Gold."

„Heute gedenke ich Sie in den grünen Grund von Antimano im Westen des Hochthales zu geleiten. Auf dem Heimweg ist der Blick nach Osten, auf die Thalebene von Chacao, im Abendsonnenlicht nicht minder entzückend" erwiderte Antonio.

Das Thal von Antimano zeigt in seinem Landschaftscharakter keineswegs die Merkmale der Tropenwelt. Vielmehr ist es von nordländischer Schönheit. Eine zehn Kilometer lange Eisenbahn von Carácas nach Antimano war im Bau begriffen.

— — — — — — — — — — — — — —

Es war eine der unvergleichlichen Tropennächte, als wir spät von Antimano heimritten nach Carácas. Der Mond beschien in voller Klarheit das Hochthal. Scharf begrenzte er am lichteren Himmelszelt die zackigen Umrisse der Bergeshäupter. Antonio und ich hatten je eine Theerose im Park der Villa Guzman Blanco's in Antimano gepflückt. Der Ilustre Americano möge mir diesen Raub zu gut halten. — Ich sühne mein Verschulden gegen ihn durch den Hymnus auf sein persönliches Regiment — die einzig lebensfähige Regierungsform in den Republiken Hispano-Amerika's. Mir diente die Rose als Zierde meiner Brust. Antonio hingegen wollte die seinige zum Dolmetsch seelenvoller Empfindungen — ihr noch heute in später Stunde in Carácas unverwelkt überreichen. Hierzu ist unter dem tropischen Himmel einigermaßen Eile geboten. Ungeachtet körperlicher Bedenken machte ich daher des Freundes Hast, wenn auch nicht seine Seelenpein, zur meinigen. Übermütig schlug ich meinem Tier die Sporen in die Flanken. Mit verhängtem Zügel galoppierte ich tollkühn Antonio voran bis an die Thore des zwei Stunden entfernten Carácas. Unbekümmert um alles, was mir in den Weg kam, jagte ich, berückt von des Mondes tageshellem Schein, auf der Landstraße dahin. Hier scheuchte ich den Schatten einer Mulattendirne unter deren wildem Angstgeschrei aus der Nähe eines Mohren auf. Dort fuhr die verspätete Heerde eines Ganadéro*) unter dem Ungestüm meines Rosses zersprengt auseinander. In wilden Sätzen hinwiederum raste dasselbe, unter dem unerwarteten Anfall eines Köters aus indianischem Rancho*) als Durchgänger mit mir dahin — ein

---

*) Herdenbesitzer, Viehtreiber.

**) Hütte.

Fahrzeug, das in tosender Sturmflut dem Steuer nicht mehr gehorchte. Der herniederhängende Zweig einer Königspalme riß mir den Hut vom Haupte. So rasch es anging, wurde die Maschine gestoppt und der gewandtere Antonio als Rettungsboot ausgesandt. Dann begann die wilde Jagd von neuem.

Im Glanz der mächtigen Himmelsleuchten tauchten bald die Türme von Carácas vor uns auf. Durch das Grün der Huertas und die Vorstädte sprengten wir in die von Gasflammen erhellte Bundesmetropole ein. Blüht die Rose noch, oder welken ihre Blätter im schwülen Hauch der Abendluft — an unserer keuchenden Brust dahin? — — „Rapp, tummle dich von hinnen!" Und rastlos fort ging es mit verhängtem Zügel. Nunmehr, durch das Gewirre der carakenischen Straßen, übernahm Antonio wieder die Führung. In den vordern Zimmern der Häuser flackert reicher Kerzen- und Lampenschein. Hinter den Fenstergittern folgten die dunklen Augen schöngeputzter Frauen unserer eilenden Cavalcade. Unsere flüchtigen Blicke glitten an dem lebenden Schmuck der Fensterbrüstungen vorüber und zuweilen hindurch zu dem bunten Gesellschaftsleben in den Salons.

Plötzlich hemmt Antonio den Lauf seines Pferdes. Mit rascher Handbewegung faßt er nach seiner Brust, und schon will er siegesgewiß der Theerose aus dem Garten von Antimano den Mund aufthun zur Blumensprache nach einer Ventana, deren Stäbe zwei feingeformte wachsfarbene Hände umspannen. Doch ach — vom grünem Laub am Blattstengel gleiten seine Finger langsam herab — die Blume hatte abgeblüht. In diesem kritischen Augenblick eines Troubadur entnehme ich die duftige Zier von dem Brustumschlag meines Rockes und biete sie Antonio zum Ritterdienst als Minnegabe, „womit er seine Liebe schmückt."

3.

Bei Herrn Brandis ward in vorgerückter Nachmittagsstunde das landesübliche Getränk aus Zuckerrohrbranntwein, Angostura-Bitterem nnd anderen wohlschmeckenden Zuthaten durch Dr. Lugos, den Hausfreund gebraut. Ein Feuerstrom ergoß sich bei ihrem Genusse durch unsere Adern.

„Es wird spät," meinte der Doctor, „wir müssen aufbrechen, die Pferde warten längst."

„Wohin heute, Doctor?" frug Herr Brandis.

„Nach Petare."

Dr. Lugos hatte mich zu einem Ausritt eingeladen. Auf einem seiner Pferde folgte ich ihm durch die östlichen Stadtquartiere von

Candelaria, vorüber am Park von Carabobo, in die weite Thalebene des Rio Guayre.

Eine halbe Stunde Wegs vor der Stadt passierten wir das Dorf Chacao, einen durch seine anmutige Lage in fruchtbarem Gartenland geschätzten Vorort der Hauptstadt. Der Name Chacao ist abgeleitet von dem cumanagotischen: Chacaú, gleichbedeutend mit Sand; die Tamanagoten sagten: Ciaccaú; die Caraiben: Saccao.*) — Am Eingang des Ortes bemerkten wir Aufregung und Zusammenlauf. Man ersuchte uns, nicht weiter zu reiten. Ein wütend gewordener Stier hatte angeblich einen Menschen getötet und ein Pferd aufgeschlitzt. Nach Lynchung des Missethäters durch die Volksjustiz von Chacao konnten wir kurze Weile darauf ruhig unseres Weges ziehen.

Unterhalb des Ortes stiegen wir auf geröllreichem Pfad zu einer Estancia, einem Landgut, hinan. Wir banden unsere Pferde an einem Gehege an und nahmen die Anpflanzungen in Augenschein. Neben tropenländischen Gartengewächsen und Fruchtbäumen gedeihen hier die Bodenerzeugnisse der gemäßigten Zone. Hier die Yucca, die Mandioca und andere exotische Knollengewächse unter überhangenden Blättern der Bananenstauden. Dort das nordische Maiskorn. Im Schatten der Buskare- und Korallenbäume die Kaffeesträuche abwechselnd mit dem dunkelgrünen Laub von Citronen- und Orangenhainen.

Dr. Lugos brach Orangen und bot sie mir dar. Welch ein Götterlabsal! Alle poetischen Verklärungen des perlenden Rebensaftes am deutschen Rhein reichen nicht an die köstliche Erquickung der dürstenden Seele unter heißem Himmelsstrich durch Apfelsinen heran. Eines Tages war ich nach ermattender Fußwanderung durch den afrikanischen Sand an die Stätte des einstigen Carthago gelangt. Erschöpft ließ ich mich auf Steingetrümmer inmitten der Düne nieder. Ich schaute über die grüne Meeresbucht nach dem karmingefärbten Höhenzug des Vorgebirges (Cap Bon) und dem tiefblauen Äther über ihm. Da zog mein tunesischer Führer aus den Taschen seines Kaftans Orangen hervor. „Blutorangen," sagte er. Mit heißem Durstverlangen durchbrach ich die Schale. Da quoll das rote Blut heraus, befleckte meine Gewänder und träufelte hinab in den Sand.

Gierig schlürfte ich mit blassem Munde,
Nun den dunkel, blutgefärbten Wein.

Goethe.

---

*) Rojas, S. 50. Nombres geograficos de origen tamanaco y cumanagoto.

Es war mir, nachdem ich den Saft gekostet, als ob an blutgefüllte Grube vor mir die Manen großer Punier heranträten — Hanno's, Hamilkar's, Hasdrubal's, Hannibal's und Mago's — und durch einen Trunk zum Leben wieder erweckt würden, wie einst in der Unterwelt Teiresias, Antikleia, des Odysseus Mutter, Agamemnon, Achilleus, Patroklus und Ajas, Telamons Sohn. Das war die Hekatombe am Strande von Carthago. Würden sie nicht alle, die Helden aus Dido's Stamm, die vorüber an der Byrsa und dem Astarte-Tempel mir genaht waren, scheu in des Schattenreiches Dunkel zurückgewichen sein, wenn der Tunesier und ich bei „Flaschenbier" an ihre Unsterblichkeit appelliert hätten?! Überzeugt davon besteige ich mit Dr. Lugos den Paßgänger wieder.

Fort sprengen wir in der Richtung von Dos Caminos durch das Thal des Guayre gegen Petare weiter. Heute verbindet diesen Ort eine Eisenbahn mit Carácas. Ihre Fortsetzung nach dem 60 Kilometer von der Hauptstadt entfernten Städtchen Santa Lucia ist längst — kontrahiert. Der Name Petare rührt aus dem cumanagotischen Per oder Petar = Angesicht, Stirne her, war übrigens auch Name eines Caziken.*)

Die Straße führt durch abwechslungsreiches Gelände, bald Zuckerrohr und grünen Teppich, bald dunkle Ackerscholle und rotbraunes Brachland. Über die ganze Thalfläche breitet sich Baumwuchs aus, Pappeln und Laubholzgruppen, Konipheren und Chaparrobüsche,**) glänzend blätterige Fruchtbäume und in Kaffeegärten hochstämmige Mangos und Erythrineen. Von ferne wähnt man sie alle, in angenehmer Täuschung, zu Wäldchen und Auen vereint. In den Huertas liegen Hacienden versteckt. An der Landstraße liegen viele zerstreute Hütten und Ansiedlungen. Zur Linken steigt die Gebirgswand empor. Bergesspalten und Klüfte durchsetzen sie. Die nach dem Thalrande hin meist öden Flanken des Kordillerenabsturzes belebt ihre rote Ockerfarbe. Höher oben im Mittelgebirge herrscht reiche Vegetation. Am Fuß der Abhänge liegen weißglänzende Pueblos***) und mancher verfallene oder durch Erdbeben zerstörte Landsitz.

Leider malt die Natur der heißen Himmelsstriche des öfteren mit eben solcher Vorliebe, wie unsere derzeitigen Landschaftsmaler, in den leblosen, staubfarbenen Tönen der modernen Palette. Es war die trockene Jahreszeit. Viele Bäume waren entlaubt oder hatten ver-

*) Rojas S. 50.

**) Steineichen.

***) Dörfer.

welkte Blätter. Stellenweise waren weithin, seitwärts der knietief versandeten Straßen, Staubwolken über das grüne Erdreich gelagert, die Büsche und Gartenanlagen am Wege verbrannt und mit feinzerriebenen Erdteilen überzogen. — Aus einem Staubwirbel vor uns auf der Landstraße taucht ein Trupp Maultiere hervor. Hinter ihnen drein kommt, quer über seinem Tier sitzend, der Arriero, der Treiber, einher. Durch die Sandwüste waten hochgeschürzt kräftiggebaute Mulattenweiber. Der Bronzeschimmer der entblößten Schultern ist durch eine Patina von rotbraunem Staub gedämpft. Eigentümlich glänzen die weißen Augäpfel und Zähne aus dem Düster des schmutzverhüllten Antlitzes hervor.

Inmitten lehmgeformter und mit runden Ziegeln gedeckter Ranchos erhebt sich eine verwahrloste Pulperia.*) Wie ein Maienbaum steigt vor ihrem Eingang eine Königspalme senkrecht empor. Vor der Pulperia herrscht reges Treiben. Auf über Tonnen gelegten Brettern sitzen wüste, dunkelhäutige Gesellen und lärmen beim Genuß der aqua ardiente. Am Boden auf seiner Cobija kauert ein Indio und bläßt träg die Wolken aus seiner Tabakspfeife. Aus dem Innern der Herberge tönt der Klang einer verstimmten Guitarre. Jetzt eben macht ein Ganadéro, den breiten Basthut über tiefschwarzem Haar in die Stirne gedrückt, mit seiner Herde Halt vor der Schenke. Doch im raschem Paßgange eilen wir vorüber. Noch rechtzeitig vermag ich mein Pferd auf die Seite zu reißen, um einem auf der Straße liegenden, im Staub unkenntlichen, nackten Knaben auszuweichen. —

„Sehen Sie hier zur Rechten auf diesem Hügel die Trümmerstätte. Das ist das einstige Wohnhaus — — del celebre Barone de Humboldt," bemerkte Dr. Lugos. Gleichzeitig bog er in einen Seitenpfad ein und trabte eine kleine Anhöhe hinan.

„Auf diesem Landsitz des Marquis de Toro weilte Ihr großer Landsmann im Jahre 1800. Zwölf Jahre später stürzten die Gebäude infolge des Erdbebens ein," fuhr der Doktor zu mir gewandt fort.

Alexander von Humboldt hatte sich, nach mehrmonatlichem Aufenthalte in Cumaná, in Nueva Barcelona nach La Guayra eingeschifft und war am 21. November 1799 in Carácas eingetroffen. Bonpland indes hatte den Landweg eingeschlagen und war vier Tage später nach Carácas gelangt. Hier fanden die beiden berühmten

---

*) Schenke.

Forscher herzliche Aufnahme in den Kreisen der Kreolen und allseitiges Entgegenkommen der einflußreichen Personen behufs Förderung ihrer wissenschaftlichen Zwecke. Humboldt fühlte sich heimisch inmitten der heiteren, sorglosen, wohlerzogenen und nichts weniger als zugeknöpften Carakenier aus den guten, altansässigen Familien.

Ebensowenig als in Cumaná fand er hier den Geist der gebildeten Bevölkerung vorbereitet oder wesentlich empfänglich für eine Umwälzung, wie sie in Europa, von Frankreich ausgehend, sich bereits seit Jahren vollzog. Nur wenige erleuchtete Geister waren insgeheim für die in der 1789er Nationalversammlung proklamierten Menschenrechte, und damit für eine nationale Selbständigkeit gewonnen. Gewissermaßen aus ihm selbst heraus hatte sich bei Humboldt die Ahnung, ja die Gewißheit einer nahenden, völligen Umgestaltung der — zunächst ökonomischen und im Zusammenhang damit der politischen — Verhältnisse des spanischen Amerika eingestellt. Seinem Erkenntnisvermögen konnte es nicht verborgen bleiben, daß der philosophische Einfluß des revolutionsbewegten Europa, sowie das Beispiel Nordamerikas das schutzzöllnerische Absperrungssystem der Kolonialregierung gegen den Import der zeitgemäßen Ideen des Auslandes über kurz oder lang siegreich durchbrechen müsse. Humboldt, in seinem Optimismus, täuschte sich jedoch in Bezug auf die Schlußfolgerungen aus dieser an sich richtigen Annahme. So verbreitete er sich in einem Schreiben an Berghaus über die „Entwicklung“ der staatlichen Verhältnisse in den Republiken des spanischen Amerika. Berghaus änderte in seiner Rückantwort an Humboldt diesen Ausdruck in „Verwicklung“ um und motivierte dies mit der Entartung der Kreolen. Humboldt schrieb in seiner Rechtfertigung: „Ich sehe nicht so düster wie Sie in die Zukunft des spanischen Amerika.*)

Larrazabal**) erzählt uns von einer Begegnung des 21jährigen Bolivar mit Humboldt in des letzteren Wohnung in der Rue des petits Augustins zu Paris im Jahre 1804.***) Bolivar erging sich in beißenden Worten über die Unwürdigkeit des Lebens in den Kolonien (la indignidad de la vida colonial). In zündender Rede ging er alsdann auf die kommende Freiheit und die Größe der Bestimmung Amerikas über.

„In der That,“ entgegnete Humboldt, „Ihr Land ist schon so

*) Aus A. v. Humboldts Leben und Wirken, von Klencke S. 204.

**) I, 13.

***) Die Begegnung beider Männer wurde vermutlich durch ihre beiderseitigen Beziehungen zur Familie de Toro vermittelt. S. hierüber nächste Seite.

weit, seine Mündigkeit bezw. Selbständigkeit*) erlangen zu können. Wer aber wird der Mann sein, der dieses gewaltige Unternehmen vollbringt?" Der Mann stand vor ihm, aber er erriet ihn nicht.**) Bolívar hätte antworten können: Ego sum, qui loquor tecum — — —. So Larrazabal. —

Das politische Leben in Carácas war tot. Für seinen Wegfall entschädigte ein behagliches Familien- und Gesellschaftsleben. Humboldt war keineswegs unempfänglich für das heitere Genußleben der Kreolen. Nur konnte er nicht genug staunen, daß diese tagtäglich die Leichenfeier ihrer von den Spaniern gemeuchelten materiellen und geistigen Wohlfahrt mit solch unbekümmerter, elementarer Vergnügungssucht begingen. Aber mehr als die Kulturhistoriker späterer Tage ist er darin der Wahrheit gerecht geworden, daß das kastilianische Element in Amerika damals keineswegs in seiner Allgemeinheit den auf ihm lastenden Druck schmerzlich empfand, vielmehr der Regierung der Spanier, die ihm zwar nicht reichlich panem, aber dafür circenses gab, innerlich zugethan blieb.

Im Landhause des Marquis de Toro hier bei Dos Caminos verbrachte Humboldt frohe Tage. Der Bruder des Marquis, Don Bernardo de Toro, vermählte ein Jahr später in Madrid seine Tochter Maria Teresa de Toro y Alayza mit dem erst 18jährigen Bolívar. Sie starb bereits zu Anfang 1803 auf ihres Gatten Landgut im Thal von Aragua in Venezuela. Trauernd kehrte Bolívar nach dem Hintritt Marias seiner heimatlichen Scholle den Rücken. An der Brust seines Schwiegervaters Don Bernardo in Madrid wollte er mit diesem gemeinsame Zähren um die früh Dahingegangene weinen. Welch schmerzliche Szenen zwischen Bolívar und Bernardos Bruder, dem alten Marquis de Toro, mochten sich hier in dem Landhause, an dessen Trümmern wir nunmehr unsere Rosse anhielten, vor des jugendlichen Witwers Abreise nach Spanien abgespielt haben! Mochte hier vielleicht der Gedanke, die Nacht der Trübsal in Bolívars Herzen durchbrechend, aufgedämmert sein: der verblichenen Gattin ein unvergängliches Grabmonument in der Aufrichtung eines freien Südamerikas zu setzen? Maria de Toro's Tod reifte in Bolívar — nach seinem eigenen Geständnis — den Entschluß, kommendhin einem weichlichen Privatleben zu entsagen und sich dem öffentlichen Interesse zu weihen. „Der Tod meines Weibes führte mich frühzeitig in die politische Lauf-

*) Emancipacion.
**) No lo adivinaba.

bahn und hieß mich hinter dem Streitwagen des Mars, anstatt hinter dem Pflug der Ceres einhergehen.“

Von Casa de Toro aus unternahm Humboldt die Besteigung der Silla*) am 22. Januar 1800. Vor ihm war dieser Berg mit Wissen von niemand erstiegen worden. Das Landhaus der Toro liegt sozusagen am Fuß der Silla, im Thal des Rio Guayre. Auf der entgegengesetzten Seite gelangte Humboldt in der oberen Bergregion an einen 1883 Meter hohen, fast senkrechten Absturz nach dem Meere hin. Zwischen der westlichen Bergkuppel und der östlichen durchschritt er die mit üppigem Pflanzenwuchs bestandene Einsattlung, welche dem Berg den Namen gibt (Silla = Sattel). Die Höhe des Gipfels der östlichen Pyramide, der höchsten Erhebung des Gebirgsstockes, bestimmte er mit 8100 Fuß oder 2543 Meter. Dort oben bot sich Humboldt ein entzückender Ausblick auf eine unbegrenzte Tropen- und Hochlandnatur. Mehr noch als das lohnte seinen Aufstieg eine reiche Pflanzenausbeute, sowie die gewonnenen, physikalischen Beobachtungen.*)

Durch die Ersteigung des Gipfels der Silla hatte Alexander von Humboldt vorbildlich die höchste Stufe der Bewunderung des Venezuela seiner Tage erklommen. Noch heute sieht das gegenwärtige Geschlecht daselbst zu ihm dankerfüllt und ehrfurchtsvoll empor. Nach Simon Bolivar wird el Barone de Humboldt als der bedeutendste Mann auf dem Boden Venezuelas angesehen. Ja eine venezolanische Schrift zählt ihn neben Napoleon und Bolivar zu den drei größten Männern nach Jesus Christus. Versuchen wir in kurzen Strichen die Begründung des Dankes, den Venezuela, wie überhaupt Hispano-Amerika, unserem großen deutschen Landsmann schuldet.

Nehmen wir einfach Humboldts „Ansichten der Natur“, sein Werk „Voyage de Humboldt et Bonpland dans l’intérieur de l’Amérique“ und die „Rélation historique du voyage aux Régions équinoxiales du nouveau continent“ zur Hand. Welch ein Gemälde ungeahnten Reichtums und Schönheit der Tropen Amerikas, welch’ völlig anders gestaltetes Bild derselben in wirtschaftlicher Hinsicht entrollte der Verfasser vor einer, durch die Mißwirtschaft der Spanier mißtrauisch gewordenen europäischen Gesellschaft. Die spanischen Kolonien waren bisher nur an den Küsten bekannt; die geographischen Karten unzuverlässige. Humboldt erwarb sich nun auf kartographischem

---

*) Cerro de Avila.

**) In späteren Jahren haben weitere Besteigungen der Silla durch Cajigal, den Portugiesen Lisbôa und Professor Ernst, endlich durch J. Mudie Spence, den Verfasser von „The land of Bolivar“, stattgefunden.

Gebiet unschätzbare Verdienste. Durch mehr als 700 von ihm selbst astronomisch gewonnene Ortsbestimmungen vermochte er die geographische Kenntnis der süd- und centroamerikanischen Länder wesentlich zu erweitern. Für Venezuela von Wichtigkeit ward die von ihm auf seinem 375 geographische Meilen langen Streifzug im Stromgebiet des Orinoko selbstgezeichnete Karte dieses Flusses, ebenso wie die des Magdalena für Kolumbien. Das bedeutsamste hierbei war die Feststellung der bisher bestrittenen Bifurcation des oberen Orinoko und die astronomische Bestimmung ihrer einzelnen Punkte. Humboldt hatte den Zusammenhang des Orinoko durch den Rio Negro mit dem Stromgebiet des Amazonas nachgewiesen.

Weiter erschloß Humboldt durch 459, meist mit Hilfe trigonometrischer Messungen erzielte, Höhenbestimmungen ein grundlegendes Material für die Hypsometrie des spanischen Amerika. Unter thermometrischen und barometrischen Aufnahmen hatte er die weite Hochlandsstraße von Bogota bis Lima (16 Breitengrade) zurückgelegt. Seine geognostischen Untersuchungen führten zu dem Ergebnis eines Gesamtbildes der Gebirgsformation Amerikas. Schon für Bolivars Operationsgebiet in den Hochthälern von Neu-Granada, Quito und Peru bildeten die topographischen Aufzeichnungen Humboldts eine subsidiäre Unterlage von Genralstabskarten. Bis auf den heutigen Tag sind sie — neben Oberst Augustin Codazzis geodätischen Vermessungen — das einzig wissenschaftlich brauchbare kartographische Material für einen großen Teil der Kordilleren. Unter dem Titel: Limites de Venezuela con Colombia ist eine dickleibige Litteratur über die Grenzberichtigungsverhandlungen mit Kolumbien angeschwollen. Die Kommissionsberichte stützen sich — unter Anzweiflung der Richtigkeit der geographischen Angaben Depons und Oviedos — auf die Zuverlässigkeit der diesbezüglichen Erhebungen Humboldts. So dienten beispielsweise bei der Grenzfeststellung am Rio Arauca und am Paso real de los Casanares (zwischen 6. und 7.° n. Br. und 69. bis 72.° w. L.) die astronomischen Beobachtungen Humboldts als die einzigen autoritativen kartographischen Anhaltspunkte.*)

Humboldts meteorologisch-thermometrisch-elektrische Beobachtungen

*) Der Kommissionsbericht des venezolanischen Senates vom 8. März 1838 besagt: — el Ilustre Humboldt, à quien la geografía de America debe importantisimos descubrimientos, el único que ha descrito con una imparcialidad poco comun — — — — —. Humboldt, cuya autoridad es menos recusable por la exquisita diligencia que puso en averiguar los limites de los paises, que describiera — — — — —.

benahmen dem tropischen Amerika die Gehässigkeit seines klimatologischen Verrufes. Neben archäologischen und ethymologischen Sprachforschungen und anderen ethnographischen Arbeiten verdankt ihm der neue Kontinent Verbesserungen ökonomisch-politischer Natur. Humboldt stellte statistische Erhebungen und Untersuchungen über die wirtschaftliche Lage der spanischen Kolonialländer an. Das Augenmerk der Nationalökonomen wurde durch dieselben auf den notwendigen Zusammenhang der Finanz- und Wirtschaftspolitik mit den naturgeschichtlich gegebenen Bedingungen gelenkt. Obenan in dieser Hinsicht steht Humboldts Essai politique sur le royaume de la nouvelle Espagne (Mexiko).

Das möge genügen. Vor dem gesamten Südamerika voraus hat Venezuela Humboldts Prädilektion für dasselbe auf Grund seiner daselbst empfangenen ersten Tropeneindrücke. Venezuela vergalt ihm das mit Gegenliebe. Ein für allemal hat das deutsche Element in den Augen der Venezolaner sich in der Person Humboldts verkörpert. Jeder Sohn unserer Heimat, der nach Venezuela kommt, hat in dem großen Barone de Humboldt einen Pathen, der ihm als Deutschem einen geachteten Namen giebt. Trotz dieser allseitigen Hochschätzung Humboldts in Venezuela hat es dieses bis jetzt bei seiner platonischen Verehrung desselben bewenden lassen. Keine Stätte des Landes, kein Ort, Fluß oder Bergspitze trägt seinen Namen. Rojas hat das mit Recht bemängelt. Auch keine Bildsäule oder Gedenktafel legt ein unvergängliches Zeugnis seiner Verdienste um die Estados Unidos ab. Marmor und Erz hat der liebe Gott in Venezuela nur für die Unsterblichen unter den eingeborenen Republikanern wachsen lassen.

Was schon in vergangenen Tagen die Regierung Venezuelas, was auch in den unseren der Ilustre Americano und unsere 1200 Landesangehörigen in der Republik mit Undank versäumt, das that in dieser Stunde das Walten der erhabenen Mächte der Natur. Sie breiteten einen Glorienschein um die Stätte, da Deutschland im Verein mit Venezuela aus den Trümmern der eingesunkenen Villa de Toro einen Sockel für ein Denkmal Humboldts aufrichten sollte. Dr. Lugos und ich hielten auf der Plattform des Hügels inmitten der eingestürzten Wände und der umherverstreuten Quaderblöcke des einstigen Landhauses. In ihrem reichen Pflanzenkleid lag die fruchtreiche Thalebene des Guayre unter uns. Hinter Dos Caminos und Chacao stieg die Sonne zum Himmelsrand hinab. Ihre schrägen Strahlen von feingesponnenem Gold trafen das Grün der Kaffee- und Citronengärten. Sie erzitterten in den Wipfeln der Higueroten und Mangipheren. In

ihrem Widerschein erglänzte das Laub der Granat- und Fikusbäume. Im Dunkel der Laurineen, der Orangen und Limonen, wie im Gestrüpp der Ananaspflanzen erglühten die Früchte. Smaragdene Bananenblätter senkten sich unter den Wedelkronen der Palmen niederwärts über die Gartengewächse. In leichte Nebel gehüllt, trat nach Süden die Hügelkette von Los Teques und El Rincón zurück. Im Norden, uns dicht zur Seite, starrte die Kordillere als cyklopische Mauer zum Firmament empor.

Ein feuriger Ball, war eben die Sonnenscheibe hinter den Horizont hinabgetaucht. Noch einen letzten Scheidegruß sandte sie den beiden Hörnern der Silla. Und die Schatten der Nacht fielen bereits von Petare im Osten über das Hochthal herein.

„Kommen Sie, es ist hohe Zeit", mahnte Dr. Lugos und wandte sein Pferd. Widerstrebend folgte ich ihm von der Stätte, da einst der Geist Humboldts gewaltet. Noch einmal am Rande des Plateaus hielt ich meinen Paßgänger an — und schaute rückwärts nach Casa de Toro. Zwischen den Steinpfeilern des einzigen noch nicht versunkenen Fensterbogens flammte die Glut des blutgefärbten westlichen Himmels herein in die umnachtete Trümmerstätte. Die ewige Leuchte schien heute noch, wie vor mehr denn 80 Jahren, durch den Kreuzstock hindurch, da der große deutsche Gelehrte — sein Teleskop nach dem Firmament gerichtet — die in Flammenzeichen geschriebenen Wunder der göttlichen Weltordnung durchdrang.

Dritter Teil.

Am Orinoko.

Dreißigstes Kapitel.

Von Carácas nach Trinidad.

Wege nach dem Orinoko. — Paß. — Edelmann als Hausknecht. — La Guayra. Kirche. — Wohnungsnot an Bord. — Caravelos. — Insurrektion in Panamá. — Martinikanerin. — Kabine. — Geistliche Reisegefährten. Mönche und Schauspielerin. — Drei Grazien. — Der General aus Guyana. — Südamerikanische Generalswürde. — Carúpano: Exocoetus Volitans. — Der Koburger. — Kirche. — Haus Gonzalez. — Rasierstube. — Das Mädchen von Teneriffa. — Carupanerinnen. — Theobroma. — Trinidad. Telegraphenverbindung mit Venezuela.

Briefe aus der Heimat bestimmten mich, die venezolanische Hauptstadt nach fast einmonatlichem Aufenthalt zu verlassen und auf den Besuch des Gartenlandes Venezuelas, des Sees von Valencia und des benachbarten Hafens von Puerto Cabello zu verzichten. Die mir vor Antritt der Rückreise nach Europa noch verbleibende Spanne Zeit von ein bis zwei Monaten gedachte ich lohnender an den Ufern eines der großen tropischen Ströme — des Orinoko — zu verbringen.

Zwei Wege stehen von Carácas nach dem Orinokogebiet offen. Einmal die Reise zur See über Trinidad, woselbst die den Orinoko stromaufwärts führende Dampferlinie abzweigt. Diese Route ist die allgemein übliche, nach Zeitdauer kürzere, bequemere und weniger kostspielige. Für sie entschied ich mich. Der abenteuerlichere Landweg durch die Steppe, die Llanos, nach dem Orinoko und seinem gewaltigen Nebenfluß, dem Rio Apure, ist zeitraubend und dabei einförmig. Gerstäcker schlug ihn 1868 ein. Von Vittoria, südwestlich von Carácas, durch das Thal von Aragua — die Heimat Bolivars — wanderte er zu Fuß über Ortiz und Calabozo nach San Fernando am Apure. Ein Führer, der gleichzeitig das Packtier trieb, geleitete ihn auf dem mehr denn vierzehntägigen Marsche. Sachs erstand 1876 zur Reise nach Calabozo (40 Meilen von Carácas), ein Maultier zum Reiten um 200 Pesos.*) Die weitere Reiseausrüstung kostete 70 Pesos, ungerechnet den Lohn des Arrieros.

*) 1000 Franken.

Von der Regierung des Bundesdistriktes ließ ich mir den Paß nach Trinidad ausstellen. Er bleibt mir ein wertvolles Dokument, durch meine Eintragung als „Ciudadano Conde C.“, nach dem Muster des, den Jahren I bis XIII der französischen Republik gestohlenen „Citoyen“.

Der Präsident der Republik empfing mich zum Abschied in dem Salon seines Privathauses. Dasselbe zieht er der offiziellen Amtswohnung im „Gelben Hause“ vor. Ein lebensgroßes Ölgemälde des Präsidenten als kommandierender General, mit dem Heerlager um Valencia im Hintergrund, trat aus kostbarstem schwerem Goldrahmen hervor. Daraufhin verabschiedete ich mich von dem Minister des Äußeren, Benjamin Quënza.

Der von Colon (Landenge von Panamá) über Trinidad nach Frankreich verkehrende Dampfer war fahrplanmäßig seit drei Tagen bereits in La Guayra fällig, aber noch immer nicht signalisirt worden. Im benachbarten Columbien, vornehmlich im Staate Panamá, wütete der Aufruhr, ein gewohnter Zeitvertreib der hispano-amerikanischen Republiken. Hieraus erklärte sich das Ausbleiben des Schiffes. Immerhin ordnete ich mein Reisegepäck. Hierfür bewarb ich mich um die Bemühungen des erst jüngst aufgetauchten „gebildeten Hausknechtes.“ Während des Packens meiner Koffer erzählte er mir in baltischem Deutsch von seinem lebensfrohen ehemaligen Aufenthalte in Paris. Gelegentlich schien eine fließende Ausdrucksweise in französischer Sprache seine Angaben zu rechtfertigen. Bald ward meine Vermutung, einen kurländischen Edelmann vor mir zu haben, zur Gewißheit. Ich fragte nach einer Adelsfamilie Kurlands. Bei Nennung dieses Namens zuckte der Bedauernswerte zusammen. Ich hatte offenbar den seinigen ausgesprochen. Er bekannte sich als verlorenen Sohn. Die Heimat hatte ihn ausgestoßen. Fieberkrank, entblößt von Mitteln, war er, unlängst aus dem ungesunden Panamá nach Carácas gekommen, im Gasthaus zum goldenen Löwen placirt worden. Ein reges Mitleidsgefühl veranlaßte mich, die Arbeitshilfe des unglücklichen Edelmanns über ihren wirtschaftlichen Leistungswert zu belohnen. Befangen zögerte dieser mit Annahme meiner Gabe.

„Freund,“ sagte ich hierauf, „der Mensch steht in Gottes Hand — nichts ist beständig auf Erden. Vielleicht poche ich einst — ein darbender Pilger — an Ihre Pforte im fernsten Nordosten deutscher Zunge. Geben Sie mir alsdann, was Sie an meinem Geldstück zu viel befinden, heraus!“

Bei dieser Erklärung beruhigte sich der Ärmste. „Seien Sie überzeugt, daß ich mich in dieser amerikanischen Schule des Lebens dauernd

gebessert habe," betonte er bestimmt. Ein Jahr später bestätigte mir ein Bekannter aus Kurland, daß thatsächlich ein auf Abwege geratener dortiger Junker das harte Brot der Dienstbarkeit in Centro-Amerika gekostet. Vor Kurzem war er reumütig in die Heimat zurückgekehrt.

Der Dampfer von Colon war zu Anfang der Karwoche endlich vor La Guayra eingetroffen. Den letzten Abend in der venezolanischen Hauptstadt widmete ich meinem Freund, dem paraguitischen General-Konsul Malaussena. Mit dem Frühzug des nächsten Morgens gedachte ich nach La Guayra hinabzufahren. General Uslar kam mit Anbruch des Tages zum Abschied in die Fonda.

Noch ein Händedruck mit Alfred Rothe in seiner benachbarten Libreria — und fort eilte ich in Gesellschaft Malaussena's zur Bahn. Der Minister-Resident von Deutschland überraschte mich daselbst durch seine Anwesenheit in so früher Stunde.

Schnaubend keuchte die Lokomotive die Anhöhe von Catia empor. Wehmütig sah ich nach den letzten Häusern von Carácas herab. Wird doch diese venezolanische Hauptstadt ein Markstein in meiner Erinnerung sein. — Señor Ribero, ein Regierungsbeamter, mir zur Seite im Eisenbahnwagen, vermochte meinen Gedanken keine andere Richtung zu geben. Im Auftrag der Regierung — sagte mir derselbe — reise er nach Carúpano. Der Präsident der Republik habe mich auf unserer gemeinsamen Seereise erforderlichen Falls seinem Schutz anempfohlen.

In La Guayra ward mein venezolanischer Reisepaß von der Zoll-behörde abverlangt. Vor meiner Einschiffung erhielt ich denselben mit der Gegenzeichnung der Administración de Aduana und dem Stempel der Capitania de Puerto versehen zurück. Ich war nun einmal im freien Amerika! Die Abfahrt des französischen Dampfers wurde für Sonnenuntergang in Aussicht gestellt. Es war neun Uhr früh. Der Tag lag vor mir.

Vorerst zur Schiffahrtsagentur! Die in die Quebrada empor-führende steile Straße hinauf gelangte ich weiterhin an die Kirche von San Juan de Dios.*) Ich trat ein. Seltsamen Schmuck hatte das Heiligthum zu Ehren der Semana Santa, der Karwoche, angelegt. Ein in Holz geschnitzter „ecce homo" trug die Dornenkrone auf einer Perücke von wirklichem Menschenhaar. Die Statue der Gottesmutter war in weiße, goldverzierte Seide gekleidet. Ein schwarzer Samt-mantel mit Goldstickerei verhüllte als Mantilla ihr das Haupt. Einer Heiligen aus Wachs geformt fiel langes, natürliches, rabenschwarzes

*) S. S. 98.

Haar aufgelöst herab auf das tiefrote Samtkleid. Die niedliche Hand der Statuette sah kaum unter Spitzenmanschetten hervor und umfaßte einen Kelch. War sie wohl die eingeborene Nationalheilige der neuen Welt? Das unermeßliche katholische Süd-Amerika hat in vier Jahrhunderten nur eine einzige weibliche Heiligsprechung gesehen: die der heiligen Rosa von Lima. Außer ihr ist noch der heilige Torribio, Erzbischof von Lima, kanonisiert. Buch und Feder in der Hand eines anderen Schutzpatrones waren kein unterscheidendes Kennzeichen desselben. Nichts mag der Kirche ferner liegen als die Kanonisation von Journalisten und Schriftstellern. Ich darf daher den Träger obiger Attribute im grünen Stoffkleid und rotem Samtüberwurf dem ehrwürdigen Kreise der Kirchenväter zuzählen. Das natürliche Menschenhaar, das auch er trug, bleibt in der bildenden Kunst der alten Welt glücklicherweise ausgeschlossen. Seine Anwendung zum Schmuck der Gotteshäuser steht hinsichtlich künstlerischen Geschmackes noch unter dem Niveau der Papierblumen.

Noch einmal sah ich Macuto. Dorthin begab ich mich zum Mittagsmahl in die altbekannte Fonda. Eine deutsche Dame an der Tafel war im Besitze eines kostbaren Blumenstraußes, der aus Papageifedern in allen Farbenschattierungen mit Schönheitssinn zusammengestellt war, im Werte von vielen hundert Franken.

Bei meiner Rückkehr gegen Abend nach La Guayra nahm ich mit Freuden wahr, daß die gefürchtete, zumeist wild aufgerührte Flut auf der Rhede ihr faltiges Antlitz etwas geglättet hatte. Trotzdem rief sie meine Geschicklichkeit bei dem Sprunge am Molo in den auf- und abwärts schwankenden Nachen in die Schranken. Der französische Eisenkoloß „La Ville de Marseille" hatte auf hoher See beigelegt. Oben an der herabgelassenen Fallreepstreppe bat der maître d'hôtel um Vorzeigung meiner Fahrkarte. Achselzuckend bedeutete er mir, daß sämtliche Cabinen besetzt seien. Seine Menschenkenntnis in Abwägung der Passagiere riet ihm übrigens, diese Erklärung in sehr höflicher Form abzugeben. Vielleicht dämmerte ihm schon der Vorteil, den er aus meinem Ungemach zog. Die Besetzung aller Cabinen-Plätze schließt die Beförderung eines neu hinzugekommenen Passagiers keineswegs aus. Im Speiseraum läßt sich ein Gedeck für ihn einschieben. Der Salon, das Rauchzimmer gewähren ihm auf ihren Polstern eine subsidiäre nächtliche Ruhestätte. Und — wo vermöchte sich unter dem Glanz der Sterne und der milden Nachtluft auf der caraibischen See eine Cabine mit dem freien Nachtquartier auf Deck zu messen!? — Der maître d'hôtel bat sich Bedenkzeit aus. Ribero bemerkte meine

Not. Er verstattete mir, in seiner Cabine, die er allerdings bereits mit einem anderen teilte, sozusagen abzusteigen. Demzufolge wurde mir das Recht der Aufbewahrung meines Handgepäckes und der Vornahme von Toilettenveränderungen in seiner kleinen Wohnung eingeräumt. Der freundliche Leser möge sich die Verwirklichung dieses Problems vergegenwärtigen. Die Coje ist so eng, daß in ihr allenfalls Ein Bewohner sich bewegen kann. Die übereinander angebrachten Betten, der Divan, der Klappstuhl, die Wandgestelle und Waschgerüste sind mit der herumgestreuten Habe zweier Insassen überdeckt. Unter Bett und Ruhebank stehen halbgefüllte Koffer störend hervor. Obendrein komme ich als dritter hinzu. In solch unsauberem Chaos in dem luftleeren Raum, bei dumpfer Glut der Äquatorialzone, verzichte ich selbstverständlich auf jeden anstrengenden Akt meiner Ankleidung und Körperpflege. Bis nach Trinidad werde ich es auch ohne Seife und frische Wäsche, die Quälgeister der Kultur, aushalten. Zudem herrscht an Bord eines französischen Westindienfahrers kein Kleiderzwang nach Tageszeiten wie auf den brittischen Dampfern. Die Engländerin ist hinsichtlich ihres Shoking von eigener Consequenz. Sie ist imstande, über die Pantoffeln und die mangelnde Kravatte eines Passagiers auf Deck zu erröten. Dabei schaut sie aber im Hafen von Bord ruhevoll hinab auf den bronceglänzenden Rücken, die stählerne Brust und die muskulösen Glieder eines wollköpfigen Mohren unten in der tänzelnden Barke.

Mir zur Seite während des Abendessens saß ein eleganter, jüngerer Herr, dessen Äußeres, insbesondere der goldblonde Haar- und Bartwuchs, englische Abkunft vermutenließ. Ich gab diesem Gedanken Ausdruck.

„Sie irren," entgegnete der Fremde, „Ich bin — Grieche."

Es bedurfte eines Augenblicks der Sammlung für mich, bei dem Gedanken, dem Sohn von Hellas klassischer Erde im vergangenheitslosen westindischen Archipel zu begegnen. Der Grieche Caravelos aus Konstantinopel, ein Mann von Erziehung und Bildung, war zur Zeit als Ingenieur bei den Goldminen von Guyana thätig. Sein Reiseziel war gleich mir Ciudad Bolivar am Orinoko. Die gemeinsame Fahrt dorthin verband uns eng zusammen. Die Ville de Marseille hat doppeltes Deck. Auf dem oberen erging ich mich in den Abendstunden mit Caravelos. Das Schiff lag noch bis in späte Nacht in schaukelnder Bewegung, angesichts der fahl beleuchteten Kordillere und der Häusermassen von La Guayra, vor Anker. Wir nahmen bedeutende Cargo, u. a. 5000 Säcke Cacáo ein. Ein Schiffsoffizier teilte uns den Grund der mehrtägigen, fahrplanwidrigen Verspätung des Steamers mit.

„Die Insurrektion der Provinz Panamá verhinderte die rasche Abwicklung unserer Geschäfte in Colón. Voyez messieurs! Abends nach 7 Uhr darf sich, zufolge Verordnung der aufständischen Behörde, kein Fremdling noch Eingeborener in den Straßen Colons blicken lassen. Die Patrouillen geben sofort Feuer auf ihn. Andernfalls hätten wir die Nächte hindurch die Ladung bergen können. Unser Kapitän hatte übrigens klugerweise den Anführer der Insurgenten und revolutionären Machthaber in Colón par force majeure anerkannt. Wir haben ihn sogar in seiner Karnevalsuniform an Bord empfangen."

Noch in vorgerückter Nachtstunde arbeitete unablässig der Dampfkrahn zur Aufnahme der Cacaosäcke. Unter mir, auf dem Hauptdeck, hatte eine Martinikanerin ihr umfangreiches Gepäck aufgestapelt. Sorglos hatte sie sich auf dem größten ihrer Koffer mit Hilfe von Nachtzeug und Polstern zur Ruhe gebettet. Der Kommissär des Schiffes mißgönnte derselben den Triumph über ihren geglückten Verstoß gegen die Schiffsregel. Schonungslos scheuchte er sie aus den ersten Schlummerversuchen auf. Er bedeutete sie, er werde ihr schweres Gepäck als Fracht im Lagerraum verstauen lassen. Die Martinikanerin setzte sich zungenfertig zur Wehr, indes sie ihr buntes Kopftuch über ihren borstigen Schmachtlocken zurecht rückte. Umsonst. Endlich nahm sie zur Coquetterie und etwas lasciver Entfaltung ihrer Anmut Zuflucht. Der Seemann fühlte sich geschlagen und zog sich unverständlich murmelnd zurück. Die Holde beschleunigte seine Flucht durch eine Salve zweideutigen Siegesjubels in martinikanisch-kreolischem Dialekt. Dann breitete sie sich wieder in horizontaler Grazie über ihre Koffer aus.

Der maître d'hôtel hatte mir indessen seine eigene Schlafcabine eingeräumt. Diesen Mikrokosmus von Wohnstätte — keine 2½ Quadratmeter umfassend — mußte ich, trotz meines Anspruches auf eine Cabine erster Klasse, mit Gold aufwiegen. War doch die Herstellung eines Dualismus fernerer Wohnungsgemeinschaft zwischen mir und Ribero unerläßlich. Das Anerbieten des maître d'hôtel hatte für mich zwar nur das tröstende Bewußtsein, nicht weiterhin obdachlos zu sein. Wo hätte ich auch in dem dumpfen Raum eine Nacht verbringen mögen! Die Holzplanken des Deckes boten mir statt dessen unter dem Sternenzelt eine gastliche Heimstätte zu erquickendem Schlaf. Die Mehrzahl der Seereisenden hegt allerdings unbegründete Besorgnis gegen das Nächtigen unter freiem Himmel — vornehmlich bei Mondschein.

Ein überseeischer Dampfer ist eine kleine Welt für sich. Menschen verschiedenster Zungen und Kulturgrade, ohne Gemeinschaft geistiger

Ziele und Lebensinteressen, Antipoden nach Heimat oder Wohnort, bevölkern den schwimmenden Diminutiv-Erdkörper. Arten und Eigentümlichkeiten treten ausgesprochen hervor. Man möchte an einem einheitlichen Schöpfungstag ihrer Voreltern zweifeln. Diese Unterschiede bestehen selbst zwischen den Passagieren erster Kajütte.

Da waren unter uns zwei seltsame Ordensgeistliche in getigerten Kutten. Vermutlich vermochten die Klosterherrn im fernen Land ihrer Missionsthätigkeit den vorgeschriebenen Stoff für ein neues Mönchsgewand nicht zu beschaffen und ersetzten ihn durch ein verwandtes, rauhes Gewebe. Die beiden Mönche waren aus Quito. Franzosen, welche mit denselben aus dem süd-pacifischen Meere kamen, bezeichneten den einen als den Famulus des andern, welcher ein hochgelehrter Pater sei. Nebst diesen Regularen vertraten zwei Cleriker aus Venezuela den geistlichen Stand an Bord. Die beiden Señores Padres hatten — gleich ihren Amtsbrüdern in Neapel und Sizilien — etwas altehrwürdige Colares angelegt.

Auf den Gewässern zwischen Europa und den Ländern des katholischen Amerika besteht ein reger Verkehr römischer Geistlicher und Ordensleute. Das Schiff, welches mich aus der Gironde dahin verbracht hatte, führte sechs Nonnen, einen päpstlichen Kämmerer und einen würdevollen Pfarrherrn nach ihrem tropischen Arbeitsfeld. Meine Heimfahrt nach Europa erfolgte später in Gesellschaft eines Dominikanerpaters, eines Professors societatis Jesu aus Trinidad, eines vollbärtigen Priesters aus Algerien, sowie eines von seiner Eleganz nicht wenig durchdrungenen jungen Abbé aus dem französischen Westindien in engen lackierten Schuhen. Der Schutzherrschaft des weltmännischen Dominikaners in weißer Kutte waren überdies vier Ordensschwestern an Bord unterstellt. Der Jesuit entlehnte von mir die „Briefe aus der Hölle.“ Die mit ihm über die Stellungnahme der katholischen Lehre zu diesem Buch geführten Gespräche stellten die Unterhaltungen mit andern Reisegefährten sichtlich in Schatten.

Das Leben der Menschen ist eine centrifugale Wanderung mit abweichendem Ziele. Dem einen ist es die sittliche Vervollkommnung in Gestalt von Entsagung und Hoffnung des Zukünftigen, dem anderen die Entfaltung seiner natürlichen Anlagen zur Gewinnung äußerer Glücksgüter. Diesem winkt auf geröllreichem Steig von hohem Calvarienberge, wie das Schloß vom heiligen Gral, der Hort inneren Friedens. Jener liegt in den weichen Kissen des Wagens zurückgelehnt, der ihn auf bequemer, breiter Fahrstraße nach dem Tusculum heiterer Lebensfreude und gefeierter Erfolge über weichgehenden Federn dahinträgt.

Die Wallfahrer auf beiden Wegen trennt ein grundverschiedenes Prinzip — sie berühren sich nicht. Unbeachtet gehen sie an einander vorüber da, wo ihre Bahnen sich kreuzen, wo der Wanderer auf steilem Pfad die gewundene, sanfte Fahrbahn des anderen durchschneidet. Dieses Gedankenbild entrollte sich vor meiner Seele. In nächster Nähe der quitenischen Mönche war bei Tisch das Gedeck einer Schauspielerin aus Lima aufgelegt. Sie und die Ordensbrüder durchliefen gemeinsam die weite Wegstrecke von 6000 Seemeilen von der Küste Ekuador's bis zu dem Strande von Gasconien, ohne sich je eines Wortes zu würdigen. Im ekuadorianischen Guayaquil hatten die von den Hochebenen des Chimborazo und Cotopaxi über Latacunca und Riobamba herabkommenden Mönche das Schiff der pacifischen Dampfschiffahrtsgesellschaft bestiegen, welches bereits seit sechs Tagen die süße Last der schönen Charakterdarstellerin aus der peruanischen Hauptstadt trug. Vier Tage schifften sie an gleichem Bord nach Panama. Von dort führte sie dieselbe Lokomotive in vierstündiger Fahrt über den Isthmus nach dem atlantischen Hafen von Colón (Aspinwall). Hier harrte ihrer der französisch-transatlantische Dampfer und bringt sie in sechsundzwanzig Tagen nach den Ufern der Garonne. Ist das nicht ein trauriges Zeugnis unserer mangelnden Interessengemeinschaft? Menschen durchmessen Schulter an Schulter ein Viertel des größten Erdumfanges, und ihre Lippen öffnen sich zu keinem Worte gegenseitiger Verständigung.

Die häufigen Mahlzeiten an Bord dienen nicht ausschließlich dem physiologischen Zweck der Ernährung. Vielmehr werden sie auch als Faktor der Zerstreuung begrüßt. Eine gute Tischgesellschaft ist daher von Belang. Die meinige bot immerhin dankbaren Stoff zu Beobachtungen. Meine nächste Umgebung bildeten der Hellene Caravelos, die beiden Señores Padres, ein älterer, französischer Kreole aus Trinidad, drei venezolanische Damen und ein — unmöglicher General aus Ciudad Bolívar. Die höhere Civilisation vergegenwärtigten (offengestanden) nur Griechenland und das kreolische Frankreich. Die beiden Curas*) spreche ich von dem Verdacht solchen Ehrgeizes frei. Ihren Soutanen schenkten sie nicht immer die bei dem schwankenden Mahle gebotene Sorgfalt — wahrscheinlich in Unkenntnis der Zweckdienlichkeit von Servietten. Das schöne Geschlecht bestand aus einer Matrone, einer weiteren Dame in guten Jahren und einer jugendlichen Señorita. Erstere war mitteilsam und nicht

*) Pfarrer.

ohne geistige Regsamkeit. Sie interessierte sich für mein Reiseziel am Orinoko. Dort hatte sie den Lenz ihrer Liebe und den Sommer ihrer Reise verlebt. Mehr als Gedankenträgheit, stattliche Büste und sorgfältig angeordnetes Haar vermag ich jedoch der mittleren Doña nicht nachzurühmen. Und das Fräulein? Nun — der hispano-amerikanischen Jungfräulichkeit würden starke Nerven schlecht anstehen. Die Sitte erheischt als Zeichen empfindsamer Mädchenhaftigkeit von ihren Wangen bleiche Reflexe der Wellenbewegung. Die Señorita aß nichts und trank nichts. Schweigsam und blaß lehnte sie sich an die Polster der Schiffswand. Die drei Damen erschienen bei Tisch — gleich allen Venezolanerinnen an Bord — in spitzenbesetzten, hochgeschlossenen weißen Nachtjacken — zum Shoking der Engländerinnen.

Der venezolanische General saß mir unmittelbar zur Seite. Über seinen Namen breite ich den Schleier der Nächstenliebe. Er lautet in schreiendem Gegensatz zur Farbe der Wäsche seines Inhabers. Der General kehrte nach seinem Wohnsitz in Guyana zurück. In Carácas hatte er angeblich die Aufbesserung seines Gehaltes betrieben. Ich habe Grund zur Annahme, daß sein Ansuchen abgelehnt oder, was dasselbe ist, aber verbindlicher klingt, mit Vorbehalt genehmigt wurde. Die reservatio mentalis der Regierung, ihm keinen Centabo zu bewilligen, hatte der General hinter der lächelnden Form seines Bescheides richtig erkannt. Er fand es daher nicht wirtschaftlich, sich in Carácas ein neues Hemde anfertigen zu lassen. Das seinige hatte er vor der Abreise vom Orinoko angelegt. Ängstlich hatte er es vor jeder Berührung mit den vier Paradiesesströmen des Hochthales von Carácas bewahrt. Das Orinokowasser ist aromatischer und weicher. In seine Fluten gedachte er bei der Heimkehr die verdüsterte Leibhülle, gleich seinem Schmerz ob der Enttäuschung, zu versenken. Nur fragte sich, ob die ausgerissenen Fäden des Gewebes bis zum Wiedereintreffen in Guyana von brüderlichem Zusammenhalt beseelt sein würden? Durch das Hemd wird — pars pro toto — das übrige Signalement des Generals überflüssig. Das Reinwaschen des Charakters dieses dunklen Ehrenmannes mochte ebenfalls viel Seife erfordern. Über Ritterlichkeit und Soldatengeist mochten die gleichen dunklen Schatten gelagert sein. Die Widerstandsfähigkeit des Generals gegen die Versprechungen eines neuen Pronuntiamento achte ich der Spannkraft der Leinwandfäden seiner Leibwäsche gleich. Wie weit entfernt ist das Hemd des Generals von der Romantik, die sich an das blutbefleckte Schlachtenhemd Herzogs Leopold von Österreich nach der Schlacht

von Morgarten knüpfte. Seine einzig reine Stelle war der weißgebliebene Streifen unter dem Schwertgurt.

Was veranlaßte wohl die Regierung von Venezuela zur Verleihung des Generalranges an meinen Tischnachbar? Vermutlich war er „von dem Regen von Generalspatenten aus dem Haupt der streitbaren Minerva“ — wie sich Engel ausdrückt — ohne sein Verschulden durchnäßt worden. Nach Gerstäcker zählte das venezolanische Heer Ende der 1860er Jahre 2000 Generale. In Zeiten des Bürgerkrieges erfolgen stets Massenernennungen von Generalen. Die jeweiligen Machthaber suchen sich jedesmal einen Anhang unter den einflußreichen Elementen aller Gesellschaftskreise zu gründen. Durch Verleihung des Generalsgrades ketten sie Männer, deren Parole die Masse leicht folgt, an ihre eigene Person. So zeigt uns die Geschichte der Parteikämpfe des Landes häufige Beispiele der Beförderung von Doctores,*) vor allem aber von Ministerial- und Zollbeamten zu Generalen. Im letzteren Fall hatte die Regierung das praktische Interesse, ihrer Haupteinnahmsquelle, der Zollkasse, versichert zu sein. Doch wurden auch Leute von niederster Herkunft und dunkler Hautfarbe zu Generalen befördert. Der Generalstitel kann daher nicht hoch gewertet sein. Dabei stelle man sich unter der Würde eines südamerikanischen Generals ja keinen Heerführer vor. Zahlreiche Generale haben nie in der Truppe gedient. Sie stehen nur à la suite des auf die Leerung der öffentlichen Kassen Tag und Nacht bedachten Partei- oder Staatsoberhauptes. — Es wäre übrigens unbillig, die Kriegstüchtigkeit venezolanischer Generale mit europäischem Maßstab zu messen. Die Taktik der alten Welt bewährt sich nicht in den Kämpfen bewaffneter Banden, welche die gewohnte Fechtart des heimatlichen Gebirgslandes und der Steppe mit überlegenem Geschick gegen jedes geschulte Heer ausnützen. Der mit der Pike und rostigen Flinte bewaffnete Montañero und Llanero**) bedarf eines Anführers von ihm gleicher Herkunft und Lebensweise. Der 20jährige Kampf um die Unabhängigkeit Venezuelas hat des öfteren den Vorzug eingeborener Heerführer ohne strategische Vorbildung vor europäisch geschulten Generalen ersichtlich gemacht. (Ich erinnere nur an Namen wie Piar, Sucré, Arismendi, Ribas, Páëz u. a.)

Am zweiten Morgen liefen wir Carúpano an. Es war am grünen Donnerstag. Der Kapitän wollte aus Besorgnis, des heutigen

*) Advokaten.
**) Siehe S. 152, Absatz 2.

Feiertags und des morgigen Karfreitags halber vor Samstag die Ladung nicht fertig stellen zu können, Carúpano meiden. Ribero hatte jedoch Regierungsdepeschen dorthin zu überbringen. Er nötigte den Kapitän zur Abänderung seines Entschlusses. Dafür hatte er dem Kapitän als Gegenleistung die Vermittelung der Behörde von Carúpano zur Betreibung des Verladungsgeschäftes am heutigen Festtage in Aussicht gestellt. Immerhin war der Erfolg seiner Bemühungen ungewiß. Eine Bevölkerung, die ihren Herrn und Meister schon bei dem ersten Hahnenschrei jedesmal im Herzen verrät, tritt gleichwohl der Preisgebung eines kirchlichen Tages entrüstet entgegen.

Der Paßzwang trat diesmal nicht in Kraft.*) Der französische Kapitän erklärte die Ausschließung seiner Passagiere vom Festland als eine Mißachtung der französischen Flagge. Eine annehmbare Gelegenheit zur Ausschiffung suchte ich infolge unerhörter Preise der Überfahrt stundenlang vergeblich. Fliegende Fische schnellten sich indessen auf Deck empor. Ihres Lebensäthers beraubt, waren sie hier hilflos elendem Untergang geweiht. Ein solcher armer Exocoetus volitans erregte mein Mitleid. Einige rohe Franzosen traten das bejammernswerte, stahlblaue Tierchen mit den Füßen. Der geängstete Meeresbewohner schnappte nach Luft und schlug mit den silbernen, flügelartigen Brustflossen um sich. Einer seiner Quälgeister schleuderte ihn schließlich mit einem wuchtigen Tritt nach der entgegengesetzten Bordseite.

Mit einem Herrn E., Reserveoffizier der Bonner Husaren, begab ich mich zur Mittagsstunde in dem französischen Marineboot an den Strand des sandigen Carúpano. Mein Begleiter hatte in Handelsgeschäften Mexiko durchstreift und sprach geläufig spanisch. Man hatte mir eine schriftliche Empfehlung an einen gewissen Eberbach in Carúpano gegeben. An der Landungsstelle traf ich ihn bereits in seiner Eigenschaft als Agent der Dampferlinien und Dolmetsch der Duane.

An der Seite des gefälligen Eberbach, eines Koburgers, beschritten wir bei sengender Mittagsglut die lange, öde Hauptstraße der Stadt. Carúpano zählt zu den heißen Lagen in Venezuela. Seine Temperatur beträgt im Mittel 26,96° C. Der niedrigste Thermometerstand zeigt 23,33°.**) Die gerade, einförmige Verkehrsader des Handelsplatzes ist schier ohne Ende. Eine Pferdebahn durchläuft sie. Carúpano gewährte jetzt vor Eintritt der Regenzeit ein Bild der Trostlosigkeit und Dürre. Staubwolken verhüllten das nackte Steingemäuer

*) Vergl. S. 18.

**) Villavic. 58.

oder die übergypsten Lehmwände der ebenerdigen Gebäude im Baustyl der carakenischen. Dünensand ist den Zugängen des Ortes vorgelagert. In den Hügeln der Umgebung befinden sich Gypsbrüche. Geistlos und überaus nichtssagend erschien mir die Anlage dieses Platzes.*) Das Klima Carúpanos ist jedoch gesund; Gebirge mit anmutigen, bewässerten Thälern erheben sich nahe der Stadt. Sie zählt 12 000 Einwohner. Vormals zum Estado de Cumaná gehörig, ist sie heute dem Estado Bermudez einverleibt.

Die Straße durchschneidet eine vernachlässigte Plaza mit der Hauptkirche. Es war um die österliche Zeit. Wir betraten das Heiligtum. Niederes Volk indianischer Abkunft hielt mit Flinten bewaffnet die Zugänge dem geopferten Leib des Herrn zu Ehren besetzt. Im Inneren des Gotteshauses sieht es wüst, leer und armselig aus, wie in den Herzen der verständnislosen Kirchenbesucher. Geweißte Wände und unbemalte Holzsäulen sind der einzige Schmuck der Hauptkirche einer Handelsstadt, deren Zollhaus einen jährlichen Warenverkehr im Wert von mehr als 4 000 000 Bol. vermittelt. Ein Seitenaltar trug das offene Tabernakel mit der geweihten Hostie. Zwei Herrn in schwarzer Kleidung knieten mit brennenden Kerzen in Händen als Ehrenwache des Señor Sacramentado an den Stufen des Altars. Die gottesdienstliche Verehrung des Südamerikaners ist rein äußerlich — das Herz bleibt unberührt. „Kühl bis an das Herz hinan“ verlasse ich die geweihte, aber traurige Stätte.

Ribero stand unter dem Thor eines benachbarten Rumlagers. Er ersuchte uns zu einem Trunk einzutreten.

„Ich mache Sie mit dem Geschäftsführer des Hauses Gonzalez bekannt,“ sagte er.

„Vertreter des Señor Gonzalez in Carácas?“ frage ich.

„Si Señor.“

„Des Vaters von Gertrudis?“

„Zu dienen.“

Ein Zufall hatte mich in die Geschäftsniederlage des Vaters der drei hübschen Schwestern Gertrudis, Clotilde und Mercedes Eléna geführt. Dem Andenken meiner Lehrmeister der kastilianischen Sprache in Macúto widmete ich das mir gereichte Glas Brandy.

In dem Lehnsessel einer unsauberen, fliegenumschwirrten Rasierstube werfe ich mich unter der Einseifung durch einen schweißperlenden, farbigen Barbiergesellen erschöpft zurück. Eine ansehnliche Zuschauer-

*) Über die Bedeutung des Handelsplatzes s. Kapitel 2.

menge versammelte sich vor der offenen Thür des Lokales. Zeitweise zerstoben die neugierigen Beobachter unter den Flüchen der braunen Bartkünstler. Der Mohr und seine lichter gefärbten Abkömmlinge sind zur Ausübung des Barbiergewerbes vorzüglich beanlagt. Leichte Hand, affenartige Gewandtheit, Gründlichkeit und Geduld, so wie reger Unterhaltungstrieb stehen ihnen hierbei förderlich zu Gebot.

Der weiche Strand vor der Stadt jenseits der Dünenbänke lud zum Seebad ein. Die caraibische Küste fällt sonst zumeist schroff nach dem Meere ab. Den Füßen der Badenden ist sie durch klippiges Gestein und Korallenriffe ungastlich. Unsere Begleiter aus Carúpano teilten die Wasserscheu der Neapolitaner. Der Südländer meidet während elf bis zwölf Monaten des Jahres das freie Wasserbad. Für jeden Monat weiß er eine andere klimatologische Ausrede. Bald tauchten wir Deutsche in die Flut, bald lagerten wir uns auf der heißen Düne, bald gruben wir uns in den durchglühten Sand. Von Erdteilen und Krystallen bedeckt kam eben plötzlich der eine von uns aus der Erde Schoß hervor. Ein geschürztes, junges Weib watete unfern im seichten Wasserstand der Ebbe und sammelte lebende Muscheltiere in einem Korb. Starr und entsetzt sah sie der Tiefe Mund sich öffnen und dieser Versenkung ein salziges Gespenst entsteigen. Hätte sie klassische Bildung genossen, sie wäre nicht vor diesem Anblick hinter den Dünenhügel entflohen. Denn auch Nausikaa, des Phäakenkönigs Alkinoos Tochter, blieb, ungleich ihren enteilenden Gespielinnen, beim Anblick des schlammüberkleideten Odysseus. „Ihr hatte Pallas Athene Mut in die Seele gehaucht und die Furcht den Gliedern entnommen.“ Unsere Gewährsmänner aus Carúpano — in schattiger Kluft der ausgewaschenen Düne Zeugen dieses Vorkommnisses — erkannten in der also Geängstigten eine eingewanderte, keineswegs spröde Jungfrau aus Teneriffa.

Eberbach und ein Studiosus geleiteten uns darauf in eine Pulperia der Stadt. Hinter den vergitterten Stäben ebenerdiger Ventanas lugten geputzte Señoras hervor. Gegenstand ihrer Gründonnerstagsbetrachtungen waren zweifelsohne die Vorüberziehenden. Unter ihren Wimpern leuchtete es neckisch und herausfordernd und doch mädchenhaft abwehrend hervor. „Gilt es mir oder gilt es dir?“ versetzte ich zu E., der mit leisem Druck meinen Arm berührte. Meine Selbsterkenntnis entschied jedoch zu gunsten des schmucken Husaren. Er stand im Frühling seiner Manneskraft — mir bleichte das erste herbstliche Grau die Locken. — Schon Dauxion Lavaysse preist in den Jahren 1804—1807 die Huld der Damen von Carúpano. Er

sagt:*) „Jedermann tanzt hier. Ich habe eine schöne Jugend auf den Bällen in Carúpano gesehen, junge Frauen, die wegen ihrer Schönheit selbst in unserem Europa glänzen würden. Dies sind indes Schönheiten, welche die Künste unserer Koketten nicht kennen, Schönheiten, wie sie die Natur gab."

„Was trinken die Herrn?" frug der Koburger.

„Ich denke Kognac mit Wasser", versetze ich.

„Kognac!?" wiederholte jener achselzuckend und verwundert. „O, Sie kennen das venezolanische Zollgesetz nicht. Es besteht ein Schutzzoll von drei Dollar für jede Flasche ausländischen Alkohols. Ja selbst der vorzügliche Rum der benachbarten holländischen Insel Curaçao ist somit für uns ausgeschlossen."

Gegen Abend kehrten wir an Bord zurück. Hier herrschte fieberhafte Thätigkeit. Vor Eintritt des Karfreitags war eine bedeutende Kakaoladung zu bergen. Ribero hatte in der That Arbeitskräfte beschafft. Die Götterspeise (ϑεοβρῶμα) wurde in 3000 Säcken in den unteren Schiffsraum eingeholt. Die Botanik hat den Namen ϑεοβρῶμα, Götterspeise, für die Kakaofrucht bezeichnend gewählt. Sie unterstellt den olympischen Göttern den Genuß der Chokolade als himmlischen Frühstückstrank. Von Zeus Kronion erwarte ich, daß er anständigerweise keine blaue Milchchokolade trank. Dem Donnerer geziemte es, das Götterlabsal nach Art von Carúpano und Carácas mit Wasser und etwas wenigem geschlagenem Rahm zubereitet zu genießen.

Eine letzte Tropennacht trennte uns von Trinidad. Eine Polsterbank in dem Speisesaal entschädigte mich für meine Wohnungslosigkeit und für zwei auf hartem Holz auf Deck verbrachte Nächte. Des andern Morgens rieb ich mir die Augen. Eben lenkte der Kiel in Boca Grande**) ein, die breiteste der Wasserstraßen in der Meerenge zwischen dem Ostkap Venezuelas und Trinidad. Vor mir lag die Nordwestküste dieser herrlichen Insel ausgebreitet. Bald fällt der Anker auf der Rhede von Port of Spain. Die Hafenpolizei erschien an Bord. Der französische Kapitän und seine Offiziere machten bei meiner Verabschiedung ein langes Gesicht. Soeben hatte sie ihr Agent in Trinidad mit zwei Hiobsposten empfangen: Vor drei Tagen hatten die Insurgenten Colón in Brand gesteckt; aus Tonking verlautete eine Niederlage. — Caravelos bestieg eine Barke mit mir. Die See ging hoch, die Küste war entfernt. Sieben Viertelstunden durchnäßte uns

*) S. 393.

**) Siehe S. 11 oben.

der spritzende Gischt, bis wir die Ufertreppe des Zollgebäudes erreichten. Ein leichtes Gespann trug mich nach der Savane. Meine Landsleute aus dem Odenwald saßen eben bei dem Lunch. Es war heute Karfreitag, die Geschäfte geschlossen, die Herrn zu hause. Die Hauptstadt des englischen Trinidad trug das ernste Gepräge des großen evangelischen Trauertages. Meine Freunde hatten mich nicht erwartet. Es besteht keine telegraphische Verbindung zwischen Venezuela und Trinidad. Cáracas ist allerdings durch eine Leitung mit Guiria, einer Trinidad gegenüberliegenden Stadt des venezolanischen Festlandes verbunden. Die Regierung in Carácas ist einem Kabelanschluß nach Trinidad, dem Sitz des venezolanischen Umsturzkomitees, abgeneigt. Eine nach Trinidad bestimmte Drahtnachricht wird von Guiria unter bedeutenden Kosten per Nachen nach Port of Spain befördert.

Im Hause der Herrn Schöner aus Erbach fand ich mein zurückgelassenes Gepäck und liebevollste Aufnahme. Auf Osterdienstag war der Abgang des Orinokodampfers festgesetzt.

Einunddreißigstes Kapitel.

An Bord des Bolívar.

(Port of Spain, Trinidad.)

Endlose nächtliche Bootsfahrt. — Das südliche Kreuz in der älteren Kosmographie; Sichtbarkeit im Norden. — Späte Heimkunft. — Ein Orinoko-Dampfer. — Alte und neue Reisegefährten. — Tonkunst und auri sacra fames.

Mitternacht war längst vorüber. Das Kreuz des Südens hatte sich zur Seite nach dem Horizont geneigt und kündete somit die vorgerückte Nachtstunde an. Trostverlangend sah ich nach dem weihevollen Himmelszeichen der südlichen Sphärenwelt hinan. In enger Barke mit meinen Gefährten zusammengedrängt, harrte ich auf unbequemem Sitz der Erlösung von nicht endender Küstenfahrt.

Gestern Morgen bereits, am Ostermontag, hatten wir auf einer Insel der Bocas den Anker unseres Schoners gelichtet. Mit geschwellten Segeln hatte mich dies von meinem Gastfreund August Schöner dirigierte Fahrzeug, in Begleitung einiger Landsleute und Kreolen, am

Karsamstag in nicht vier Stunden von Port of Spain nach dem Eilande verbracht. Dort hatten wir das Auferstehungsfest verbracht. Am Ostermontag setzte in der Frühe eine Brise ein. Rasch verfügten wir uns daher an Bord, um vor dem Wind heimwärts zu laufen. Doch bald trat Windstille ein. Sonnenbrand glühte auf das schattenlose Deck herab. Umsonst kreuzten wir tagsüber auf und ab. Die Nacht brach herein, die Vorräte waren aufgezehrt — wir näherten uns nicht dem Gestade. Es mochte 11 Uhr sein, als der Beschluß gefaßt wurde, den Schoner in den Händen der Bemannung zu belassen und im Boot das Heil zu suchen. Im Dunkeln tastend kletterte ich über die Bordwand in den Nachen hinab. Ruderschläge brachten uns der Küste näher. Trotz des Sternenlichtes war diese in Finsternis gehüllt. Niemand wußte genaue Ortsbestimmung anzugeben, doch glaubte man nur etwa eine halbe Stunde von Port of Spain entfernt zu sein.

„Legen wir an und gehen zu Fuß in die Stadt,“ hieß es. Der Grund wurde jedoch seicht — der Kahn geriet in Rohr oder Schlamm. Vergeblich suchte ihn ein wollköpfiger Fährmann, der in das Wasser gesprungen war, vorwärts zu ziehen — er sank tief in Morast.

„In des — Namen, weiter gerudert“ heischte unwillig unser Obmann den Farbigen zu. Mit monotonem Ruderschlag, langsam, zum Verzweifeln langsam ging es in die lautlose Nacht hinein. Keiner sprach eine Silbe mehr. Ungeduld und Mattigkeit erstickten jedes Wort in unserer Kehle. Die Zeit wollte nicht verrinnen. Meine Glieder schmerzten mich. Und o Jammer über die gestörte Nachtruhe! Wie soll das morgen früh werden? Vormittags geht der Orinokodampfer nach Ciudad-Bolivar ab! Aus Unmut setze ich wieder einmal Wilhelm Schöners Brandy-Flasche an meine Lippen. Dann suchte ich mein letztes Cigarillo hervor.

Da war es, als ich zum flammenden Kreuz am Firmament meine Augen erhub. Wie oft haben zu dir, du erhabenste Leuchte der südlichen Halbkugel, die Schiffer auf hoher See als zu dem Sinnbild der Hilfe vertrauend empor geschaut! In Sonderheit die Seefahrer des 16. und 17. Jahrhunderts haben in dir, Viergestirn, die Bedeutung des christlichen Glaubenssymbols erkannt. So hat dich schon Andrea Corseli, der Florentiner, 1517 die „Croce maravigliosa“ genannt, das „Wunderkreuz, herrlicher als alle Konstellationen des ganzen Himmels.“*) Humboldt in seinem Kosmos drückt übrigens sein Erstaunen aus, daß

*) Humboldt, Kosmos II, 332.

Kosmographen der alten Welt wie Seefahrer aus den ersten Zeiten der Conquista*) in diesem Himmelszeichen nicht die Gestaltung des Kreuzes hervorhoben. So werden die vier Hauptsterne der Crux im Almagest dem Sternbild des Centauren zugezählt. Selbst Amerigo Vespucci legt diesem Gestirn noch 1501 nicht die Bezeichnung als Kreuz bei. Er berichtet einfach, daß er vier Sterne in rhomboidaler, mandelförmiger Stellung sah. Gleichwohl erfüllte ihre wundersame Konstellation seine eindrucksfähige Seele mit dem Zauber von Dante's Dichterworten, bei dessen Eintritt in den Weltraum der anderen Hemisphäre, im Angesicht des antarktischen Poles:

> Jo mi volsi a man destra, e posi mente
> All' altro polo, e vidi quattro stelle
> Non viste mai fuor che alla prima gente.**)

> **) Dann rechts dem andern Pole zugekehrt,
> Erblickt ich eines Viergestirnes Schimmer,
> Deß Anschaun nur dem ersten Paar gewährt.

Vespucci gab sich ganz dem romantischen Gedanken hin, nunmehr die nur von den ersten Menschen erschauten vier Sterne selbst zu sehen. Es scheint, daß Dante den Anblick des südlichen Kreuzes (das er übrigens auch nicht mit diesem Namen nennt) als eine der verlorenen Paradiesesherrlichkeiten bezeichnen wollte. Zu letzteren dürfen wir wohl auch die Überlieferung und Thatsache zählen, daß die viergestirnte Crux einst unseren Vorvätern als Himmelsleuchte in den Nordlandsnächten schien. Humboldt sagt in seinem Kosmos:

„Durch das Vorrücken der Nachtgleichen verändert sich an jedem Punkt der Erde der Anblick des gestirnten Himmels. Das alte Menschengeschlecht hat im hohen Norden prachtvolle südliche Sternbilder aufsteigen sehen, welche, lange unsichtbar, erst nach Jahrtausenden wiederkehren werden. — Für Berlin und die nördlichen Breiten sind die Sterne des südlichen Kreuzes mehr und mehr im Entfernen begriffen. — Das Kreuz fing in $52^1/_2$ Grad nördlicher Breite an unsichtbar zu werden 2900 Jahre vor unserer Zeitrechnung. — Als es an dem Horizont unserer baltischen Länder verschwand, stand in Ägypten schon ein halbes Jahrtausend die große Pyramide des Cheops. Das Hirtenvolk der Hyksos machte seinen Einfall 700 Jahre später. Die Vorzeit tritt uns scheinbar näher, wenn man ihr Maß an denkwürdige Ereignisse knüpft.“

Auf mein Flehen schien übrigens die Croce maravigliosa keine

---

*) Eroberung bezw. Erwerbung Amerikas.

andere Antwort zu haben als: Geduld, Geduld! Es war, als ob sie mich bedeuten wollte: „Bin ich Euch Nordlandskindern nicht die Mahnerin ewigen Geduldens? Gehen nicht im Kreislauf der Zeiten Jahrtausende dahin, bis ich hehres Glaubenszeichen aus den antarktischen Welträumen wieder an das nordische Firmament zurückkehre?“ Ja, Geduld, Ergebenheit wurde uns auferlegt. Unweit von unserem Boot schien ein dunkler Schatten langsam vorüber zu kommmen. Wir strengten unser Gesicht an, um die seltsame Erscheinung zu durchdringen.

„God dam,“ schrie einer der rudernden Mohren, „das ist ja unser Schoner.“ Völlige Niedergeschlagenheit bemächtigte sich unserer. Der Schoner, den wir im Boot verlassen hatten, um rascher an die Küste zu gelangen, hatte uns bereits überholt. — Es mochte $^1/_2$2 Uhr sein, als ausgebreiteter Lichtschimmer endlich die Nähe der Zoll- und Hafengebäude von Port of Spain verkündete. An den Masten vieler Fahrzeuge auf der Rhede brannte das Positionslicht und verbreitete Helle im Umkreise. Ein weißes Gebäude mit vielen Fenstern und ungleich erhöhtem Stockwerk schaukelte unsern auf den Wellen.

Einer meiner Begleiter sagte: „Auf diesem Dampfer schiffen Sie sich morgen — was sage ich, heute — nach Ciudad Bolivar ein.“

Wir hielten so dicht an den Dampfkoloß heran, daß ich den Namen Bolivar auf dem Heck zu entziffern vermochte.

Mit unverhehlter Schadenfreude war uns die zuvorgekommene Bemannung des Schoners beim Aussteigen an der Hafentreppe behilflich. Von den Kirchtürmen schlug es zwei Uhr. Glücklich auf Festlandboden wieder angelangt, durchmaßen wir die gartenähnlichen Straßen bis zu der 25 Minuten entfernten großen Savana. Der Zauber der Tropennacht inmitten der unvergleichlichen Vegetationspracht von Port of Spain ließ mich die Zerschlagenheit meiner Glieder vergessen. Moralisch wieder aufgerichtet, wenngleich körperlich ermattet, waren wir endlich in Mr. Schöners Hause angekommen. Noch ein Schluck Brandy am Buffet — und bald schlüpfte ich unter dem behutsam gelüfteten Moskitonetz in mein Bett. Der erfrischende Strom der Nachtluft, der durch die Jalousien-Wände meines Schlafgemaches hereinbrauste, ließ mich bald in den erquickenden Schlummer sinken, der uns in den schwülen Schlafanstalten Deutschlands zur Sommerzeit flieht. —

Die Sonne mochte bereits anderhalb Stunden am Himmel stehn, als ich mich erhob und kraftlos und unentschlossen bei drückender Hitze zur Anordnung meines Gepäckes für die Orinokofahrt schritt. In ihrem Store am South Quai erwarteten mich die Gebrüder

Schöner und hielten meine Papiere bereit. Mußten doch wiederum dem gierigen venezolanischen Fiskus einige Obolen in das offene Maul gestopft werden. So wollte es der Paßzwang und die Papier- und Tinten-Verschwendung der venezolanischen Zollbüreaukratie.

Die Sonne stand im Zenith, als ich mich, von Herrn Christian Schöner begleitet, an Bord des „Bolivar" einschiffte. Caravelos grüßte von Deck herab, als wir an der Schiffstreppe anlegten.

„S' è ben divertito durante la festa?"*) rief er mir auf italienisch zu. Meine Erwiderung bestand in einer den Süditalienern abgelauschten Grimasse, die etwa besagen wollte: „Na, so ziemlich."

Von der Barke aus gelangte man über wenige Treppenstufen in ein geräumiges Unterdeck zur Unterbringung der Waren und insbesondere des Viehes — auf der Orinokolinie ein wichtiger Handelsartikel. Eine Stiege führt hinauf zum Oberdeck. Die ganze Länge des Schiffes nimmt hier ein weiter, gedeckter Gang ein. Zu beiden Seiten desselben befinden sich die sozusagen oberirdischen Kabinen. Dem Klima entsprechend liegen sie nicht, wie sonst üblich, unter Deck und sind luftig. Von außen gesehen ähnelt der weiß angestrichene Oberbau der Kabinen mit ihren fenstergleichen Lichtöffnungen einem Stockwerk. Oberhalb bildet die Plattform des Daches ein zweites Oberdeck mit Pavillons in Gestalt kleiner, abgeflachter Türme. Im Verein mit zwei fabrikartigen Schloten gewinnt somit der Orinokodampfer das Aussehen eines schwimmenden Hauses, besser gesagt, eines auf eine Fähre verladenen, freundlichen Schlößchens. Dampfer gleichen Systemes gehen den Orinoko stromaufwärts von Bolivar, und sind ziemlich allgemein als südamerikanische Flußdampfer eingeführt. Der Gang ist große Kajütte und Speisesaal. An beiden Enden läuft er in ein freies, nur mit einem Zelt überspanntes Vorder- und Hinterdeck aus.

Eben trat ich aus meiner Kabine in den saalartigen Korridor heraus, als meine Hand heftig geschüttelt wurde. „Schön, daß Sie gekommen sind," grinste es unter dünnen Schnurrbarthaaren zwischen schwärzlichen Zähnen hervor, die eine längst ausgeglimmte Cigarrette zerbissen. Im ungewechselten Hemde stand der General vor mir.

In weißem Anzug, eine weiße Mütze auf dem rabenschwarzen Haar, schlendert da mit nachlässigem Gang ein Señor an uns vorüber durch den Korridor und grüßt mich mit sehr ungenierter Handbewegung. Das ist ja derselbe Caballero, der seinerzeit an Bord des englischen Steamers Avon einige Bemerkungen von mir vor Carúpano über die

---

*) Haben Sie sich während der Feiertage gut unterhalten?

Unfreiheit innerhalb einer südamerikanischen Republik zu hören bekam. Damals nämlich, als ich durch die Hafenpolizei vom Betreten des venezolanischen Bodens zurückgehalten wurde.*)

Kurz darauf höre ich mich auf Hinterdeck neuerdings auf italienisch apostrophieren: „Salute, Signore, siamo nuovamente compagni di viaggio!"**) Also redete mich ein Korsikaner, einer der Mitreisenden von Carácas nach Trinidad an.

In malerischer Pracht lag die Küstenlandschaft vor mir ausgebreitet. Auf das zackige Gebirge — an seinem Fuße die smaragdene Savane und die im Grün hoher Laubkronen und Königspalmen versteckte Hauptstadt — schweiften meine Blicke voll Entzücken hinüber. Boot auf Boot kam heran mit neuen Ankömmlingen.

„Jetzt scheint es, bekommen Sie einen trefflichen Reisebegleiter, einen Deutschen", meinte Herr Schöner. Dabei deutete er auf ein Boot, das ein weltmännischer Herr mit einem Jungen inne hatte. „Herr Schock, ein angesehener hiesiger Kaufherr, reist mit seinem Söhnchen ebenfalls den Orinoko hinauf."

Herr Schock, ein Geschäftsmann von Bildung, Weltgewandtheit und angenehmen Umgangsformen, ein Hamburger, war ehemals in dem tabakberühmten Varinas in Venezuela etabliert. Wiederholt kam er von Trinidad zum Besuch von Geschäftsfreunden nach Ciudad Bolivar.

Christian Schöner hatte mir die Hand zum Abschied gedrückt — die Fallreepstreppe des „Bolivar" ward heraufgezogen. Ein Kanonenschuß auf Deck kündete der Hafenstadt das Auslaufen des Orinokodampfers an. Das Schiff begann sich zu drehen und im Kreise mit ihm die Küstenlandschaft. — Noch ein Passagier war im letzten Augenblick an Bord gekommen. Mit dem Taschentuch trocknete er die perlende Stirn und strich sich die feuchten Locken aus seinem Künstlerantlitz zurück. Darauf wandte er sich zu mir: „Mein Name ist Freudenheim, Pianist aus Berlin. — Ich bereise als Concertist Centro- und Süd-Amerika und bin nunmehr auf dem Wege nach Ciudad Bolivar."

Die Annehmlichkeit der Reisegesellschaft eines Heimatsgenossen, welcher durch Anlagen und Berufsinteressen idealem Empfinden und höher liegenden Bestrebungen zugänglich schien, trat mir sofort klar zu Tage. In dem materiell gerichteten Amerika ist die praesumptio tröstlich, in einem Tonkünstler keinen Geldmenschen zu erblicken. Aber freilich diese Vermutung erweist sich des öfteren als eine irrige. Häufig

*) Siehe S. 18.

**) Ich grüße Sie; wir sind neuerdings Reisegefährten.

ist bei Musikern der Sitz der musikalischen Empfindungswelt das Trommelfell und nicht die Seele. Die instrumentalen Töne finden in dem inneren Menschen keinen Wiederhall. Doch weiß sich der Verstand volle Rechenschaft über die Anwendung der Gesetze der Harmonie auf eine Komposition zu geben. Das feinfühlende, geübte Gehör weiß aber auch mitunter sehr bestimmt den Klang der Kupfermünzen von dem der Goldstücke zu unterscheiden. Der Dollare helles Klingen ist die Lieblingsmelodie mancher Conzertreisenden.

Ich sehe heute noch das sprachlos verwunderte Gesicht zweier Jünger der Tonkunst über meine Unkenntnis der Goldwährung. Aus dem Mont Cenis-Tunnel heraus raste der Zug eben abwärts nach Susa und Turin. Mir gegenüber saßen zwei Herren. Der eine giebt sich als Bruder des Gemahls der großen Sängerin A. P. zu erkennen. Da derlei musikalische Damen ihre Ehegatten ebenso häufig als ihre Engagements wechseln, ist eine genealogische Präcisierung meines damaligen Gegenüber kein leichtes Ding. Der also nur ungenau zu Ermittelnde befand sich mit seinem Gefährten — einem exotischen Kapellmeister — auf der Eilfahrt von Paris nach Ancona, um daselbst der Erstlingsaufführung einer Oper beizuwohnen. Um nicht nutzlos in der Welt dazustehen, mußte ich denn doch auch — nach ihrem Wähnen — irgend welche Musik- oder Geldinteressen vertreten. Nach meinem Zeichen und Herkunft befragt, legitimierte ich mich als Hörer der Rechte am Rudolphinum zu Innsbruck.

„Sagen Sie doch, wie hoch steht das Gold in Österreich?“ frug mit Künstlerinteresse der ob seiner Verwandtschaft geschmeichelte Schwager einer großen Prima Donna.

„Ich habe keine Ahnung,“ erwiderte ich.

„Wie ist das möglich — haben Sie denn kein — (Geld?, unterdrückte er noch rechtzeitig). Wie kann man nicht wissen, wie hoch das Gold steht?“ stotterte der Meister der Töne.

Bis nach Turin ward ich keiner Interpellation mehr gewürdigt. Was für einen Reiz auch mochte für zwei Musici mit Diamantringen das Gespräch mit einem Menschen haben, der nichts von der Goldvaluta wußte?

Nun soll aber mit Vorstehendem keineswegs dem wahren Wert der künstlerischen Richtung meines Berliner Reisegenossen präjudiciert werden. Gleichwohl möchte ich aber seinen Bestrebungen nicht jede Ideenverbindung zwischen erträumten pianistischen Erfolgen und Convertierung derselben in amerikanisches Gold absprechen. Freilich sollen die Dollars in Mexico und späterhin in Venezuela nicht immer in

erhoffter Zahl kunstbegeistert herbeigeströmt sein, und Freudenheim mußte sich wohl mitunter mit Göthe's Sängerpreis begnügen:

Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Durch den Golf von Paria.

Schiffskurs nach Ciudad Bolivar. — Küste Trinidads. — Hydrographie. — Asphaltsee. — Kap Icaque. — Meerenge. — Die Deltaniederungen des Orinoko in der Geschichte der Entdeckung Amerikas. — Entdeckung Trinidads durch Kolumbus. — Kolumbus sieht das Festland Amerikas. — Abschluß der Völkerbewegung um die Erde im Golf von Paria: Kolumbus und die Küste von Paria; die Pariagoten. — Die karaïbische Wanderung durch Südamerika. — Die Pariagoten und die alte Kultur Asiens. — Kontroverse der Priorität der Entdeckung des kontinentalen Amerika durch Amerigo Vespucci. — Amerika ein deutscher Name.

Zwischen Trinidad und Ciudad Bolivar verkehren die Dampfer nicht auf dem weiten Umweg durch die Hauptmündungen des Orinoko und von da die breite, versandete Wasserstraße stromaufwärts, sechszig geographische Meilen weit bis Bolivar. Vielmehr laufen die Schiffe in einen sich nordwärts in den Golf von Paria ergießenden Deltaarm des Orinoko, den Caño Macareo, ein. Zu dem Behufe nehmen sie aus dem Hafen von Port of Spain ihren Kurs gegen die südwestliche Landzunge Trinidads. Sie umschiffen dieselbe bei Point Icaque (Punta Icacos) und dringen aus dem Golf von Paria in die Serpents Mouth, die Schlangenmündung, einen schmalen Kanal zwischen der genannten Landzunge und den venezolanischen Deltaniederungen, ein.*) Bald nach Heraustritt aus demselben gelangt man, die venezolanische Küste zur Rechten, an die Sandbarren vor dem Eingang in den Rio Macareo.

Ein Panorama von erhabener Schönheit liegt mit zunehmender Entfernung von dem Ufer vor uns ausgebreitet. Palmen, Bananen, Erythrineen, Higueroten, Mango- und Ceibabäume, Bambusse, Kakao- und Kaffeepflanzungen überkleiden mit Grün in abgestuften Schattie-

*) Siehe Kapitel 1. S. 10.

rungen den Hang des zackigen Gebirges im Norden, umsäumen die Sabanen und bergen lieblich gelegene Ortschaften in den Falten ihres Laubmantels. In der niederschlagsgesegneten äquatorialen Tropenwelt erscheint das Grün des Pflanzenwuchses frisch und gesättigt. Einen wohlthuenden Gegensatz zu demselben bildet das gelblich-grau-grüne Zuckerrohr.

In der Ferne verlor sich das Küstengebirge der nördlichen Insel. Im Dunstflor während der heißen Mittagsstunden blieb das venezolanische Vorgebirge von Paria kaum noch in seinen Umrissen kenntlich. Die westliche Küste Trinidads ist ein Flachland. Buchten nehmen Fahrzeuge von geringem Tiefgang auf. In der Mitte der Insel verzweigt sich in westöstlicher Richtung ein Gebirgszug von mäßiger Erhebung. Die Spitze des Montserrat sieht zu uns herüber.

„Dort der Häuserkomplex über dem seegrünen Wasserstreifen ist der Hafenplatz San Fernando, der Endpunkt der über 30 Kilometer langen Eisenbahn von Port of Spain", erklärte Herr Schock.

Auf den tiefblauen Fluten des Binnenmeeres von Paria schwammen wir in immer weiterem Abstand von der allgemach verschleierten Küste ruhig dahin. Bald schien die gesamte Welt um uns in leuchtkräftigem Azur gefärbt. Über uns in reinstem, dunstlosem Blau der Himmel der Tropensphäre, unter uns die aquamarine Flut des Golfes von Paria in krystallgleicher Durchsichtigkeit. Um uns bis zum fernsten Gesichtskreis in Kobalt der Meeresspiegel, allein von dem Rand des nur etwas lichteren Firmamentes umgrenzt.

Der Golf von Paria, mit einem Flächeninhalt von 1 875 712 Hektar, wird von 90 Flüssen und über 200 kleineren Gewässern gespeist. Diese bedeutenden Wassermengen der Küstenländer sind Ursache des reichen Niederschlages über dem Golf. Die jährlich hier fallende Regenmenge beträgt im Mittel 1,61 Meter.*) Weitere Ursache ist die im Mittel 26,3° C. betragende hohe Meerestemperatur**) des Beckens von Paria.

In den vorgerückten Nachmittagsstunden näherte man sich der Küste Trinidads wieder, in der Richtung der südwestlichen Landzunge, eingangs der Schlangenmündung. Mehrere Gefährten suchten mit ihren Gläsern den Lake of Pitch, diese merkwürdige Naturerscheinung Trinidads, den Asphaltsee in der Nähe von La Brea Point zu ermitteln. 50 Meter über dem aus Erdpech bestehenden Boden des

---

*) Villavicencio 23.

**) Villavicencio 64. Tabla de la temperatura de las aguas del mar.

Küstenstreifens befindet sich nämlich dort auf einer Plattform ein schwarzer, mit Harz bedeckter See. Auf seiner Oberfläche schwimmt ein mit Bitumen gemischter, eisenhaltiger, kompakter Sand, zuweilen schmelzbar wie Siegellack, zuweilen hart und alsdann am schwärzesten. Die Verwendbarkeit des Bitumen ist allerdings eine beschränkte. Zur Licht- und Seifenbereitung eignet sich dasselbe wegen Mangels an Parafingehalt nicht, auch wenig zu Gas- und Teerbereitung. Hingegen verwenden es die Orinokodampfer mit Holz vermischt zur Heizung der Maschine.*) Obigem entgegen berichtete Sir Walther Raleigh um 1593, daß es hier einen Überfluß an Erdpech gäbe, mit dem man alle Schiffe der Erde kalfatern könnte, und das nicht an der Sonne schmelze, wie das norwegische.**)

Aus Kokospalmenhainen am Ufer der Landzunge sahen Cocale, d. h. Kokospflanzungen und Fabriken für Ölbereitung, hervor. Hohe Schlote kündeten Zuckersiedereien an. Die Küste bis zum Kap Icaque war flach, fiel aber mit rötlichen Uferböschungen nach dem Meere hin ab. Ich saß mit Caravelos an die Verschanzung gelehnt und blickte in halbzerstreutem Gedankenaustausch nach der so fremdartigen Welt hinüber. Zwischen hinein schenkte ich Andeutungen von Caravelos über das Geistesleben des Neo-Hellenentums und die sprachliche Vielseitigkeit seiner Landsleute mit halbem Ohr Gehör. Mich beschäftigte ein Pelikan. Unverhältnismäßig entwickelt an Kopf bezw. Schnabel, strich das gewaltige Tier mit trägem Schlag seiner Schwingen nahe unserem Dampfer vorüber. Mit meinem Stock legte ich mich, einem Schützen gleich, in Anschlag. Da, wie ein von tötlichem Blei getroffener Fasan, fiel der Pelikan plötzlich schwerfällig und unvermittelt in das Wasser. Nach wenigen Augenblicken tauchte er wieder hervor und flog, einen Fisch im Schnabel, tief über dem Wasser streichend, gemessen dem Palmengestade zu. Caravelos war ich eine Bemerkung über sein philologisches Lob der Griechen schuldig. Ich erwähnte eines griechischen Kaufmanns aus Alexandrien, dessen Kenntnisse auf dem Gebiete der alten und orientalischen Sprachen mir einst in Casamiciola auf Ischia mancherlei Anregungen geboten hatten. „Sein Name,“ sagte ich, „war G—ri; seine Gattin stammte aus Smyrna.“

„Der ist ja der Schwager meines Bruders“, gab Caravelos verwundert zurück. „Mein Bruder hat die andere Schwester aus Smyrna heimgeführt.“ —

---

*) v. Schütz-Holzhausen und Robert Springer, Westindien. 1887. S. 364.
**) Bei Daux.-Lav. 80.

Eine heftig schaukelnde Bewegung hatte sich unterdessen fühlbar gemacht. Wir waren in den Kanal zwischen dem Golf von Paria und dem atlantischen Ozean eingedrungen. Der mächtige Andrang der Orinokowasser staut hier die Flut. Dabei treibt die Strömung des atlantischen Meeres, vom Passat hochgeschwellt, von Osten her gegen die Boca de la Sierpe*) an. Gegen diese Wassermassen kämpfte das Dampfboot mühsam an.

„Hier fand man vor einigen Jahren den Anker, den Kolumbus bei seiner Einfahrt in die Boca verlor," bemerkte ein Schiffsoffizier.

Damit komme ich zu einer der erwähnungswertesten Episoden aus der Geschichte der Entdeckung Amerikas. In ihren Annalen steht kein bedeutsameres Begebnis, als das hier in der Serpents Mouth 1498 vorgefallene verzeichnet, seit in der denkwürdigen Nacht zum 12. Oktober 1492 Kolumbus und Martin Alonso Pinzón das Licht auf der Küste von Guanahani, des ersten Insellandes der neuen Welt, erblickten. Hier, in der Boca de la Serpiente, haben die Entdecker zum erstenmal das Festland derselben gesehen: Die (heute venezolanischen) Niederungen zwischen den nördlichen Deltaarmen des Orinoko, denen wir nunmehr entlang steuerten. Kolumbus ahnte die schwerwiegende Bedeutung der entdeckten festländischen Küste nicht. Im Glauben, eine weitere Insel vor sich zu sehen, benannte er das Flachland Isla Santa. — Ich nehme die Aufmerksamkeit des freundlichen Lesers auf kurze Zeit für diese Segelfahrt des Kolumbus in den Gewässern Trinidads und Parias in Anspruch.**)

Cristóbal Colón befand sich auf seiner dritten Entdeckungsfahrt. Es war im Juli 1498. Zwischen dem 5. und 10.° n. Br. (unfern den Küsten Guyanas) verursachte anhaltende Windstille in der Zone der Calmen Mißstimmung und Hoffnungslosigkeit bei überhandnehmendem Mangel an Trinkwasser. Kolumbus gelobte, das erste rettende Gestade nach der hl. Dreifaltigkeit zu benennen. Am 31. Juli in der Mittagsstunde gewahrte der Seemann Alonzo Perez Nizzardo vom Mastkorb Land. Die Bemannung stimmte das „salve regina" an. Indes Kolumbus sich seines Gelübdes erinnerte, sah er einen Berg mit drei Gipfeln sich über dem Meere erheben. Das neuentdeckte Land nannte er daher aus doppeltem Anlaß Trinidad.***) Dem Südostkap nahe der drei Spitzen gab er die Bezeichnung la Galeota. Die

*) Oder Serpiente, d. i. Schlangenmündung.

**) Bearbeitet nach Peschel, Kapitel VII und nach P. G. L. Borde, Hist. de Trinidad, Kapitel II und III.

***) D. i. Dreieinigkeit.

Geographen ließen dieserhalb für ihre südamerikanische Gradbestimmung den 0=Meridian seiner Zeit durch Kap Galeota gehen.

In der Moruga=Bay an der Südküste ging der Almirante*) am Abend des 31. Juli vor Anker und nahm Besitz von der Insel durch Aufrichtung eines hohen Kreuzes. Die Kosmographen hatten bis dahin im Bereich der Äquatorialzone nur verbranntes Erdreich vermutet. Dem entgegen schweifte nun aber das Auge Colons entzückt über üppigste Vegetationspracht, wasserreiche, fruchtbare Thalgründe, Palmenwuchs und schattengebende Laubkronen tropischer Urwaldriesen. — Den 1. und 2. August hielt Kolumbus der Südküste entlang bis Kap Icacos.

Bereits am 1. August war die gegenüberliegende Festlandküste Südamerikas aufgetaucht. Es war an der Mündung des Rio Macareo, den wir nunmehr befahren sollten.**) Angesichts dieses Gestades floh aber den Almirante sein Entdeckergenius. Hier schmiedete er selbst sein Verhängnis, daß der Kontinent des Westens nicht den Namen Kolumbia trägt. Kolumbus berührte — zum erstenmale — fast mit dem Finger das festländische Amerika, aber er erkannte dasselbe als Festland nicht. Ja — er setzte nur einmal, wenige Tage später im Golfe von Paria flüchtig und wie als etwas Nebensächliches, den Fuß auf dasselbe in der Überzeugung, eine Insel anzulaufen. Nochmals wohl betrat er den Kontinent auf der vierten Reise in Centro=Amerika (im heutigen Costa Rica). Aber er schied aus dieser Welt, ohne die Gewißheit des kontinentalen Charakters der von ihm entdeckten Gebiete festgestellt zu haben. Immerhin bleibt es kosmographisch von welthistorischer Bedeutung, daß am Ausfluß des Deltaarmes Macareo am 1. August 1498 das festländische Amerika zum erstenmal von den Entdeckern erblickt wurde. —

Den 2. August legte Kolumbus vor Kap Icacos bei. Eine Pirogue mit Eingeborenen nahte seinem Fahrzeug. Doch blieben die Bemühungen der Spanier, einen Verkehr mit denselben anzuknüpfen, vergeblich. In der darauffolgenden Nacht erhob sich eine bedrohliche Wasserhose gegen die spanischen Caravelen. Schon glaubte Kolumbus seine Schiffe verloren, als das Phänomen — vorüber war. Der Verlust eines Ankers allein blieb zu beklagen.

Inzwischen war dem Almirante die heftige Strömung im Kanal nicht unbemerklich geblieben. Vorsichtig gewann er am 4. August den

---

*) Admiral, ständige Bezeichnung und Titel des Kolumbus.

**) Humboldt, Kosmos II. S. 304 spricht sich bestimmt dahin aus.

Durchgang durch die Brandung in den Golf von Paria. Seinem feinen Beobachtungsvermögen entging es hier nicht, daß das Wasser des Golfes nicht lediglich salzhaltig sei, sondern in seinen Bestandteilen etwas Süßschmeckendes habe.*) Das Vorkommnis von Süßwasser in großer Menge, sagte er sich scharfsinnig, deutet auf den Erguß mächtiger Flüsse in das Meer. Nach der Heftigkeit des Andranges der Wogen im Kanal zu schließen, muß das Land, das solch bedeutende Ströme entsendet, wohl ein Festland sein. Dieses Erkenntnisvermögen des Almirante bleibt bewunderswürdig. Humboldt sagt von Kolumbus, daß sich in ihm bei völligem Mangel naturhistorischer Vorkenntnisse blos durch den Kontakt mit den großen Naturphänomenen der Sinn für genaue Beobachtung entwickelte.**) Kolumbus benannte bezeichnend das Binnenmeer Mar dulce. Heute heißt es Golf von Paria.

Des Almirante Reiseziel war lediglich die Erreichung Santo Domingo's auf möglichst kurzem Seewege. Der Versuch, einen nördlichen Ausgang aus dem Binnenmeer zu gewinnen***), stellte seine Geduld auf harte Probe. Vom 5. bis 13. August sah sich Kolumbus in dem Mar dulce gefangen. Da endlich erzwang er die Durchfahrt durch den Drachenschlund. Die genannten Augusttage von 1498 verdienen aber noch unsere weitere Aufmerksamkeit.

An den Gestaden des Golfes von Paria war es, da die weltgeschichtliche Völkerbestimmung der Wiedervereinigung der getrennten Stämme, nach Vollendung einmaligen Kreislaufs um die Erde, sich erfüllen sollte. Aus der Paradieses heimat der ersten Menschen wandten sich die durch die Sprachverwirrung zu Babel entzweiten Geschlechter nach Osten und nach Westen. In halbkreisförmiger Bewegung um unseren Planeten — die Einen bis an die Säulen des Herkules, die Anderen über Ost-Asien bis nach den Hochländern von Peru — harrten die sich entfremdeten Völkerracen des endlichen Abschlusses des Ringes. An dem Gestade von Paria sollte derselbe erfolgen. Selbstverständlich bedarf diese Behauptung einer Begründung, insbesondere im Hinblick auf die bereits vorausgegangene Berührung des Columbus mit den Bewohnern der Antillen.

Zuvor müssen wir kurz die Begebenheiten selbst sprechen lassen: Im Verlauf des 5. und 6. August hielt der Almirante der südlichen und westlichen, heute venezolanischen, Küste des Mar dulce entlang.

---

*) „L'eau douce, étant plus légère que l'eau salée, surnage longtemps à la surface de celle-ci avant de s'y mêler." P. H. L. Borde, Trinidad S. 30.

**) Kosmos II, 313.

***) S. 11, Abs. 2 und S. 19 unten.

Tierra de Gracia benannte er sie. Zum erstenmal verließ er die Bezeichnung Isla, wähnend, das neuentdeckte Land könne füglich ein östlicher Festlandvorsprung Indiens sein. Kolumbus entwirft ein entzückendes Gemälde dieser äquatorialen Küstenlandschaft. Affen schaukelten sich in den Laubguirlanden am Saume der Wälder. Buntgefiederte Vögel zwitscherten in den Kronen gigantischer Bäume. Krystallklare Bergströme bewässerten ein fruchtreiches, zum Teil angebautes Gartenland, dessen Blütenduft herüber zu den Schiffen drang.*) Hier, am Gestade von Los Jardines, entspann sich der erste Verkehr mit den Eingeborenen. Diese nannten die Küste Paria.

Mit Wohlgefallen betrachtete der Almirante das schöngewachsene Geschlecht der Pariagoten. Als Angehörige eines karaibischen Stammes zählten sie zur großen Familie der Guaruni. Drei Tage weilte Kolumbus unter ihnen. Die stattlichen Männer nahmen des Morgens ein Bad im Fluß oder in der Meeresbucht. Darauf schritten sie zur Toilette. Hierbei verrichteten die Gattinnen Zofendienste. Zuerst kämmten sie ihren Gebietern das lange schwarze, noch triefende Haar. Sodann bemalten sie denselben mittelst eines Federpinsels den Körper mit dem roten Saft der Rucu- oder Orlean-Pflanze, den sie, in vegetabilischem Öl aus der Carapo-Pflanze aufgelöst, in einer Calabasse, d. i. einer Schale aus Flaschenkürbiß, bewahrten. Diese Salbung der Haut geschah, neben der Befriedigung des Schönheitsgefühls, zum Schutz gegen Musquitostiche. Alsdann ließen sich die Männer die bunte Federkrone aufsetzen, Amulette und blitzende Steine, Hals- und Armschmuck anlegen und schließlich das in lebhaften Farben gehaltene Lendentuch umgürten. — Inmitten der Paradieseswelt dieses Himmelsstriches betrachtete aber die Pariagotin jedwede Vornahme einer — ja selbst elementarsten — Toilette als einen verlornen Naturgenuß. Nichtsdestoweniger rühmte Columbus ihre Sittsamkeit. Bestraften doch die Pariagoten den Ehebruch mit dem Tod durch den Pfahl. Die Schönheit dieser karaibischen Edenstöchter, ihre lichte, zarte Hautfarbe und die lebhaften, schwarzen Augen erinnerten den Almirante an die hübschen Andalusierinnen an den Ufern des Guadalquivir. Trotz Schönheit und Dienstwilligkeit hatten die Pariagotinnen übrigens als das untergeordnete Geschlecht eine andere Sprache zu reden als die Männer. Der Weiberdialekt war als niedriger stehend den Männern verpönt. Sie verlangten daher von den Weibern, in der Männersprache angeredet zu werden.

---

*) Bei Rojas S. 119 und bei Borde, Trinidad S. 32.

Im übrigen zeigten sich die Pariagoten als Karaiben kriegerisch und wehrhaft, sowie als Jäger. Daneben trieben sie Ackerbau und vorzugsweise Tauschhandel, sowohl zu Land als zur See. Die Karaiben waren die Phönizier Uramerika's, doch in mannhaftem Wesen ohne den Krämergeist jener. Obgleich friedfertig und gastlich, ermangelten die Pariagoten jedoch in ihrer Gesittung, wie alle Völker ohne höher entwickelte Kultur und ohne geoffenbarte Religion, jeder tieferen Wurzel. Ihre Gelage endeten nicht ohne Berauschung durch die gegohrene Chicha und wüste Tänze.

Das waren die ersten Bewohner des neuen Kontinentes, die durch Columbus mit ihren Brüdern aus der alten Welt in Berührung kamen. Und nun gehen wir zu dem hierdurch im Golf von Paria stattgehabten Abschluß der Kreislaufbewegung der Völker um die Erde über. Die Pariagoten waren Karaiben. Borde*) nimmt an, daß sie aus Florida auf der Brücke über die Antillen um das Jahr 1100 n. Chr. herübergekommen seien. Die Annahme stützt sich auf die sprachliche Verwandtschaft der Bewohner Yucatans und Paria's. Nach A. Rojas**) wäre eine umgekehrte Bewegung anzunehmen. Die Karaiben, insbesondere die des Stammes der Tamanacos, verbreiteten sich demzufolge von der Nordküste des südlichen Kontinentes über die Antillen. Mit ihnen fanden auch karaibische Sprachlaute ihren Weg dorthin.

Die Karaiben zweigten sich von der großen Völkerfamilie der Guarani in den La Plata-Ebenen ab. Schon rein etymologisch ist das festzustellen. Karibe oder Karaibe ist aus Guarani abgeleitet. Der Anfangslaut Gua ging wegen Euphonie in Kar über. (Guarani bedeutet nach de Angelis: die Bemalten; nach d'Orbigny und nach Ruiz Montoya: die Kriegerischen.) Auf ihren ausgedehnten Wanderungen verbreiteten sich die Karaiben von ihrer Heimat im Süden Süd-Amerikas nordwärts über die Stromgebiete des Amazonas und Orinoko und nordwestlich bis zu den Quechua in dem heutigen Peru und Bolivia. Spuren des Kultureinflusses der Quechua und des Vorhandenseins quechuanischer Sprachwurzeln lassen sich in dem gesamten Gebiet der karaibischen Wanderung bis zur Nordküste Süd-Amerikas verfolgen. Die Karaiben drückten allen Völkerstämmen des von ihnen zwischen den peruanischen Anden und dem Orinoko beherrschten weiten Gebietes ihre Eigenartigkeit auf.

Waren nun die Bewohner Parias, welche mit der Bemannung der Caravelen des Almirante vom 6. bis 10. August 1498 verkehrten,

*) Trinidad I, S. 58.

**) A. Rojas, Estud. Indigen. S. 92 ff. und S. 113 ff.

reine Karaiben vom Geschlecht der Guaranis oder mit diesen vermischte Ureinwohner Parias — genug, Kultur- und Spracheinflüsse der Quechuas waren unter ihnen bemerklich.

Die Quechuas sind als Abkömmlinge aus vorzeitiger, ostasiatischer Heimat anzusehen.*) Ein schwacher Abglanz der Kultur jener Völker, die an der Wiege des Menschengeschlechtes in Mittelhochasien gestanden, dämmerte somit an den Gestaden von Paria wie ein verglimmender Funke von Westen her den aus Osten herübergekommenen Söhnen derselben ursprünglichen Heimat entgegen. „Die Parias oder Pariagoten," sagt Rojas, „welche die Fahrzeuge des Columbus an der Ostküste Venezuelas zuerst des Morgens um drei Uhr begrüßten, waren die Vertreter der Völker Asiens, welche in der ersten Nacht der Geschichte der neuen Welt den Fuß von der einen Hemisphäre auf die andere setzten."

Unglaublicherweise gewann späterhin unter den Kosmographen die Anschauung immer mehr Boden, daß Amerigo Vespucci der Entdecker des Festlandes gewesen sei. Vespucci gelangte 1499, ein Jahr nach Kolumbus, mit der Expedition des Alonso de Hojeda in den Golf von Paria.**) Bereits 1507 schlug der Geograph Waldseemüller (Hylacomylus) in seiner zu St. Dié***) herausgegebenen Cosmographiae Introductio insuper quattuor Americi Vespucci navigationes für den neuen Weltteil den Namen „Americi Terra" vor. In der Straßburger Ausgabe der Geographie des Ptolemäus von 1522 befindet sich eine von Hylacomylus angefertigte Karte des neuen Kontinentes mit der Bezeichnung: Amerika. Weldkarten mit Einzeichnung des Namens Amerika — auf Grund des Vorschlages von Waldseemüller — kursierten übrigens schon seit 1520. Weitverbreitete Schriften schrieben Amerigo Vespucci eine schon 1497 unternommene Entdeckungsreise nach Paria zu. An ihrer Spitze die quattuor navigationes, eine Sammlung von Briefen Vespucci's an Gonfalioniere Goderini in Florenz. Schoner, ein Nürnberger Astronom, beschuldigte Vespucci dieserhalb in seinem opusculum geographicum von 1533 der Hinterlist. Er habe in die im Auftrag der Seebehörde von Sevilla von ihm angefertigten Karten der neuen Welt die Bezeichnung Terra di Amerigo eingetragen.

Fray Bartholomé de las Casas, der Freund des Kolumbus, erhebt in seiner Historia general de las Indias den Vorwurf absichtlichen Betruges gegen Amerigo wegen der angeblichen Seereise im Jahre

*) Vergl. Kapitel 36. (Name: Orinoko; Wurzel: Pará).

**) Siehe S. 20.

***) Sancti Deodati oppidum — im heutigen Vogesendepartement.

1497. Hingegen Kopernikus erkennt 1543 Vespucci die Ehre der Entdeckung des Festlandes zu. Humboldt sieht die Ursache der ganzen Kontroverse in Zahlenverwechslungen der damals höchst ungenauen Druckbogen. Vespucci spricht er daher von Unredlichkeit, nicht aber von Ruhmredigkeit frei. Sprach- und schreibegewandt habe er die allgemeine Aufmerksamkeit, insbesondere die fürstlicher Personen, auf seine Entdeckungen zu lenken gewußt. Wir alle sagen aber mit Las Casas: „Die fremden Schriftsteller nennen das Land Amerika. Es sollte Kolumba heißen.“

Durchdrungen von dem Unrecht der Kosmographie gegen Kolumbus fällt P. G. L. Borde*) folgendermaßen gegen Amerigo Vespucci aus: „Même s'il était vrai qu' Amerigo Vespucci eût le premier reconnu la côte de Paria comme faisant partie d'un continent, la postérité se justifierait difficilement d'avoir élevé cet aventurier ignorant au rang de rival du grand Colomb par l'adoption de son nom pour désigner le continent occidental. Entre ces deux hommes, en effet, nulle comparaison ne peut s'établir, — —
— — — — — — — — — — — — — — —
La gloire de Colomb ne consiste pas dans le plus ou le moins grand nombre de contrées qu'il a découvertes, mais dans la découverte générale du monde occidental. En abordant le premier rivage de ce monde inconnu jusq' à lui, il résolvait le grand problème océanique et accomplissait tout entière son oeuvre merveilleuse. Tous les navigateurs partis sur ses traces ne sont plus que ses disciples et ses imitateurs; et Amerigo Vespucci, de même que les Ojeda, et toute la phalange des descubridores ou explorateurs, ne peuvent être considérés que comme des satelittes gravitant autour de cet astre resplendissant.“ Bei allem Schmerz über die Kolumbus widerfahrene Unbill kann sich dennoch unser deutsches Nationalgefühl mit der Benennung des neuentdeckten Erdteiles nach Amerigo Vespucci zufrieden geben. „Waldseemüller“ hat zuerst die Bezeichnung Ameriga gebraucht. An der Deutschheit Waldseemüllers ändert ein Hylakomylus nichts. Zudem bedeutet Ameriga, richtiger Amerriga, Land des Amalrîch, Emerichland. Aus dem althochdeutschen Amalrîch ist Amalricus, Aymerique, Emerich geworden — italienisch: Amerigo.**)

Möge über Amalrich- oder Emerichland in Süd und Nord einst der Segen und der Geist deutscher Pathenschaft walten. Möge ein

*) Trinidad I, 65.
**) Peschel 323.

kräftiges deutsches Geschlecht in den Ländern niedergehender spanischer Kultur der greisenhaften Ohnmacht staatlichen Lebens den Odem der Verjüngung einhauchen!

Das sind Reflexionen eines deutschen Touristen — vom Strand der Pariagoten.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Im Delta des Orinoko.

I.

Flamingos. — Das Delta bei Nacht. — Hydrographie: Arme des Orinoko; Caño Macareo. Ursachen des Vegetationsreichtums. — Der deutsche Ober-Steward. — Auf dem Caño Macareo vor Tagesanbruch. — Sonnenaufgang.

Auf den Wassern der Schlangenmündung hinter unserem Kiele leuchtete purpurner Widerschein des untergehenden Tagesgestirnes auf. Wir lavierten den Dünen des venezolanischen Flachlandes entlang nach den Bänken vor der Mündung des Macareo. Die Schatten der Nacht lagerten sich bereits über die Küste. Gestalten wandelten — so däuchte mir — mit weißem Gewandüberwurf abgemessenen Schrittes über die Sandfläche. Bald folgte ihnen eine andere im roten Talar. Die anbrechende Nacht schien ihren Spuck mit uns zu treiben, wie einst mit dem Geschwader des Almirante in der Bai von Batabano in Cuba. Aus dem Gebüsch am Ufer waren dazumal*) 20 bis 30 weißgekleidete Gestalten wie im Chorus hervorgetreten. War es Hallucination oder Wirklichkeit? Ein feierlicher Zug ehrwürdiger Väter in weißer Kutte nahte im Rundgang der nächtlichen Hora. Entsetzt schrie der Seemann, der sie zuerst gewahrte, auf. Da erhoben sich die aufgescheuchten Klosterbrüder mit Flügelschlag in die Lüfte. Flammingo's waren's. — Ich habe nachmals an dieser Stelle auf der Rückfahrt bei Tag auf weitgedehnten Sandbänken zahllose Vögel dieser Gattung von weißer und grauer, roter und rosa Farbe gewahrt. (Nach Dauxion-Lavaysse werden die Flammingo's einige Tage nach der Geburt (?) weiß, nach 6 Monaten graubraun und älter scharlachrot).

Von unübertroffener, tropischer Pflanzenpracht ist das Delta des Orinoko.

---

*) Peschel 199.

„Schade, daß sie mit Einbruch der Nacht in den Deltaarm gelangen," hatte man mir bereits in Trinidad bemerkt, „die Reise auf dem Rio Macareo zählt zu den entzückendsten Flußfahrten tropischer Welten. Übrigens wird Ihnen der Anblick überwältigender Üppigkeit der wildverschlungenen Ufervegetation von reinäquatorialem Gepräge glücklicherweise noch in reichem Maße am folgenden Morgen zu teil. Erfordert doch die Durchschiffung des Delta 18 Stunden."

Erwartungsvoll sah ich dem Tagen des kommenden Morgens entgegen. Um 9 Uhr gab mir die stetere Bewegung des Schiffes und die schwärzlichen Umrisse der Uferwaldung zu beiden Seiten die Gewißheit, daß wir in den Caño Macareo eingelaufen seien. Caño bedeutet ursprünglich Röhre; im übertragenen Sinn: Rinne, Wasserlauf, Bach, Verbindungskanal und Flußabzweigung.

Befassen wir uns kurz mit der Hydrographie des Orinokodeltas. Etwa 15—20 geographische Meilen stromabwärts von Ciudad Bolivar (Angostura) beginnt der Orinoko sich in viele Abzweigungen zu teilen. Der Hauptstrom, der Caño Grande, spaltet sich unterhalb San Rafael de Barancas in den nördlichen Caño Zacupana und den südlichen Caño Imataca. Bei einer durchschnittlichen Breite von 12 000 Fuß*) vereinigen sie sich wiederum 10 Meilen vor dem Ausfluß in den atlantischen Ocean. Allgemach erweitert sich die Mündung, die Boca de Navios, bis zu 20 englischen Meilen.

Eine größere Zahl von Armen entsendet der Orinoko, zumeist schon vor der Teilung des Caño Grande, nordwärts nach dem Golf von Paria und der Boca de la Sierpe. Der Caño Imataca im Osten, der Caño Manamo im Westen begrenzen als Schenkel eines rechtwinkligen, gleichschenkligen Dreiecks — das Delta einen Flächenraum von 36 500 Quadratkilometer.**) Der Scheitelpunkt liegt ungefähr 320 Kilometer von der Hauptmündung und etwa ebensoweit von der des Caño Macareo entfernt. Villavicencio***) giebt die Entfernung von Ciudad Bolivar bis Boca de Navios auf 462 Kilometer an. Die Hypotenuse des Dreiecks bildet einen Küstensaum von 279 Kilometer†) Ausdehnung. 17 Arme oder Caños durchschneiden das Delta.

Vom Scheitelpunkt als westlichster Grenzarm zweigt der mächtige Caño Manama in nördlicher Richtung ab. Nach Kurzem spaltet sich von diesem rechter Hand ein weiterer Arm, der Rio oder Caño Maca=

*) Appun I, 247.

**) Andree VI, 567.

***) S. 17.

†) Villavicencio 18.

reo, ab und ergießt sich in den Kanal der Serpents Mouth. An Stromentwicklung mag der Macareo bei mittlerer Breite von 1000 Fuß*) dem unteren Maine mindestens ebenbürtig sein. Wegen geringen Tiefganges und stellenweise bedeutender Einengung kann jedoch der Macareo, insbesondere während der trockenen Jahreszeit, nur von flachgehenden Dampfern befahren werden. Nach Eintritt der Regenzeit schwellen die Caños bedeutend an und setzen das Deltagebiet unter Wasser. Nach Appun beträgt alsdann die Steigung des Orinoko im Delta bis zu 80 und 90 Fuß.

„Die Ufer der Caños des Orinoko," sagt Appun**) „bieten unstreitig die üppigsten Bilder tropischer Pflanzenwelt dar." Eine Erklärung dieser Erscheinung läßt sich kurz dahin zusammenfassen: Innerhalb der Äquatorialzone zwischen 8 und 10 Grad nördlicher Breite gelegen, vereinigt das Tiefland des Delta mit fast unveränderter Gleichmäßigkeit einer hohen Temperatur ungewöhnliche Wassermengen aus dem gewaltigen, an Zuflüssen und Niederschlägen überreichen Stromgebiet des Orinoko. Die höchste Erhebung des Delta ist unter 15 Meter. Es schwankt die Temperatur nur um 5 Grad C. Ihr Maximum beträgt 28,05 Grad, ihr Minimum 23,33 Grad, das Jahresmittel 25,69 Grad.***) Die jährliche Niederschlagsmenge in den Urwäldern am Orinoko und an den Küsten von Paria schwankt zwischen 1,50 und 1,60 Meter. Die 17 größeren Caños stehen durch zahllose, jederzeit ihr Bett verändernde Kanäle in wechselseitiger Verbindung. Durch das Austreten der Flußarme während der Regenzeit und die hierdurch bewirkte Überschwemmung der Niederungen, obendrein durch das durchaus maritime Klima, entsteigen bedeutende Ausdünstungen dem mit Wasserdämpfen gesättigten Boden. Die feuchtwarme Luft über demselben ist die eines Farrn- und Palmenhauses.†) Jahrhunderte haben hier, in Schichten über einander gelagert, einen dichten Bodenüberzug von pflanzlichen Zersetzungsstoffen aufgehäuft. Dieser vegetabilischen Erde voll Feuchtigkeit und Moder entsprießt, durch dumpfe Schwüle gefördert, eine Vegetation von erdrückender Wucherung. Die vernichtenden, selbstmörderischen Kräfte ihrer Ausbreitung und erstickenden Umschlingung spotten jeder Vorstellung des Ankömmlings aus gemäßigter Zone. Freilich schließen aber diese dem pflanzlichen Wachstum über-

*) Sachs 348.

**) I, 482.

***) Bei Villavicencio S. 62. Tabla comparativa de la temperatura de las selvas de . . . Guyana.

†) S. bei Sachs 349.

aus förderlichen Bedingungen andererseits den Menschen aus dieser Paradieseswelt aus. Der morastige Humus und die pflanzlichen Verwesungskörper atmen Gifthauch aus. Im Verein mit fiebererzeugenden Miasmen und dem Paludismus wehren sie dem Erdensohn den Zugang in das ebengleiche Reich. Indianer allein — und diese nur in spärlichster Zahl, haben verstreute Niederlassungen hierselbst. Sachs bemerkt:*)

„Jene sprichwörtlich gewordene Üppigkeit und Pracht der Tropennatur entfaltet sich nur dann, wenn die beiden Bedingungen pflanzlichen Gedeihens, Feuchtigkeit und Fruchtbarkeit des Bodens, zusammentreffen. In Venezuela sind die nebeligen Abhänge der Kordilleren und vor allem die ewig feuchten Wälder des Orinokodelta als derartige Gebiete zu nennen. Hier freilich wird auch alles, was die kühnste Phantasie an überwältigendem Reichtum pflanzlicher Gestalten sich auszumalen vermag, durch die Wirklichkeit weit übertroffen."

An anderen Stellen betont Sachs den von obigem abweichenden, dürftigen Charakter der Pflanzenwelt an den Ufern des großen Orinoko vor seiner Teilung, wie an seinem Nebenfluß, dem Rio Apure.

Schmerzlich mußte ich auf den Anblick des Delta für diese Nacht verzichten. Um meinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, ließ ich mich von Herrn Schock an das Büffet nötigen. Auf dem Wege nach Bolivar wurden hier ungezählte Brandy, Angostura-Bittere, moussierende Limonaden, Biere und Ale getrunken. Die Kantine war im Privatbetrieb des Ober-Steward oder maître d'hôtel, eines Deutschen, mit Domizil in Nord-Amerika. Sie mußte ihm einträglich die Taschen füllen, denn für ein Gläschen Sprit, das bei uns zehn Pfennige kosten würde, nahm er womöglich einen Bolivar. Bat man einen oder zwei Herren zu einem kleinen Glase irgend einer Mischung aus gebrannten Wassern, so bekam man auf einen Dollar nicht viel heraus. Die Zungenfertigkeit des Kantinenbesitzers trat dabei jedem Einwand des Konsumenten mit schlagenden Beweisgründen entgegen. Gleichwohl war der Truchseß des Bolivar-Schiffes ein prächtiger Mensch. Seiner Freude, in Herrn Schock und mir Landsleuten zu begegnen, gab er — nach einmal gemachter Entdeckung — durch völlige Umkehr des zwischen uns beiden Parteien bisher bestandenen Obligationsverhältnisses Ausdruck. Er verwandelte uns aus seinen Kunden in seine Gäste. In dunkler Nacht kredenzte er uns auf Deck einen feurigen, weißen Wein von achtunggebietendster Karte. Allmählich weckte ihm Bacchus verklungene Reminiscensen an deutsche Treu und

*) S. 292.

Redlichkeit. Weidlich schimpfte er auf die schmutzige Geldmacherei in den Vereinigten Staaten und auf die Ungemütlichkeit daselbst bei dieser Jagd nach Erwerb. Der gute Geist in ihm siegte in dieser Stunde über Dollar und Peso. — Das starke Getränk blieb auf unser Empfindungsvermögen nicht ohne Einwirkung. Dabei war die Nacht schwül und ohne Abkühlung. Bleischwer lastete die Luft auf den Nerven. Mir fieberten die Schläfe. In hypochondrischer Anwandlung über den mir durch das nächtliche Dunkel vorenthaltenen Anblick der tropischen Uferlandschaft wies ich jede weitere Bethätigung vaterländischer Gastfreundschaft zurück und suchte meine Kabine auf. In der Koje unter mir schnarchte ein mir — selbst von Ansehen — unbekannter Zimmergefährte. Der Schlaf floh lange meinen erhitzten Körper. Späterhin umgaukelten die aufgeregten Sinne phantastische Traumgestalten. Ich wähnte mich in Palmenhainen. Ich schaukelte in schwankem Kahn unter überhängenden Pisangblättern auf plätschernder Wasserflut. Allmählich schwand mir unter betäubenden Wohlgerüchen der Gewürzstauden das Bewußtsein dahin — — — Und wiederum in vorgerückter Stunde war mir's, als ob meine Füße, überhangend von des Kahnes Rand die kühle Flut netzten. Darüber erwachte ich. Durch die offene, glaslose Fensterpforte drang der heftige Luftzug kältend an meine Füße. Sofort verfiel ich wieder den Gedanken an die Tropenherrlichkeit des Delta, mit denen ich zur Ruhe gegangen. Noch herrschte tiefes Dunkel, doch konnte der heranbrechende Tag nicht fern sein.

Ich erhob mich — und ließ mich tastend über die Schlummerstelle meines Gefährten hinab auf den Boden der Kabine. Was lag mir daran, ob ich diesen aus seinem Schlaf aufstörte! „Das Delta des Orinoko" absorbierte jede Anwandlung von Menschenfreundlichkeit. Ich huschte hinaus auf den Korridor. Es war vier Uhr vorüber. Noch ein bis anderthalb Stunden währte es demnach bis zur Dämmerung. Am Himmel stand die Mondessichel. Über die düsteren, bewaldeten Ufer des Caño erhoben sich scharfumrissen mächtige Bäume wie Silhouetten. Noch ertönte der Ruf des Nachtvogels, der Unken und des Ochsenfrosches durch die Wildnis. Über das Bett des Macareo zogen gleich Wolken die Dünste. Mit einem Male ballten sich die Dämpfe dichter zusammen, zu immer kompakteren, milchigen Massen. Bald war die Uferlandschaft in undurchdringlichen Nebel gehüllt. Mich begann zu frösteln. Ich hüllte mich in den Überock. Ich glaubte mich an den Main oder Neckar an einem Septembermorgen versetzt.

Um fünf Uhr vermochte ich schon die Uferbildungen, soweit der

Nebel einen Durchblick verstattete, zu unterscheiden. Nach halbsechs wurde es helle. In der Zone der Tag- und Nachtgleichen harrt man vergeblich auf unsere heimatlichen Vorboten des Tagesgestirnes: eine langsame Dämmerung, die herrlichen Färbungen des Horizontes in den Abstufungen des Morgenrotes und eine bestimmte Ankündigung des auftauchenden Sonnenballes. Ich fand stets in den Tropen eine lange anwährende Helle des meist ohne Rot in lichter Klarheit weißschimmernd und goldflüssig durchleuchteten Himmels, bevor die Sonne aufging. Plötzlich stieg sie, unvermittelt durch Anzeichen von Strahlenbrechung, mit der Eile eines kleinen Ballons am Horizont auf. —

Vierunddreißigstes Kapitel.

Im Delta des Orinoko.

II.

Der Caño Macareo im Frühlicht. — System des Aufbaues der Pflanzenterrassen an tropischem Flußufer; Wasserpflanzen; Wasservögel. — Blattpflanzen, Stauden, Sträuche. Vogelarten; Insekten. — Nieder-(Mittel)wald. Bambusaceen, Farrnbäume, Palmengattungen. Große Vogelarten. — Urwaldriesen. — Schling- und Kletterpflanzen, Schmarotzer; Orchideen. — Luftwurzeln. — Affen. — Gerstäcker über den Caño Macareo. — Humboldt über die Tropennatur.

Im Glanz des ersten Frühlichts wiegen sich zartgefiederte Palmenwedel über rundlich gewölbten Hochwaldcoulissen im Morgenwind. Mit Geschrei fliegen grüne Loren im Zickzackzuge meist paarweise über den Caño in das Urwaldgeheimnis. In frischem Dunkelgrün grüßen die Laubbäume als die trauten Boten deutschen Waldes zu mir herüber. Ein Reflex blendenden Lichts gleißt auf dem Blätterschmuck ihrer Kronen. Der erste Eindruck des tropischen Urwaldes am Ufersaum der Flüsse ist die unwillkürliche Vergegenwärtigung nordischer Waldlandschaft. Die südeuropäische Vegetation weist dem entgegen keine Merkmale der Übereinstimmung mit der unserer Heimat auf. In der Äquatorialzone der reichlichen Niederschläge entwickelt sich ein saftiger Pflanzenwuchs mit vorzugsweise dunkelgrünem Laubholzcharakter. Dem entsprechend ist die Formgebung der Uferwaldungen daselbst

wesentlich der in Deutschland gleich. Auf hohen mächtigen Stämmen erhebt sich das weite Laubdach aus meist epheugrünen, lorbeerartigen kleingefingerten Blättern. Ein tropischer Ceibabaum oder ein riesenhafter Fikus unterscheidet sich in seinen Formen — von ferne gesehen — wenig von der deutschen Rüster oder der Buche. Palmenwuchs ist in der tropischen Waldlandschaft keineswegs vorherrschend. Palmen, Farnen, Bananen und andere spezifisch-tropische Ziergewächse unserer Wintergärten sind von der künstlerischen Schöpferhand der Natur in geschmackvoller Anordnung nur zwischen hinein gestellt in die dunklen Laubholzwände. So gleichen sie Amoretten im Düster der Nischen und Bogengänge französischer Gärten.

Noch jagen sich die Nebelwolken über den Wasserspiegel dahin. Noch sind die Säume des Ufers mit undurchsichtigem Schleierflor verhüllt. Aufgeschreckt tauchen bläuliche Reiher aus dem Dunstmeere auf — und verlieren sich dort wiederum nach wenigen Flügelschlägen. In tiefgesättigtem Grün tritt nach und nach die hohe Pflanzenmauer verschlungener Baumkronen aus dem Reich der Nebel hervor. Wildverworrenes Geflechte verwebt die gigantischen Bosquets einer frei waltenden Natur in undurchdringliche Wände. Durch keiner Lücke Spalt ist ein Einblick in das Heiligtum des feierlich düstern, auf erhabenen Säulen ruhenden Domes gewährt. Oben in den Fialen über dem laubgewölbten Dachstuhl spiegelt der Strahlenschein des Morgensonnengoldes. Wie mit korallenen Ziegeln gedeckt schließen sich, im Schmuck rotleuchtender Blütenrispen, die Kronen der Urwaldriesen über dem pfeilergetragenen Bau zusammen. Schattentiefe und Lichtfülle heben die gewaltige Architektur voll wunderbarer Harmonie der Linien und kühn geschwungenen Bogen plastisch hervor.

Von den Wipfeln der Palmenstauden und Farnbäume über dem Uferrande hat eben die Sonne die Thautropfen hinweggekost. Der Dunstflor zerreißt und die Flora des Orinoko — enthüllt ihr verschleiertes Antlitz. Die Riesenblätter der Musaceen reflektieren den flüssigen Glanz der Lichtstrahlen. Laurineen und lederblätterige Sträuche sind von weißen und gefärbten Blüten überkleidet. Mit dem knisternden Geräusch des Windstoßes durch die Seiten eines aufgeschlagenen Buches sträubt sich das Gefieder der Fächerpalmen. Rankengewinde von Parasiten schaukeln von Zweig zu Zweig.

Es war mir, als ob die Decke und die gläsernen Wandungen von den Eisengerüsten eines exotischen Wintergartens herabgenommen würden. In feucht-heißer Äquatorialzone nehmen jedoch die Palmen und Farngewächse groteske Dimensionen an. Ins Ungeheuerliche ver-



Caño im Delta des Orinoko.

größern sich die überhangenden Blätter großer Blattpflanzen. Im Schmelz glühender Farben öffnen sich Kelche von staunenswerter Pracht und Größe. Auf realistischem Boden eines Dampfers, glaube ich mich gleichwohl in einer Gondel durch eine Treibhausherrlichkeit ohne Ende, ohne Grenzen, träumend, beglückt dahingetragen. — Und doch, wie schwach ist der Vergleich mit dem nordischen Warmhause! Sind doch seine stolzesten Pfleglinge nur verkümmerte Gestalten gegenüber dem unerreichten Vorbilde jeglicher Spezies tropischer Flora.

Wo hätte je eines Menschen Feder ein zutreffendes, anschauliches Bild der tropischen Urwaldvegetation gezeichnet! — kein Humboldt, kein Schomburgk, kein Appun! Nicht einmal mir selbst kann ich das Gesehene klar auseinander halten. Ein ruhiges Genießen ist, wie schon Sachs hervorhebt, angesichts der sich in stetem Wechsel und Fülle überbietenden Mannigfaltigkeit der Eindrücke unmöglich. In seiner Erhabenheit und Ruhe überwältigt uns das Flußbild und die über alle Vorstellung treibende Kraft der Natur. Es überkommt uns eine Betäubung der Sinne. Gleichwohl trachtete ich alle diese sich in Überstürzung drängenden, kaleidoskopartig vermengenden Bilder zu einem festen Gefüge mit architektonischer Gliederung zusammenzuordnen. Während der Fahrt durch den Deltaarm suchte ich nach dem System dieser Architektonik. Ich suchte nach den stylistischen Grundgesetzen der Gliederung dieser in gestaltungsreicher Mannigfaltigkeit durchgebildeten Flußfaçade. Allmählich gelangte ich zur Wahrnehmung einer gewissen Methodik in der Anordnung der Struktur. Stufenweise schien mir die Ufervegetation ebenso gleichmäßig als nach festen harmonischen Grundsätzen angeordnet — nach dem Mittel- und Hintergrund aufzusteigen. Mit jeder Stufe nahm dabei die Pflanzenwelt einen anderen Charakter an. Die einzelnen Stufen charakterisierten sich bestimmt und deutlich. Einer scharf ausgesprochenen Trennung der Etagen beugte jedoch eine graziöse, ornamentale Verkleidung des Ganzen vor.*)

Im Nachstehenden gebe ich eine unterschiedliche Darstellung dieser Pflanzenstufen zu beiden Seiten des Caño Macareo. Dabei darf jedoch an keine Erhebung der Ufer gedacht werden. Vielmehr liegen diese kaum wenige Fuß über dem Wasserspiegel. Die Bedeutung einer „Uferterrasse“ ist mithin lediglich in der Höhe des Pflanzenwuchses bei dessen zunehmender Entfernung vom Flußrande zu suchen. Einem

*) In ähnlicher Weise vergleicht Sachs S. 349 die Flußufer des Macareo mit Terrassen, die gleichsam die stufenweise Entwickelung des Pflanzenwesens darstellen. Übereinstimmend zergliedert E. F. M. den brasilianischen Urwaldsaum.**)

**) Aus meinem Leben 1138.

Mittelgrunde voll Niederwald ist eine strauchartige Flora bis dicht zum Wasser vorgelagert. Den Hintergrund nimmt die Riesenmauer des Hochwaldes ein. Vorder-, Mittel- und Hintergrund ist mit Ranken und Schlinggewächsen zu einem unzerreißbaren Gewebe verflochten. Ein lebendiger Haag von mehr denn Hundert Fuß Höhe!

Keine Grenzlinie trennt den Wasserspiegel vom Uferrande. Nicht unterscheidbar gehen die im Flußbett wurzelnden Wasserpflanzen in die unentwirrbare Gesträuchwildnis des Ufers über. Auf der Oberfläche des Caño schwimmen die Nympheen, lichtgrüne und purpurgefärbte Blätter, der Standort der Gallitos oder Wasserhühner, ballongleich aufgeblasene Kelche und luftgefüllte Trauben. Inmitten pfeilförmiger Blätter auf dünnen Stengeln schwimmen Enten im Schilf. Blumen schaukeln auf den leicht gekräuselten Wellen. Prangende Blüten wirbeln flockengleich von den Laubgewinden der Bäume herab in den Strom. Libellen schweben in neckischem Fluge über den Spiegel dahin und nippen von den glitzernden Tropfen. Vom Pflanzengewirre verschlungen treiben abgerissene Erdstücke als schwimmende Eilande heimatlos auf dem Caño dahin. Baumwurzeln und verästete Zweige eingesunkener Stämme ragen aus dem Fluß hervor und verrammen dem Fahrzeug jedwede Annäherung an das Ufer. Von den Bänken desselben abgebröckeltes Erdreich hat das weitverzweigte, in sich verflochtene Wurzelsystem sowohl unmittelbar am Ufer, als auch weiter zurückstehender Baumriesen blosgelegt. Auf kleinen Sandbänken spazieren Ibisse und niedliche Reiher. Flintenschüsse von Deck scheuchen dann und wann einen derselben auf. Einige hundert Schritte flüchtet er uns voraus auf das Gesträuche am Flußsaume. Wieder stört eine Ladung Blei den Morgengenuß des beflügelten Fischers. Abermals sucht er in der Richtung unseres Kurses Schutz. So wiederholt es sich noch viele Male. Endlich erkennt der geschreckte Philosoph im Federkleid tiefsinnig, daß seine Flucht einzig und allein seitwärts im tiefen Gehölz oder im Zurückbleiben hinter unserem Fahrzeug heilbringend sei. —

Das war die Vorstufe der großen Pflanzenterrasse. Wir kommen nun zur ersten, dem Ufersaum zunächst belegenen Vegetationsstufe.

Der Waldesriese Silvanus netzt seine von der Uferbank überhangenden Füße mit dem Wasser des Caño. Um die Beine des Riesen — die Hochstämme — legen sich schienengleich wild von Lianen verrankte, in einander verwachsene Büsche, Strauchgewächse und Kräuterpflanzen, Farn, niedere Stachelpalmen und Musaceen, Laurineen und mit weißen Blüten überstreute Mimosen. Inmitten von Baumwoll-

stauden, brennborstigen Urticaceen und verholzten Gramineen erglühen die gelben Ananasfrüchte. An Lauben von dornig gezahnten und kameliengrünen, von samthaarigen und gefingerten Blättern, von Bignonien und Passifloren, lugen brennende karmoisin- und mennigrote Dolden und Fruchtbüschel aus dunklem Versteck hervor. Aus ihren aufgesprungenen Kapseln picken blaugelbe, goldgrüne und scharlachrote Vögel die Kerne. Sperlingspapageien und Loren hüpfen durch das Gezweige. Um azur- und chromgefärbte Rispen schwirrt ein zierlicher Kolibri. In zitternder Schwingung strahlt er im Sonnenlicht wie ein goldbestäubter Saphir. Dort huscht ein anderer, verschwindend wie der Lichtblick auf glitzerndem Thautropfen, gleich einem metallschimmernden Smaragd mit Insektenflügelchen, vorüber an großblütigen Kelchen. — Bananen- und Pisangstauden senken ihre fünfzehn Fuß langen, windzerrissenen Blätter hernieder in den Spiegel des Caño. Aus ihren mitunter dreißig bis fünfzig Fuß hohen Blattkronen hängen halb birnen-, halb trichterförmige Schotenbündel herab. Eine Decke exotischer callaartiger Blattpflanzen ist über den Humus gebreitet. Aus dem feuchten Untergrund zwischen niederem Farrngestrüpp, fächerpalmengleichem Bodenkraut und Helikonien reckt das Geschlecht der Aroideen über langgestielten Blättern seine Blumenkronen empor. Vom Lichtblick der Tropensonne getroffen brennen die scharlachenen Kelche der Scitamineen. — Mitunter streift das Fahrzeug nahe am Ufersaum vorüber. Große Schmetterlinge, der blaue Menelaos und rotflammende Helikonien umschweben die Blumen. Vibrierend im Juwelenglanz, summen flügelzitternde Insekten. Im Wassergesträuch sieht man erdgeformte Termitenwohnungen angeklebt und hängende Vogelnester. Laut zirpen die Cicaden. —

Überragt wird die vordere Stufe der Strauch- und Kräuterpflanzen durch Mittelwald. Saftgrün und dunkel, silberblätterig, scharlach und karmoisin sind Laub und Blattscheiden. Hohe Farnen und kolossale Gramineen sind mit Laubgehölze und Palmen untermischt. Mit der Vorterrasse sind sie alle durch rankende Blätterpflanzen verknüpft. Das Riesengras der Bambusaceen erhebt sich über fünfzig Fuß hoch. Staunend sieht der Europäer am Grashalm hinauf, der die vierzigjährige Tanne an Höhe erreicht. Einzeln, selten gesellig, stehen die Farnbäume im Schmuck lichtgrüner, schöngewölbter Gefiederkronen. Ihr Stamm ist ein schuppiger, vernarbter. Im Vergleich zum schlanken Palmenschaft ist er kurz und gedrungen. Doch kein Großer dieser Erde mag sich eines Vorzuges der Baumfarnen rühmen. Parasiten und Schmarotzer halten diese fern — kein Geschmeiß nistet in ihnen.

— Eine breite Wedelkrone wölbt sich hier wie eine Kugel über gekrümmtem Palmenstamm. Aufwärts sträubt dort eine andere Palmenart das dünne, struppige Gefieder. Über schwankem, graziösem Stamm wiegt eine dritte ihr spärliches Laub. Die feinen Federwedel hangen wie Tropfen von weiterem, zierlich dünnem Stamm herab. In sanftem Wiegen strebt die prächtige Palma real, die Königspalme, hoch empor. Das zartgrüne Laub einer Oreodoxapalme rief in mir eine Erinnerung an Trinidad wach. Dort nächtigten wir einst im Urwald am Ortoire-River, an der Küste von Mayaro. Jungen, abgehauenen Stämmen der Kohl- oder Oreodoxapalme entnahmen wir das schmackhafte Mark aus dem noch unentwickelten Blattstiele zum Zugemüse. — Alle diese mannigfaltigen Palmenarten, vor allem die anmutsvollen Fächerpalmen, geben den Ufern des Macareo das Gepräge einer entzückenden Treibhausnatur. An den dorischen Tempeln von Agrigent brach ich ehedem die nur wenige Zoll hohen Fächerpalmen. Hier senkten sie ihre eingeknickten Fingerblätter von zwanzig Fuß hohen Blattstielen herab. Ihre strahlen- und ringförmigen, gesternten und tellerartigen Fächer mit gekrümmten Fingern bewegt der Passat, wie zur Abwehr des Gluthauches über der Deltaniederung.

Gesellige Vogelarten beleben das Ufergesträuch. Ein halbes Hundert dieser Tiere, bräunlich, hühnergroß und mit schopfartigem Kopfputz, hatte sich eben jetzt auf denselben Busch niedergelassen. „Huacharacás," flötete mir der General ins Ohr. Ihr ornithologischer Name ist Opisthocomus Cristatus Ill.*) Nebenher bemerkte ich öfters Vögel von Größe und Gestalt eines Trut- oder Birkhahnes auf dem Gezweig des Ufers.**) —

Über die mittlere Pflanzenzone ragen die Urwaldkolosse (als oberste Terrasse oder Stufe) empor. Säulengleiche 100 bis 150 Fuß hohe Stämme tragen das Gezelte eines undurchdringlichen Laubdaches. Zu Hochwald vereint oder einzeln stehend, sind sie gleichwohl durch die Urkraft parasitärer oder epiphytischer Wucherung zur unauflöslichen Einheit einer Pflanzenmauer verknüpft. Meist grau und glatt steigen die Stämme gerade empor. Zuweilen zeigen sie ringförmigen Auswuchs und sind bauchig in der Mitte ihrer Höhe angeschwollen. Meist hoch oben setzen sie wagrecht ihre ersten ausgebreiteten Äste an. Von ihnen hängen gleich Beuteln die langen Nester des gelbschwarzen Spottvogels, des Arendajo oder Cassicus Persicus, frei über den

*) Appun I, 486.

**) Appun erwähnt solcher im Delta unter dem Namen Aruco oder Camuco, Palamedea Cornuta Lin.

Wasserspiegel herab. Mit Vergnügen beobachtete ich die Bewohner dieser perpendikulären Welten in ihrem Ein- und Ausgang daselbst. Oben über Stamm und Geäste spannen die Laubkronen ihren Schirm über oft mehr denn ein Tagwerk Landes aus. Hin und wieder tragen sie roten Blütenschmuck. Rankende und kletternde Schmarotzer schlingen und winden sich durch sie. Dort oben zwitschern Loren und kreischen Papageien. Kahnschnäbel (Cancroma) und rote Guacamayos lassen ihre krächzenden Stimmen erschallen. Picusarten hämmern mit dem Schnabel an der Rinde des Geästes. — Eine Eigenart tropischer Hochstämme sind ihre strebepfeilerartigen, von der Erde zehn bis fünfzehn Fuß ansteigenden Erbreiterungen — oder brettförmige, schwibbogengleiche Wurzelverlängerungen am Stamm hinauf. (Daher von Manchen Brettwurzeln genannt.) In solchergestalt gebildeten Nischen könnte ein Einsiedler eine Zelle einrichten. — Unter die Urwaldkolosse des Delta zählen vornehmlich die Vertreter der Lorbeer- und Ficusarten, der Cäsalpinien und Myrtaceen. Sie erreichen in Guyana mitunter eine Höhe bis zu 120, 150 und 180 Fuß. Neben ihnen muß eine deutsche Eiche zu den Maßen unserer Obstbäume herabsteigen. Ehrwürdig erhebt sich unter den Patriarchen der Higuerotenbaum (Ficus Gigantea), der dichtbelaubte, langblätterige Mango (Mangifera Indica), der Algarobo und die mächtigen Cedrelen. Hoch oben im Horst des Gezweiges der Mora Excelsa, des „turmhohen Häuptlings der guyanischen Forsten,"*) läßt der gelbkehlige Tucan aus seinem gewaltigen, orangerot- und blaugefärbten, gelb- und schwarzgestreiften Schnabel seinen rasselnden Ruf vernehmen.**) Weit über das Flußbett gebreitet, verzweigt sich zu überhangendem Laubgang im dunklen Grün gelappter Blätter das wagrecht abstehende Geäste gigantischer Bombaceen (Bombax Globosum und Bombax Ceiba Linné). Malvengleiche Blüten bedecken seine Zweige. Weiße Baumwollflocken entfallen den geöffneten Fruchtkapseln. An Höhe zwar nicht den übrigen Riesen gleich, diesen aber an Entfaltung der Krone und Äste überlegen ist der Ceiba- oder Wollbaum aus der Familie der Malven. Auffällig ist sein in der Mitte tonnenartig angeschwollener, glatter, grauer, nach oben wieder verjüngter Stamm. Mancher Ceibabaum mißt infolge der am Stamm

---

*) Hartwig, Tropenwelt 61.

**) Im Urwald von Trinidad schlugen wir auf einer Jagdpartie mit einem Stock die Bretterwurzeln der Mora an. Durch das weithin schallende Ertönen derselben gaben wir also vernehmliche Zeichen unseren Gefährten. Man nennt daher dortselbst die Mora den Glockenbaum.

aufsteigenden, tafelförmigen Wände wenige Fuß über der Erde bis zu sechzig Fuß im Umfang. —

In ihrem Rohbau ausgeführt, ist dies die Uferterrasse der Deltaniederung. Ein Rohbau sage ich. Diese vegetabilische Riesenmauer zu beiden Seiten des Caño bedarf nunmehr der künstlerischen Durchbildung. So kommt denn die allgewaltige, phantasiereiche Schaffenskraft der Tropennatur und überzieht die Urwaldkoulisse mit ornamentalen Geweben in staunenerregender Dekorationskunst. Schlinggewächse, rankende Lianen und Blumengewinde, kletternde Gräser, Schlingfarne und Winden verflechten und verweben die Urwaldwand in einen undurchdringlichen, unentwirrbaren hundert Fuß hohen Haag. Sie züngeln und lecken über den blätterbedeckten Boden dahin. Sie winden sich um die bizarr emporstehenden Wurzeln. Sie klimmen — armdick und fadendünn, glatt und bandgleich, schmiegsam, dornenbesetzt und rauh von Rinde — die mächtigen Stämme hinan. Sie schlängeln und ranken sich an ihnen in fester Anklammerung oder ohne Anlehnung und nur durch ausgesandte Wurzelfasern befestigt, zum Gezweige empor. Sie legen sich wie Armspangen um die Geäste und hangen guirlandengleich in Bögen herab. Sie verwickeln, verknüpfen und verknoten sich und flammen im Schmuck ihrer Blütenpracht hinauf in das glänzend dunkle Laub der Blattkronen — dem Horst großer, roter, blaugefiederter Arras-Papageien. In sanftem Fluß schweben die Klettergewächse wieder von oben hernieder. In unauflösbarer Verstrickung schlingen sie sich als parasitäres Wucherwerk um die gesamten Kinder der Flora. Gleich Ketten verbinden sie Stamm mit Stamm. Auf den Erdboden niedergesunken schlagen sie neue Wurzeln. Verjüngt ersteht ein neues Geschlecht von Gewinden und klettert gleichergestalt an den Stämmen und den Schlingern um sie hinauf zu den Wipfeln. Passifloren und Paullinien leuchten aus den Guirlanden.

Man unterscheidet die lediglich sich anschmiegenden Schlinggewächse von den parasitären oder epiphytischen Schlingern. Unter den Wucherungen auf dem tropischen Waldbaum giebt es entweder solche, die rein anorganische Substanz (wie vom toten Baum) zu ihrer Nahrung aufnehmen, oder solche, welche auf Zufuhr organischer Substanz (wie vom lebenden Baum) angewiesen sind. Letztere entziehen einem anderen Gewächs zu ihrer eigenen Ernährung die Lebenskraft. Sie sind die eigentlichen Parasiten oder Schmarotzer. Im Tropenreich sind diese Würgengel unter den Pflanzen mit der Pracht und dem Flitter ausgestattet, mit der wir die Stätte der modernden Gebeine in Blumenbeete verwandeln. Ihren Zauber erhält die tropische Vegetation eben

vorzugsweise durch ihre Schmarotzer. In seiner gewaltigsten Form als sogenannter „Würger“ erstickt der baumartige Schlinger in seiner Umarmung hochstämmige Bäume durch Unterbrechung der Säftezufuhr. Der Würger überdauert schließlich als korkzieherartiges, spiralförmiges Futteral den Erdrosselten als selbständiges Baumgewächs. So der sog. Matapalito, der Umklammerer der Copernitia-Palme im Orinokogebiet.

Die Bäume des Ufersaumes bevölkern allerlei Parasiten. Sie brechen zwischen der Rinde des Stammes hervor und überziehen in mannichfaltigen Gestalten die Zweige. Sie nisten in den moderigen Aushöhlungen der Astansätze. Im morschen Holz, im feuchten Untergrund von Moosarten und Flechten, neben herabhängendem Haar der Barba de palo, hat ein Heer von Schmarotzern (Epiphyten) seine Heimstätte. Der Aloë verwandt, sprossen die Bromelien mit zehn Fuß langen, blaugrünen, gezahnten Stachelblättern im Humus auf dem Astwerk. Ihre dreiblätterigen karmin- und königsblau gefärbten Blumenkronen werden nicht mit Unrecht Wunderblumen genannt. Unter den wiederum reich mit Parasiten berankten, holzfaserigen Sträuchen der lederblätterigen Bromeliaceen findet sich vielfach die Form des Ananasstrauches vertreten. Wie langes, weiches Gras bewegen sich die fadengleich an den Gezweigen hangenden Blätter der Tillandsien, der Haar-Ananas. Den breiten, saftgrünen Blättern der Pothos-Gewächse, wie des Caladium und des Dracontium, entsteigen bunte Blütenkolben.

Die Krone der Urwaldparasiten des Delta sind die Orchideen. In 600 verschiedenen Arten treten sie in Venezuela auf. Streng botanisch bestimmt, wird man sie vornehmlich zu den Pseudo-Parasiten zählen müssen. Die Hochstämme des Ufersaumes sind mit reichem Orchideenschmuck überkleidet, ja samt dem Gezweige oftmals hinter dichtem Überzug des Epidendron verborgen. Mittelst langer, silberweißer Stützwurzeln klammern sich vom Boden emporkletternde Stengel einzelner Orchideen-Arten am Baumschaft an. Weitaus überwiegend keimen sie jedoch, nur scheinbar schmarotzend, in der Höhe der Bäume. Unbestritten pseudoparasitisch (epiphytisch) sind die Luftorchideen, da sie ihre Säftezufuhr mittels ihrer Saugwurzeln meist aus der Luft beziehen. Formen- und Farbenreichtum ihrer Blüten ist ohne Gleichen. Gelb und karmoisin, violett, azur und weiß, nehmen ihre in Trauben oder Rispen gestellten Blüten zuweilen die phantastischen Formen von Insekten und Schmetterlingen an. Würziger Hauch aus ihren Kelchen erfüllt die Luft mit Wohlgerüchen. Nach ätherischem Öl duften vornehmlich die Früchte der Vanille, einer pseudoparasitischen Orchideen-

art. Nur einigen wenigen Arten entsteigen widerliche Gerüche. Über das glänzend blätterige, dunkle Laubdach recken die Orchideen ihre Blumenkronen empor und saugen die flüssigen Goldtropfen des Sonnenlichtes auf. Die javanischen Schöngeister nennen sie ob ihres Thronens im Wipfelhorst die Fürstinnen im Reich der Blumen.

Eine Eigenart der Tropenwelt sind die Luftwurzeln. An Böschungen, Abhängen wie am Uferrand unsicher wurzelnde Stämme senden aus den Kronen verholzte, fingerdicke Schnüren herab nach dem Erdreich. Dort saugen sie sich mittelst feiner Faserwurzeln fest. Ein schwanker Baum wird solchergestalt aus der Krone herab mittelst anwurzelnder Seile mit dem Boden verknüpft. Man wird dabei an eine mit Tauen und Stricken aufgetakelte Fregatte erinnert.

Hoch über malachit- und dunkellorbeergrünem Blätterdach des Uferwaldes wiegen sich die hell smaragdenen Wedelkronen 100 und 150 Fuß hoher Mauritia-Palmen. Himmelanstrebend auf schlankem Stamm deuchten sie mir die Kreuzblumen über feierlichem Urwalddome. Aus dem Kolben am Ansatz ihrer Blattstiele senken sich die schweren Blütentrauben mit amaranthenen Fruchtschoten herab. —

Eben sah ich hinüber nach einem Ufereinschnitt an der Mündung eines blätterverwachsenen Zuflusses. Tiefernstes Düster lag auf dem fast schwärzlichen Wasserspiegel des sumpfartigen, kleinen Caño. Doch darüber frohlockten die grünen Coulissen des Waldburchbruches im Strahlenschein, der auf den noch bethauten Blättern glitzerte. Schlanker Palme graziöser Stamm krümmte sich im Bogen über das Flußbett. In dem seichten Grund spazierte gravitätisch ein schwarzgefleckter Reiher. Doch rasch entschwand das Bild. Caravelos trat zu mir heran.

„Was war das für ein Schießen auf Oberdeck?“ fragte ich.

„Wie? Haben Sie nicht bemerkt, wie die Engländer auf die großen, roten Araguatos-Affen drüben im Ufergezweig schossen?“

Von jeder intellektuellen Teilnehmung an dem Vatermord war ich — im Eifer meiner landschaftlichen Wahrnehmungen — verschont geblieben.

Fast ausschließlich repräsentierte die Vogelwelt die Fauna des Delta. Geräusch und Wellenaufwirblung der Dampfschraube hält die großen Raub- und Säugetiere, wie auch die Krokodile, fern. Überhaupt malt man sich die Belebung des tropischen Urwaldes, das nächtliche Geheul, die Lock- und Klagetöne der Tierwelt in allzu lebhaften Farben aus. Ich habe wiederholt eine Nacht im tiefen Urwald von Trinidad verbracht. Außer dem Pipen der Muskito, dem Zirpen der Cicaden, dem Quaken des Ochsenfrosches und vereinzeltem Ruf eines

Nachtvogels habe ich aber keine Laute vernommen. Die großen Saurier lieben das mitunter brackige Wasser der Deltaarme nicht. Zahlreich hingegen sind sie flußaufwärts im großen Orinoko anzutreffen.

Immer mit Genugthuung lese ich die Worte Gerstäckers*) über seine Flußreise auf dem Caño Macareo: „Etwas Herrlicheres an Vegetation läßt sich kaum auf der Welt denken." — „Ich glaube nicht, daß es auf der Welt eine schönere Fahrt für einen Dampfer geben kann — und ich war nicht imstande, mich von dem Anblick loszureißen."

Bis in die ersten Nachmittagsstunden währte die Durchfahrt durch das lebende Treibhaus der Deltawildnis. Gleich Humboldt war mir von Jugend an meine Sehnsucht und Phantasie nach dem Himmelsstrich voll tropischer Vegetationspracht vorangeeilt. Ihm gleich durfte ich den Traum nun als eine Wirklichkeit in genußreicher Anschauung durchleben. „Die Natur," sagte er, „erscheint hier so durchaus neu und wunderbar, daß beinahe jede Erinnerung an Europa erlischt." Wird mir nicht auch, wie ihm, ein nie zu besiegendes Verlangen nach Wiederkehr in jene Welten verbleiben? — — — Und doch reift in der glänzenden Sonne unter ihrem Himmel nicht in eines Jeden Sinn das Verständnis für die Tropenherrlichkeit. Humboldt gegenüber stießen in Venezuela die spanischen Beamten, geborene Europäer, Verwünschungen aus über dies unselige Land. „Ja, nur für denjenigen enthält die Natur ihre Reize, der im innigen Einverständnis mit ihr steht," folgert Humboldt.

*) Neue Reisen. III, 419.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Im Delta des Orinoko.

III.

Der tropische Urwald ist menschenleer. Ist die Natur um des Menschenwillen geschaffen? — Indianische Ansiedelung. — Unter den Guaraúnos-Indianern. — Indios Bravos, J. Reducidos und J. Catequisados. — Verdienste der ehemaligen Indianer-Missionen um wirtschaftliche Erschließung des Innenlandes. — Die Indianer der Missionen. — Niedergang seit Aufhebung der Missionen. — Konzession zur Ausbeutung des Delta.

Wir Deutsche können nun einmal nicht in ruhiger, genußreicher Anschauung verharren. Immer wissen wir uns das Beglückende solcher Stunden durch Erwägung der Bestimmung, des eigentlichen Endzweckes der Dinge und der Frage nach der Harmonie der Erscheinungen zu zerstören. „Was bedeutet alle Pracht der Tropenwelt ohne die Herrschaft des Menschen über dieselbe?“ fragen wir uns. Finden sich doch in dem weiten, häufig überschwemmten Tiefland des Delta, der fiebererzeugenden Ausdünstung und der Muskitoplage halber nur spärliche Indianerniederlassungen. Der Europäer ist aus diesem Morastgebiet ausgeschlossen. Der Mensch mithin hat nicht Besitz von ihm ergriffen — ihm nicht seinen Stempel aufgedrückt. Formenschönheit des Weibes allein kann ohne Durchgeistigung seiner Gesichtszüge keinen Anspruch auf eine Wirkung im rein ästhetischen Sinn erheben. Die weibliche Anmut — die Grundbedingung ihrer Schönheit — beruht vor allem in Durchdringung der Form durch das Gott-Ebenbildliche, den Odem ihrer Seele. Ebenso bedarf die Natur einer Durchdringung durch den Menschengeist. Ein nutzloses Gebilde erscheint sie uns da, wo sie nicht den Menschen dient. „Gott sprach: Lasset uns Menschen machen, ein Bild das uns gleich sei, die da herrschen über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über die ganze Erde und über alles Gewürm, das auf Erden kriechet.“ — Und zu dem ersten Menschenpaar sagte er: — „Füllet die Erde, machet sie euch unterthan und herrschet über sie.“*) Nun hat zwar Gott der Herr an den Strömen Guyana's einen wahrhaften „Garten Eden*) gepflanzt“ — aber „er setzte keinen Menschen hinein, der ihn bauete und bewahrete.“**) — Humboldt sagt: „Dieser Anblick

*) Genesis 1, 26. 28.

**) Desgleichen 2, 8 und 15.

einer belebten Natur, worin der Mensch nichts ist, hat etwas Befremdendes und Trauriges in sich." — „Hier in einem fruchtbaren Lande," sagt er hinwiederum im Urwald des Orinoko, „sucht man vergeblich nach den Spuren menschlicher Wirksamkeit — —."

Ist doch der Urwald menschenleer. „Nicht der Mensch, sondern Krokodil und Jaguar sind die Herren dieser Wälder," meint Pater Kolberg.*) „Wozu diese reiche Natur, wenn der Mensch sie nicht benützen kann?" fragt er in der Urwaldwildnis von Panamá. — „Fremd ist der Mensch in diesem Paradies," sagt ein hocherlauchter Autor. „Er fühlt, daß er nicht hineingehört; ihm ist wie einem Kind, das sich vorlaut in einen fremden Garten gedrängt hat."**) — „Wozu sind wir denn eigentlich hier bestimmt — — da doch all diese Naturwunder des Menschen nicht bedürfen, um ihren Lebenszweck zu erfüllen?" erwägt Morelet***) in den Riesenwäldern Yucatans. — Des Jesuiten Kolberg Antwort auf diese Fragen lautet: „Das ist der Fluch des Sündenfalls. Disteln und Dornen soll dir die Erde tragen, und im Schweiße Deines Angesichtes sollst Du Dein Brod essen. In ihrer ungehemmten Erzeugungskraft erstickt die Tropenerde ihre eigene Schöpfung, insonderheit ihre höhere Vegetation im überwuchernden Gestrüpp und unter Dornengeranke." — In Morelets Augen hingegen ist das Menschenkind nur ein Stäubchen im Weltraum. Der Mensch bezw. sein Erkenntnis- und Wahrnehmungsvermögen ist ihm keineswegs Endzweck der göttlichen Schöpfung. „Wie kann unser Stolz sich noch in dem Wahne gefallen, als wäre die Welt für uns geschaffen, und alle Kreaturen um uns zu dienen?" Das ist nach Morelet ebenso wenig der Fall, als die Myriaden Sterne am Firmament blos geschaffen sind, um uns die Nacht zu erhellen! Ja, Morelet ruft dem Menschen, „der sich die Herrschaft der Welt in seinem Dünkel anmaßt," demütigend aus der Waldesherrlichkeit Guatemalas zu: „die Harmonie der Natur bedarf Deiner nicht. Diese Harmonie ist eine vollkommene auch — ohne Dich."

Unserer Gedankenstimmung giebt Engel†) in nachstehenden Worten über die Geistesleere und Poesielosigkeit der Tropenwelt Ausdruck: „So überwältigend groß auch die Tropennatur, so zauberhaft, durchleuchtend und durchstrahlend auch ihre unvergängliche, plastische Poesie das Gemüt ergreift — dennoch herrscht Stille und Leere in ihr, denn

*) Nach Ekuador, S. 73.

**) Aus meinem Leben XI, 69.

***) Reisen in Centralamerika S. 155.

†) Unter d. Tropen Amerikas, S. 295.

in dem Zauberringe ihrer Reize fehlt das krönende Glied: — der Mensch. — — — Nicht der Mensch herrscht in ihr und über sie, sie herrscht unbeschränkt über ihn. — — —" Weiter sagt er von dieser stummen, von des Menschen Hauch und Stimme nicht belebten Pracht der Natur: „Durch die dunkelschattigen Kakao-Haine schreitet nicht die silbergelockte Sage im wallenden Gewande einher; — kein Dryadengesang rauscht durch den Palmenbaum, kein Lied von holder Frauenminne umduftet die feuerrote Passiflore; nicht von Mannestugend und kühner Thal, von dem Helden Siegfried, vom wilden Roland, dem König von Thule und der Hünen und Recken ganzer Zahl redet der dunkellaubige Mangobaum zu dem Knaben, der unter seinem Schatten lagert; — nicht jauchzt und weint an dem schwülen Mangrovestrand die Liebe Frithjofs und Ingeborgs; — keine Loreley sitzt, das Goldhaar kämmend, auf des Orinokos und Amazonas Felsenriffen, dem Schiffer im kleinen Nachen das wilde Weh in's Herze singend; kein Ännchen von Tharau wohnt unter dem schwerwuchtigen Bananenblatt; nicht hört in der kühlen Farnbaumschlucht der verlassene Knabe das Mühlrad gehen; durch das säuselnde Schilf- und Bambusrohr zieht nicht des Wanderburschen rührende Abschiedsklage: Morgen muß ich fort von hier — — —"

Es mochte 9 Uhr vormittags sein, als wir eine ausgerodete Waldstelle am rechten Ufer gewahrten. Angebaute Gewächse wie Plátanos*), Welschkorn und Fruchtbäume inmitten der Uferwildnis kündeten eine größere Ansiedlung an. Wirklich trat denn auch eine Rancheria**) aus den Anpflanzungen hervor. Sog. Conucos, Gartenländereien, welche mit den zum gewöhnlichen Bedarf dienenden frutos menores, wie Bananen, Cassave, Bataten, Yames und Melonen, bestanden sind, schlossen eine Reihe von Ranchos***) von einem Hintergrund phantastischen Gewirres von Gestrüpp und Schlinggewächsen ab. Über schlanken Pfosten — (angeblich aus gespaltenen Palmenstämmen) — ruht auf eben solchen Querstangen ein Dach aus Palmenlaub. Die Hütten sind ohne Wände. An den Pfosten pflegen die Indianer ihre Chinchorros d. i. ihre Hängematten aufzuhängen. Am Boden befindet sich unter Thongefäßen und Reib- oder Mahlsteinen die Feuerstelle. Das ist das ganze Mobiliar und Immobiliar eines indianischen Rancho, wie ich mich durch Augenschein am Rio Essequibo

*) Bananen.
**) Dorf.
***) Hütten.



Indianer-Rancho in Guyana.

in britisch Guyana überzeugte. Ein Häuptling dortselbst — der sog. Kapitän — geleitete mich in seinen Rancho. In einer Hängematte schaukelte sich — die Tabakspfeife im Munde — eine Alte, anscheinend die Schwiegermutter. Ein karrierter Shawl diente ihr — soweit ausreichend — zur alleinigen Hülle. Am Boden kauerten zwei junge, nur mit dem Guayuco-Schürzchen aus Bast und Perlen angethane Weiber und formten Thongefäße. Einige der letzteren erstand ich. Die stattlichere der Beiden, an die sich ein völlig nackter Knabe scheu anklammerte, erhob sich schließlich und schöpfte mir aus großem thongefertigten Behälter einen widerlich schmeckenden roten Trunk aus dem gegornen Saft der Maniokpflanze (Mandioca utilissima). —

Wie in einem aufgestörten Ameisenhaufen begann es sich bei Vorüberkunft des Dampfbootes vor den Hütten zu regen. Überrascht lassen wir nordländischen Passagiere unsere Blicke auf dem fremdartigen Bild ruhen. Die Indianer da drüben hatten offenbar Eile gehabt, zur Anstaunung unseres Fahrzeuges rechtzeitig aus ihren Hängematten vor die Ranchos zu gelangen. Sie hatten daher in ihrer Hast nicht erwogen, daß sie in ihrer Unbefangenheit füglich ein Rot auf die Wangen unserer Reisebegleiterinnen zaubern mußten. In völliger Unschuld drängten sich Männer und Weiber zum Uferrande hin. Einige wenige, mit Hemden oder Schürzen Bekleidete erschienen mir indes um nicht viel gesellschaftsfähiger.

Rasch stießen einige aus gehöhlten Baumstämmen gefertigte Curiaras*) mit kupferroten, nackten Gestalten bemannt, von der Playa**) vor den Ranchos ab uns entgegen. In unartikulierten Tönen riefen die Insassen uns um Gaben an. Dem Europäismus hatten sie in der Geschwindigkeit Rechnung getragen durch Anlegung der Guayuco-Schürze aus rotem oder blauem Zeug oder aus Geflecht. Ihre Statur war klein, aber kräftig. Strähnig fiel das lange, tiefschwarze Haar über die niedere Stirn und den Nacken herab. Hervorstehende Backenknochen, ein breiter Mund, Bartlosigkeit und die rotbraune Hautfarbe waren unverkennbare Merkmale der Kamtschatka-Race.

„Son de la tribú de los Guaraúnos,“ ***) lispelte mich der General an.

Die Guaraúnos sind die spärlichen Bewohner des Orinokodelta. Ihre Zahl ist in langsamer Abnahme begriffen und nicht festzustellen. Dauxion-Lavayssé schätzte sie noch 1807 auf 10 000. Jagd und Fisch-

*) Boote.
**) Strand.
***) Die sind vom Stamme der Guaraúnos.

fang ernährt sie reichlich. Ackerbau treiben sie wenig. Im übrigen leben sie harmlos und zufrieden. Nahrungssorgen kennen sie ebensowenig als höhere Ziele. Doch haben sie sich einen Geist der Unabhängigkeit bewahrt. Im Allgemeinen friedlich im Verkehr mit dem Europäer, sind sie gleichwohl von Mißtrauen gegen denselben erfüllt. Dauxion-Lavaysse rühmte den sanften, heiteren Sinn, die Schönheit und Liebenswürdigkeit der Guaraúnos. Die anderen benachbarten Indianerstämme seien nicht so schätzenswert.*) — Humboldt berichtet irrtümlicherweise, daß die Guaraúnos zur Zeit der Überschwemmungen des Delta in den Wipfeln der Moriche- oder Mauritia-Palme ihre Hängematten aufhängten und selbst — ihre Feuer dort oben anzündeten!

Man unterscheidet in Venezuela dreierlei, nach ihrer Stellungnahme zur europäischen Gesittung getrennte Gruppen der indianischen Ureinwohnerschaft: die wilden Indianer, Indios Bravos; die civilisierten, Indios Mansos oder Reducidos und endlich die getauften, Indios Catequisados.

Zur ersten Gruppe der Indios Bravos zählen die Guaraúnos. Schon Humboldt bezeichnete sie als den einzigen wilden, nicht unterworfenen Indianerstamm Neu-Andalusiens (Cumaná, Paria und Delta). Man versteht unter „wilden Indianern" oder Indios Bravos keineswegs barbarische Stämme; vielmehr die uncivilisierte, keinem Staats- und Kirchenregiment unterworfene, freie und unabhängige Ureinwohnerschaft. Mit Ausnahme der Guaraúnos gehört dieselbe zumeist dem caraibisch-brasilianischen Zweig der Guarani an. Diese unbotmäßigen Indianer sind aus ihren ehemaligen Wohnsitzen im Küstengebiet durch den Europäismus in die entlegenen, unnahbaren wald- und wasserreichen Strecken des Binnenlandes zurückgedrängt worden. So vornehmlich an die Wasseradern des Orinoko- und Rio Negro-Stromgebietes. Der Staat macht ihnen ihren Besitzstand nicht streitig — mit Rücksicht auf die dünngesäte Bevölkerung Venezuelas. Engel**) bemißt die Zahl der Indios Bravos in Venezuela auf 52000.

In dem Gartenland Venezuelas, in seinen Sabanen und Hochthälern, ist eine Ackerbau und Viehzucht treibende, völlig friedliche indianische Bevölkerung ansässig. Äußerlich der Kultur unterworfen und bekleidet, bekennen sich die Indios Reducidos zur katholischen Religion. Sie stehen unter dem Gesetz des Staates und sprechen zumeist die spanische Sprache. Gleichwohl halten sie zäh die Eigenart ihres Stammes-

*) Dauxion-Lavaysse S. 173, 176, 183, 210.

**) S. 29.

gepräges aufrecht. So bleiben sie gegen die übrigen Rassen, wie auch gegen den Europäer abgeschlossen, voll Mißtrauen und Abneigung. Zur Dienstbarkeit und Lohnarbeit sind sie schwer heranzuziehen.

Eine dritte, jedoch kleinere Gruppe der heutigen indianischen Urbevölkerung, die Indios Catequisados, haben, obgleich getauft, ihre ursprüngliche Lebensart beibehalten. So ihre teilweise oder gänzliche Verzichtleistung auf Bekleidung. Im Herzen sind sie so wenig Christen als die Angehörigen der beiden anderen Gruppen. Innerlich sind sie alle gleich, der Indio Reducido und Catequisado wie der Bravo. Trennend ist allein ihr verschiedener Kulturzustand und ihre gegenseitige Abneigung. Heute haben die Indios Catequisados ihre einstige Bedeutung in kultureller und wirtschaftlicher Hinsicht eingebüßt.

Es war das Verdienst der spanischen Missionen gewesen, neben der Verbreitung christlicher Gesittung die Naturkräfte des Landes dem Europäer durch die Arbeit der Indianer nutzbar zu machen. Das feuchtheiße Äquatorialklima Guyanas schließt die weiße Race von dem Anbau des Bodens und dem Einsammeln der Urwalderzeugnisse aus. Die Ordensmissionen hatten vordem ein weit über den oberen Stromeslauf des Orinoko verzweigtes Netz indianischer Kolonien angelegt. Auf diese Weise hatten sie den Absatz der Produkte aus unzugänglichen oder doch brach liegenden Ertragsgebieten angebahnt. Sie scharten die Indianer am Orinoko wie auch anderwärts in der Generalkapitanie Carácas um ihre Missionsniederlassungen. Sie vereinten ganze Völkerschaften zu Dorfgemeinden. Humboldt fand in den Kapuzinermissionen der Provinz Cumaná allein 15 000 Indianer von dem einen Chaymas-Stamm. Ebenso hoch war die Zahl der Indianer in den Missionen Guyanas.*) Wir besitzen aus der Feder Dauxion-Lavayssés vom Jahre 1807 Schilderungen verschiedener Missionsanstalten der katalonischen und der aragonischen Kapuziner im Küstengebiet von Cariaco und am Caroni, südlichem Nebenfluß des Orinoko. 500 bis 1000 Indianer bildeten eine Ansiedlung. Im Geviert umschlossen mit Palmlaub gedeckte Hütten die Klostergebäude und die mitunter reich bemalte und vergoldete Kirche. An der Spitze der ökonomischen Verwaltung einer Missionsgemeinde stand der Corregidór als Unterpräfekt und Friedensrichter. Ihm unterstanden die Alkalden, municipale Beamte und die subalternen Alguaziles oder Rats- und Gemeindediener. Die Beamten waren der Mehrzahl nach Weiße. Zu einzelnen Alkalden-Stellen ernannte man jedoch auch Kupferfarbige. Eine Mission besaß in der

*) Dauxion-Lavayssé 453.

Regel einen, mitunter mehrere Missionsprediger. Vormals Jesuiten, gingen nachmals die Missionare aus den Orden der Kapuziner, Rekollekten und Franziskaner hervor. Die gebildeten, begüterten und einflußreichen Jesuiten wußten, gleich den mährischen Brüdern und Herrnhutern in Nord-Amerika, in den Wilden den Geschmack für Ackerbau und mechanische Künste heranzubilden. Das spätere Regiment der Bettelorden hingegen wirkte durch Milde einerseits und Mangel an Macht und Mitteln wie an Schulung der Mönche andererseits erschlaffend auf die Missionsbefohlenen; dies um so mehr, als der Indio unter dem Schutze einer theokratisch-patrimonialen Herrschaft seinem natürlichen Element, dem Kampf mit feindseligen Mächten und um seine Selbsterhaltung, entrückt war. Immerhin blieb es das Verdienst der Mönche, die Indianer an Seßhaftigkeit, friedliche Lebensart und äußere Gesittung gewöhnt zu haben. Vornehmlich waren aber die Mönche Meister in der Staatskunst, die einzelnen Stämme von einander abzusondern und hierdurch die vereinte Kraft des Indianismus abzuschwächen.

Auf ihre kolonisatorischen Erfolge konnten die Missionare stolzer sein als auf die ihrer Catequisation. Wohl gelang es ihnen, unsittliche Gebräuche abzustellen. Aber die wesentlichen Begriffe der neuen Lehre blieben den Catequisados unverstanden. Ihre Gutmütigkeit und Friedfertigkeit entsprang natürlicher Trägheit und phlegmatischer Unlust zu Hader. Der Geist des Christentums hatte in ihnen so wenig Wurzel gefaßt als bei den heidnischen Reducidos. Zu Dauxion-Lavaysse bemerkte ein Mönch von der aragonischen Mission bei Carúpano: „Unter 10 000 Indianern unserer Ansiedlung wird oft nicht ein einziger zum heiligen Abendmahl zugelassen, nicht aus Lasterhaftigkeit, sondern wegen Unfähigkeit, das Geheimnis der heiligen Eucharistie zu durchdringen." — Aus dem Catequisationsunterricht und dem Besuch des katholischen Gottesdienstes nahmen die Indios Catequisados nichts mit hinaus, als — unter dem Arm ihr sorgfältig zusammengefaltetes Hemd. Lieber wollten sie ihre Haut als ihren Sonntagsstaat naß regnen lassen. Humboldt sagt daher nicht mit Unrecht: „Die wilden, unabhängigen Indios Bravos sind um nichts barbarischer als die nackten Catequisados der Missionen, welchen man das Zeichen des Kreuzes zu machen gelehrt hat."

Dem segensreichen Wirken der Mönche unter den Indianern bereitete der 20jährige Kampf um die Unabhängigkeit ein beklagenswertes Ende. Die Missionen wurden vernichtet und aufgehoben, die Mönche mancherorts, wie am Rio Caroni, gemeuchelt. Die missionierten In-

dios Catequisados am Orinoko verwilderten, seitdem sie keiner Kirchenzucht mehr unterworfen. Über theokratisches Verwaltungstalent mögen die Ansichten auseinandergehen. Unbestritten bleibt aber, daß die spätere republikanische Regierung nichts an die Stelle des monastischen Kultur- und Bekehrungswerkes unter den Indianern zu setzen vermochte. Das friedlich patriarchalische Regiment der Padres war bemüht, den Eingeborenen neben den genannten Segnungen noch vornämlich die des Schutzes gegen den weißen Bedrücker zu bringen. An ihre Statt ist späterhin eine Herrschaft der Beamtenwillkür und eine abenteuerliche Erpressungspolitik getreten. Der gute Wille des Kongresses in Carácas ist machtlos gegenüber dem ungesetzmäßigen Vorgehen bereicherungssüchtiger Regierungskommissäre. Ein trauriger, wirtschaftlicher und kultureller Niedergang Guyanas ist infolge dessen eingetreten. Die einst zahlreichen Indios der Missionen weichen scheu vor dem weißen Mann zurück. Die Zahl der „wilden Indianer" hat sich durch die „verwilderten" vermehrt. Ihre Arbeitskräfte werden nicht mehr in den Dienst der Produktionsarbeit gestellt. Ein Erschluß des äquatorialen Urwaldgebietes für die Zwecke des Produktenabsatzes ist mithin für unabsehbare Zeit lahm gelegt. Nur ein Beispiel hierfür. Die Wasserfälle von Atures und Maypures am mittleren Orinoko wurden zu Zeiten Humboldts bei der Reise stromaufwärts durch die zahlreichen Indianer der Missionen, mit dem Gepäck und den Lanchas*) auf dem Rücken, zu Fuß überschritten oder umgangen. In den 1850er Jahren fand Michelena in Atures nur noch sieben und in Maypures gar nur vier arbeitsfähige, zur Überschreitung der Katarrakte geeignete Indios vor. Man sieht, die Missionen boten die alleinige Grundlage zu einem Vordringen der Kultur in die Urwaldwildnis.

Die heutige venezolanische Regierung ist außer Stand, das Zivilisationswerk der ehemaligen Missionen selbständig in die Hand zu nehmen. Sie trifft jedoch Vereinbarungen mit, meist auswärtigen, Unternehmern behufs Ausbeutung des Bodenreichtums in noch unerschlossenen Staatsländereien. Einen derartigen, auf 99 Jahre abgeschlossenen Vertrag mit dem nordamerikanischen Bürger Georg Turnbull veröffentlicht die Gazeta Oficial von Carácas vom 11. September 1886.

Dem G. Turnbull erwächst das ausschließliche Recht der Durchforschung des Delta nach seinem Mineralreichtum, insbesondere Asphalt und Steinkohle, sowie der Verwertung dieses Gebietes für Ackerbau

*) Booten.

und Viehzucht; ferner der Gründung einer Kolonie mit den für einen Manufakturbetrieb erforderlichen Anlagen und Maschinen. Der Konzessionär hat weiter freie Einfuhr von Häusern aus Holz- und Eisenkonstruktion, von Maschinen, Werkzeugen, Vieh und sonstigen zum Betrieb der Kolonie erforderlichen Gegenständen. Ihm ist die Ausfuhr aller Natur- und Industrieerzeugnisse und zollfreie Schiffahrt in allen Gewässern des Vertragsgebietes gestattet. Für jede entdeckte Mine wird G. Turnbull ein Konzessionstitel gewährt.

Da hingegen verpflichtet sich dieser zu: Beginn der Arbeiten vor Ablauf von sechs Monaten nach Vertragsschluß; Baarzahlung von 50 000 Bol. für je 46 000 Kilo ausgeführter Sarrapia (Tonkabohnen) und Kautschuk; Förderung der Einwanderung und Zivilisierung (reducción y civilicazión) der wilden Indianerstämme, und endlich zu Anlage von Verkehrswegen. — Auf Natur- und Industrieerzeugnisse tritt für Turnbull der Tarif für meistbegünstigte Kontrahenten in Kraft.

Die Regierung richtet innerhalb der Kolonie eine Verwaltung und Gerichtsbarkeit ein. Sie stellt auf Kosten der Kolonisationsgesellschaft eine bewaffnete Polizeimannschaft ein. Für die Dauer von 20 Jahren sind die Bewohner der Kolonie von Militärdienst und Abgaben befreit.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Auf dem großen Orinoko. I.

(Vom Delta bis Puerto las Tablas.)

In den Orinoko. — Hydrographie; Strombreite. — Über den Namen Orinoko und seine Bezeichnung Paragua. Die Wurzel Para in den indianischen Sprachen. — S. Rafael de Barancas. — Steppenlandschaft; geologischer und botanischer Charakter. — Guyana Vieja. — Kreolische Reisegefährtinnen; Juana. — Krokodille. — Die „schwarze Rose von Bolívar.“ — Uferlandschaft. — Schiffahrt auf dem Orinoko. — Die „Nymphen des Orinoko.“ — Karaiben.

„Kommen Sie auf Vorderdeck! Eben laufen wir in den Orinoko ein“, rief mir Herr Schock zu. Gemütlich saß ich noch mit dem Pianisten Freudenheim an der abgedeckten Frühstückstafel. Es mochte ein Uhr sein.

Der Caño Manamo, von dem sich kurz zuvor der Caño Macareo abgezweigt hatte, ergoß sich träg über Untiefen in den gewaltigen Strom. Die frischgrünen, geschlossenen Coulissen öffneten sich nun ohne Übergang. Vor uns breitete sich die unbegrenzte, gelbliche Flut des Orinoko aus. Das Schiff steuerte vorsichtig durch das seichte Fahrwasser am Ausfluß des Deltaarmes auf die Höhe des Flusses. Bald traten die Ufer unkenntlich zurück.

Bezüglich der Breite des Stromes erschien mir jeder beliebig hohe Ausdruck in Zahlen meinem Eindruck nach gerechtfertigt. — Der Orinoko wälzt ungeheuere Wassermassen nach dem Ozean. Sein Flußgebiet umfaßt nach Andree 850 000 Quadratkilometer,*) nach Villavicencio 96 000 000 Hektar. 436 Flüsse und mehr denn 2000 Flüßchen ergießen sich in ihn. Solchergestalt entwässert er den ganzen an Niederschlägen gesegneten, wasserdampfgesättigten Urwaldbereich des nordwestlichen Südamerika zwischen Amazonas, Essequibo und Magdalena. Nach Verstärkung durch die bedeutenden Nebenflüsse, den Rio Apure, den Rio Meta und späterhin den Rio Caroni, erlangt er oberhalb des Delta eine durchschnittliche Strombreite von dreiviertel deutscher Meile. Innerhalb der Regenzeit nehmen seine Ufer mitunter einen Abstand von mehreren Meilen. Die Breite des Orinoko ist somit, in Anbetracht des Einflusses wechselnder Jahreszeiten und ebenso der Örtlichkeiten, eine relative. Der Orinoko verengert sich zwischen Klippen, und verbreitert sich in sandigen Steppen. In diesem Sinn hat man auch die abweichenden Angaben seiner Maße — bald 8000 bis 9000 Fuß, bald 12 000, bald 18 000, ja selbst mehrere deutsche Meilen und sogar 20 Seemeilen — zu beurteilen. Meine Reise erfolgte zur Zeit des niedrigen Wasserstandes; ich habe mich daher möglichst an die geringeren Zahlenansätze zu halten.

Im Verhältnis zu seiner Wassermenge ist die Länge des Orinoko nicht bedeutend. Die Entfernung in der Luftlinie zwischen Quelle und Mündung beträgt nur 691 Kilometer, angesichts der bedeutenden Spirale; die gesamte Stromeslänge nur 2374 Kilometer. Hiervon sind 2229 Kilometer schiffbar. Die Quelle liegt 1588 Meter hoch. Das Gefäll des Flusses beträgt im Mittel 67 Centimeter per Kilometer.**)

Über den Namen Orinoko sagt Aristides Rojas:***) Für den unteren Lauf des Flusses bestand zu Zeiten der Eroberer unter den

*) Nach Sachs 17 331 Quadratmeilen.

**) Villavicencio 17, 18.

***) S. 115. Las Radicales del „agua" en las lenguas americanas.

Eingeborenen der Name Urinuco und durch Sprachverderbnis Worenoque, Orinoco. Die Karaiben sagten Ibirinoco. Die Tamanacos hatten für das westindische Meerbecken die Bezeichnung Orinucna. Stromabwärts von der Mündung des Rio Meta kannten übrigens die Indianer den Orinoko unter den verschiedenen Namen: Uriaparia, Aparia, Yupaparia und Huriaparia — hauptsächlich aber Paragua. Hieran knüpft Rojas eine Betrachtung von sprachwissenschaftlichem Interesse. Schon allein aus letztgenanntem Wortstamm sucht er den Nachweis alten kulturellen Zusammenhanges der Urbevölkerung Venezuelas mit den Bewohnern der Anden von Peru zu erbringen. Diese hinwiederum hätten ihre Kultur aus Ostasien überkommen, welche alsdann die Stromesläufe hinab in das östliche Tiefland und Küstengebiet Südamerikas getragen wurde. Vom Süden verbreitete sie sich aus den La Plata-Ebenen über Brasilien und Guyana nach den Orinokoländern und entlang der karaibischen Küste bis zum Delta des Magdalenenstromes. Die Karaiben, auf ihrer Wanderung von dem quechuanischen Grenzgebiet in Peru durch Argentinien, Brasilien und Guyana bis an das nach ihnen benannte Meer, sind die Vermittler dieses Kulturganges gewesen. Noch heute zeigen uns die geographischen Namen die Etappenstraße dieser caraibischen Wanderung*) an. Namhafte örtliche Benennungen auf dieser Route sind Wortstämmen der Quechua- (und der Guarani-) Sprache entnommen. So insbesondere Ausdrücke, die den Wasserreichtum und die Wasseradern des Landes betreffen. Letztere waren die ausschließlichen Bahnen der Völkerverschiebung über den undurchdringlichen, südlichen Kontinent.

Unter allen südamerikanischen Wortstämmen für „Wasser" hat keines die Bedeutung der Wurzel Para aus der Quechua-Sprache erlangt. Bei den Quechua bedeutet Para: Regen, Wasser, im übertragenen Sinn: Meer, Strom oder See. Worte, die aus der Wurzel Para gebildet sind und in einer Beziehung zu dem Begriff: Wasser (große Wassermenge) stehen, finden wir im gesamten Wanderungsgebiet der Caraiben durch Amerika. Paramilla bei den Quechua bedeutet: Winter, Regenzeit, Parani: regnen, Parihuara: Flamingo. Paria hieß eine Provinz im Niederschlagsgebiet von Ober-Peru, Paria ein See, der mit dem Titicaca zusammenhängt. In der Guarani-Sprache bedeutet Para: Meer, Parapiti und Pari: Flüsse in Peru und Bolivia, Pariamarca: eine dortige Völkerschaft, Paraguaçu: den Namen des La Plata (eigentlich großes Wasser, Fluß wie Meer),

*) Siehe in Kapitel 32, S. 327.

Paraguay (eigentlich Paragua-y): Quell, Brunn des Meeres. In der gesamten hydrographischen Zone des Amazonas und Orinoko finden sich die Repräsentanten dieses Wortstammes aus der Quechua-Guaraní-Sprache. So sind Pará, Paraná, Paraguaça, Paranaiba Namen brasilianischer Flüsse; Paranaguá ist die einheimische Benennung des Rio Janeiro. Brasiliens alter Name ist Para-sil; Pernambuco ist Korruption von Paranambú. Den Amazonenstrom nannten die Eingeborenen Paraná (gran masa de agua). Paraná, Pará, Paraiba sind Namen brasilianischer Provinzen. — Wir kommen nach Guyana. Wie der Orinoko so hieß Paragua sein Nebenfluß, der Caroní. Paraiba, Paranaiba, Parima, Pararurú sind Namen anderer guyanischer Flüsse. Völkerschaften am Orinoko waren die Paravainas, Parabenas, Paraguanos. Nördlich die Halbinsel Paria erinnert an die Provinz gleichen Namens in Peru. Über Paraguachi auf Margarita, vorüber am Stamm der Paracoten nahe Carácas, gelangen wir nach der Halbinsel Paraguana an der Lagune von Maracaibo. Panamá endlich ist entstanden aus Paramá. — Die Caraiben nannten die Holländer Paramachire d. i. die Meeresbewohner. Paramáribo heißt heute noch die Hauptstadt niederländisch Guyanas oder Surináms. — Bei den Bewohnern Haïtis hieß das Meer: Bagua, eine Korruption aus Paragua.

Das Sprachgebiet der Wurzel Pará erstreckt sich mithin vom östlichen Abfall der Anden von Peru, Bolivia und Ecuadór zu den Pampas und von da über die Küstenländer Brasiliens, Guyanas und Venezuelas. In Westvenezuela, dem Gebirgsland der Kordillere, fehlt dieser Wortstamm ebenso wie fast in ganz Kolumbien. Die Karaiben sind mithin aus dem südlichen Teil des Kontinentes über die Stromgebiete des La Plata, Amazonas und Orinoko nach Norden vorgedrungen — nicht aber von den venezolanischen Anden herniedergestiegen. Die Muysca und Chibcha im alten Cundinamarca (Kolumbien) blieben von der caraibischen Wanderung unberührt.

Woher stammt die, den Weg südamerikanischer Kulturgeschichte bezeichnende, Wurzel Pará? Woher haben sie die Peruaner? so fragt Rojas. Seine Antwort lautet: Garcia leitet Pará von dem hebräischen Pari = befruchten, bewässern ab. Im Sanskrit bedeutet Purva oder Puruva die Küste gegen Morgen, eine Bezeichnung der Länder im Osten von Indien. Davon leitet der Orientalist Professor Paravey die Namen Peru, Pará ab. Eine sprachliche Brücke von Indien nach Amerika bildet ihm in der Art eine ehemals Paragoa benannte Philippineninsel. Er hebt hervor, daß die Flotten Salomos auf dem

Wege nach Tarschisch und Ophir in das Meer von Parwaim, d. i. des äußersten Ostens, eindrangen.*) Der amerikanische Sprachforscher Lopez pflichtet der Ansicht Paraveys hinsichtlich der Herkunft der Peruaner aus Asien bei. Die aus Asien nach Osten auswandernden Stämme nannten, nach ihm, ihr neues Vaterland Peru, im Sanskrit gleichbedeutend mit: oriente, la mar, el sol, las montañas de oro.

„Ein einziger Wortstamm wie Pará genügt," meint Rojas, „um vom Orinoko die von der Völkerentwicklung betretene Straße durch das wasserreiche östliche Tiefland Südamerikas, über die Anden und das pacifische Meer hinüber, bis zu ihrem Ausgangspunkt in den salomonischen Häfen rückwärts zu verfolgen." —

Die Uferlandschaft ähnelte anfänglich durch reichen Wald- und Palmenwuchs derjenigen des Delta. Dann und wann tauchten in dem Gesträuch am Wasser Lehmhütten auf. Bald ward üppiges Wachstum seltener. Strauchartiges, niederes Gehölz voll Dürre überzog die kahlen Uferwände. Doch unterbrachen Hochstämme mit weitverzweigten Kronen das Einerlei. Die Gegend zeigte durchaus nicht mehr die Merkmale der Tropenwelt.

Die Dampfpfeife ertönte. Auf der linken Stromseite erhob sich auf thoniger Böschung die Ortschaft San Rafael de Barancas. Dieser kleine Stapelplatz ist ebenso wie weiter stromaufwärts Las Tablas und La Soledad, habilitierter Hafen für die Viehausfuhr aus den Niederungen des Delta und dem benachbarten Flachlande per Schiff nach den Antillen. Eine Hügelwand entzog uns zum größeren Teil den Anblick dieses nichts weniger als anziehenden Pueblo. An der gegenüberliegenden Seite des Flusses liegt die umfangreiche Insel Tórtola. Mit Hilfe meines Fernglases vermochte ich dieses fruchtbaren Eilandes zahlreiche Palmbäume zu erkennen.

Der Orinoko tost hier in seiner mächtigsten Stromentwicklung vorüber. Sein Fahrwasser ist aber mitunter eingeengt. Der Schiffahrtskanal — der sog. Thalweg — war, bei der geringen Tiefe des Flußbettes, des öfteren ein sehr schmaler. Zwischen vielfachen Islitas — meist kahlen Sandbänken — suchte der Steuermann, nachdem man wieder Dampf gegeben, sein Fahrzeug hindurch zu lenken. Entwurzelten Bäumen und Treibholz auf dem reißend strömenden Wasser hatte er dabei mit Geschick auszuweichen.

---

*) Der bekannte Assyriologe Oppert bezeichnete mir Ophir als voraussichtlich Peru.

Weite Niederungen umsäumten den Horizont. Der Charakter der Llanos war der Landschaft aufgedrückt. Die Steppe zerstört gewaltsam die Erwartungen tropischer Schönheit. Alle Naturerscheinungen des äquatorialen Gebietes sich in Überfülle von Vegetationszauber zu vergegenwärtigen, ist sehr irrig. Natur- und Pflanzenwelt der Tropen entfalten nur örtlich begrenzt ihre dem Nordländer fremdartige Pracht. Großenteils fehlen alle die Merkmale, die in unserem Vorstellungsvermögen von den Ländern innerhalb der Wendekreise unzertrennlich sind. Immerhin aber wird die Eigenart des tropischen Landschaftsgemäldes jedergestalt die Aufmerksamkeit des Fremden fesseln. — Der Unter-Orinoko durchströmt weites Steppenland. Die Flußufer ermangeln daher innerhalb dieses Bereiches der dem Gebiet des oberen Orinoko und dem Delta eigenen überaus reichen Tropenvegetation.

Über den geologischen Charakter der Llanos entnehmen wir Villavicencio*) Folgendes: Sand und Thonerde lagern über dichten Schichten von Kalkgestein. Unterhalb stößt man vielfach auf einen mit Sand untermischten, mehr oder weniger roten Kalk. Letztere Schicht setzt sich häufig aus einem Conglomerat von Bruchstücken aus Quarz und kieselhaltigem Thonschiefer zusammen. Die oberste Bodenlage ist ein Detritus. Das Sedimentärgestein unter ihr ist zweifelsohne aus dem Meer, welches in der Kreidezeit das Tiefland ausfüllte, hervorgegangen. Später erfolgte eine Hebung des Bodens. Der Grund des Beckens ward trocken gelegt.

Die Oberfläche dieses Alluvialbodens ist heute das Glutbecken des nordöstlichen Süd-Amerika. Ihre Pflanzendecke besteht nach Villavicencio**) vorwiegend aus Gräsern (gramineas) und grasverwandten Sorten, wie Cyperngras (ciperaceas) und Schwertlilien (Xirideas). Vorherrschend auf diesen öden Strecken ist dürres Gesträuch sowie hülsenfrüchtehaltige Gewächse (Leguminosas herbaceas). Stellenweise ist dabei Blumenschmuck nicht ausgeschlossen. Auch Haine und Wäldchen unterbrechen die Einförmigkeit. Vereinzelte Palmen sind weithin über das ebene oder wellenförmige Land sichtbar. Unter ihnen hauptsächlich die Copernitia, die Piritú (Guilielma), die Moriche (Mauritia flexuosa L.) und die Palma real. Innerhalb der übrigen Baumarten vertritt die lederblätterigen vornehmlich die Steineiche oder Chaparro (Curatella americana L. — Rhopala acuminata Kth). Aus der Familie der Leguminosen ist der Algarróbo oder Johannisbrodbaum,

*) S. 69.

**) S. 69, 70.

der Alcornoque oder Korkeiche und der Cañofistolo (Cassia fistula) zu nennen. Außerdem gedeiht hier der Apeiba-Baum, Cochlospermum, Astronium und Doliocarpus.

Humboldt schildert uns die Llanos als eine zum Teil mit hohen Gräsern bewachsene Ebene. Wohl überkommt ihn angesichts des freien Horizontes und der Unermeßlichkeit des Raumes ein Gefühl entlastender Befreiung vom Druck der umgebenden Materie. Aber nirgends (?) erblickt er einen Gegenstand, der auch nur fünfzehn Zoll aus dem Boden hervorragte. Die Grasarten schließen fast alle anderen Gewächse aus. Von Flugsand bedeckt und voll Risse klafft das Erdreich dürstend auf. Unter den senkrechten Strahlen der Sonne zerfällt die verkohlte Grasdecke in Staub. Der heiße Boden strahlt erstickende Luftwärme aus. Die Steppe Süd-Rußlands und die Haide des Nordens, sagt Humboldt zum Schluß, können nicht ärmer an Pflanzen und Tieren sein als diese Sabanen.*)

Humboldt, Appun, Gerstäcker und Sachs, diese litterarische Quadriga von Orinokofahrern, heben übrigens übereinstimmend den reichen Baumwuchs des Llanosgebietes in der Nähe der großen Ströme, wie am Rio Portuguesa, Apure und Orinoko, hervor. Die Ränder der Flüsse fanden sie vielfach mit Waldungen bestanden. — Auch das weite Land stromaufwärts von Barancas zeigte auf ausgedehnten Grasflächen und sandigen Ebenen vielfache Baumgruppen. Zusammenhängende, bewaldete Auen verloren sich landeinwärts im bläulichen Dunst.

Wir trieben in eine klippige, kaum 4000 Fuß breite Stromverengung. Eine Anhöhe des rechten Ufers krönte eine umfangreiche, massige Ruine. Der Anblick einer verfallenen Burg am geschichtslosen Orinoko überraschte mich.

„Guyana Vieja (Alt-Guyana), Señor," bedeutete mir ein eingeborener Caballero. „Die Españoles," so fuhr er verächtlich fort, „haben diese Befestigung erbaut. Aber die Venezolaner haben die Zwingburg der Fremdherrschaft gebrochen. Mueran**) los Españoles — Dios y Federación!"

Guyana Vieja, auch Antigua Guyana genannt, fiel (als letztes Bollwerk der Truppen Ferdinands VII. in Guyana) am 30. August 1817 in die Hände der Patrioten. Der stark befestigte Platz war einst die alte Hauptstadt der Provinz Guyana, 1591 von Antonio de

*) Klenke, Humboldt. S. 99 ff.

**) Tod den Spaniern.

Berrio erbaut. Die Stadt ist verschwunden — die Veste ist zur Ruine geworden. Im südlichen Hintergrund erheben sich die niederen Höhenzüge der Sierra von Piacoa.

Die Bilder, welche die Biegungen des gewaltigen Sabanen-Stromes abwechselnd vor uns entrollten, waren etwas eintönig gemalt. Der Charakter der Gegend war ein mehr mitteleuropäischer als tropischer. Zudem verdüsterten die Vorboten der Regenzeit, gleich den grauen Scirocowolken Italiens, das Himmelsblau.

Der mich umgebenden Natur ist es daher nicht zuzuschreiben, wenn ich meine Orinokofahrt nach Angostura zu meinen anregungsreichsten Reiseerlebnissen zähle. Jahre werden vergehen, der Ernst des Daseins wird immer sichtbarer das Steuer meines Lebensschiffleins führen. In unverwelklicher Frische jedoch werden mich die Erinnerungen an Bord des Orinokodampfers bis in späte Tage geleiten. Überquellender Lebensmut, der desertierende Begleiter in Zeiten ernster Geistesarbeit, stand mir in jenen Tagen unentwegt zur Seite. Er schuf in mir eine Empfänglichkeit für Eindrücke aller Art und eine geistige Anschlußfähigkeit an jeden an mich herantretenden Gedanken. Der leicht beschwinglichen, oberflächlichen, wenn auch herzlichen Sinnesart der Kreolinnen sind wir Deutsche bei unserem Positivismus sonst nicht zugänglich. Nur schwer vermöchte ich heute, da ich diese Erinnerungen zu Papier bringe, den von Kreolinnen in Übermut und heiterer Lebenslust neckisch hingeworfenen, tausenderlei Widersinnigkeiten enthaltenden Gedanken mein damaliges unermüdliches Eingehen auf dieselben, meine Schlagfertigkeit im Erwidern sowie meine unverwüstliche Laune entgegenzusetzen.

Auf Deck in Klappstühlen aus Segeltuch, lehnten mehrere Señoritas. Ich nenne sie nicht schön. Mit diesem verbrauchten Lob wäre nichts gesagt. Aber sie besaßen die Anmut, die gefälligen Bewegungen, die Frische und die Lebendigkeit der Töchter ihres heißen Landes. Ihre Augensterne entsandten dann und wann Lichtblitze über die Gesichtszüge der in Bannweite befindlichen Caballeros. Caravelos war diesen Damen im Gasthaus in Trinidad begegnet. Ich fand ihn eben im Gespräch mit ihnen. Bald ward ich hereingezogen. Die in den Formen der guten Gesellschaft sicheren Mädchen kamen aus Paris. Dort hatten sie ihre Außenseite über die landesübliche Puderschicht mit dem Lack bezw. Chic der grande nation überzogen. Doch auch in den inneren Menschen hatte etwas esprit seinen Einzug gehalten. Die von Natur beanlagten Kreolenkinder hatten neben spanisch-amerikanischer Faseligkeit ein Etwas französischer Geisteszucht angenommen. Eine unter ihnen hatte Straßburg besucht und erzählte mir von ihrem

Gastfreunde am Thomasplatz. — Das Nationalgefühl des spanischen Stammes ließ die Fortführung unseres Gespräches in französischer Mundart nicht zu. Verbindlich, aber bestimmt nötigten mich die Damen zu kastilianischer Ausdrucksweise. Vergeblich berief ich mich auf die Unvollkommenheit meiner spanischen Sprachkenntnisse. Bei ungleichmäßiger Beherrschung der Umgangssprache an Bord, fürchtete ich mit beschwerten Schwingen hinter dem allgemeinen Gedankenflug zurückbleiben zu müssen.

„Verständigen wir uns in der Lengua universal," rief schelmisch die junge Dame, die Straßburg kannte. Ich nenne sie von nun an Juana.

„In Volapück oder in der Blumensprache, Señorita, in der lengua de las flores?" entgegne ich Juana.

„In Venezuela sagt man: lengua de los corazones,"*) verbesserte sie emphatisch.

„Diese Sprache wird mir wohl kaum geläufig sein — versuchen Sie es lieber mit dem Junggesellen aus Hellas," entgegne ich.

„Oh, Sie suchen Ausflüchte. Die Herzen der Deutschen sind kalt wie die Eisblumen an den zugefrorenen Fenstern Straßburgs. In Venezuela hingegen hat man el corazon caliente, ein Herz voll heißströmenden Blutes."

„Es nimmt mich nicht Wunder," versetzte ich. „Seit meinem Aufenthalt in der Trope ist meine Herzthätigkeit anscheinend durch Überfüllung der Blutgefäße nicht geregelt."

„Sanguijuelas,"**) schrie Juana. „Caravelos, führen Sie in Bolivar das blonde Deutschland sofort in die Botica***) und lassen Sie Blutegel geben."

Ich nehme mein Taschenbuch zur Hand und zeichne einige kühne Striche ein.

„Was machen Sie da?" frug mich neugierig Mariquita, die hübsche jüngere Schwester Juanas. Sie bog sich dabei über die Armlehne meines Sessels und schob mit ihrer elfenbeingelben Hand die schwarzen Locken zurück.

„Ich habe das Rezept Ihrer Schwester eingetragen", versetzte ich und überlasse ihr mein Buch.

Mariquita lacht hell auf und ruft ihre Freundin Carmelita herbei. Die Beiden kichern und flüstern, anscheinend befangen. Juana ent-

---

*) Sprache der Herzen.

**) Blutegel.

***) Apotheke.

reißt ihnen meine Aufzeichnung. Ihre anfänglich ausgelassene Heiterkeit weicht mädchenhafter Verlegenheit. Das aufgeschlagene Blatt zeigte ein großes Herz, das die Orinokoflut bespülte. Ein Vampyr in Gestalt eines weiblichen Genius mit ausgebreiteten Flügeln und nur leicht mit Schleierflor bedeckt, saugte das Herzblut aus. Die wohlerzogenen Mädchen erröteten darob. Eine englische Miß würde die mangelhaft verhüllte Riesenfledermaus mit mehr Seelenruhe betrachtet haben.

„Das Herz ist sehr weit entworfen, das ist wohl Caravelos Herz", nahm, um ihre Verlegenheit zu verbergen, Juana mit gutmütigem Spott das Wort. „Caravelos! Sie schweigen beharrlich unter Damen. Ich möchte doch wissen, was alles in Ihrem Herzen Raum hat?"

Von Anbeginn hatte ich das Wohlgefallen der Damen an dem Griechen bemerkt. Mit flüchtigem Griffel ließ ich in meinem Buche ein neues Herz erstehen. In ganzer Breite füllte dasselbe eine modisch gekleidete Dame aus. In den Gesichtszügen hatte ich mir eine Anspielung auf Juana erlaubt. Lächelnd schob ich ihr die Skizze hin. Natürlich gab sie sich den Anschein völliger Unbefangenheit, als sie am Fuß des Bildes die Worte überflog: „So weit ist Caravelos' Herz!"

Eben ertönte ein Schuß, gleich darauf ein zweiter vom obersten Deck. Allgemeine Bewegung nach Steuerbordseite. Eine dritte Flintenkugel schlug auf einer playa, einer Sandbank des flachen, ein Kilometer entfernten Ufergeländes mit aufwirbelndem Staub ein. In der Richtung des Einschusses sehe ich einen Baumstamm liegen. Da knallt es zum viertenmal. Der Sand der playa spritzt nach dem Block. Langsam und träg bewegt sich dieser und rinnt wie eine zähe, halbflüssige Masse bedächtig in das Wasser. Wir hatten ein großes Orinokokrokodil gesehen. Die durchschnittliche Länge dieser Tiere beträgt zwanzig Fuß. Dieses langschnauzige, nilotische Krokodil (crocodilis acutus) findet sich, neben den kleineren Kaimans, häufig im Orinoko. Von der eigentlich amerikanischen, und nur dort anzutreffenden Rieseneidechse, dem kurzschnauzigen Alligator und dem Kaiman, ist es wesentlich unterschieden durch bedeutendere Größe, einen Ausschnitt für den vierten Unterkieferzahn im Oberkiefer, hakenförmige Zähne aus Elfenbeinmasse und vollständige Schwimmhäute an den Hinterfüßen. Manchem dieser Ungeheuer scheint die Mittagssonne auf den Sandbänken des Orinoko schon im 150. oder 200. Jahr in den geöffneten Rachen. Auf der playa verscharrt das Krokodil seine Eier, zwanzig bis neunzig Stück, im Sande. Dort gräbt es auch mit Vorliebe im heißen Boden nach den leckeren Schildkröteneiern.

Das eben geschilderte Jagdschauspiel wiederholte sich noch mehr-

mals bis Bolivar. Aus der Ferne konnte man zuweilen Krokodile auf den Dünen gewahren. Das nicht geübte Auge glaubte stets nur einen Baumstrunk zu sehen. Allein das langsame Sichvorwärtsschieben nach dem Fluß, bei Annäherung des Schiffes, entlarvte den Saurier. Das Schnellfeuer aus den Repetiergewehren der Engländer oder Amerikaner an Bord auf jedes dieser meist unerreichbaren Tiere ist völlig nutzlos und hat nur zur Folge, daß die gewitzigten Bewohner der Orinokotiefe sich in respektvoller Ferne von den Dampfern halten. —

Unsere Begleiterinnen waren übrigens keineswegs gewillt, durch Krokodille in der Fortspinnung des launigen Gesprächsganges eine Störung zu erleiden. Sie hatten sich vorgenommen, sich bis in ihre Vaterstadt Bolivar ungeschwächt zu unterhalten. Ihre gute Laune teilte sich der ganzen Reisegesellschaft mit. Gruppen von Zuhörern umstanden den engeren Kreis, den die jungen, munteren Señoritas um sich als Mittelpunkt gezogen. Irgend ein Engländer befestigte seine Hängematte dicht nebenan. Mit überhangenden Beinen — die Zigarre im Mund und den New York Harald als Fächer in der Hand — wollte er in bequemer Lage aus der Prosceniumsloge dem Lustspiel in nächster Nähe anwohnen.

„Schön mag sich's ergehen in den Gärten von Bolivar“, äußerte ich mich gegen die Damen.

„Ach, wo denken Sie hin!“ versetzte die herzliche Carmelita. „Gärten haben wir nicht — alles ist wüst und schattenlos in Bolivar.“

„Aber schöne Blumen finden Sie dort,“ warf die unermüdliche Juana ein.

„Welcherlei Blumen?“ frage ich.

„Schöne, prangende Rosen“, drohte Juana mit dem Finger. „Lieben Sie den berauschenden Duft der Rosen? Gefällt Ihnen mehr die rote oder die weiße Rose, die dunklere oder die blonde Schöne?“

„Ich glaube, Caravelos bräche gern die **schwarze** Rose“, sagte ich ausweichend mit doppeltem Seitenhieb. Schien mir doch die reiche Juana dem weltmännischen Goldgräber Caravelos — ebenso wie dieser ihr — nicht eben gleichgiltig. Juana konnte dem Mann ihrer Wahl ein Herz nebst 50 000 Pesos entgegenbringen. Dabei besaß sie das tiefschwarze Haar der Mestizin. Sie nahm meine diesbezügliche Anspielung mit der schwarzen Rose wohlgefällig, wenn auch ablehnend, auf. Der Beiname „la negra flor de Bolivar“*) verblieb ihr von da ab an Bord.

*) Die schwarze Blume von Bolivar.

„In den europäischen Salons", wandte ich mich zu Caravelos, „sah man schon Manchen, dessen Brust die Rose von Brasilien*) schmückte. Wie wäre es, wenn Sie einst dort mit der „Rose von Bolivar" prangten!"

„Lassen Sie Caravelos", seufzte vorwurfsvoll Juana. „In dem steinigen Erdreich seines Herzens wird eine guyanische Rose nimmer wurzeln." —

Mein Auge schweifte ab und zu träumerisch hinüber nach den bläulichen Bergen des Südens hinter freundlichen Wäldchen und Laubholzgruppen. Grüner Ranft umsäumte hier den Fluß. Die Landschaft war so deutsch gestimmt. Die Heimat mutete mich aus ihr an. Der Bann um mich im Umkreis der Kreolinnen war gelöst. — Der Rosenduft verflüchtigte sich, die Blätter der negra flor fielen welkend herab in die gelbe Orinokoflut. Mit mächtiger Strömung brauste sie, trotz des Flachlandes und des geringen Gefälles, vorüber. Ein Segelschiff steuerte der entfesselten Gewalt des Wassers entgegen vor uns den Fluß hinauf.

„Sehen Sie, wie sich die Brise in die Segel legt," bemerkte mir ein Reisegefährte. „Der Orinoko ist bei Nordostpassat stromaufwärts für Segler leicht zu befahren."

Während der trockenen Jahreszeit, d. h. von Oktober bis April, herrscht hier zumeist der östliche Passat. Der Ostwind fährt durch das Delta herein; mitunter mit solcher Stärke, daß fünfzig geographische Meilen aufwärts der Mündung, ja selbst bis Ciudad Bolivar, die Flut aufgerührt wird. Zuweilen geht der Ost in Sturm über. Jäh überrascht er den Bootsmann. Diesem bleibt nicht Zeit, die Segel zu reffen. Auf dem Strome droht ihm größere Gefahr denn auf hoher See. Sein Fahrzeug gehorcht nicht mehr dem Steuer auf den wilden Wogen. Pfeilschnell schießt es den Klippen, Wirbeln und Strudeln entgegen. Über den Riffen unter dem Wasserspiegel droht es zu kentern. —

Zum Glück ist die Beständigkeit der Windverhältnisse der Orinokoschiffahrt günstig. Jede Jahreszeit hat ihren konstanten Wind. Selbst oberhalb Bolivars ist das Segelboot zur Reise stromaufwärts auf das Einsetzen des Ostpassates angewiesen. Am meisten hinderlich für den Bootsverkehr den Fluß hinauf ist der Westwind von der Kordillere von Merida, der Varinese aus der Richtung von Varinas."

Gerstäcker**) erwähnt, daß bei Hochgang des Orinoko und widrigem

*) K. brasil. Orden der Rose gestiftet 1829 von Dom Pedro I.
**) III, 288.

Wind die nach Angustora bestimmten Kauffarteischiffe mitunter zwanzig bis dreißig Tage benötigten, um die gewaltige Flußströmung zu stemmen.

Es war aber nicht die Absicht Juanas, mich meinen Betrachtungen über die Orinokoflut zu überlassen. Schmollend erweckte sie mich aus meiner Versunkenheit in das Wasserreich. Voll Vorwurf meinte sie: „Warum denn die Nixen im tiefen Grund der Wasserflut suchen? Ruhen sie nicht anmutsvoll mit glutgetränktem Blick an den Masten Ihres Fahrzeugs? Lockt Sie nicht ihr Sang hier auf schaukelndem Boot? Was lauschen Sie da der Nymphen Gruß dort unten im Schaum der Orinokowoge?!“

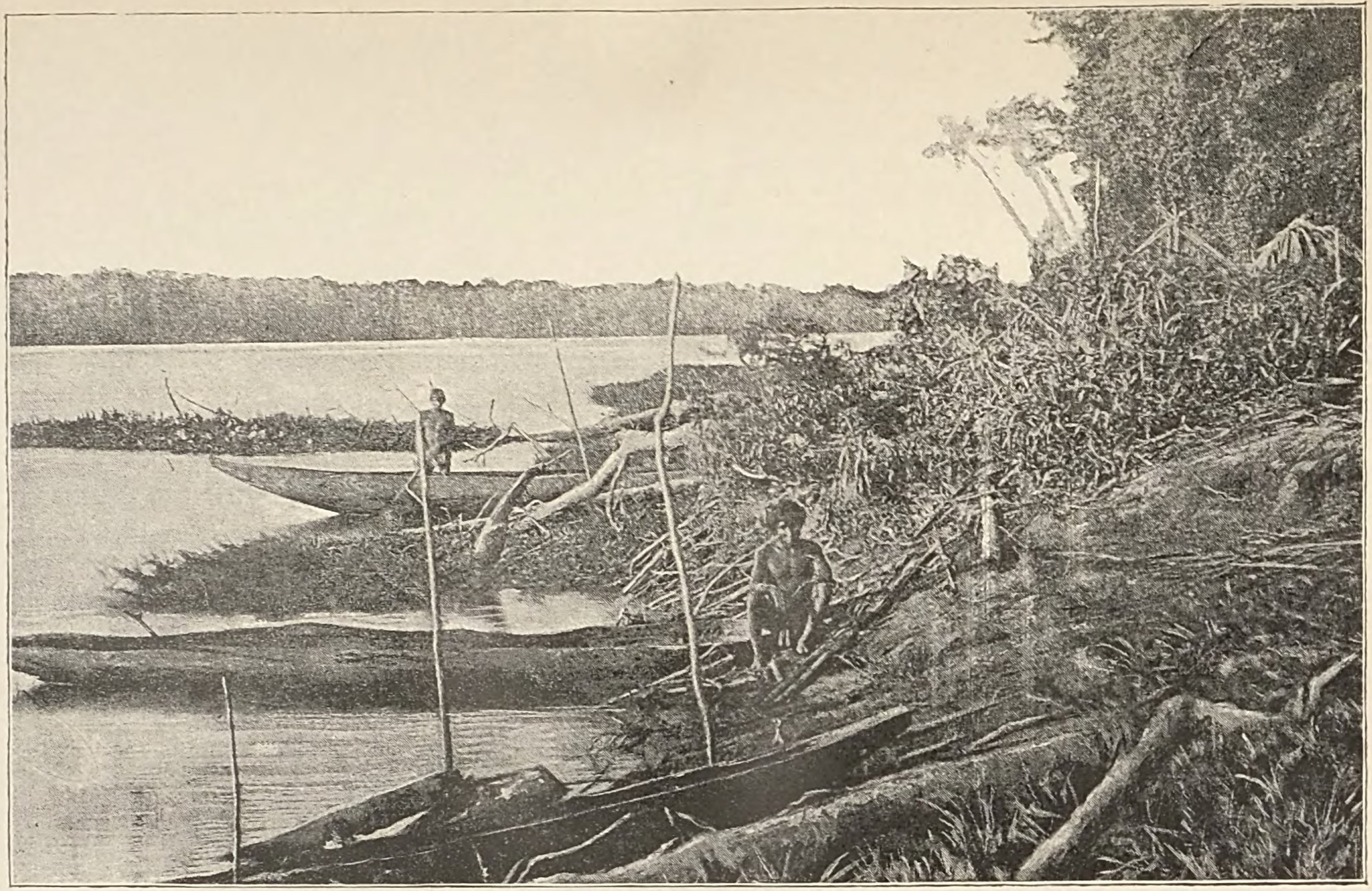
Nun war das Schlagwort für die weitere Dauer der Reise gegeben: „Die Nymphen des Orinoko.“ Von den Bolivarensinnen wurde bis zum Einbruch der Nacht dieses Leitmotiv in den denkbarsten Modulationen behandelt. Unsere sämtlichen Gefährten sprachen nur noch von den Nymphen des Orinoko; selbst der zwölfjährige Junge des Herrn Schock. Und nach einigen Tagen bog ich in Ciudad Bolivar um eine Straßenecke. Der General mit dem verschwiegenen Namen lehnte in seinem nunmehr endlich frischgewaschenen Hemde müßig an einem Pfeiler des Porticus und kaute eine kalt gewordene Zigarette. Grinsend lispelte er mich an: „Wie denken Sie über die Nymphen des Orinoko?“

Der Ausblick in die baumbestandene Steppe mit mäßigem Gebirgshintergrunde war zwischen hinein nicht ungefällig. Vereinzelte Palmengruppen stimmten das in seinem Grundton nordische Bild hin und wieder tropisch. Nur selten gewahrte man eine armselige Niederlassung, einen vereinsamten Rancho in den Büschen am Ufer. Nahe einer solchen Hütte bemerkte ich mehrere Male eine Piroque*) im Fluß mit braunen, nackten Menschen bemannt, vermutlich Karaiben. Die Karaiben, eigentlich Kariben — die Spanier sagen los Caribes — sollen noch in der Zahl von etwa 10 000 im Llanosgebiet und am Orinoko vorhanden sein.*) Zum Teil von hohem Wuchs und kriegerischem Sinn sind sie der Schrecken der weicheren Guaraúnos, wie einst sie und ihre Weiber der der spanischen Eroberer waren. Gelegentlich Vespuccis Seereise mit Hojeda sahen sich auf der Insel Curaçao etliche ihrer Matrosen in einer Hütte plötzlich caraibischen Frauen von „beängstigender Leibesgröße“ gegenüber. Die Seeleute erbleichten vor den nur mit Perlenreihen gegürteten, stattlichen Ama-

---

*) Boot.

**) Appun 429.



Guaraúnos-Indianer am Orinoko.

zonen mit den festangezogenen Wadenschnüren. Hojeda nannte die Insel dieserhalb: Isla de los Gigantes.*) — Das Erbteil der Gewaltigkeit ihrer Ahnmütter wird den heutigen Karaibinnen nicht gerade nachgerühmt. So schreibt Hartwig**): „Selten möchte eine Karaibin zu finden sein, die nicht in zahlreichen Narben und Wunden die Brutalität ihres Mannes zur Schau trüge.“ Doch möchte man nach Appun***) glauben, daß der Heldengeist der Vorzeit noch heute aus der caraibischen Jungfrau spräche. Läßt sich doch diese von ihrem kriegerischen Verehrer als Braut- oder Liebesgabe das aus den Haaren seines erschlagenen Feindes von ihm selbst geflochtene, zierliche Schürzchen reichen.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Auf dem großen Orinoko. II.

(Von Puerto las Tablas bis Angostura.)

Puerto las Tablas. — Das sagenhafte Goldland El Dorado. — Die Goldminen von Guyana: Entdeckung. — Weg dorthin. — Gewinnung des Goldes. — Minen-Gesellschaften. — Die Callao-Kompagnie. — Zollgesetz und Minen. — Mündung des Caroní. — San Feliz. Die Schlacht von 1817. — Verpflegung an Bord. — Eine table d'hôte auf dem Orinoko. — Mißglückte Tanzunterhaltung. — Kastilianische Knittelverse. — Nächtliche Tertulia. — Auf der Sandbank aufgefahren. — Spielhölle. — Festgefahrene Brigg. — Stromverengung. — Unsere Gefährtinnen angesichts Ciudad Bolívars.

Juanas ruhelose Gestaltungskraft hauchte der etwas lebensmüd gewordenen Nymphe des Orinoko unabläßig den Odem neuen Lebens ein. Wer weiß, wohin die Phantasie Juanas sich noch verirrt haben würde — hätte nicht der schrille Laut der Dampfpfeife ihren Gebilden ein jähes Ende bereitet! „Puerto de las Tablas!“ erscholl es aus vieler Mund.

Am rechten Ufer des Orinoko erhebt sich das bescheidene Städtchen dieses Namens. Eine Häuserreihe erstreckt sich schmucklos unter spärlichem Palmenwuchs längs des Flusses. Das Innere der Stadt

---

*) Peschel 345.

**) Tropenwelt S. 179.

***) III, 429.

entzog sich unseren Blicken. Las Tablas ist ein wichtiger Verkehrsplatz mit bedeutenden Handels- und Kommissionsgeschäften.

Caravelos sagte zu mir:

„Begleiten Sie mich an meine Berufsstätte, zu den Goldminen von Guyana. Puerto de Tablas ist der Hafen für das nahe, im Süden gelegene Goldland. Freilich ist unsere jetzige Ausschiffung hier nicht statthaft. Wir müssen vorerst, nach den Zollvorschriften, unsere Fahrt bis Ciudad Bolivar fortsetzen." — —

Die Nähe der Goldminen rief geschichtliche Erinnerungen in mir wach. Hier war ja das El Dorado der Spanier, das sagenhafte Goldland Manoa. In den Zeiten der Konquista erzählte man sich geheimnisvoll von seinem König, der täglich seinen Leib mit echtem Goldstaub bestreuen ließe. Daher der Name: der Vergoldete, el dorado. Der Goldstaub wurde mittelst langer Blasrohre auf den mit wohlriechenden Harzen eingeriebenen Körper geblasen. Abends sollte der Goldüberzug wieder abgewaschen werden. Die Königsstadt Manoa dachte man sich an einem See mit Goldgrund und goldreichen Ufern. Blendend sollten die goldgeschwängerten Gebirge um diese Laguna de oro strahlen. Goldbedeckt wähnte man die Landstraßen, aus purem Golde die Götterstatuen in den Tempeln. Viele Entdeckungsfahrer, wie Sir Walther Raleigh, hatten El Dorado an den See von Parima, auch Amucusee benannt, in brittisch Guyana — eigentlich eine überschwemmte Sabana — zwischen dem Rio Rupununi, Nebenfluß des Essequibo, und dem Rio Branco, Nebenfluß des Amazonenstroms, verlegt. — Sicher hatten die Eingeborenen bereits zur Zeit der Entdecker von dem Goldreichtum im Süden des Orinoko Kenntnis. Das geht aus ihren Antworten auf die Frage der Spanier nach Herkunft ihres Goldes hervor. Doch vergeblich hatte man im Lauf von drei Jahrhunderten den südlichen Kontinent nach dem mythischen El Dorado durchforscht. Alle Expeditionen endeten ohne eine Spur des Goldlandes. So die der Welserschen Agenten Nikolaus Federmann, Georg von Speyer und Philipp von Hutten; so die des Hernan Perez de Quesada, sämtlich zur Zeit Karls V. So die Walther Raleighs, dem sein ungnädiger König Jakob I. von Stuart für seinen Mißerfolg das Haupt abschlagen ließ. Noch 1766 und 1777 unternahm Manuel Centurión, Gouverneur von St. Thomas, zwei Forschungszüge zur Auffindung des Wunderlandes. All diese Goldsucher hatten übrigens auf der Suche nach dem rätselhaften El Dorado keineswegs nur von mystischer Verschrobenheit geleitet nach dem Stein des Weisen gegraben. Im Jahre 1848 nämlich stieß man endlich im Südwesten des Orinoko

— in Venezuela — nahe der Grenze von brittisch Guyana, auf die wohl bedeutendsten Goldlager der Erde. Dazumal fanden unheimliche, flüchtige Gesellen in der öden Wildnis nördlich des oberen Cuyuni-Flusses, im heutigen venezolanischen Territorium Yuruari, beim Anzünden eines Feuers Gold, das offen zwischen den umhergestreuten Quarzsteinen zu Tage lag. Dieser früheste Fundort ist das vielgenannte Caratal.

„Auf nach Caratal!“ rief der sonst so stille Sohn des Bosporus. „Die Reise nach den Minen legen wir von Las Tablas in vier Tagen zurück. Ich sorge für gute Reittiere; der Weg ist nicht ohne Abwechslung. Im Goldland sind Sie mein Gast.“

„Amico mio“, versetzte ich, indem ich meine Stielersche Karte entfaltete, „orientieren Sie mich vor allem über den Weg.“

„Sie sehen unweit Las Tablas das Städtchen San Feliz“, bedeutete jener. „Von San Feliz durchreiten wir den ganzen Tag im Schatten kleiner Wälder das Hügel- und Bergland bis ins prächtige Cocuisathal. Die erste Nacht verbleiben wir in der Posada der Stadt Upatá. In der zweiten spannen wir unsere Hängematten in Guasipati, Hauptort des Territoriums Yuruari auf. Am vierten Tage, nach einem Nächtigen im Freien, folgen wir dem Laufe des Yuruariflusses und gelangen vor Einbruch der Dunkelheit zu den ersten Hütten der Goldgräber.“

Vor Las Tablas hatten wir eine Stunde beigelegt und reiche Ladung verstaut. Neue Ankömmlinge kamen an Bord, mancher des Goldsuchens verdächtige Caballero, Minenbeamte und Techniker. Mehr oder weniger hing an ihrer aller Sohlen etwas Goldstaub. Man sah, die Bedeutung von Las Tablas lag vorwiegend in Vermittlung des Verkehres nach den Minas de oro. — Caravelos traf mit Bekannten aus dem Goldland zusammen. Man erörterte das Ergebnis der jüngsten Goldausbeute.

„In welcher Boden- und Gesteinsart, überhaupt in welcher Gestalt findet sich das Gold?“ frug ich.

„Das Gold wird am mühelosesten als Waschgold gewonnen. Am reichhaltigsten aber liegt es in den Adern des Quarzes, zumeist des blauen, eingesprengt. Zuweilen stößt man auf dasselbe dicht unter der Bodenoberfläche. Doch liegen die bedeutenden Goldlager meist über hundert Fuß tief unter der Erde. Mitunter muß man in dieser Tiefe dichte Porphyrlager durchbrechen, um die Goldader bloß zu legen. Infolge der Verwitterung und Auswaschung des Gesteines sieht man nach Regengüssen blätteriges Gold auf dem Boden zwischen dem

Quarz offen zu Tage liegen. Mitunter finden sich auch größere Stücke massiven Goldes mit einem spezifischen Metallwerte von bis über dreißig Dollar."

Behufs Gewinnung des Goldes wird das Quarz durch Dampfstampfen zu feinem Korn zerstoßen (trituriert). In dem so erzielten Quarzmehl erkennt das ungeübte Auge keinen Goldstaub. Der Goldgehalt wird aus der zerstampften Masse durch Amalgamierung ausgeschieden. Zu dem Zweck verbindet man den zerriebenen Quarz mit Quecksilber. Alsdann sondert man das leichtere Steinmehl von der schwereren, am Boden angesetzten Metallverbindung ab. Das Quecksilber wird zur Verdampfung gebracht — und das pure, geläuterte Gold bleibt zurück.

Die Gesellschaften zur Ausbeute des Goldes in Guyana arbeiten zumeist mit fremdem, vornehmlich nordamerikanischem Kapital. Nach offizieller Angabe belief sich damals ihre Zahl auf vierzehn. Nach Privatangabe des deutschen Konsulates in Bolivar waren jedoch nur sechs Kompagnien in den Minen beschäftigt. Manche Genossenschaften haben infolge ungenügenden Kapitales ihre Thätigkeit wieder eingestellt. Die ergiebigste Goldmine ist die von Callao. Die Gesellschaft „El Callao" wurde anfänglich mit einem Kapital von 322 000 Bolivares gegründet, welches durch 32.2 Aktien mit 322 Coupons repräsentiert wurde. In fünfzehn Jahren hat dieselbe bis zum 1. Januar 1886 als Reingewinn produziert:

107	Dividenden	Bolivares	34 679 400
	Reservefonds	„	458 145
32,200	Aktien	„	32 200 000
		Bolivares	67 337 545

Die Aktionäre von „El Callao" haben für jeden anfänglichen Coupon von Bol. 1000 die fabelhafte Summe von Bol. 208 501 in Wert erhalten, oder durchschnittlich Bol. 13 900 in jedem Jahre.

In der Callaomine triturierten in einem Jahr sechszig Stampfen 22 405 Tonnen Quarz. Diese ergaben 105 396 Unzen Gold im Werte von 10 150 584 Bol. Der Ertrag der Tonne Quarz ist demnach 4,7 Unzen*) Gold. Hierfür wurde ein Jahresbetrag von 4 958 000 Bol. an Dividenden entrichtet. — Die Gesellschaft Callao hatte 1871 ihre Arbeit begonnen mit einer Produktion von 515 Tonnen Quarz zu einem Gesamtwert von 278 633 Bol. Im Jahre 1884 hatte sie bereits eine Ausbeute von 30 936 Tonnen im Werte von 17 076 190 Bol.

---

*) Die spanische Unze gilt in Venezuela gemeiniglich 82 Bol.

Über Ciudad Bolívar betrug die Goldausfuhr des in Guyana im Gesamten gewonnenen Goldes in demselben Jahre $22\frac{1}{2}$ Million Bol. Inzwischen ist sie auf 24 Millionen*) gestiegen. —

Manche verehrliche Leserin ist mir bis dahin den Orinoko hinauf vielleicht nicht ohne Wohlwollen gefolgt. Nun aber beginnt sie, ob dieser trockenen Ziffern, mit mir zu schmollen. Sie möchte viel lieber mit Juana den abgerissenen Faden der Plauderei über die Nymphen des Orinoko wieder aufnehmen, als hinter den in der Retorte emporsteigenden Quecksilberdämpfen nach dem zurückbleibenden Goldgehalt gelangweilt fahnden zu müssen. — Nur wenige Augenblicke Geduld! Juana wird uns noch heute Abend den Beweis liefern, daß Frauenherzen die Welt nicht weniger regieren, als Gold. Ja, gerade hier im Bannkreise von El Dorado, an der Zufahrtsstraße nach den Minen von Callao und Caratal, wird das Interesse an Aktien und Dividenden über den Triumphen Doña Juanas feiern. Für jetzt wich ich absichtlich ihren Blicken aus. Wichtiger war es mir, mich über den Hafen von Las Tablas zu unterrichten. So bemerkte ich Herrn Schock, daß man angesichts der dürftigen Uferstraße nicht den Eindruck habe, als ob dieser Platz der Bedeutung des goldenen Hinterlandes entspräche.

Hierauf versetzte der Gefragte: „Puerto de las Tablas ist bei Licht besehen nur Ausladestelle für die vorerst in Ciudad Bolívar von der Steuerbehörde gehörig gerupften Goldgräber und die ungebührlich verzollten Eingangswaren. Hören Sie nur! Kein direkt vom Ausland eingehender Einfuhrartikel und ebenso kein den Orinoko aufwärts kommender Reisender darf in Las Tablas ausgeschifft werden. Alles muß zuvor von den Argusaugen der Aduaneros**) in Ciudad Bolívar bis auf die Nieren geprüft werden. So will es der Codigo de Hacienda bezw. das Einfuhrzollgesetz. Daher gelangen alle von auswärts eintreffenden Passagiere und Waren erst auf dem weiten Umweg über Bolívar wieder hierher zurück. Selbst Personen und Provenienzen des Inlandes, wie z. B. von Carácas, sind von dieser Bestimmung nicht ausgenommen. — In Las Tablas besteht kein Zollamt. Für das Minengebiet zuständig ist allein das der Hauptstadt des Estado, in Bolívar. Diese widersinnige Einrichtung zieht fast den ganzen für die Minen bestimmten Handel nach Bolívar. Hieraus erklärt sich die Bedeutungslosigkeit des Hafenortes von Las Tablas. —

*) Stat. Jahresber. 1884 und 1887. Persönliche Angaben des deutschen Konsuls in Ciudad Bolívar.

**) Zöllner.

Sehen Sie, Caravelos und selbst Venezolaner, die mit Ihnen von Carácas kamen und nach den Goldminen reisen, sind genötigt, heute an Las Tablas vorüberzufahren. Morgen kommen sie nach Bolivar. Dort bleiben sie sechs Tage liegen. Erst am siebenten Tage können sie auf der Rückfahrt des Dampfers hier an Land gehen. Sie sehen, wie der Fluch der venezolanischen Zollpolitik selbst auf die Goldausbeute in Guyana drückt."

Gerstäcker*) bemerkt gelegentlich seiner Reise nach den Minen von Caratal: Puerto de Tablas verdiente füglich, bei anderer Wirtschaft im Lande, Puerto de oro genannt zu werden. —

Die Sonne tauchte als ein Glutball in der Richtung unseres Kurses in den Orinoko nieder, als wir vor Las Tablas den Anker huben. Ciudad Bolivar war in etwa zehn Stunden zu erreichen. Wir konnten daher — die Unebenheiten des Stromes und manche Unsicherheit nächtlicher Fahrt allerdings ungerechnet — lange vor Tagesanbruch die Hauptstadt Guyanas anlaufen.

Noch dämmerte es, als wir bald hinter Las Tablas an der Mündung des hier 2000 Fuß breiten Rio Caroni vorübersteuerten. Trotz der Vorboten nächtlicher Schatten ließ sich der Reichtum tropischer Vegetation an seinem Ausfluß erkennen. Oberhalb der Mündung des Caroni trifft man auf bedeutende Saltos oder Wasserfälle desselben, inmitten völlig tropischer Pflanzenwelt. — Wir wurden auf die schwarze Färbung des Caroniwassers aufmerksam gemacht. Noch eine Legua**) weit erhält sie sich in der gelben Orinokoflut. (Später kam ich nochmals hier bei Tag vorüber.) Auf dem rechten Ufer des Orinoko, nahe dem Einfluß des Caroni, lag ehemals die Stadt San Feliz. Heute gleicht sie einem verwunschenen Friedhof, über dessen Totenhügel unter dem riesigen Cedro- und Algarrobobaum die langen Pisangblätter ein schützendes Bahrtuch breiten. Dichtverwachsene Lianen flechten einen undurchdringlichen Haag. Manicariapalmen senken ihre Wedel als Friedensboten über den Ort der Grabesruhe herab. Nach den überwucherten Trümmern sah ich nicht ohne das lebendige Gefühl, das mich stets angesichts geschichtlicher Vergangenheit überkommt.

In den Märztagen von 1817 wurde bei San Feliz die Entscheidungsschlacht über das Schicksal Guyanas geschlagen. Dem Mulattengeneral Piár,***) Befehlshaber des Befreiungsheeres, rückte von Angostura der Spanier Miguel de la Torre mit 1600 Mann

*) Neue Reisen III, Kapitel 11—13.

**) Dreiviertel geographische Meile.

***) Siehe S. 209 unten.

Infanterie und 200 leichten Reitern entgegen. Piár hatte ihnen 500 Mann mit Feuerwaffen, 500 mit Pfeilen, 800 mit Lanzen und 400 Mann Kavallerie entgegen zu stellen. Trotz der Todesverachtung und Umsicht des spanischen Oberstlieutenants Zerutti, der an Stelle des feigen, unfähigen la Torre den Kampf leitete, unterlagen die Königlichen im Bajonettkampf nach tapferer Gegenwehr. Von ihnen entkamen nur 17 Mann mit la Torre. Zerutti — eines besseren Lohnes seines Heldenmutes würdig, wurde nebst allen Gefangenen — unter ihnen 75 Offiziere — durch die blinde Wut der Patrioten gemeuchelt. — Für die Courage von la Torre sprach es nicht gerade, daß er spornstreichs nach Angostura galoppierte und als erster die Nachricht von der Niederlage dorthin brachte. Ducoudray-Holstein*) erzählt, daß la Torre während der Schlacht auf seinem Pferd, weit außer dem Bereich der Kugeln, dermaßen zitterte, daß er das Gelächter der Offiziere erregte. Unter meinen Reisegefährten mochte wohl nicht ein einziger sich in elegischer Empfindung über den armen Zerutti ergehen. Ihnen allen knurrte der Magen. Gespannt harrten sie männiglich auf das Ertönen der Speiseglocke. Auf dem Bolivardampfer hatte man ernstlich Hunger. Die bedenklichsten Vorwürfe wurden gegen das Verpflegungssystem der nordamerikanischen, monopolisierten und für habsüchtig bekannten Dampfergesellschaft erhoben. Man erörterte ziemlich laut die Unzulässigkeit der Höhe eines Fahrpreises von 25 Dollar für die 36stündige Überfahrt von Trinidad nach Bolivar angesichts der ungenügenden Kost und des nicht einbegriffenen Weins. Dem Kapitän ward nachgerechnet, daß er in Trinidad erst um zwölf Uhr mittags abgefahren sei, um das landesüblich um elf oder halbzwölf fällige Almuerzo**) zu ersparen. Einmal erregt, wollte man im voraus wissen, daß wir morgen Vormittag, trotz aller Kniffe der Zöllner von Ciudad Bolivar, immerhin noch vor dem Gabelfrühstück an Land gesetzt werden würden.

Eine table d'hôte auf dem Orinoko — das ist vielleicht noch etwas Neues in unserer sonst an Novitäten wahrlich nicht armen Litteratur — und zwar Dank den hier an Bord solidarisch gegen alle europäischen Speiseregeln verbundenen Venezolanern. Überall, wo Menschen mit Menschen verkehren, treten stillschweigend oder in der Form des Vertrages die Grundsätze der Gewährleistung der notwendigen, gegenseitigen Rücksichten auf. Das ist der Elementarbegriff aller Rechtsphilosophie. Doch dieses A-B-C. eines Gesellschaftsver-

*) II, 22 ff.

**) Gabelfrühstück.

trages schien im Orinokogebiet kein obligatorischer Gegenstand des Erziehungsprogramms zu sein.

Während der Suppe wurden sämtliche nachfolgende Platten, drei- und vierfach angerichtet, nach dem ungemütlichen Gebrauche Nordamerikas gleichzeitig auf die lange Tafel gesetzt. Mein Gedeck befand sich an der Mitte der Langseite. Die farbigen Stewards hatten vor mir den Venado, den Wildbraten, und den Pavo, eine Art Truthahn, aufgetragen. Nebenan standen Fische in saurer Tunke, Schalen mit Reis, Papas, einem landesüblichen Knollgewächs, und Salat von Liebesäpfeln. Reis und Wildbraten sind für mich Lieblingsgerichte. Und wie einladend dufteten sie! Noch führte ich ahnungsloses Menschenkind den Suppenlöffel zum Munde, als im Verlauf von Sekunden eine unbarmherzige Abräumungsarbeit unter meinen Augen erfolgt war. Das Heer der Venezolaner hatte sich wie eine Wolke von Heuschrecken auf den besten Speisen niedergelassen. Wo sich der Schwarm wieder erhub, starrte Vernichtung und Leere entgegen. Von Pavo und Venado blieben nichts als die nackten Gerippe auf deu Anrichtetellern zurück. Und das alles das Werk einer Minute! Eine solche Thatkraft des Augenblickes hatte ich bei Venezolanern noch nie gesehen. Alles Mañana, „morgen, morgen, nur nicht heute“, war über dem selbstsüchtigen Streben nach Befriedigung des Magens vergessen. Eine halbe Viertelstunde nach Beginn des Mahles glich die Tafel vor mir dem geplünderten Buffet des W.. Hofballes. Mir unglücklichem Geschöpf verblieb einzig ein wenig Roastbeef. Wenn etwas zur Entlastung der Venezolaner angeführt werden kann, so ist es ihre Abneigung gegen dieses dürftige Erzeugnis englischer Kochkunst. Was half mein Widerwille? Das harte, blutige Fleisch nach dem Herzen der Albionsöhne, einige Papas, ein Überrest von Platanos fritos, (geschmorten Bananen,) und Tomaten grinsten mir ungastlich von meinem Teller entgegen. Herr Schock hatte mein Mißgeschick wahrgenommen.

„Man muß nur wissen, mit Venezolanern umzugehen“, rief er mir auf Deutsch zu. „Umsonst hat man nicht Jahre lang in Varinas gelebt. — Ich habe mich bei Zeiten vorgesehen. Bedauere nur, Sie nicht im voraus gewarnt zu haben.“

Doch noch ein anderes freundliches Wesen gedachte meiner in meinem Ungemach. Obenan an der Tafel saß der Kapitän. In seine unmittelbare Nachbarschaft hatte er Juana und Mariquita, deren Bruder sowie Carmelita berufen. Die Schiffskapitäne sind galant. Da oben ging es lustig her. Es ist ein offenes Geheimnis an Bord, daß man am Kapitänstisch am besten speist. Dort werden anders-

geartete, ausgewähltere Speisen verabreicht. Eben verzehrten der Kapitän und seine Damen, — indes ich darbte — ein feines pastél de galina*). Da verhalf mir unerwartet das Weiberherz zum Genuß der Tantalusfrüchte. Mein Nachbar war Caravelos. Wir vergalten den schwarzbärtigen Venezolanern Böses mit Gutem und füllten mit unserem Extrawein ihre Gläser. Juana gedachte in diesem Augenblick des Junggesellen mir zur Seite. Die Frauen sind sich alle gleich. Immer wenden sie sich an den, den sie nicht meinen. Juana wollte sich Caravelos bemerklich machen. Die Brücke zu ihm war ich. In unverwüstlicher Laune hielt sie ein Stück der Pastete auf ihrer Gabel empor. Dabei hauchte sie mit neckisch geöffneten Lippen: „Carne de ninfas“**) zu mir herüber. Wie sie im voraus wußte, stieß ich meinen Nachbar an. Als echter Goldmann übte er sich aber auch diesmal im Schweigen — denn Schweigen ist Gold.

„Für mich sind Nymphen nur ein Begriff der Poesie“, nahm ich daher das Wort zu Juana. „Über den Mythus ihrer Leibhaftigkeit denke ich, unter dem Eindruck Ihrer hungerleiderischen Gastmähler in Guyana, sehr aufgeklärt.“

Meine nicht mißzuverstehende Pantomine nach dem Roastbeef und dem Brustkorb des einst gewesenen Welsch verständigte die mit der Zeichensprache vertraute Kreolin über meinen Gedankengang. Sofort entrang sie der Großmut des Kapitäns für mich und Caravelos eine Probe des pastél de ninfas del Orinoco.

„Wir sollten Juana und dem Kapitän zutrinken“, meinte Caravelos „Doch, — wir haben nicht einen Tropfen mehr.“

„Eine Flasche von dem starken, weißen Wein vom gestrigen Abend!“ heische ich über den Tisch dem deutschen Haushofmeister zu

Dieser zeigte sich sichtlich verlegen und antwortete mit Ausflüchten. Nach einer Weile trat er an mich heran und flüsterte:

„Das war ja captains wine“.

Er hatte Herrn Schock und mich aus dem Privatkeller des Kapitäns traktiert gehabt — tout comme chez nous!

Es war finstere Nacht, als wir uns von der Comida erhuben Mein erster Tag in Guyana war aber noch nicht vorüber.

Der Kapitän ließ im Speiseraum Tisch und Stühle entfernen. Musikanten des Unterdeckes besetzten eine notdürftig hergerichtete Orchestra. Der Hausherr machte die Honneurs und ließ Erfrischungen,

---

*) Hühnerpastete.

**) Nymphenbraten.

wie Schaumwein, herumreichen. So halten es die Kapitäne mitunter wenn sie „nette Leute an Bord“ haben. Die Aufforderung zum Tanz erschallte. Mein Menschenwert auf Bällen ist gleich Null. Meine Erziehung hatte es versäumt, den Schwerpunkt meiner Geistesbildung in die Fußspitzen zu verlegen. Bei den ersten Akkorden eines Walzers oder einer Polka suche ich Schutz bei Ballmüttern und im Rauchzimmer. — Meine ballwidrigen Eigenschaften waren aber gleichwohl nicht schuld, daß der heutige Thé dansant Fiasko machte. Juana und ihre Geschwister hatten Familientrauer. Der Kapitän raste, Carmelita um die Taille, hin und her, um ein gutes Beispiel zu geben. Carmelita war aber die einzige tanzende Dame an Bord, um deren Besitz sich ein edler Wettstreit lohnte. Zudem sahen sich die venezolanischen Caballeros unter der schmerzenden Nachwirkung ihrer gymnastischen Armverrenkungen gelegentlich des Kampfes um die Selbsterhaltung bei Tisch von aller Ritterpflicht entbunden. — Caravelos hatte die tragische Maske vorgenommen. Solchergestalt verdarb er es sich mit Terpsychore. Der Pianist Freudenheim erinnerte wie immer, wenn erschütternde, seelische Vorgänge sich auf seinen Zügen abspiegelten, an sein großes Vorbild Mendelssohn. Die schöngekräuselte Perrücke des jungen Virtuosen überkam in Stunden seines gekränkten Standesgefühles etwas von der Erhabenheit des Haarschwunges des großen Meisters der Töne Bartholdy. Entrüstungsvoll beteuerte Herr Freudenheim, bei solch' schmählichem Herunterspielen nicht tanzen zu können.

Mit dem Ballvergnügen war es daher nichts. Der Kapitän dauerte mich. Der Arme hatte sich in mir gründlich getäuscht. Gewiß hatte er erwartet, daß ich mich im Kreise unserer Kreolinnen ebenso gut im Tanzen bewähren würde als im Worte machen. — Juana war aber der unabänderlichen Ansicht, daß dieser Tag bis zum Erlöschen der Lampen dem Frohsinn gewidmet sei. Das Orchester dampfte ab. Caravelos und ich setzten uns zu den Damen. Ich weiß nicht, wie Juanita auf den Einfall kam, ich müsse Verse machen — noch obendrein in kastilianischer Sprache. Was half mein Widerstreben — Juana war unerbittlich. Ich verwies sie schließlich auf Caravelos, als besseren Kenner des Spanischen. Die junge Damenwelt klatschte Beifall. „Griechenland heraus“, drängten die Mädchen. Der Stammesnachkomme Pindars und des Vaters Homeros übertrug mir aber kleinlaut Inhalt und Formgebung seines Reimes. Diese gute Gelegenheit ließ ich mir nicht entgehen, meinem Vollmachtgeber lebendige Gefühle für die heiratsfähige Rose von Bolivar unterzulegen.

„Hier ist der Knittel-Vers des Griechen“, rief ich ohne langes Besinnen:

Mi corazón sient' mucho calór
Por Juana, de Bolivar la flor.*)

*) Mein Herze ist heiß entbrannt
Für Juana, Bolívars Rose genannt.

Darauf war Juana nicht gefaßt. Überflüssigerweise fragte sie, wer die Rose von Bolivar sei. Mariquita wiegte sich unter hellem Auflachen in ihrem Armstuhl. In überlauter Freude gönnte sie der Schwester die poetische Entlarvung ihres Herzensgeheimnisses. Innerlich war Juana beglückt. Doch suchte sie ihre Empfindung mädchenhaft zu verbergen. In solchen Fällen ist aber die weibliche Schauspielkunst eine mangelhafte. Juana verriet sich durch gewaltsamen Gedankenübergang. Hastig und nervös stieß sie mit einem Blick auf mich hervor:

„Lassen Sie jetzt Ihren Vers hören.“

Ich hatte es nun einmal auf sie und Caravelos abgesehen und improvisierte rasch entschlossen:

Buscando Caravelos el or
No halla la negra flor.*)

*) Caravelos sucht schnöde nach Gold
Statt schwarzer Blume so hold.

Ja, das Gute lag so nah, er brauchte nur die Blume zu pflücken — aber in Gedanken grub er im Schachte von Callao nach Gold. Dieser Vorwurf ist freilich nicht so schlimm gemeint. Einen weniger materialistischen Goldgräber als Caravelos mochte es im ganzen Minenbereich von Caratál nicht geben. — Juana war überaus zufrieden mit mir als fahrendem Sänger. Farblose Reime hatte sie ja keineswegs begehrt. Meine Anspielungen hatten die Bolivaresinnen entzückt. Wer weiß, welche gereimten Unmöglichkeiten noch zu Tage getreten wären, wenn nicht der Kapitän dem Bardentum ein Ende bereitet hätte. Er forderte uns auf, die Tertulia auf Oberdeck zu verlegen. Zugleich gab er Juana den Arm und führte sie zur Plattform empor. Wir übrigen folgten nach.

Die Nachtluft auf hohem Söller wirkte wohlthuend, obgleich das Thermometer kaum um 3° gefallen sein mochte. Tages- und Nachttemperatur zeigen in diesen Breiten geringe Verschiedenheit. Der Gebieter unseres schwimmenden Hauses ehrte die Gäste seiner Wahl durch belegte Brode, sogen. Sandwichs, und landesübliche Getränke. Die

Stille der Nacht, das sanfte Dahingleiten auf dem großen Weltstrom, die Lindigkeit der Luft winkten dem deutschen Gemüt zu einem Dämmerstündchen der Gedankenvertiefung und Verinnerlichung. Die Sterne glänzten hell herab auf die umdunkelten Ufer des Orinoko. Das Vorüberrauschen der Flut in gleichmäßigem Tonfalle wirkte träumerisch wie das Murmeln eines Baches im deutschen Wald. — Aber diese Kreolinen! Was fragten diese zerstreuungsbedürftigen Koboldgeister nach solcher, ihnen unverständlicher Seelenstimmung. Ein erneuter Ansturm ward gegen meine Anwandlungen zur Einsamkeit und Einkehr in das Sanctissimum meiner Seele unternommen. In frischem Aufputz wurden die Nymphen des Orinoko vorgeführt. Überdies hatte Juana als neues, geflügeltes Wort den „Kuß des Orinoko“, den ninfas als Tribut zu entrichten — improvisiert. Wirr drehte sichs in meinem Kopfe herum. Warum konnten die Señoritas auch nicht zur Ruhe kommen! Wie ein eiserner Reif legte es sich allmählich um mein Gehirn. Die kastilianischen Sprachgeister flohen mich. Alle bildliche Gestaltungskraft war von mir gewichen. Das Entsetzlichste, was ich bei Damen verschulden konnte, trat ein — ich ward langweilig. Die Kreolinnen sind nicht so innerlich und auch in Freundschaft nicht so beständig wie deutsche Frauen.

Juana ließ den Sänger fallen. Sie wandte sich mit kaltem Sinn von mir ab, denn sie wollte nicht — gelangweilt sein. — Doch da drüben auf der Sandbank trocknete, von fahlem Licht umflossen, die Nymphe des Orinokostroms den wassertriefenden Leib. Ergrimmt zürnte sie Juana ob ihres Undanks gegen den sangesmüden Fremdling. Plötzlich erfolgte ein Stoß vom Grunde herauf; ein knarrender Ton, wie von heftiger Reibung, begleitete ihn. Der Kapitän sprang auf — die Maschine stopte. Wir waren auf der Playa aufgefahren. Das hatte die Orinokonixe gethan!

Die Tertulia unter dem Sternenhimmel Guyana's war zu Schaum zerflossen. Die Kreolinnen wurden hinter den Thüren ihrer Kabinen unsichtbar. Der Vorhang fällt vor ihrem romano-amerikanischen Mädchenheiligtum während ihrer Verwandlung in Nachtgestalten. Wir wollen ihn nicht aufziehen. Wehe, wehe der Sinnentäuschung, wenn der Zugwind ihn lüften sollte! Genug — der Vorhang und der Undank trennten uns bis zur Morgenstunde.

Das Korps der Goldmenschen, eine Gruppe wüster Venezolaner mit dunklem Gesicht und pechschwarzem Bart, saß bei Lampenschein um einen Tisch auf dem Korridor und spielte. Ein Haufen Gold und allerlei Silberstücke bedeckten denselben unter raschem Wechsel ihrer

Besitzer. Das in Callao kaum erworbene Gold fand hier in der Spielhölle baldigen Umsatz. Übrigens, das Lärmen und Schimpfen — die Zuflucht des Nordländers bei dem Verlieren im Spiele — mieden die Caballeros der Minen mit dem Stolze der Spanier. Wer im Unglück war, verrieth sich nur durch unheimliche Gluth des Auges. Dabei zerbiß er die Cigarette zwischen den unedel zusammengekniffenen Lippen. Das Einstreichen des Gewinnes und mehr noch das „payer avec grâce“ ward übrigens jedesmal mit einem „Carrajo“ und anderen, nicht wiederzugebenden Ausrufen bekräftigt. Ungezählte Gläser voll Brandy halfen dabei die Geldwerte flüssig zu machen.

Der Anker war gefallen. Wir schliefen auf Festlandboden — hatten wir doch für heute Nacht die Sandbank zum Trockendock unter uns. —

Früh am kommenden Morgen begrüße ich das über das Delta hereinbrechende Licht. Die Maschine arbeitete. Die Räder schaufelten bereits wieder die Flut. Ausgedehnte Islitas engten das Fahrwasser ein. Auf einer Playa war eine Brigg festgefahren. Bei unserem Vorüberkommen legte ein Boot, das sie aussetzte, dicht an unserem Schiff an, das seinen Kurs verlangsamte. Der Kapitän des Kauffahrers — früh morgendlich in gestrickter Jacke und barfuß — wechselte einige Worte mit unserer Mannschaft und übergab uns Papiere zur Beförderung nach Bolivar. Sein Fahrzeug, ein Hamburger Segler, saß auf der Sandbank fest und wartete auf das Steigen der Flut in der bevorstehenden Regenzeit, um wieder flott zu werden. (Bei meiner Rückreise sah ich die Brigg noch an derselben Stelle liegen). Das Ungemach meines Landsmannes vergaß ich rasch über der morgendlichen Färbung der entfernten Berge im Südosten. Unter mancherlei Krümmungen des Stromes wurden die Ufer klippiger; Granitmassen verengten den Fluß. Der Orinoko drängte seine Wasser durch schmale Pforten zwischen Fels-Wänden und Geröll hindurch. Die Strombreite betrug jedoch durchschnittlich noch immer 5 bis 6000 Fuß.

Etwas entnüchtert sah ich dem Herandämmern unserer Kreolinnen an den Frühstückstisch entgegen. Als verschleierte Gestirne, blaß und ungleichmäßig gepudert, gingen sie nach und nach vereinzelt am morgendlichen Horizonte auf. Ein Gemisch von Regungen sprach aus ihnen. Nur eine Stunde Fahrzeit trennte sie von Ciudad Bolivar. Unserer Ritterdienste bedurfte man insofern nicht mehr. Doch die Nähe der Heimat übte ihren Zauber aus. Ihrer gehobenen Stimmung vermochten die Señoritas nicht durch Gemessenheit und Schweigen Aus-

druck zu verleihen. Bald kündete sich der Geist des Übermutes und der Laune vom gestrigen Tag durch Vorboten an. Man mußte Juana solchergestalt den Undank vom gestrigen Tag wieder verzeihen. Die Damen verschwanden übrigens bald. Nach einer Weile kehrten sie in Straßentoilette mit Hut zurück. Wir standen zusammen am Vorderteil des Schiffes. Meine Freundinnen machten die angestrengtesten Versuche, in der Äquatorialhitze neue Handschuhe mit einem halben Hundert Knöpfen anzulegen. Sie waren gesonnen, in ihre Vaterstadt in Guyana mit der feinen Sitte, dem guten Ton und der rechten Art der großen Bildungsanstalt an der Seine ihren Einzug zu halten. Der Orinoko bog an dieser Stelle im scharfen Winkel zur Seite. Ein ferner Durchblick ward eröffnet. Vor uns im Hintergrunde erhub sich über dem Felsgestein eine Stadt.

„Ciudad Bolivar!" riefen meine Begleiterinnen in freudiger Bewegung.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Angostura.

Lage. — Stromenge. — Landungsplatz. — Juana an der Schwelle der Heimat. — Blick auf die Stadt. — Telegraphischer Feiertag. — Steigen des Orinoko; Wassermengen. — Kulturträger nach Westen. — Die Calle de Comercio. — Konsul Brockmann. Gerstäckers Debüt in Angostura. — Verwehrter Zugang zum Schiff. — Siesta. — Was Sachs und Gerstäcker sahen. — Guyana. — San Tomás de Angostura.

Im Morgenlicht stieg es am blauen Hügel die rechte Uferwand empor, das Angostura des Orinokostroms — unter 8° n. Br. und 64° w. L., 60 deutsche Meilen aufwärts der großen Flußmündung.

Aus dem dunklen Gestein des flachen Hügelrückens scheinen die Häuser herausgearbeitet. Von Ferne gesehen erinnern sie mit ihren flachen Dächern an die kastellartigen Städte Mittelitaliens. Die massiven Steinbauten aus den Tagen der Eroberer mit orientalisch abgeplattetem Söller haben sich in vor Erderschütterungen sicheren Gegenden, wie hier und in den La Plata-Staaten erhalten. Auch die vor uns aufdämmernde Stadt ermangelte, wie die seitherige Gegend, eines tropischen Charakters. Äquatorialer Pflanzenwuchs fehlte mit

Ausnahme weniger Palmenbäume. Nackte, schwarze Felsmassen starrten statt dessen ungastlich entgegen.

Die Maschine gab mit letzter Anstrengung nochmals Dampf. Wir drangen in einen Engpaß aus düsteren Steinmassen ein. Dieser hat der Stadt Angostura (angustiæ, Engpaß) den vormaligen Namen verliehen. Heute heißt sie bekanntlich Ciudad Bolivar. Schwarze, rundlich ausgewaschene Blöcke verengen an dieser Stelle den Strom bis zu einer Breite von höchstens 3000 Fuß*). Geringsten Falles immer noch doppelt so breit als der Rhein bei Mainz, erscheint der Orinoko innerhalb der Verengung dennoch sehr schmal. Besitzt er doch ober- und unterhalb derselben eine Entwicklung von 8000 bis 18000 Fuß.

Unter den Klängen eines heiteren Marsches fuhren wir die östliche, tiefliegende Vorstadt und ihre Alameda entlang, nach dem Landungsplatz. Die Dampfschiffe legen hier unmittelbar am Ufer an. Die Verbindung mit dem Lande wird durch eine vom Schiff herabgelassene Holzbrücke hergestellt. Sonst leicht versandet, gewährt der Orinoko hier, innerhalb des klippigen Engpasses, den Schiffen hinreichenden Tiefgang.

Unsere Kreolinnen waren auf Flügeln des Heimverlangens von der Seinestadt über das Weltmeer herüber in die alte Heimat geeilt. Die unermeßliche Spanne Raum zwischen den beiden Welten war ihnen durch Zerstreuungsseligkeit kurzweilig überbrückt worden. Bis dahin war alles gut gegangen. Nun aber begann die Ungeduld. Unsere Wandervögel sind aus weiter Ferne an der Schwelle des Heimes angelangt. Mit wehenden Tüchern winkt es ihnen von Fenstern und Altanen entgegen. Nur 15 bis 20 Schritte entfernt harrten ihrer am Strande die Angehörigen und sandten ihre Grüße herüber an Bord. Welches Verlangen beseelt beide Teile, sich stürmisch an's Herz zu drücken! Aber Geduld, Geduld, Geduld eine viertel, halbe Stunde, eine Stunde und mehr! Die Plackereien der venezolanischen Zöllner nehmen auf ungestüm schlagende Herzen keinen Bedacht. Jetzt giebt es nur eine Losung: Geld, sehr viel Geld aus zollpflichtigen Waren und unerhörte Procente aus spitzfindig feststellbaren Contraventionen und Defraudationen herauszuschlagen. Die Beamten der Aduana und der Hafenpolizei sind an Bord gekommen. Der Zugang

---

*) Dr. Sachs 328 giebt dieselbe, nach Humboldts Messungen, an der engsten Stelle auf nur 2280 Fuß an. Nach Appun I, 421 beträgt die geringste Flußweite hierselbst 2940 Fuß.

zum Lande wird abgesperrt. Eine Scheidewand fällt zwischen dem Wasser und der Veste.

Anfänglich war Juana etwas ernst gestimmt. Ihr Sinnen gehörte ganz den jenseits der Fallbrücke Harrenden an. So lag ihr nichts ferner als der Gedanke an ihre Reisebegleiter. Aber die gute Juana hatte eine gesunde Natur. Hatte sie einmal ihren ethischen Pflichten der Sammlung und ernsterer Regung Genüge gethan — dann war es, als ob sie aus der Frühmesse mit dem frohen Gefühl heraussträte, jetzt einen langen, sorglosen und lustigen Tag vor sich zu haben. Die Angesichter ihrer Lieben hatte sie, an die Verschanzung gelehnt, jetzt schon wenigstens eine halbe Stunde lang betrachtet. Das begann nun einförmig zu werden. Etwas Besonderes war ohnehin auf diesen Gesichtszügen nicht zu lesen. „So," sagte sich Juana, „jetzt habe ich meine Schuldigkeit gethan!" Dann fuhr sie wie ein plötzlich umspringender Wind herum. Im Kreise neuer Varianten über die Nymphen und den Kuß des Orinoko suchte sie sich bei dem Griechen und mir von ihrer verwandtschaftlichen Gefühlsanstrengung zu erholen. So sind diese Venezolanerinnen.

Da lagen wir an die Ankerkette gefesselt dicht unter der aufsteigenden Hauptstadt Guyana's. — Wie anders aber hatte sich meine Vorstellung die Stadt am großen Urwaldstrome, inmitten der Tropenwelt gedacht. Wo waren die Palmenhaine, wo die Prachtgärten, die orchideenreichen Laubkronen mit herabhangenden Schlinggewächsen? Vom Wahne befreit, sehe ich mich nur einer Bergstadt, wie im sandigen und steinigen Hügellande zwischen Umbrien und den Maremnen, gegenüber. Über nacktem, braunem Gestein klimmen die Häuserreihen, grau in grau gethönt, den 200 Fuß hohen Rücken aus Hornblendeschiefer*) ohne Baumwuchs hinan. Aber Ciudad Bolivar hat durch seine düsteren Steinbauten mit orientalischer Plattform etwas Altersgraues, Monumentales. Einen ähnlichen Eindruck hatte ich bisher im Bereich der leichten Bauweise Westindiens und Venezuelas nicht gewonnen. Unvergleichlich gefälliger lugen allerdings die holzgezimmerten Städte brittisch Guyana's, Trinidads und der französischen Antillen oder die stuckverkleideten Gebäude anderer venezolanischer Orte aus dem Grün hervor. Doch hatte ich stets das Gefühl, als ob das Alles von gestern wäre. Allein in Ciudad Bolivar hat man die Empfindung, als ob der wuchtige Schritt der Geschichte über diese

*) Sachs 331, Appun I, 419.

Stätte gegangen wäre. Leider fehlt dem Stadtbilde hier die Krönung des Hügels durch ein Kastell.

Nach dem Landungsplatze fällt das Ufer zwischen dunklen Granitblöcken in geneigter Fläche ab. Braune Weiber haben hochgeschürzt hier ihre Waschbritschen aufgeschlagen. Seitwärts erheben sich über der Uferdüne die mächtigen Laubbäume der Alameda. Unmittelbar vor uns steigt eine Sandwüste nach der Stadt hinan. Bretter bewahren die mit dem Schiff Verkehrenden vor Untergang im Sande. Dem Europäer erscheint die Verwahrlosung der städtischen Zugänge zu diesem bedeutenden Hafen des venezolanischen Hinterlandes unbegreiflich. Allerlei Schiffe lagen hier vor Anker, kleine Lanchas und Piroguen der Eingeborenen, große Segel und Lichterfahrzeuge, sowie ein Dampfer von gleicher Konstruktion als der unsrige. In der Regenzeit befährt derselbe den gewaltigen, alsdann angeschwollenen Nebenfluß des Orinoko, den Rio Apure, stromaufwärts bis San Fernando und Nutrias.

Hügelland am jenseitigen Ufer, mit niederem Gehölz bestanden, bekundet den Sabanen-Charakter. Dort drüben, Angostura gegenüber, liegt das Örtchen La Soledad im Estado Bermudez. Der Orinoko bildet die Grenze zwischen diesem Staate und dem das rechte Ufergebiet umfassenden Estado Bolivar mit der Hauptstadt Ciudad Bolivar. La Soledad verursachte während meiner Anwesenheit in Ciudad Bolivar den Kaufleuten der Stadt einen Geschäftsverlust und den Arbeitsscheuen einen vergnügten Tag. Die telegraphische Verbindung auf der linken Orinokoseite zwischen La Soledad und Carácas, durch das Llanosgebiet war gerade fertiggestellt worden. Die Regierung des Estado Bolivar ordnete dieserhalb einen Festtag an. Die Kaufleute hatten die Magazine zu schließen. Unter den nutzlos verhallenden Entrüstungsrufen der hierdurch geschädigten, deutschen Geschäftsinhaber und unter dem agua-ardiente*) Dusel der gesamten Farbigen verlief — nicht gerade ad majorem Dei gloriam — dieser erste electrische Feiertag Guyanas. Festtage sind der sittlichen Wohlfahrt des Volkes wenig zuträglich. Das Schuldbuch der Völker wird vielleicht einst am Tage des Gerichts die schwer belastenden Einträge proportionell zur Zahl ihrer Feiertage aufweisen. Der Einschiebung anderer Feiertage neben dem, zum Ruhetag von Gott gesetzten siebenten Tag fehlt die natürliche Grundbedingung, die der notwendigen Erholung. Napoleon hat es gewiß bei Abgrenzung der Verhältnisse zwischen Kirche und

*) Branntwein.

Staat an mangelndem Verständnis für kirchliche Einrichtungen nicht fehlen lassen. Aber seine Einführung, neben den 52 Sonntagen nur weitere 4 weltliche anerkannte Feiertage bestehen zu lassen, erwies sich als sehr nützlich. Wie mancher Unsegen eines müßigen Tages wird dem Volke der Franzosen hierdurch erspart! Es bedarf eines sittlich gefesteten und von Nahrungssorgen befreiten Volkes, um den Segen häufiger außersonntäglicher Festtage unbeschadet zu ertragen. —

„Sie gewahren dort in der Mitte des Flusses zwischen hier und La Soledad einen gewaltigen Granitblock", bemerkte mir ein Gefährte. „Das ist die Piedra del Medio, der „Nielmesser" des Orinoko. Jetzt, in der trockenen Zeit, ragt der Fels hoch aus dem Wasser. In der Regenzeit hingegen sieht nur seine Spitze hervor. Das Steigen des Flusses wird allgemein nach dem Wasserstand an der Piedra bemessen. Sie sehen an dem Gestein deutlich die Marken der wechselnden Wasserhöhe. Der Orinoko steigt innerhalb der Regenzeit bis zur Höhe dieser obersten Wasserringe. Das gewaltige Anschwellen der Urwaldströme können Sie nur im Zusammenhang mit der Menge der Niederschläge in den vegetationsreichen Quellgebieten ermessen*). Im Juli, August und September führt der Orinoko solche Wassermassen mit sich, daß er hier an seiner Einengung sich um 50 Fuß**) über seinen niedrigsten Wasserstand erhebt."

Der Orinoko führt nach einer beiläufigen Schätzung Codazzis durchschnittlich per Sekunde 240 000 Kubikfuß Wasser bei Angostura vorüber.***) Villaviciencio†) giebt die Wassermenge an derselben Stelle bei 700 Meter Breite, 20 Meter Tiefe und 5 Decimeter Geschwindigkeit des Flusses in der Sekunde, auf 7 000 000 Liter per Sekunde an — und das bei niederem Wasserstand.

Unsere Kreolinnen hatten sich längst in einer wackligen Kalesche durch den Sand nach dem Elternhaus begeben. Hierzu hatten sie untadelhafte Glacehandschuhe angelegt — und jeden ihrer zahllosen Knöpfe gewissenhaft zugemacht. Wie hätte auch eine Dame, die soeben

*) Villavicencio nimmt die Verflüchtigung der durchschnittlichen, jährlichen Regenmenge von anderthalb Meter im 96 000 000 Hektar großen Speisungsgebiet des Orinoko durch Verdampfung und Einsickerung zu zwei Dritteilen an. Mithin verbliebe ein halber Meter abfließenden Niederschlages.

**) Appun bemißt diese Steigung in Angostura auf 24 bis 25 Fuß, Sachs auf 40 bis 50 Fuß. Mir wurde sie ebendaselbst, übereinstimmend mit einer angeblichen Messung Humboldts, auf 50 Fuß angegeben.

***) Sachs, S. 311.

†) S. 17.

aus Europa kam, auf der wüsten Uferdüne, inmitten halbnackter Männer und nicht viel besser gekleideter Frauen, sich ohne neue Handschuhe sehen lassen mögen! Das heißt: die Kultur nach Westen tragen.

Einer der Letzten setzte ich den Fuß auf das Land. Mühsam keuchte ich, nach dem Aufhören der Bretter, durch den Triebsand aufsteigend in die breite, ebene Hafenstraße. Ob meiner versandeten Fußbekleidung überfielen mich hier abbruzesische Stiefelwichserjungen. Auch sie trugen die Kultur nach Westen. Darauf traf ich Herrn Schock. Er hatte die gelb-blau-rote Rosette des Bolivarordens angelegt.

„Wo nehmen Sie Ihr Absteigequartier?" frug er mich. „Die einzige Posada hier ist schlecht und überfüllt. Ich bin Gast einer befreundeten Familie."

„Wie Sie mir selbst anrieten," versetze ich „habe ich mir vom Kapitän die Erlaubnis zum Verbleiben an Bord, einschließlich der Mahlzeiten und des Nächtigens, erwirkt."

„Ich bin soeben dem deutschen Konsul begegnet", nahm Herr Schock abermals das Wort, „und habe ihm Ihre Ankunft mitgeteilt. Schade! Er sagte, daß dieser Tage eine Hochzeit in seinem Hause statthabe. Andererseits hätten Sie gewiß sein ganzes Entgegenkommen erfahren."

„Sagen Sie, wo wohnt der Konsul? Ich habe ihm einen Brief zu überbringen."

Herr Schock übergab mich einem gerade vorübergehenden Beamten der Firma Blohm u. Komp. Der deutsche Konsul, Herr Brockmann, leitet diese Abzweigung des großen Hauses Blohm in Carácas. Wir schritten unter holzsäulengetragener Vorhalle — dem Porticus italienischer Städte — die lange Hauptstraße, die Calle de Comercio, (Calle de Coco) über dem Orinokoufer hinab. Unter den Lauben befinden sich die Zugänge zu den Magazinen und Geschäftsniederlagen. Die breite Calle de Comercio ist nur einseitig mit Gebäuden mit freiem Ausblick nach dem Orinoko bestanden. Die Straße hat durch Steingebäude mit aufgesetztem Stockwerk — zumeist aus Holzkonstruktion — ein europäischeres Aussehen, als die Straßen von Carácas. Offene Gallerien und Balkons über dem Porticus geben den Häuserfronten bei aller Schwere etwas Luftiges und Gefälliges; die flachen, zugänglichen Dächer (azoteas) ein südländisches Gepräge.

„In dieser Straße sehen Sie die großen Handelshäuser von Bolívar", belehrte mich mein Geleitsmann. „Die bedeutendsten gehören deutschen Firmen."

Wir waren unterdessen immer noch unter dem Portico vor einem

langgestreckten Bau angelangt. Der Landsmann schob mich durch die offene Thür in eine steingepflasterte Halle. Hier arbeitete das überseeische Deutschland, in Hemde und weißen Beinkleidern, an Schreibpulten. Rock, Manschetten, mitunter auch ein Kragen kündeten als Ableger den Europäismus als überwundenen Standpunkt während der drückend heißen Geschäftsstunden an.

Herr Brockmann, ein stattlicher Herr in weißer Kleidung, besah sich prüfend den stammverwandten Ankömmling. Dem Beamten des deutschen Reiches mochte sich diese Vorsicht gegenüber so manchem vom Ozean herübergespültem Germanen erfahrungsgemäß empfehlen. Einmal jedoch erwies sich sein allzu voreiliges Mißtrauen in das Wanderbuch eines solchen Fremden als sehr ungegründet. Im Jahre 1868 war im gleichen Magazin ein vielgenannter deutscher Landsmann von abenteuerlichstem Aussehen in völlig abgenutzten Kleidern erschienen. Herr Brockmann mußte sich bei diesem Anlaß sagen, daß der äußere Mensch denn doch nicht das entscheidende Signalement ist. Der eine nackte Fuß steckte in einer weißen Alpargata,*) der andere in einem Verband. Obgleich ohne Papiere und Ausweis, hatte der fahrende Ritter in trauten, deutschen Mutterlauten voll Zuversicht, wie selbstverständlich, um einen Kredit von gegen hundert Pesos angehalten. Dem jovialen, erfahrungsdurchfurchten Gesicht wurde denn auch dies Begehren nicht länger verweigert, als der seltsame Fremde sich — Friedrich Gerstäcker nannte. In einem Kahn war er den Rio Apure und den Orinoko stromabwärts bis Ciudad Bolivar gefahren. Unterwegs hatte er sich gelegentlich einer Landung an einem Kohlenfeuer eine Brandwunde am Fuß zugezogen. —

Ich hatte in diesem Augenblick vor Gerstäcker den Vorzug, daß ich Schuhe, und zwar unzerrissene, an beiden Füßen trug. Der Konsul konnte es sich auf diese Beobachtung hin, bei seinem entgegenkommenden Wesen, nicht versagen, mir sein Haus gastlich anzubieten. Zwar meinte er: wegen der bevorstehenden Hochzeit müsse ich vorlieb nehmen. Meine Wohnsitzveränderung wurde auf den Nachmittag verabredet.

Darauf kehrte ich an Bord zurück. Ein Zollwächter wehrte mir an der Zugangsbrücke den Zutritt zu dem Schiffe. Der Codigo de Hacienda untersagt Jedwedem, mit Ausnahme der Schiffmannschaft, das Betreten eines Ladung führenden Schiffes unter Androhung einer Strafe von 20 Venezolanos.**)

---

*) Hanfschuh.
**) 100 Francs.

„Vivo à bordo“,*) fuhr ich den Schergen an und betrat festen Schrittes das Schiff. Das klang, als ob ich zu den Personen der Schiffsrolle zählte.

Am Tisch des Kapitäns nahm ich in Gesellschaft einiger Gäste desselben den Lunch ein. Die Kapitäne haben in Hafenplätzen mit allerlei Agenten und Schiffsinteressenten zu thun. Sie machen alsdann bei sehr guter Küche und Keller den liebenswürdigen Wirt.

Nach Tisch machte das Klima sein Naturrecht über mich geltend. Ermattet warf ich mich auf Deck in eine aufgespannte Hängematte und richtete mich, mittelst einer in Brand gesetzten Zigarette, zur Siesta ein. — Die Pendelschwingungen meines Ruhebettes ließen am Ufer die wüsten Granitblöcke auf- und niederwärts steigen. Sie hatte die Muse der deutschen Reiseepik bereits zweimal der Loreley gleich besungen. Das also waren die ausgewaschenen Klippen, auf welche Gerstäcker und Sachs mit licentia poëtica Angosturas braune Schönheiten in unzulässigstem Negligé hinversetzt hatten. Gerstäcker**) beschuldigte die hier zu den Waschbänken herabsteigenden Huldinnen eines mangelnden Verständnisses für die ethische Zweckdienlichkeit ihrer Busentücher und Schleppgewänder aus Kaliko. Sachs schien noch bevorzugter. Die broncefarbenen Weiber Ciudad Bolivars entstiegen vor ihm — wie Phryne einst zu Eleusis vor dem ganzen Griechenland — der Flut. Wie Andromeda hinwieder posierten sie an den Felsen. Sachs und Gerstäcker waren jeweilig dicht an diesen Klippen in der Lancha***) zu früher Tagesstunde vorübergekommen. Jetzt hingegen stand die Sonne im Zenith. Das zarte, milchkaffeefarbene Geschlecht, um seine Hautpflege besorgt, gab mir daher dort auf dem gleichen Granitgestein nicht, wie meinen beiden Reisevorgängern Gerstäcker und Sachs, Anlaß zu mythologischem Jägerlatein. Leider modern die beiden hier einst als Reporter weilenden Landsleute längst in heimatlicher Erde. In dieser betrübenden Erwägung wandte ich mich einem anderen, nützlicheren Gedankengange zu:

Im glühenden Sonnenschein stieg die Hauptstadt des venezolanischen Guyana vor mir empor. Erinnerungen an die Geographiestunde wurden in mir wach. So lernten wir die politische Einteilung Guyanas: Das französische oder Cayenne im Osten, in der Mitte das niederländische oder Surinám mit der Hauptstadt Paramáribo und im Westen brittisch Guyana mit den drei Countys: Demerára, Essequibo

*) Ich wohne an Bord.

**) III, 276.

***) Kahn.

und Berbice. Das englische stößt an das venezolanische Guyana. Zwischen beiden letzteren Staaten sind die Grenzen neuerdings wieder streitig. 1887 drohte ein ernster Konflikt über die beanspruchte Hereinbeziehung der südlichen Orinokoarme in den englischen Rayon — zwischen der Regierung in Carácas und dem Kabinett von St. James auszubrechen. Nicht minder sind die Grenzen fraglich zwischen den beiden genannten Staaten und Brasilien, dessen Gebiet nördlich des Äquators ebenfalls zu Guyana zählt. — Die Bezeichnung Guyana hat bei der heutigen politischen Einteilung und Nomenklatur Venezuelas nur noch historisch-geographische Bedeutung, wie Normandie und Bretagne für Frankreich. Die ehemals spanische Provinz Guyana bildet gegenwärtig größerenteils den Estado Bolívar. Guyana soll sprachlich von dem marsitanischen Guainia, der indianischen Benennung des Rio Negro, abgeleitet sein.*)

Als Entdecker Guyanas wird Johann Corneyo genannt. 1531 drang er den Orinoko aufwärts. Antonio Berrio gründete 1586 an der rechten Uferseite die Stadt San Tomé, auch San Tomas de la Nueva Andalusía benannt.**) Späterhin wurde sie wiederholt zerstört und geplündert. 1764 verlegte man sie weiter den Strom hinauf an den Engpaß. Ihr Name war von da ab San Tomás oder (San Tomé) de Angostura. Sie war der Sitz der spanischen Provinzialregierung. 1807 zählte sie 8500 Einwohner, heute auch nur 10 861. Mit Rücksicht auf die großen politischen Ereignisse hierselbst während Bolívars mehrfacher Anwesenheit nahm die Stadt späterhin den Namen Ciudad Bolívar an. Aber die ältere Bezeichnung Angostura lebte noch lange im Volksmunde und heute noch im Auslande fort.

---

*) Daurion-Lavaysse S. 449.

**) Hugo Sassen, de Republik van Venezuela, Rotterdam 1874 sagt S. 34: „Primitief heette deze stad San Tomas de la Nueva Andalusía later Angostura.“

Neununddreißigstes Kapitel.

Die großen Tage von Angostura.

1817—1819.

Räumung Angosturas 1817. — Der Antagonismus zwischen Bolívar und Piár. — Bolívar in Angostura 1818. — Zur Biographie Bolívars: Herkunft und Erziehung. — Bolívar am Hofe von Madrid. — Bolívar über Buonaparte. — Bolívars Monarchismus oder Demokratismus. — Sein Antikonstitutionalismus. — Protest gegen Intervention der Mächte. — Der Kongreß von Angostura 1819: Schauspielkunst oder Uneigennützigkeit Bolívars? — Bolívars Konstitutionsprojekt. Rede im Kongreß. Erblicher Senat und lebenslänglicher Präsident. — Konstituierung der kolumbischen Republik in Angostura 1819.

Bevor wir den Faden unserer Reiseerzählung wieder aufnehmen, sei ein historischer Rückblick auf die politischen Begebenheiten gestattet, welche der Umänderung des Namens San Tomás de Angostura in Ciudad Bolívar zu Grunde lagen.

Nach der Schlacht von San Feliz*) im Jahre 1817, rückte Piár's siegreiches Patriotenheer vor Angostura. Der spanische Kommandant Fitzgerald, sowie seine durch Hunger, Elend und Krankheit geschwächte Besatzung wagten bei der damaligen völkerrechtswidrigen Kriegsführung keine Kapitulation. Sie entschlossen sich vielmehr zu heimlicher Räumung des Platzes. Am 18. Juli hielt Piár seinen Einzug in die Stadt.

Bolívar hatte an dem Kampf in Guyana bisher nicht teilgenommen. Frühere Niederlagen hatten seine Entschlußfähigkeit gelähmt. General Piár war durch die Eroberung Guyana's der Mann des Tages geworden. Das Heer hing ihm, als dem Sieger, an. Ehrgeiz, Ränkesucht, Parteigeist, dabei reges Selbstgefühl und Zuversicht infolge der zielbewußten, glücklichen Durchführung seiner Pläne trieben ihn zum Widerstand gegen die Allgewalt Bolívar's. Piár fehlte darin, dem ungewöhnlichen Préstige Bolívar's nicht Rechnung zu tragen. Die patriotische Bewegung hatte sich nun einmal seit ihrem Beginn in der Person Bolívar's verkörpert. Er allein besaß Ansehen und Einfluß, um die durch Parteigetriebe und Secessionismus zerrüttete Patriotenpartei zu gemeinsamem Handeln zusammenzufassen. In einem Lande ohne erbliche Monarchie bestehen in solchen Faktoren für

*) Seihe S. 209 unten und S. 273 unten.

einen Machthaber gewisse moralisch erworbene Anrechte auf Fortdauer seiner Selbstherrschaft. — Ein Augenblick größter Gefahr für die Sache der Unabhängigkeit war eingetreten: die Zersplitterung der Kräfte durch den Antagonismus zweier ehrgeiziger Heerführer. Piár besaß größere Kühnheit und schneidigere Thatkraft als Bolivar. Aber Piár war ein Emporkömmling von niederer Herkunft, ein Mulatte von der Insel Curaçao. Ohne Vorbildung hatte er durch Kaltblütigkeit und Scharfsinn im Gefechte die Aufmerksamkeit Miranda's erregt. Von ihm zum Oberst ernannt, studierte Piár Taktik und ward 1813 unter Mariño Generalmajor. Bolivar hingegen war der vornehme Aristokrat und Weltmann, dabei von hoher, staatsmännischer Begabung. Bolivar war der kunstgerechte Nachschlüssel, mit dem sich die kompliziertesten Schlösser durch ein paar vorsichtige, geschickte Umdrehungen öffnen ließen — Piár das Brecheisen, das jene im ersten ungestümen Anprall zu sprengen versuchte.

Die beiden gefährlichen Gegner maßen ihre Kraft gegenseitig durch Appell an das Volk und ihren Heerbann. Bolivar blieb der siegende Horatier — das Vaterland optierte für ihn als den Unentbehrlichen. Piár floh aus Angostura, wurde aber gefangen genommen. Bolivar kam dieserhalb persönlich in die Hauptstadt Guyana's und setzte ein Kriegsgericht daselbst ein. Unter den Beisitzern befanden sich die Generale Torres und Anzuátegui, welche Piár nach der Schlacht von San Feliz zu Generalen ernannt hatte. Trotzdem ward Piár einstimmig wegen, „inobediencia, sedición, conspiración y deserción" zum Tode verurteilt. So sehr beugten sich die Richter vor dem unzweideutigen Willen Bolivar's. Man stützte sich der Form nach auf Aussagen falscher Zeugen: Piár habe sie zur Ermordung Bolivar's als eines Tyrannen beredet. Er habe die Aufrichtung einer Republik von Farbigen und Schwarzen über den Leichen der Weißen angestrebt. Des anderen Morgens (16. Okt. 1817) erlitt Piár auf öffentlichem Platz in Angostura den Tod durch Erschießen. Mutig, ungebeugt und unerschrocken starb er mit dem Rufe: „Viva la patria!"

Rafael Maria Baralt und Ramón Diaz*) besagen, daß die Verurteilung Piárs gerecht und gesetzmäßig war**). Gleichwohl führen sie aber zur Rechtfertigung Piár's einen Ausspruch von Thiers an: „In einer Republik dürfe man niemand wegen seiner Bekämpfung eines Usurpator's von Genie anfechten. Man solle nur bedenken,

---

*) Hist. de Venezuela I, 326.

**) Fué justa é impuesta legalmente.

welch' eine Gefahr der letztere für die Freiheit werden könnte, der er Berühmtheit und Emporkommen verdanke." — Einen weit beredteren, wenn auch wegen Voreingenommenheit gegen Bolívar nicht zuverlässigen Fürsprecher fand Piár in Ducoudray-Holstein. Dieser ehemalige Generaladjutant Bolívar's beschuldigt seinen Herrn, seinen gefährlichsten Nebenbuhler Piár aus eifersüchtiger Rache und im Interesse seiner Alleinherrschaft, ebenso wie einst den noch mächtigeren Miranda, geopfert zu haben*).

Wie uns aus meiner kurzen Darstellung der Begebenheiten des Jahres 1818 in der Geschichte der Independencia bekannt ist, (S. Seite 210) verlor Bolívar bis zum Spätsommer alle die Vorteile wieder, welche ihm die Wiederherstellung seines persönlichen Regimentes — über dem Leichnam Piár's — eingeräumt hatte. Sein Ansehen war geschwunden — der am Rio Apure siegreiche General Páëz der Erkorne der Prätorianer.

Das war die Lage der Dinge, als Bolívar — nur noch im Besitz der vollziehenden Gewalt — ein Flüchtling, gegen Ende 1818 wieder in Angostura eintraf. Er war nicht gesonnen, sich das Heft aus seinen Händen entwinden zu lassen. Vielmehr verstand er es, als gewiegter Diplomat, sich dem Vaterlande in diesem kritischen Augenblick als Retter durch Gewährleistung verfassungsmäßiger Rechte, bezw. Freiheiten, hinzustellen. Das half. Bolívar, der Autokrat und Diktator, berief den ersten langersehnten Nationalkongreß nach Angostura. Das hatte die Wirkung, die für die Sache des erschütterten Königtums in Frankreich die Einberufung der Nationalversammlung im Jahre 1789 zu haben versprach. Die Übertragung der obersten Gewalt auf das souveräne Volk — nach einem bisherigen Regiment der Willkür und Autokratie — sollte den besiegten Bolívar rein waschen. Bolívar's Stellung zur Sache des Konstitutionalismus verdient eine kritische Beleuchtung.

Der Libertadór gehörte dem Uradel des Generalkapitanates Carácas an. Simon José Antonio Trinidad de Bolívar war geboren den 24. Juli 1783. Er war der zweite Sohn des Obersten in der Miliz im Thale von Aragua, Don Juan Vicente de Bolívar und der Doña Maria Concepción Palácios y. Sojo. Beide Eltern verstarben frühzeitig. Den kleinen Simon hatten sie in den strenggläubigen Grundsätzen der katholischen Lehre erzogen. Sein Vormund und

---

*) Man lese seine ausführliche Beschreibung der Verurteilung Piárs, II, 42—58.

Oheim, Marques de Palácios, sandte ihn im Alter von 14 Jahren zur weiteren Ausbildung nach Madrid. Simon war bereits Lieutenant im Milizbataillon von Aragua. In Spanien studierte er die Rechte. Ein nicht unbedeutendes Vermögen setzte ihn in Stand, eine höher geartete, weltmännische Erziehung und Ausbildung zu erlangen. Sein einnehmendes Wesen und feines Benehmen gefielen bei Hof in Madrid. Ja, eine seiner Lehrmeisterinnen in den Künsten des Umganges mit den Damen soll die Königin, Gemahlin Karl's IV. gewesen sein. Ihre erste pädagogische Lektion will man auf eine Begegnung mit der unerkannten, vermummten Königin in einem Madrider Salon zurückführen. Simon hatte die „neueroberte Maske" nach Hause begleitet. Bald rückte er zum Gefährten des Tronerben, des Prinzen von Asturien, in Spiel und Vergnügungen auf. Einst traf er diesen, den späteren König Ferdinand VII. im Garten von Aranjuez beim Ballschlagen am Kopfe. Diesmal schlug er ihm nur den Hut herunter. — 20 bis 30 Jahre später hatte er ihm die Krone von Amerika vom Haupt gerissen. — In den Jahren des Konsulates soll Simon de Bolivar ein Bewunderer Bonaparte's geworden sein. So berichten Larrazabal und Ducoudray=Holstein. Ersterer unterlegt Bolivar's Vorliebe für Bonaparte ungegründet Haß gegen die morschen Throne. Bolivar weilte in Paris in den Tagen von Abukir und Marengo. Das sagt alles. Später läßt Larrazabal Bolivar's Begeisterung für Bonaparte in Verachtung dieses Despoten umschlagen. So hätte Bolivar in heftigem Wortwechsel Savary und Oudinot, gelegentlich der Kaiserkrönung Napoleons, den Verrat des Empereur an der Sache der Freiheit vorgeworfen. Bolivar hätte gesagt:

„Seit Napoleon König geworden, kommt mir sein Ruhm wie der Widerschein aus der Hölle vor. Es sind die Flammen eines Vulkans, welcher die Menschheit (unter seinem Auswurf) wie in einem Gefängnis begräbt." — Nach den gerade entgegengesetzten Angaben Ducoudray=Holstein's, erblickte Bolivar jederzeit in Napoleon sein Vorbild eines autokratischen Herrschers und hätte das napoleonische Hofceremoniell gern in seiner Umgebung eingeführt. — Bolivar, der Aristokrat und Weltmann aus der Schule des Hofes von Madrid und Aranjuez, konnte nicht der Parteigänger des Demokratismus sein. Dabei hielt ihn aber Eigennutz, Ehrgeiz und seine — gewaltthätige Natur, nicht von Untreue gegen das Königtum im Interesse seines autokratischen Selbstregimentes ab.

In allen hohen Stellungen, die Bolivar begleitete, kennzeichnete ihn die Zögerung, für die Sache der Vielherrschaft einzutreten. Seine

aristokratische Gesinnung flößte ihm eine Vorliebe für das monarchische Prinzip ein. Er hat dasselbe in allen Lebenslagen in sich verkörpert. Das hinderte ihn nicht, für eine demokratische Regierungsform jederzeit mit kastilianischem Pathos einzutreten. Thatsächlich hat er damit die für seine Zeit und die Verhältnisse des Landes angemessensten Grundsätze vertreten. Bolivar handelte klug und geschickt, indem er an Stelle der durch die spanische Mißwirtschaft übel angesehenen Monarchie dem Lande eine demokratische Institution gab. Freilich galt ihm dabei das Wörtchen „Republikanismus" nur als einer der vielen Namen, die man bedeutungslos in das Taufregister des neuen Staatsgeschöpfes eingetragen hatte. — An politischer Einsicht stand Bolivar über seinen Partei- und Zeitgenossen in S. Amerika. Richtig erkannte er nur in einem kräftigen Centralismus aller oberen Staatsgewalten das Heil des Vaterlandes. Bisher (bis 1818) war er mit Geschick der Zulassung jeden konstitutionellen Regimentes aus dem Weg gegangen. So hatte er 1814, nach seinem Siegeseinzug in Carácas, die Geister, die infolge seiner schwankenden Maßnahmen als Diktator nach konstitutionellen Garantieen lechzten, zu bannen gewußt. Damals ließ er — unter dem Druck der öffentlichen Meinung — widerwillig eine Junta zur Vorberatung einer Verfassung zusammentreten. Wie der Diktator aber im voraus wußte, plädierte in der Versammlung einer seiner Anhänger, Hurtado de Mendoza, in überzeugenden Worten für die Belassung der höchsten Gewalt in Bolivar's Händen. Allgemeine Akklamation! Der Diktator hatte sein Selbstregiment gerettet.

Von Jamaica aus hatte Bolivar 1816 als Flüchtling, auf das Drängen der Patrioten hin, einen Nationalkongreß nach Margarita einberufen. So gut wußte er jedoch diesen zu leiten, daß jedwede Lust zur Arbeit am Verfassungswerke hinter den Feierlichkeiten der Eröffnung und der neuen Übertragung der Militär- und Zivilexekutive auf seine Person verklang.

Zur Zeit als Piár Guyana befreite, berief sein Kampfgenosse und Mitbewerber um die Diktatur Mariño, in geschickter Benutzung der Ohnmacht Bolivar's, einen Kongreß nach Cariaco. In dem unfruchtbaren Doktrinarismus der Volksvertreter, das Vaterland durch Wortemachen in Juntas, Krongressen und Kommissionssitzungen zu retten, ersah' Mariño gleichwohl ein erwünschtes Mittel, Bolivar's Allgewalt zu brechen. Der gesetzgebende Körper in Cariaco hieß mit der Exekutivgewalt 3 Personen betrauen. Indeß sich Mariño den Oberbefehl über das Heer übertragen ließ, glaubte er Bolivar durch

Berufung in das Triumvirat unschädlich zu machen. Dieser jedoch erblickte in der an sich legalen Einberufung des Kongresses die Gefährdung seiner persönlichen Machtstellung, und hielt die Gewähr von Volksfreiheiten durch eine Nationalvertretung zur Zeit für höchst verderblich. Bolivar erkannte daher den Kongreß nicht an. Piár's Verurteilung wird in Zusammenhang mit Bolivar's Erbitterung über den Kongreß von Cariaco gebracht. Piár hatte sich dem Kongreß unterworfen und von demselben die Übertragung des Oberbefehles erhofft. —

Der Niedergang des Glückssternes des Vaterlandes und seiner selbst zu Ende 1818 ließ in Bolivar die Besorgnis einer, durch das Kabinett in Madrid angeregten Intervention der europäischen Mächte zu Gunsten der Wiederherstellung der spanischen Herrschaft in Amerika aufkommen. Man befand sich im Zeitalter der Restauration. Unter dem 20. November 1818 erließ Bolivar in Angostura einen feierlichen Protest vor aller Welt (à la faz del mundo) im Namen Venezuela's und der Freiheit gegen die Wiederaufrichtung der Oberhoheit der Krone Spanien. „Die Republik Venezuela", sagt er, „hat sich nach göttlichem und menschlichem Recht von dem spanischen Volke losgesagt und sich als souveräner Freistaat konstituiert. — Spanien hat keinen Titel mehr zur Wiederaufrichtung seiner Herrschaft in Venezuela, und Europa keine Befugnis zur Wiederunterwerfung der Republik unter die Krone Kastilien. — Mit Spanien wird die Republik nur im Verhältnis einer gleichberechtigten Macht unterhandeln. — Venezuela (schließt Bolivar) hat seit 1810 den Kampf um seine souveränen Rechte mit dem Blut seiner Söhne besiegelt. In Verteidigung derselben wird sich Venezuela lieber unter seinen Trümmern begraben lassen, als sich Spanien oder einem, seine Errungenschaften gefährdenden Machtspruche Europa's zu unterwerfen.—" Gezeichnet ist die Proklamation aus Angostura vom Jahr VIII de nuestra independencia.

Bei diesen schönen Worten durfte es aber nicht sein Bewenden haben. Das Vaterland verlangte nach zuverlässigeren Bürgschaften. — Der Willkür fügt sich ein Volk nur, insolange sie von Erfolgen begleitet ist. Ein Zustand der Gesetzmäßigkeit, wenn auch noch so erbärmlich, erträgt sich in Zeiten des Unglücks williger. Bolivar entschloß sich daher zur Einberufung des allgemein geforderten Kongresses nach Angostura. Auch diesen hoffte er durch sein staatsmännisches Genie zu einem Scheinkongreß herabsetzen zu können. Ihm wollte er

die oberste Gewalt in die Hände legen. Übertrug sie ihm der Kongreß nachher wieder — so ruhte doch Odium und Verantwortlichkeit nicht allein auf dem Gewalthaber.

Der Kongreß trat am 15. Februar 1819 in Angostura zusammen. Kanonenschüsse kündeten bei Sonnenaufgang den großen Tag an. „Fausto y memorable dia! De gloria, de explendór y jubilo!“ Am Eingang des Palacio de Gobierno ward Bolívar feierlich empfangen und zum Ehrenplatz geleitet. In einer mehrstündigen Ansprache über die Aufgaben der gesetzgebenden Versammlung entwickelte er die glänzendste und zündendste Beredsamkeit. Der kastilianische Sprachschatz hatte seine klangvollsten Formen und bilderreichsten Redewendungen für ihn aufgeboten*). Larrazabal, der Biograph des Befreiers, bricht bewundernd in die Worte aus: „Bolívar, der Triumphator, der Held, der Hannibal**) Columbiens, ward in seinem hinreißenden Redefluß zum zweiten Demosthenes, zum Perikles der Anden. — — —“

Nunquam sic locutus est homo
Sicut hic homo — — — —

Hierauf schritt das Haus zur Wahl eines geschäftsführenden Präsidenten. Dieser sollte, in Vertretung des in Kriegszeiten meist abwesenden Jefe supremo, an die Spitze der Staatsverwaltung treten. Mit feiner Berechnung wandte sich Bolívar an die versammelten Generale, seine Kriegsgefährten: „Wir sind von Stund an nur noch einfache Bürger, insolange nicht der Kongreß uns dienstliche Grade verleiht.“ Darauf verbeugte er sich vor dem neuen Präsidenten Zea und sprach: „Hier lege ich meinen Marschallsstab***) vor Ihnen nieder.“ Das Haus beschließt unmittelbar darauf die Bestätigung aller durch Bolívar, als seitherigem Oberhaupt der Republik, verliehenen Dienstgrade. Zur Bekräftigung dessen reicht ihm der Präsident — gewissermaßen als Hoheitszeichen — seinen Marschallsstab zurück.

Ich weiß nicht, soll man die Schauspielkunst Bolívar's oder die Bereitwilligkeit der Kongreßmitglieder, sich von ihm täuschen zu lassen, mehr bewundern? Am Schluß der Sitzung sprach sich der Kongreß für Ernennung eines Interimspräsidenten aus und ernannte hierzu

---

*) Die Rede Bolívars findet sich wörtlich aufgezeichnet in den Documentos pará la Historia de la Vida Publica del Libertadór, por el General J. Felix Blanco. Carácas 1876. Band 6, Seite 585—598. Ferner im größeren Auszug bei Larrazabal, I, Kapitel 28.

**) Anspielung auf Bolívars Siegeszug 1813 von Bogotá über die schneebedeckte Cordillera Oriental nach Carácas.

***) El bastón de General.

Bolivar auf die Dauer von 24 bis 48 Stunden. Bolivar protestierte mit geschickt vorgeschützter Gegensätzlichkeit zu Ehrgeiz und Streben. Das ward ihm hoch angerechnet. Schließlich ließ er sich zur Annahme dieses Mandates nur für den äußersten Zeitpunkt von 48 Stunden bestimmen. Ein solch' katonischer Republikaner wie er schlägt uneigennützig eine maximo zweitägige Herrscherwürde aus. Eine definitive Präsidenten= oder Diktatorwürde hat er freilich niemals von sich gewiesen. — Bereits am folgenden Tag übertrug der Kongreß dem Libertadór die Präsidentschaft der Republik. Zea, Präsident des Kongresses, ward Vicepräsident derselben. So hatte der Kongreß von Angostura wiederum nur Bolivar's autokratischen Absichten gedient. Seine Diktatur bekam einen freundlicheren, legalen Anstrich — das war Alles!

Bolivar hatte in seiner Eröffnungsrede erläuternd zur Vorlage eines von ihm verfaßten Konstitutionsprojektes gesprochen. Höchst merkwürdig sind die Gedanken, die er seiner Konstitution zu Grunde legte. Ich spreche nicht von dem wahren Wert seiner extatischen Bemerkung: „Die dauernde Belassung der obersten Gewalt in Händen ein und derselben Persönlichkeit ist zumeist der Untergang der demokratischen Staatsformen. Häufige Wahlen sind hingegen unerläßlich in einem volkstümlichen Regierungssystem, denn nichts ist gefährlicher, als wenn die Gewalt längere Zeit in den Händen eines einzelnen Bürgers verbleibt. Sonst gewöhnt sich das Volk, ihm zu gehorchen, und er, ihm zu befehlen. — Das ist allzeit der Anfang der Usurpation und Tyrannei. Eine richtige Eifersucht (un justo celo) ist die Gewähr republikanischer Freiheit."

Bedeutsamer aus Bolivar's Rede in Angostura ist Folgendes: Bolivar erklärte sich im Prinzip für eine Föderativverfassung. „Leider ist sie aber für einen erst in der Entwicklung begriffenen Staat nur ein Zustand g e r e g e l t e r A n a r c h i e. Auf gesetzmäßigem Wege trägt sie den Keim der Lockerung der Verbände und mithin des Verfalles von Staat und Gemeinwesen in sich. Daher erweist sich das Regierungssystem der Vereinigten Staaten für S.=Amerika unannehmbar. Da wäre die Annahme des Koran immer noch besser! Eine auf möglichste Freiheit gegründete Institution entspricht wohl den idealen Bestrebungen der Völker. Die Freiheit aber, eine saft= und kraftvolle Speise, ist schwer zu verdauen. Unsere Bürger haben einen schwachen Magen. Sie müssen in ihren Anschauungen noch sehr gefestigt werden, bevor sie das gesunde, allzu nahrhafte Brot der Freiheit verarbeiten können. Zudem bedenke man, daß die südamerikanischen Stämme

eben erst ihre Ketten abwerfen. Ein allzu kühner Aufflug nach den lichten Sphären der Freiheit würde sich rächen wie das Wagnis des Ikarus. Mit versengten Flügeln gelangen die Wagenden aus dem Reich der Träume und der Vorstellung in die Wirklichkeit zurück. —"

Bolivar's autokratischer Sinn sprach aber am deutlichsten aus seinem Vorschlage der Gründung eines „erblichen Senates" neben einer aus freier Wahl hervorzugehenden Deputiertenkammer. Als Muster schwebte ihm das englische Oberhaus vor. Solch' ein erblicher Senat sei der Grundpfeiler eines geordneten Staatswesens. Unabhängig träte er vermittelnd zwischen Regierung und Volk. Er schwäche die Wucht der Speerwürfe dieser ewigen Rivalen gegen einander ab. Naturgemäß würde er die Stütze einer beständigen Regierung. Unbeeinflußt von Gunst und Stimmung des Volkes, gleiche er unparteilich die Gegensätze zwischen Haupt und Gliedern des Repräsentativkörpers aus. Der Senat soll als Regenbogen zum Versöhnungszeichen nach tosenden Gewitterstürmen aufgerichtet werden. Die Senatoren des alten Rom und die Lords des englischen Oberhauses seien gleichsam die ehernen Pfeiler ihrer festen Staatsgefüge.

Anfänglich habe der erbliche Senat aus Wahlen des Kongresses hervorzugehen. Die Nachkommen der ersten Senatoren seien alsdann vom Staate eigens für ihre künftige Bestimmung als Gesetzgeber von Jugend auf heranzubilden. Der Heldenstamm der Befreier habe ein Anrecht darauf, in der Bevorzugung seiner Nachkommen fortzuleben. Dies sei eine Ehrenpflicht des Vaterlandes. Es würde der Geist erhabener Väter alsdann auf das angesehene Geschlecht der Enkel übergehen u. s. w. — Wir sehen, Bolivar war auf dem Wege zur Begründung eines Adels im Sinne der Napoleoniden. Ducoudray-Holstein*) sagt von Bolivar's Konstitutionsplan: „Die Mitglieder des Senates oder des Hauses der Lords sollen die Titel: Baron, Graf, Marquis oder Herzog erhalten. Diese Ämter sollten lebenslänglich und erblich sein. Aus diesem Plane ist ersichtlich, daß Bolivar eine permanente Aristokratie stiften wollte."

An der Spitze der Regierung, über Abgeordnetenkammer und erblichem Senate, sollte ein lebenslänglicher (sic!) Präsident stehen. „Die höchste Gewalt muß eine dauernde bleiben**). In Staatswesen ohne Hierarchie ist ein fester Punkt in der Mitte erforderlich, um welchen Obrigkeit und Bürger, Menschen und alle Dinge (las cosas)

*) II, 102.
**) La suprema autoridad debe ser perpetua.

kreisen. Der Präsident der Republik soll wie die Sonne sein. Unbeweglich steht sie im Mittelpunkt. Von ihr geht das Leben für das Weltall aus."**)

Der Kongreß verwarf den lebenslänglichen Präsidenten und den erblichen Senat, (den „aristokratischen Schandfleck" des Konstitutionsprojektes, wie sich Ducoudray-Holstein mit dem Ingrimm des Jakobiners ausdrückt).

Das waren die großen Februartage von Angostura i. J. 1819. Noch heute fallen die Lichtstrahlen der Grundlegung venezolanischer Staatsverfassung auf das auserwählte Angostura. — — — — In einem in der Escuela federal abgedruckten Brief des Caballero Liccioni an General José Miguel Torres findet sich folgende Stelle:

„Angostura ist die Hauptstadt, in welcher der Befreier Simon Bolivar den ersten konstitutionellen Kongreß versammelte. — — — Dort war es, wo der Patriot Zea (Vicepräsident der Republik) unter dem Eindruck der Unscheinbarkeit dieses Hauptstädtchens in die Worte ausbrach: Und auch du, stolze Roma, was warst du in deiner Kindheit Tagen anderes als eine Reihe elender Fischerhütten!"

Noch ein bedeutungsvolleres Ereignis für die Begründung der südamerikanischen Unabhängigkeit hatte aber in demselben Jahre 1819 in Angostura statt. Von seinem glänzenden Siegeszuge über die eisige Cordillere nach Neu-Granada*) war Bolivar aus Bogotá am 11. Dezember unerwartet mit 3000 Mann wieder in Angostura eingetroffen. Es galt, seinen inzwischen von den extremen Freiheitsmännern verdächtigten und abgesetzten Anhänger, den Kongreß-Präsidenten Zea, in seiner Stellung wieder zu befestigen. Bolivar's Rückkehr bewirkt Wunder. Die alte Ordnung ist hergestellt.

Am 14. Dezember erscheint der Libertadór in der Versammlung des Kongresses. In zündender Ansprache giebt er Rechenschaft von dem glücklichen Feldzuge der Befreiungsarmee nach Neu-Granada. „Nicht nur das Heer, sagt er alsdann, verdient Anerkennung, auch das Volk von Neu-Granada hat sich würdig gezeigt, frei zu sein. Einstimmig fordert es den Anschluß seiner Provinzen an Venezuela. Alle Neu-Granadiner sind von dem Vorteil einer gemeinsamen Republik für die beiden Völkerschaften durchdrungen. Für die Vereinigung Neu-Granadas mit Venezuela habe ich von Anbeginn meinen

*) El Presidente de la republica ha de ser como el Sol, que firme en su centro da vida al universo.

**) Siehe Geschichte der Independencia, Jahr 1819. Kapitel 22. S. 210.

Degen gezogen. Diese Vereinigung verlangen stürmisch die Angehörigen beider Länder. Sie ist die Gewähr der Freiheit des gesamten Südamerika. Gesetzgebende Versammlung! Der Augenblick ist gekommen, den festen und unvergänglichen Grundstein der neuen Einheitsrepublik zu legen."

Darauf erhebt sich Präsident Zea: „Wie sollten wir Bolivar den Siegespreis für seine heldenmütigen Errungenschaften weigern? Als Lohn seiner Thaten erbittet er die Verschmelzung der Völker, die er befreite. In der Politik ist Machtstellung und Bedeutung bedingt durch die Ausdehnung des Ländergebietes. Quito,*) Santa Fé de Bogotá und Venezuela vereinen sich zu einer großen Republik. Die achtunggebietende Stellung eines so gewaltigen Reiches läßt sich gar nicht ermessen."

Alsbald ward eine Spezialkommission ernannt zur Vorbereitung der Vereinigungsakte. Drei Tage darauf, am 17. Dezember genehmigte der Kongreß einstimmig die Vorlage. Präsident Zea verlas die Akte, küßte und unterzeichnete sie. Nach Unterfertigung durch sämtliche Deputierte rief Zea:

„Die Republik Kolumbien ist konstituiert."

Bolivar ward Präsident. Benannt ward die Republik nach Kolumbus. Schon in Carácas hatte 1811 der Kongreß — auf Anregung Mirandas — bestimmt, daß in den offiziellen Schriftstücken neben der christlichen eine kolumbische Zeitrechnung (la era columbiana) anzusetzen sei. Und 1815 schrieb Bolivar aus Jamaica: „Neu-Granada wird mit Venezuela zu einer Zentralrepublik zusammen treten. Den neuen Staat wird man „Colombien" benennen. Es ist das ein Tribut der Gerechtigkeit und des Dankes an den Entdecker unserer Halbkugel." Larrazabal endlich sagt: „Amerika sühnte seinen Undank gegen Kolumbus durch Eintragung seines erhabenen Namens in das Buch der Unsterblichkeit — vom ersten Tage seiner Selbständigkeit an."**)

Das geschah zu Angostura am Orinoko den 17. Dezember 1819. Die Republik Kolumbien war die gewaltigste Staatenbildung des unabhängigen Südamerika. Ein Bollwerk nationaler Selbständigkeit mit einer Ausdehnung von 50 000 Quadratmeilen, bot sie drohend die Stirne der Rabenmutter Spanien. „Das Geschlecht der auser-

*) Die wirkliche Einverleibung Quitos, unter dem Namen Ekuadór, erfolgte erst 1822 s. S. 215

**) I, 101.

wählten Helden Kolumbiens," sagt Larrazabal,*) „verdunkelte die alten Freiheitskämpen von Carthago, Pharsalus, Marathon, von Salamis und Plataä."

Vierzigstes Kapitel.

Im Hause des Konsuls.

Gepäckrevision. — Tropenländisches Fremdenzimmer. — Die Familie des Konsuls. — Comida. — Der Konsul als Kastilianer. — Der deutsche Tourist. — „Große Geister" hinter den Coulissen. — Erinnerungen und Nachruf an Dr. K. Sachs. — Appun. — Schomburgk.

Des Nachmittags übergab ich meine bewegliche Habe einem Muchacho**) mit dem Auftrag, mich in das Haus des Konsuls zu geleiten. Der Träger eilte indes unbekümmert mit meinen Sachen voran nach der Aduana. Im inneren Hofraum derselben unterlagen sie nunmehr der Besichtigung eines alten, zöllnerischen Wolfes in Schafskleidern. Er that scheinbar sehr harmlos, nahm jedoch seine ganze Findigkeit innerhalb der gesetzlichen Zulässigkeit zu Hülfe, um auf Grund meiner etwaigen zollpflichtigen Einfuhr seinen offiziellen Raub mit der Behörde teilen zu können.

„Bitte um Ihre lista de equipaje," wandte sich der Aduanero an mich.

Ich überreichte das diesbezügliche Papier. Dasselbe enthielt eine, nach vorgeschriebenem Formular vom venezolanischen Konsulat in Trinidad ausgefüllte Bescheinigung meiner Reiseeffekten nach Zahl, Gegenstand, Inhalt und Gewicht. Meine manifestación***) deklarierte:

2 Handkoffer — — gebrauchte Gegenstände	Kilo	56
1 Decke (gerollt)	„	4
Summa	Kilo	60.

Vor allem ließ der alte Fuchs meine Effekten nachwiegen. Dabei zog er die Abschrift meiner lista aus der Tasche — und verglich die Werte. Die Gepäcksliste wird vom Konsul in doppelter Ausfertigung

*) I, 616.

**) Burschen.

***) Zollerklärung.

ausgestellt. Ein Exemplar nimmt der Fiscal des Schiffes ab und übergiebt es dem Beamten der Duane. Der Codigo de Hacienda ermächtigt diesen in den Bestimmungen über Zollrevision, bei Verschiedenheit des Gewichtes zwischen Reisegepäck und Bescheinigung des Konsuls dem Passagier eine Zollstrafe aufzuerlegen. Mit besonderen Argusaugen verglich der Zöllner und Sünder die Zahl meiner Gepäckstücke mit der bescheinigten. Das Zollgesetz gestattet ihm, für jedes fehlende Stück (— einerlei ob das Gesamtgewicht des Gepäckes übereinstimmt —) eine Geldstrafe von 50—500 Bol. zu erheben. So hätte beispielsweise das Fehlen meiner Cobija,*) die mit vier Kilo im Register aufgeführt war, mir eine enorme Kontraventionsstrafe zuziehen können. Meine Cobija konnte aber steuerpflichtige Waren bergen. Sein tastendes Gefühl täuschte denn auch den Revisor nicht. Er hieß mich die Decke entrollen. Mit sicherem Griff eines Geiers bemächtigte er sich eines Foulard-Tuches. Boshaft genug hatte ich es aber schon zwei- bis dreimal getragen. Es war ein kritischer Augenblick, als der Alte das Zutreffen des Artikel 52 raubgierig prüfte. Nicht gebrauchte Gegenstände müssen ihm zufolge vorher deklariert werden. Wird dies versäumt, so wird neben dem Erlag des Zollwertes durch den Reisenden der Gegenstand noch obendrein als Kontrabande beschlagnahmt. — Enttäuscht mußte der Aduanero seine bereits sichere Beute fahren lassen. Schon hatte ihm der Wortlaut der Nummer 438 des Zolltarifs ein schadenfrohes Lächeln auf die Lippen gezaubert. Es gehören nämlich Seidenartikel in die Klasse der höchstbesteuerten Eingangswaren. Per Kilo ist ein Zoll von 20 Bol. zu entrichten.

Mit dem seidenen Halstuch war es also nichts. Nunmehr bemächtigte sich die Inquisition des Inhaltes meiner Koffer und streute ihn auf die Pflastersteine umher. Mir graute, das Alles bei der Hitze Ciudad Bolivars wieder einpacken zu müssen. (Die freundlichen Mädchen gab es hier nicht, die an der Grenzstation Portugals zwischen Galizien und Oporto das Reisegepäck abnehmen, sich die Schlüssel erbitten und es mit Zartgefühl öffnen. Mit fürsorglicher Frauenhand gleichen sie hinterdrein die durch die Revisoren hervorgebrachte, brusque Unordnung wieder aus. Die portugiesische Duane duldet ihre Mithülfe. Einen vernünftigeren Vorgang habe ich an keiner Mauth gesehen.) — An meinen geringen Kulturbedürfnissen auf Reisen scheiterte jedweder Versuch, mich einer Zollpflichtigkeit zu zeihen. So weit ging

*) Decke.

man in diesem Bestreben, daß die Taschen eines eingepackten Rockes umgekehrt wurden.

Da endlich — schienen sich die Hoffnungen des Alten im Lammspelze zu verwirklichen. Zwei neue, lederne Schatullen wurden mit habgieriger Miene für vorläufiges Staatsgut erklärt. Das mußte Gold- und Silberwaren oder gar Juwelen — höchst besteuerte Klasse! — enthalten. Doch enttäuscht blieb der Aduanero mit dem einen geöffneten Kästchen vor mir stehen und frug kleinlaut:

„A que sirve eso, Señor?“*)

„Toiletteutensilien“, bemerkte ich trocken. Schweigend klappte der Beamte die Kassette wieder zu. — Bei obrigkeitlicher Öffnung des zweiten Etuis war aber die Enttäuschung auf meiner Seite. Nicht wenig Erfolg hatte ich mir für das Steigen meines Ansehens von seinem Inhalt erwartet. An farbenprächtigem Band blinkte das goldene, strahlenförmige venezolanische Ordenszeichen vom Libertadór unter dem geöffneten Deckel hervor. Aber ich muß es zu meiner Schande als Ritter des Bolivarordens eingestehen: Der Sachwalter der Obrigkeit dachte sich nicht das Mindeste bei diesem Anblick. Jedenfalls war in seinen Augen die venezolanische Ritterwürde kein Hindernis für beabsichtigte Zolldefraudation eines Caballero. Wie anders in unseren Monarchien! Eine Ordensdekoration oben im Koffer sichert dem Inhaber seitens der Kontroleure eine nachsichtigere Behandlung als dem musterreisenden Manichäer.

Ohne daß mir die übelgesinnten Zöllner ein Haar gekrümmt hätten, kam ich mit meiner Habe im Hause des Konsuls an. Bei uns in der Heimat geleitet man den Gast in das „Fremdenzimmer.“ Zu seiner unerläßlichen Ausstattung zählen das Kanapee vor dem teppichüberdeckten Tisch, eine Kommode mit einigen Nippsachen darauf, ein paar wenige, für die Wohnräume der Familie zu schlechte Bilder, ein Waschtisch, ein Tischchen mit elementarem Schreibzeug und Aschenbecher; endlich das Bett nebst mobiliarer Pertinenz zum Aufstellen eines Leuchters und zum Ablegen der Uhr während der Nacht. Das Zimmermädchen sucht zu gewisser Morgenstunde in diesem Raume den durch uns veranlaßten Widerstreit mit den Gesetzen der Symmetrie wieder kunstgerecht auszugleichen.

In Ciudad Bolivar ging das nun etwas anders zu. Herr Brockmann hatte mich bereits des Vormittags in das Stockwerk über

*) Wozu dient das?

seinen Geschäftsräumen geführt. Dort hatte er ein mit Waaren belegtes, steingepflastertes Gemach auszuräumen veranlaßt. — Jetzt, des Nachmittags, hielt ich meinen Einzug in demselben, unter Vortr eines farbigen Bediensteten des Hauses. Das uns aus Macuto bekannte Bett (ein cuadre), ein improvisierter Tisch und Holzstühle, ein rohrgeflochtener Schaukelstuhl, sowie ein Spiegel hatten das Warenlager rasch zum Gastzimmer umgestaltet. Ein poröser Thonkrug mit stets kühl gehaltenem, filtriertem Orinokowasser vervollständigte die Ausstattung. Die Einrichtung entsprach den mit Rücksicht auf das Klima ortsüblichen Ansprüchen an ein Wohngemach. Die steinernen Fließen des Bodens, der luftige Raum, sowie die nur durch einen Laden verschließbaren, glaslosen Fensteröffnungen waren einigermaßen ein Versuch, die selbst bei Nacht drückend heiße Temperatur erträglicher zu machen. Unter dem freiaufsitzenden Dachgebälke brauste der Luftstrom wohlthätig durch das Zimmer. Der farbige Famulus zeigte indes entfernt nicht die Vorliebe des nordländischen Hausmädchens für rhytmische Anordnung meiner im ganzen Zimmer herumgestreuten Habe. —

Wie auch in der Folge begab ich mich mit Sonnenuntergang zur Comida in die Wohnung des Konsuls im anstoßenden Gebäude. Im Salon versammelte sich vor Tisch die gastfreie Familie unseres Lübecker Landsmanns. — Herr Brockmann, im gefälligen, weißen Anzug, schaukelte sich nach des Tages Arbeit und Hitze in einem Rohrstuhle. Dabei durchblätterte er die mit dem Schiff angekommenen, heimatlichen Zeitungen. Dann kam die kleine 8jährige Carlotica herein. Mit klugem Gesichtchen, gesetzt und gemessen, begrüßte sie den fremden Gast. Ihrem Alter entsprechend wurde ihr dieser Ansatz zu kastilianischer Frauenwürde von mir mit einem besito (einem Küßchen) vergolten. Carloticas ältere, erwachsenere Schwestern, Maria-Luisa, Catalina und Asuncioncita, folgten sich in kurzen Zwischenräumen. Diese hatten das Erziehungsinstitut der katholischen Schwestern in Demerara (Georgetown) in britisch Guyana — eine gutgeleitete Töchteranstalt von hohem Ansehen in West-Indien und umliegenden Ländern — besucht. (Während meines späteren Aufenthaltes in Demerara vermochte ich leider dem freundlichen Drängen der Schulschwestern, ihre Anstalt zu besuchen, nicht Folge zu leisten). — Señora Brockmann, aus dem in der patriotischen Geschichte vielgenannten Hause Bermudez, eine geborene Bolivianerin oder Bolivaresin, ward Mittelpunkt des freundlichen Kreises. Eine junge Dame mit blondgewelltem Haar trat zuletzt ein. In dem schönen Ausdruck ihrer

blauen Augen stand es geschrieben, daß der Liebesfrühling in ihrem Herzen Blüten trieb.

„Meine Schwester", bedeutete mir der Konsul. „Sie ist die Braut, die in wenigen Tagen hier im Hause Hochzeit halten wird. Wir hoffen auch Sie dabei zu unseren Gästen zu zählen."

Vor Beginn der Comida bot mir der Gastfreund den landesüblichen Trunk. Das Mahl zeigte, welch' schmackhafte Speisen die Küche Venezuela's aufzuweisen vermag. Sie bietet reiche Auswahl an Zwischengerichten und Zuspeisen. Zuletzt ward eine einheimische Frucht aufgetragen, deren Verzehrung mich in Widerstreit mit der guten Lebensart bei Tisch versetzte. Eine Mango mit Grazie zu verspeisen, ist selbst für die in Dingen des Anstandes mustergiltigsten Damen ein Ding der Unmöglichkeit. Einer grüngelben Kugel gleich, von der Größe einer Orange und von pikantem Terpentingeschmack, besitzt die Mangofrucht einen Kern von ungewöhnlichem Durchmesser. An ihm sitzt das gelbe, saftige Fleisch so fest an, daß weder Messer noch Zähne es geschickt abzulösen vermögen.

Herr Brockmann besaß eine rühmliche Gabe, seine Gesinnungen als deutscher Gastfreund mit seiner Stellung als Oberhaupt einer venezolanisch gearteten und denkenden, sowie spanisch redenden Familie in Einklang zu bringen. Ein Landsmann von Gemüt und echt heimatlichem Sinn, der seine Gediegenheit und nordländische Denkungsweise in den gewinnenden Umgangsformen der spanischen Kultur und in dem Wohlklang der kastilianischen Sprache zum Ausdruck bringt — das war mir neu. Herr Brockmann sprach das Kastilianische mit wohlklingendstem Pathos. Niemand hätte dabei in ihm den Hanseaten vermutet. Nimmer besaß diese Sprache in spanisch-venozelanischem Mund diese melodische Kraft. Der Spanier haucht die Worte mehr, als er sie spricht. — Señora Brockmann fand gegenüber meinen Zumutungen, mein mit Italianismen durchsetztes Castellano zu verstehen, einen ritterlichen Anwalt in ihrem Gatten. Seine oftmals mit dramatischer Schönheit vorgebrachten Verbesserungen meiner Wort- und Satzbildung hielten als grammatica viva den Vergleich mit den sonst bekanntesten Systemen dieser Art erfolgreich aus.

Nach dem Speisen gesellte sich der Bräutigam von Fräulein Frida Brockmann, Herr Sch., zu uns. Eine der Damen schlug die Tasten des Pianos an. Die jüngeren Elemente übten sich für den bevorstehenden Hochzeitstag im Tanze. Wir Männer indes verbreiteten uns im Rauchwinkel über die Dinge im gemeinsamen Vaterland. Das ist immer so, wo zwei oder drei Deutsche jenseits des Weltmeeres

versammelt sind. Im Mittelpunkt des Gespräches standen bald die deutschen Touristen in Venezuela. Ihre Zahl ist bisher eine beschränkte gewesen. Eine Definition des Begriffes „deutsche Touristen in Venezuela" ist übrigens schwierig. Rein negativ könnte man sie vielleicht als Leute bezeichnen, welche in das Land nicht mit der Absicht kommen, Dollare und Pesos zu erwerben. Aber auch das ist keine zutreffende Kennzeichnung. Bei Männern der Wissenschaft unter Touristen ist die hinterherige Umsetzung ihres geistigen Kapitals in flüssige Geldwerte nicht ausgeschlossen. Genug, zu diesen für das kaufmännische Amerika höchst „unproduktiven" Menschen zählte ich an diesem Abend Schulter an Schulter mit bekannten Landsleuten, wie Appun, Sachs und Gerstäcker. Der Konsul berichtete über die Begegnung hierselbst mit Gerstäcker. Wir kennen sie bereits. Herr Brockmann setzte noch vieles hinzu. Manches bleibt besser ungenannt. Diese Mitteilungen trugen zu weiterer Befestigung einer Anschauungsweise in mir über den Wert der Gesammtpersönlichkeit hervortretender Männer bei. Mehr oder weniger — seien sie nun Fürsten, Staatsmänner, Feldherrn, Dichter, Schriftsteller, Gelehrte oder Erfinder sollte man sie nur im Schimmer der Bühnenlampen, auf dem Podium ihres Wirkungskreises sehen. Man wird ihnen aber nicht ungestraft hinter den Koulissen oder nach dem Fallen des Vorhanges begegnen. Das ist meine unverbrüchliche Meinung! Hinsichtlich ihres Privatlebens gehe ich von der Präsumption aus, daß die „großen" Männer meist „kleiner" sind als ihre durchschnittlichen Mitmenschen. Die Letzteren sind lange nicht den Gefährdungen des Charakters ausgesetzt wie jene. In den gesammelten Briefen großer Menschen, oder in uns auf dem Wege der Specialforschung bekannt gewordenen Handlungen ihres Privatlebens, Beweise ihrer überlegenen sittlichen und Charakterpersönlichkeit zu erkennen — will mir nicht in den Sinn. Man möchte manchesmal wie der Pharisäer sagen: „Gott, ich danke Dir, daß ich nicht bin wie diese „großen Männer".

Auch Dr. Sachs hatte, auf seinem Zug nach den Gymnoten, im Hause meines Gastgebers geweilt. „Dieser talentvolle und strebsame Forscher im jugendlichen Lebensalter von erst 23 Jahren", erzählte Herr Brockmann, „stieß einst hier in diesem Zimmer durch eine voreilige Bemerkung nicht wenig an. Ein Señor producierte sich als geübter Klavierspieler. „„Das kann Jeder — das will ich aber besser machen"", warf Sachs mit Selbstbewußtsein fast geringschätzig hin. Verblüfft räumte der Spielende dem jugendlichen Histologen den Stuhl vor dem Instrument ein. Dr. Sachs setzte uns nun durch seine

Virtuosität im Vortrage in Staunen. Der Vorgänger hatte in seinem Nachfolger richtig seinen Meister gefunden und verzieh ihm die abfällige Beurteilung seiner vorhergehenden Leistung." Diese an sich geringfügige Mitteilung möge zum Gedächtnis des allzu früh Dahingegangenen als eine Ergänzung dienen zu nachfolgenden Worten des Nachrufes an Sachs seitens des Professors Emil Dubois-Reymond*): „Er beherrschte vollständig die Theorie der Musik, war ein geschickter Geigenspieler, auf dem Klavier aber geradezu Conzertist. Niemand, der ihn die schwierigsten Bravourstücke aus dem Gedächtnis aneinander reihen hörte, wollte glauben, daß er nicht Musiker von Fach sondern angesehener Naturforscher sei."

Dubois-Reymond war es, der für Dr. Sachs den ehrenvollen Auftrag auswirkte, seine histologisch-pathologischen Kenntnisse zur „zeitgemäßen Erneuerung von Humbold's Versuchen am Zitterale" in Gestalt persönlicher Experimentik in den Teichen bei Calabozo in Venezuela zu verwerten. Zweck der Sendung des Dr. Sachs nach Venezuela war, Beiträge aus experimentellen Studien am Gymnotus zur Hypothese des Sitzes der Elektrizität in „eigens hierzu vorhandenen Organen" der Zitterfische zu erbringen. Entgegen Galvani's Theorie von der tierischen Elektricität, wonach gewisse Zuckungen auf besondere elektrische Wirkungen der Nerven und Muskeln zurückgeführt wurden, begrub Volta's Theorie der Säule für lange hin die tierisch-elektrischen Versuche. In unserer Zeit wurden diese neuerdings durch die deutsche Wissenschaft, insbesondere Dubois-Reymond, belebt. Das Muskel- und Nervensystem bei Mensch und Tier wurde nach ihm als „Sitz unabläſſig kreisender elektrischer Ströme erkannt, welche bei Zusammenziehung des Muskels, bei leitender Thätigkeit des Nerven verschwinden und so ihren Zusammenhang mit jenen Lebenserscheinungen bekunden". Nun entstand die wichtige Frage, ob „diese, allen Tieren gemeinsame Eigenschaft und das besondere Vermögen der elektrischen Fische einerlei Ursprungs seien."

Zur Untersuchung des elektrischen Organes des Zitteraales ward dieserhalb Dr. Sachs — ausgestattet mit den Mitteln der Humboldt-Stiftung für Naturforschung und Reisen — 1876 in die Steppe Venezuela's entsandt. Über das Ergebnis seiner Forschung darf ich mich nicht verbreiten. Hier wollte ich ihm als „Touristen- und Reiseschriftsteller" einen Nachruf widmen. Dr. Sachs, in Neiße geboren

*) Nekrolog und Einleitung zu Dr. Karl Sachs, Untersuchungen am Zitteraale (Gymnotus electricus), nach seinem Tode bearbeitet. Leipzig 1881.

1853, verunglückte ein Jahr nach seiner Heimkehr aus den Tropen 1878 bei Besteigung des Monte Cevedale in Tirol. Fertig gestellt hatte er bis dahin nur die Schilderung seiner Reise nach Venezuela und seine, nicht den eigentlichen, wissenschaftlichen Zweck derselben betreffenden Wahrnehmungen. Bekannt ist das Werk unter dem Namen: Aus den Llanos. Ich selbst bin in Venezuela mehrfach den Spuren von Karl Sachs gefolgt. Hieraus erwächst mir ein Anrecht auf Anerkennung der vorzüglichen Wahrnehmungs- und Darstellungsgabe, sowie des gewandten Erzählertalentes des Physikers und Musikers. Dubois-Reymond sagt: „Dr. Sachs' Buch ist mit ungemeinem Geschick geschrieben. Hinter anmutiger Nachlässigkeit, welche immerhin manche Fehler durchläßt, birgt sich jene halb unbewußte, tiefe Kunst der Darstellung, wie sie das Ergebnis vollkommener Gegenständlichkeit und Unbefangenheit bei genügender Kultur und vorzüglich bei großem Talent ist. —

Guyana hatte auf dem Gebiete seiner ethnographischen, geographischen und naturwissenschaftlichen Darstellung namhafte deutsche Männer zu verzeichnen. So war Karl Ferdinand Appun 1859 in Ciudad Bolivar und am unteren Orinoko als Zoologe und Botaniker thätig — vorher, von 1849—1859, in anderen Landesteilen Venezuela's. Humboldt's Empfehlungen ebneten ihm die Wege. Bis 1868 begleitete er sodann als Naturforscher eine amtliche Stellung in britisch Guyana. Ihm verdanken wir ein insbesondere in botanischer Hinsicht schätzenswertes Werk in 2 Bänden über seine Wanderungen durch Venezuela und Guyana.*) Auch dem nicht fachwissenschaftlich gerichteten Leser bieten seine nichts weniger als trockenen Aufzeichnungen Anregung. So seine lebensvollen Schilderungen der Kreolinnen und seiner Berührungen mit Indianern und Indianerinnen der guyanischen Wildnis. — Leider haben die eigenartigen Kulturzustände Hispano-Amerika's den Geist des talentvollen Landsmanns umnachtet. — —

Alexanders von Humboldt hier eines Näheren zu gedenken, enthebt mich meine frühere Beleuchtung seiner Bedeutung für die Geographiekunde des nordwestlichen Süd-Amerika, wie insbesondere des Orinokogebietes und bezw. Guyana's.

Der nach ihm bedeutendste Forschungsreisende in Guyana ist Robert Hermann Schomburgk. Ein Predigersohn aus Freiburg a. d. Unstrut, gelangte er in kaufmännischen Unternehmungen 1830 nach britisch West-Indien. Arbeiten über den physikalischen Charakter

*) Siehe Verzeichnis der von mir benutzten Bücher.

kleiner Insulargebiete zogen ihm einen Ruf der Behörde in britisch Guyana behufs Durchsuchung seiner unbekannten Gebiete zu. Von vierjähriger Forschungsreise daselbst kehrte er 1839 mit staunenswerten Ergebnissen seiner botanischen, faunistischen und linguistischen Erhebungen nach der Hauptstadt Georgetown zurück. Über diese Expedition veröffentlichte er u. a. seine „Reisen in Guyana und am Orinoko 1835—1839“ (Leipzig 1841). Schomburgk's astronomische Bestimmungen der am oberen Orinoko besuchten Punkte in venezolanisch- wie britisch Guyana galten als wertvollste geographische Anhaltspunkte über die Quellen des Orinoko. Diese verlegte er in die Sierra von Parima (2°—3° n. Br. und 64°—65° w. L.) Mithin dankt Venezuela Schomburgk neben Humboldt die bedeutsamsten Erhebungen über die Geographie des Ober-Orinoko. — Eine heutige Zierde unserer Warmhäuser, die Victoria regia, zählte zur Ausbeute dieser guyanischen Reise Robert Schomburgk's. Sein Bruder Moritz Richard begleitete ihn auf einer späteren Reise durch Guyana 1840—1844. —

Wir haben einen freundlichen Abend im Familienkreise des deutschen Konsuls verbracht. Nochmals wollen wir in dies gastfreie Haus wiederkehren. — Vorerst richtet Amor Hymens Fackel zu. Lassen wir ihm hierzu einige Tage Zeit.

Einundvierzigstes Kapitel.

Ciudad Bolívar.

Bauart; Straßen. — Juana. — Die traurige Kathedrale. Alexander VI. Borgia und Teilung der neuen Welt zwischen Spaniern und Portugiesen. — Bischofswahl in Venezuela. — Der Erzbischof von Carácas. — Blick von der Oberstadt. — Straßenstaffage. Gefälligkeit im Habitus der Tropenbewohner. — Indianer von auswärts in Ciudad Bolívar: Lager. Stadttoilette; Kleiderordnung für Indianerinnen. — Indianische Frauen und Männer. — Charaktereigentümlichkeiten und Kulturwidrigkeit derselben.

Sehen wir uns jetzt Ciudad Bolivar an. Wir biegen in eine den Hügel hinanführende Seitenstraße der Calle del Comerico ein. Der Unebenheiten des felsigen Bodens halber steht fast kein einziges Haus horizontal zum Niveau der Straße. Mitunter bei starkem

Gefäll sind die Gebäude auf hohe Substruktionen gestellt, durch Strebepfeiler gestützt und mit steinernen Freitreppen versehen. In ebener Lage erinnern die Häuserfronten mit den zur Erde herabgehenden, vorspringenden und vergitterten Ventanas an Carácas. Doch zeigt in Ciudad Bolivar die Bauweise eine abwechslungsreichere Mannigfaltigkeit. Hier ein Bau mit hohem Sockel, nebenan die haushohe Mauer eines Hofraumes, und sodann ein ebenerdiges, stuckbeworfenes Häuschen. Dort wieder eine vergitterte Façade mit hohem Portal von edler Gesimsbildung und mit unsymmetrisch, wie am Dogenpalast in Venedig, hineingesprengten Fensterbögen und geschmackvoll aus Eisen gearbeiteten Balkons. Hinter den Vergitterungen einer Ventana lugt ein schmuckes, schwarzäugiges Mädchen hervor. Vorüber an einer pompösen Einfriedigung aus Eisenguß und hohen Broncekandelabern an einer Thoreinfahrt wandle ich den backsteingepflasterten Bürgersteig der holperigen, nach innen in eine Rinne vertieften Straße hinab. Über Lehmwänden ragen die Wedel weniger Palmen hervor — vereinzelte Zeugen des spärlichen Pflanzenwuchses der Stadt. In Käfigen vor Thüreingängen zwitschern grüne Papageien. Auf einem Fenstersims ist ein rotblau gefiederter Arras angekettet.

Auf dem Balkon eines stattlichen Wohnhauses erblicke ich eben die Gefährtinnen von der Orinokoreise. Noch bemerken sie mich nicht. Juana pflegt pantomimischen Verkehr nach dem Balkon des gegenüberliegenden Palacio mit einem schwarzbärtigen Kreolen. Plötzlich sieht sie nach der Straße hinab, wo ich eben herkomme. Ebenso rasch war sie aber auch hinter der Jalousie verschwunden. Diese Art des Sprödethuns Juanas befremdete mich. Späterhin sagte man mir, ihr Gegenüber bewerbe sich um ihre Gunst und habe Aussicht, nicht abgelehnt zu werden. (Heute, da ich diese Blätter veröffentliche, ist lt. überseeischer Nachrichten der süße Wahn voll minniglicher Blicke von Altan zu Altan längst im gemeinsamen Ehestand entzweigerissen.)

Auf halbem Weg zum Hügelkamm gelangt man auf die Plaza mit einem Standbild Bolivars vor der bischöflichen Kathedrale, einem Bau im Spätrenaissancestyl. Traurig, aber wahr! Alle Gotteshäuser, die ich in Venezuela besuchte, machten mir, abgesehen von ihrer Außenseite, den Eindruck der Öde, Gedankenleere und schnödesten Verwahrlosung. So auch das Innere der dreischiffigen Domkirche von Ciudad Bolivar. Von den Seitenschiffen ist das weißgedünchte Haupthaus durch mehrgrün-grau gestrichene Pfeiler und Bogen getrennt und trägt einen blaugrün bemalten Dachstuhl; die Seitenschiffe haben eine

flache Holzdecke von gleicher, unbegreiflicher Farbe. In den unebenen, backsteinbelegten Fußboden sind bis zur Unkenntlichkeit abgetretene Epitaphien eingelassen. Das nahm mich am meisten wunder, daß eine so indifferente Kirchengemeinde mit ihren Fußspuren und Kniebeugungen dies beharrliche Werk der Zerstörung vollbracht haben sollte. — Eine verkümmerte Apsis ist ist durch eine steinerne Estrade von der Domus getrennt. Der Farbensinn venezolanischer Architekten und Gottesmänner schien die gesamte Farbenskala in der polychromischen Ausschmückung ihrer Bischofskirche vorführen zu wollen. So wußten sie denn die Wand hinter dem romanisierten, an seinen Kapitälen vergoldeten Hochaltar aus weißem Gestein nicht schöner als mit rosa, grauen und gelben Füllungen und Pilastern zu bemalen. Darüber ein schmutzig-blauer Sternenhimmel als Plafond. Hinter scharlachroten Gardinen schaut Maria dort aus einer Wandversenkung betrübt hernieder auf die leere, weihelose Stätte, die man ihr als Wohnung angewiesen. In dieser Stimmung mochte sie sich sagen, daß sie ein behaglicheres Heim im Zimmermannshause zu Nazareth, im Kreise Josephs und ihres gottbegnadeten Sohnes gehabt habe, wie als Himmelskönigin in der — traurigen Kathedrale spanisch Guyanas. Seitwärts des Tabernakels birgt eine Nische einen der Päpste in rotem Stoffmantel. Der oberste Pontifex hat Zeit und Ruhe zu ernsten Gedanken, denn kein — einziger Andächtiger der guyanischen Hauptstadt zieht ihn von seiner Betrachtung ab. Aus seinem sinnenden, schmerzlichen Gesichtsausdruck glaubte ich zu erkennen, daß es Papst Alexander VI. Borgia war. Er klagte sich offenbar an, einst, auf Drängen Dom Johanns II. von Portugal und Ferdinands und Isabellens von Kastilien, durch die Bulle vom 3. Mai 1493 die noch unentdeckten Länder der Erde im voraus zwischen den indifferenten Spaniern und Portugiesen geteilt zu haben. Eine Grenzlinie vom Nordpol bis zum Südpol — unam lineam a Polo Arctico, scilicet septentrione, ad Polum Antarcticum, scilicet meridiem — mit einem westlichen Abstand von 100 Meilen von den azorischen und kapverdischen Inseln, hatte Papst Alexander als Demarkationslinie gezogen. Alle Gebiete westlich dieses Mittagskreises verlieh er der Krone Kastilien, die östlichen den Portugiesen. (Am 7. Juni 1494 setzten Johann II. und die Regenten von Kastilien diesen Grenzmeridian 370 Leguas westlich des grünen Vorgebirges fest.)*) — Hätte der weise Leo XIII. dazumal die neue Welt zwischen den Völkern der alten zu teilen gehabt — ich glaube, er hätte es, anstatt mit den

*) Siehe bei Peschel, S. 180 ff.

glaubensträgen Spaniern und Portugiesen, mit den glaubensinnigeren Germanen versucht. Jedenfalls zum Frommen einer würdigeren Ausschmückung der Gotteshäuser in der Welt des Kolumbus!

Ciudad Bolivar ist Sitz eines Bischofs. Zur Zeit war sedis vacantia eingetreten. Durch den Kongreß war bereits der neue Bischof erwählt worden. Präsident Crespo hatte dem Kongreß Mitteilung von dem Ableben des Bischofs von Guyana — nach den Bestimmungen des Patronatsgesetzes — erstattet. „Ihr habt nunmehr, auf Vorschlag der Exekutivbehörde, den Nachfolger zu erwählen. Auf Grund meiner Vollmachten, die mir das Patronatsgesetz giebt, präsentiere ich Euch den Dr. Manuel Felipe Rodriguez, derzeit Canonico Magistral des Capitulo Metropolitano.“*) — Annoch stand aber die päpstliche Bestätigung aus. Hinsichtlich des weiteren Modus bis zur Inthronisation eines Bischofs sei als Analogie die kurz zuvor erfolgte Einsetzung des Erzbischofs von Carácas herangezogen. Damals verkündete der Präsident dem Kongreß: „Der von Euch erwählte Erzbischof von Carácas und Venezuela ist im geheimen Konsistorium präconisiert worden. Die Kurie hat die Bullen, welche zu seiner Konsekration ermächtigen, an unsere Legation in London gesandt. Abbé J. überbrachte sie, nebst dem Pallium, als Kabinetskurier unserem Minister des Innern. Der Bundesrat genehmigte bereits die Bullen und nahm dem Erwählten den gesetzlich vorgeschriebenen Eid ab. Vor dem versammelten Cuerpo Soberano kann nunmehr die Konsekration statthaben. Dabei werde ich namens der Regierung von Venezuela dem neuen Erzbischof Stab, Ring, Mitra und Kreuz überreichen.“**)

Se. Gnaden den designierten Bischof hatte ich in Carácas gesehen. Erzbischof Crispulo Uscateguy gab ihm, als ich mich einst am Bahnhof befand, das Geleite zur Abreise. Die hohe Gestalt des noch jugendlichen Erzbischofs war mit violetter Soutane und darüber mit spitzenreichem, weißem Chorhemd bekleidet. Die Schultern bedeckte ein Mäntelchen von der Farbe des Leibrockes. Die mit lichtgrüner Seide ausgeschlagenen Krempen des Hirtenhutes waren seitlich aufgerollt. Grüne Quasten fielen von ihm herab. Ich erinnere mich keiner schöneren Gewandung eines katholischen Metropoliten. Sein künftiger Suffragan von Bolivar erschien mit den Abzeichen eines Domherrn. Erzbischof Uscateguy war bei seinen Ausgängen von einem zehn- bis zwölfjährigen Alumnen in geistlicher Tracht gefolgt. „Mi Hijo del Corazon***) sagte mir Don Crispulo

*) Botschaft des Präsidenten 1885.

**) Desgleichen.

***) Wörtlich: Der Sohn meines Herzens.

auf diesen hindeutend, bei einem Besuche im erzbischöflichen Palast. War der Hijo del Corazon ein Wahlkind im Sinn des Zivilrechtes? Oder war der Fall einer kanonischen „Consanguinitas spiritualis“ gegeben?

Erzbischof und Bischof verabschiedeten sich am Bahnhofe durch „osculum pacis“*) nach Landesart. Man fällt sich in die ausgestreckten Arme und schlägt sich gegenseitig mit der inneren Handfläche die Schulterblätter. Dabei vermeidet man geflissentlich, sich mit den Lippen zu berühren. —

Auf dem Höhenrücken angelangt, übersah ich weithin die Landschaft. Abwärtsführende Gassen gewährten Durchblick nach dem Strom. Am jenseitigen Ufer über La Soledad sah man bewachsenes Hügelland; zur Rechten, am östlichen Ende der Stadt, eine ausgebreitete Lagune. Ihre Ausdünstungen haben Ciudad Bolivar in den Ruf eines ungesunden Klimas gebracht. Weiter nach Osten erstrecken sich zu beiden Seiten des Orinoko Niederungen mit Steppencharakter. An Stromentwickelung ist dort der Orinoko einer Meerenge mit gegenüberliegenden Küsten vergleichbar. Staubbedeckt waren die graugrünen Wäldchen und Büsche der Sabanen — grau wie der mit Feuchtigkeit gesättigte Luftkreis. Nach Süden zieht sich hügeliges Land mit Gesträuch und Baumwuchs, darunter mancherlei Palmenarten. Verstreut erblickt man Hacienden und Landhäuser, sog. Morichales — so nach der Moriche-(Mauritia-) Palme benannt. Aufwärts nach Westen schlängelt sich zwischen schwarzem Felsgestein — spiegelnd wie ein gewelltes Silberband — der Orinoko. Gleichwohl ist seine Eigenfarbe eine gelbliche. — Ohne wesentlich gefällige Linien, bietet sich von den erhöhten Lagen der Stadt herab immerhin ein Bild von malerischer Lichtwirkung. Der verschleierte Horizont, die Dünste über Strom, Tief- und Hügelland — darüber die glühenden Strahlungen der Sonne, bereiten bei der Klarheit tropischer Lichtfülle wundersame Luftstimmungen.

Den westlichen, steilen Hang hinab gelangte ich auf geröllreicher Steige zwischen Felsblöcken hinab zu Thal. Und doch führt mein Weg hier durch einen belebten Stadtteil mit niederen Häusern, Stein- und Lehmhütten. Ciudad Bolivars mindest angesehene farbige Bevölkerung hat da ihr Heim. Sonnengedörrt, öd und ungastlich ist diese Stätte. Nackte, durch Staub unkenntliche Jungen und Mädchen farbiger Herkunft, unsaubere, schlechtbekleidete Weiber, wüste, dunkle Gesellen in Hemd und Beinkleidern bilden die Staffage.

---

*) Friedenskuß.



Straße in Ciudad Bolivar.

Die Bevölkerung C. Bolivar's unterscheidet sich nicht wesentlich von der anderer Städte Venezuela's. Dennoch haben mich auch hier wiederum die Straßentypen mit lebendigsten Eindrücken erfüllt. Giebt doch hier fast jedes Weib aus dem Volk dem Bildner Umrisse zur künstlerischen Verwertung an die Hand. In vollem Maße ist dies bei der jugendlichen Mulattin der Fall. Ihre Formen durchbrechen die lose Bekleidung. Über der Brust fällt eine Perlenschnüre herab. Am Ohr funkelt Goldgeschmeide. Ein buntes Kopftuch hält das krause Haar umschlungen. Das Mischlingsweib kleidet sich gern in ein weißes oder aus buntem Calico gefertigtes Schleppkleid mit Volanten. Wirkungsvoll hebt sich das dunkle Gesicht und die dunkeln Hände von der lichten Kleidung ab. Nicht weniger eine wohlgeformte, glänzende Schulter, Arme uud Fesseln wie aus Bronceguß. Seine gesamte Erscheinung weiß das farbige Weib auf der Straße zur Geltung zu bringen. So durch die freigiebige Bewegung seiner Hüften, den geschmeidigen Gang bei wuchtigem Bau und das Lächelnde, dabei Herausfordernde seines Blickes. Eine nicht übel anstehende Coquetterie deckt sich übrigens nicht mit dem, was wir unter Anmut verstehen.

Ja, die tropische Staffage ist eine ansprechende. Die Geschmeidigkeit der Menschen unter heißen Himmelsstrichen, ihr Verständniß, den Wuchs nicht durch ihm unangepaßte Formen der Bekleidung zu verleugnen, und ihr Farbensinn läßt mich in ihrer äußeren Erscheinung leichter, als in der der Kulturmenschen, den Abdruck, den Abguß nach dem Modell des menschlichen Urideals aus den Tagen der Schöpfung erkennen. Man stelle einmal die feingliedrigen Hindus (Kulis) von den caraibischen Küsten unserer heimatlichen Bevölkerung gegenüber. Alle philosophischen und doktrinären Überzeugungsversuche von der schätzbaren Errungenschaft einer reformierten menschlichen Gesellschaft im Einheitsgewande nach dem Gedanken der französischen Revolution gleiten an der Dickhäutigkeit meines beleidigten Schönheitssinnes ab. Die Nachwirkungen von 1789 haben unseren Völkern die natürliche Grundlage der Gefälligkeit, der Würde, durch Aufhebung der nach jeweiliger Eigenart örtlich bestehenden Tracht geraubt. Selbst das Schwerfällige derselben war uns als ein organischer Bestandteil einer charakteristischen Einheit und Ganzheit der äußeren Volkspersönlichkeit willkommen. —

In Paradieses-Unschuld, unter Palmen und Bananen haben mir die Indios in den Urwäldern Britisch-Guayra's eine Verletzung der Gesetze der Ästhetik weniger vor Augen geführt, als eine nordische Bevölkerung, die alle Schönheitslinien bei ihrer Bekleidung unberück-

sichtigt läßt. Steht doch die Zunahme des sittlichen Moments nicht in progressivem Verhältniß zu zunehmender Zahl und Länge der Kleidungsstücke. Das Sittlichkeitsgefühl einer guyanischen Indierin mit dem Guayuco-Schürzchen ist ein weit entwickelteres, als das einer in lange Gewänder gehüllten Japanerin. — Eine hohe, auf göttlicher Erkenntnis beruhende Kultur sollte dem Menschen einen, auch auf das Äußere gerichteten, Schönheitssinn anerziehen. Die christliche Tugend sollte sich wohl in Schmucklosigkeit, nie aber in Geschmacklosigkeit äußern. —

Eines nationalen Sondertypus, von Ciudad Bolivar muß ich übrigens erwähnen:

Unter der Calle del Comercio fällt das Granitgestein schroff nach dem Orinoko ab. In den Klüften und nebenan am Strand hausten Indianerfamilien nach Zigeuner Weise. Ein Bungo, ein Kahn der Eingeborenen, war an das Ufer gezogen. Diese waren mit Waaren zum Verkauf den Fluß heruntergekommen. Geschützt durch ein Zelttuch gegen die Sonne, hatten sie sich — lästiger Kleidung entledigt — auf der Düne gelagert. Das sah ich freilich nur aus der Ferne, aus meinem Fenster oder von der Straße.

Mehrfach begegnete ich diesem Völkchen in der Uferstraße. Zum Besuch der Stadt hatten sie Toilette gemacht. Beengender Umhüllung ungewohnt und feind, waren die Männer nur lose mit Zeug behangen, das ihnen freie Bewegung gestattete. Die Frauen steckten in talarartigen, meistens leuchtend gelben Gewändern. In den Wäldern am Orinoko oder seiner Nebenflüsse hingegen genügt ihnen der Guayuco. Bei den Guaraúnos-Indianern ist dies ein Schurz aus Perlen oder Rinde einer Ficusart.*) Mitunter lassen sich aber die Indianerinnen in diesem Urwaldkostüm auch in den Straßen und Magazinen von Ciudad Bolivar sehen. Sachs beschreibt sehr drastisch die Verlegenheit einer norddeutschen Dame beim Anblick einer solchen India neben ihr am Ladentisch eines Waarenlagers. Am meisten Anstoß soll sie daran genommen haben, daß der Verkäufer die India gleich ihr als „Dame“ behandelte. — So etwas ereignet sich trotz einer Polizeiverordnung, die den Frauen innerhalb des städtischen Weichbildes Bekleidung zur Pflicht macht! Die Zuwiderhandlung gegen diesen Ukas gefährdet übrigens die öffentliche Ordnung nicht. Ist doch die India,

*) Appun, 1, Anm. 836. — In der Uferwildnis am Masaruni und Essequibo in brittisch Guyana traf ich stattliche, mit diesem Perlen-Guayuco bekleidete Guaraúnos-Weiber.

im Gegensatz zur Negerin ein stilles, scheues Weib. Sklavisch, geduldig und stumpf sah ich sie stets dem Manne respektvoll hinterdrein folgen.

An Gestalt ist die Indianerin in Guyana klein. Dabei ist sie aber wohl geformt und rundlich. Hände und Füße sind niedlich. Ihre Haut ist kupferfarbig, das Haar schwarz und straff. Backenknochen und Lippen sind von derber Entwickelung, wie bei den Mongolen. Abweichend von diesen ist die besser geformte Nase. Der Gesichtsausdruck ist starr und teilnahmslos, doch gutartig. Unter den indianischen Weibern am Essequibo begegnete ich manchen von untadelhaftem Wuchs.

Dem Stamme nach zählen die nach Ciudad Bolivar verkehrenden Indios zu den Überresten der Karaiben und zu den Guaraúnos des Deltagebietes. Bartlosigkeit ist allen Männern eigen. Sie sind von Mittelgröße, untersetzt und kräftig gebaut. Ein ernstes, verschlossenes, melancholisches Wesen unterscheidet sie vorteilhaft von der äthiopischen Rasse. Ihre natürlichen Instinkte sind weniger niedrig, als die der Neger und ihrer amerikanischen Abkömmlinge. Assimilierung an die Kultur ist dem Indio jedoch weitaus schwieriger als dem affenartigen Afrikaner. Gegen jedes Aufgeben seiner Gewohnheiten zeigt sich der Indio schwerfällig. In der Rasierstube in Ciudad Bolivar begegnete ich einem kurz zuvor in einem Handelshause der Stadt als Bediensteter eingetretenen Indianer. Der Bedauernswerte mußte dieserhalb den heimischen Lendenschurz mit modernem Anzug vertauschen. Zum Haarschneiden hatte er den Rock abgelegt. Erstaunt sah ich den Barbero*) dienstbeflissen dem geringen Mann hinterdrein bei dem Anziehen desselben behilflich sein.

„Vous ne croyez pas, Monsieur, comme ces Indiens sont imbéciles,“ bemerkte mir daraufhin der französische Haarkünstler. „Dieser Indio trägt jetzt schon seit Wochen Civil. Er ist aber noch nicht im Stande, sich ohne Hilfe seinen Rock anzuziehen. Ebenso ungeschickt bewegen sich die indianischen Frauen innerhalb des Zwanges unserer Kultureinrichtungen. Sie sollten ihre Unbehilflichkeit sehen bei dem Niedersetzen auf einen Stuhl oder eine Bank. Scheu und unbeholfen kauert denn auch ein solches Weib hier in meiner Barberia**) lieber am Boden nieder.“

*) Barbier.
**) Barbierstube.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Das Klima von Ciudad Bolívar.

Morgenhitze. — Thermometrisches. — Temperatur des Orinokowassers. — Luft-Temperatur. — Wind. — Ursache der heftigen Transpiration und Erschlaffung. — Jahreszeiten. — Die mittlere Temperatur der Tropenwelt und die Deutschlands. — Niederschläge. — Unerträglichkeit des Tropenklimas? — Anpassung der Lebensweise. — Hypochondrie. — Ein Tropenbewohner über Ofenhitze. — Transpiration. — Körperliches Regime. — Fieber. — Senkrechter Sonnenstand.

Ciudad Bolívar (Angostura), 14. April 188 . .

Herrn Grafen Ludwig U. v. S. in N. S.!

Meine Unlust zu planloser Ausfüllung von vier Seiten eines Briefbogens ist Dir bekannt. Deine Kenntnisse auf dem Gebiete der Naturwissenschaften sollen diesmal meinen Gedanken eine bestimmte Richtung geben. Dir, als dem Verfasser von Aufsätzen über Heilkunde des Mittelalters, werden einige klimatologische Erörterungen nicht unwillkommen sein. Ihr Zusammenhang mit hygienischen Fragen liegt auf der Hand.

Lieber Ludovice, Du ahnst nicht, welches Titanenwerk ich unternehme, Dir diese Botschaft zu senden. Es ist noch nicht 8 Uhr vormittags. Mein Zimmerthermometer zeigt dennoch schon 22° R. Ein weißer Burnus aus Tunis allein umhüllt meine Glieder in meiner stillen Klause. Mein guyanisches Zimmermädchen, das mir des Morgens vor sieben das Frühstück bringt, errötet darob nicht — denn es ist ein farbiger Sklave des Hauses. Ohnehin ist das Erröten brauner und schwarzer Weiber noch eine Streitfrage unter Physiologen und Authropologen. — Die Handhabung des Tintenstiftes ist keine geringe Anstrengung bei solcher Temperatur. Schon vorhin bei dem Genuß des Kaffees brach sich der Schweiß durch alle Poren Bahn. Dabei ist das Quecksilber im weiteren Steigen begriffen. Immerhin sind die Ursachen solcher Transpriration nicht in dem Höhegrad der Hitze zu suchen, vielmehr in der Beschaffenheit der erhitzten Luft, wie ich nachher ausführen will. Vorerst erhältst Du thermometrische Mittheilungen.

Meine eigenen Beobachtungen hierselbst ergaben im Schatten:

10. April	Abends 10 Uhr	22° R.
11. April	Vormittags ½7 Uhr	18° R.
11. April	Nachmittags 5—½6 Uhr	27½° R.

Nach Villavicencio*) beträgt die temperatura maxima von Ciudad Bolívar 34° C., minima 26° C. und media 30° C. Sachs hat hier 1877, zu Anfang Mai, um 1 Uhr Mittags auf dem Schattenthermometer eine in trockenem Zustand zwischen 34,3° C. und 28,9° C., im feuchten Zustand zwischen 25,7° C. und 24,7° C. schwankende Temperatur beobachtet.**) — Den mittleren Luftdruck in Ciudad Bolívar beziffert Villavicencio***) mit 752,5 mm.

Die Temperatur Ciudad Bolívars ist sonach eine relativ gemäßigte, bedenkt man, daß die Stadt unter dem 8.° n. Br., auf heißem, kahlem Felsen dicht am Strome liegt. Dabei ist das Orinokowasser das wärmste aller venezolanischen Flüsse. Zwischen dem 4.° und 8.° n. Br. beträgt z. B. seine Temperatur im Mittel 27°—29° C., das Wasser des Rio Negro hingegen zwischen 1.° und 2.° n. Br. zeigt nur 23°—24° C., ebenso das des Casiguiare.†) Sachs hat die Flußtemperatur des Orinoko, nahe der Mündung des Cuchivero, um Mittag im Schatten eines Segels zu 35,05° C., in den Nachmittagsstunden zu 30,1° C. festgestellt. — Ursache der im Verhältnis geringen Temperatur Ciudad Bolívars ist die Verdunstung großer Wassermengen aus der Oberfläche des Orinoko,††) die Aufsaugung (Absorption) der Hitze durch die nahe Waldregion und das regelmäßige Einsetzen des Passates. Von den Polen abfließende kalte Luftströmungen erreichen als Nordost- und Südostpassat über die Wendekreise den Äquator. Auf der weiten Wanderung über den erhitzten Boden der Tropen erwärmen sie sich. Gleichwohl bringen sie dem gluthgesättigten Tropengebiet eine Zufuhr frischerer Winde als ausgleichendes Medium. Vorherrschend in Venezuela ist zur Zeit des Sonnenstandes im Zeichen des Krebses der schwüle Südostpassat. Steht hingegen die Sonne über dem Wendekreis des Steinbocks, dann weht der Wind über dem Lande aus Nordost. Von Oktober bis April setzt der Letztere als frische Brise des Morgens um neun oder zehn Uhr ein und erreicht

*) S. 60.

**) Sachs, Llanos, S. 365, ff.

***) S. 65.

†) Villavicencio S. 63. Tabla de la temperatura de las aguas dulces de los principales lagos y rios de Venezuela.

††) Villavicencio S. 55.

seinen Höhepunkt um die Mittagszeit.*) — Des Abends legt sich die Brise. Über Nacht weht der heißere Landwind, el terral, über Guyana. Hierdurch bleibt die Gleichmäßigkeit der Luftwärme erhalten. Das ist einerseits wohlthuend, andererseits entnervend.

Woher aber, wirst Du fragen, rührt trotz gemäßigter Temperatur der beträchtliche Ausbruch des Schweißes? Bin ich doch bei bewegungsloser Ruhe in meinem Zimmer und leichtester Bekleidung selbst am frühen Vormittag in Schweiß gebadet. Nicht der Hitzegrad, sondern die Beschaffenheit der Luft verursacht den Schweiß. Der Luftkreis um Ciudad Bolívar ist in hohem Grad mit Feuchtigkeit gesättigt. Die Ausscheidung der Poren verdunstet daher nicht. Durch mangelnde Wärmeableitung neigt daher der Körper — selbst im Zustand der Unthätigkeit — zu anhaltendem, ergiebigem Schweiß. — Hie und da nehme ich einen Anlauf zu nordischer Thatkraft. Dann zünde ich mir ein Cigarito an, werfe mich im leichten Kleid in einen Schaukelstuhl und greife nach einem Buche. Unbekümmert um die Zudringlichkeit von pulex penetrans,**) der sich unter meinen Fußnägeln eingräbt, wenn der Pantoffel entfällt, blättere ich einige Minuten darin. Länger dauert es nicht. Das menschliche Denkvermögen in den Tropen reagiert gegen starke Dosen und hält sich an homäopathische Verdünnungen.

So warf ich vorhin einen Blick auf die meteorologischen Erörterungen des Dr. Sachs über Ciudad Bolívar. Das hiesige Klima nennt er, trotz seiner nicht besonders hohen Wärmegrade, wegen der großen Menge von Feuchtigkeit in der Atmosphäre, das drückendste und unerträglichste, das er im Lande angetroffen habe. Nach ihm ist die große Trockenheit der Luft in den benachbarten, sonnenverbrannten Llanos — trotz ihrer größeren Hitzegrade***) — dem menschlichen Organismus zuträglicher und weniger belästigend, als das feuchtheiße Klima Bolívars, der Wald- und Küstengebiete. In der trockenen Luft der Steppe findet energischere Verdunstung des Schweißes statt.†)

Die gegenwärtige noch trockene Jahreszeit ist für den Fremden die gesündere. Sie beginnt mit dem Herbstäquinoctium und erlischt

---

*) Villavicencio S. 65.

**) S. Seite 90.

***) Gegenüber einer mittleren Temperatur von 30,37° C. in Bolívar hat Calabozo in der Steppe eine solche von 31,39° C. und San Fernando de Apure von 32,78° C. Nach Villavicencio S. 60. Die mittlere Höhe des Luftdruckes in Calabozo beträgt nur 748—749 mm gegenüber 755 mm in Bolívar. Sachs, S. 361. 365.

†) S. Sachs, S. 332 und 333, 362 und 366.

in der Regel nach der Tag- und Nachtgleiche im März. Jetzt, Mitte April, steht das Eintreten der Regenzeit unmittelbar bevor. Übrigens macht sich der Wechsel der Jahreszeiten nicht so sehr durch Ungleichheiten der Temperatur geltend, als vielmehr in unterschiedlichem Maße von Trockenheit und Nässe. Zur Zeit senkrechteren Sonnenstandes steigen aus dem durchglüten Boden heiße Dünste empor. Als reichliche Niederschläge gehen sie wieder herab. Gewaltige Wassermassen überfluten fast täglich die dampfende Erde, aus der die Atmosphäre mit neuem Brunnquell gespeist wird. Die Passate weichen schwüler Windstille; die feuchte Hitze bleibt an die Oberfläche des Bodens gebunden. Das Klima ist mithin während der Regenzeit begreiflicherweise weniger zuträglich als in der trockenheißen Periode. Bei all dem beträgt der Unterschied in der Durchschnittstemperatur Venezuelas zwischen Sommer und Winter nicht mehr als 2° R.*) Wallace**) teilt mit, daß nach den meteorologischen Beobachtungen zu Batavia — der für das gesammte Tropengebiet maßgebenden Observationsstation — das Maximum der gesammten Jahrestemperatur 35° C., das Minimum 20° C. beträgt. In Deutschland erreichen wir das gleiche Maximum von + 35° C. Doch beträgt unser Minimum anstatt + 20° C. etwa — 20° C. Unsere tägliche mittlere Schwankung ist daher bedeutend. Das kannst Du in Deinem Thüringer Klima zur Genüge erfahren. Frau Venus wird wohl jedesmal den Thermometer zu Rate ziehen, ehe sie aus dem Schoß Deiner Hörselsberge im Florgewande heraustritt.

Glaube übrigens nicht, daß es in der Regenzeit täglich vom Himmel herabströmt, oder innerhalb der trockenen nicht regnet. Immerhin sind die Niederschläge in der erstgenannten Periode so häufig, daß es innerhalb der sechs Regenmonate in Venezuela im Durchschnitt drei Stunden am Tage regnet. Die durchschnittliche Regenmenge in Venezuela ist an einem Tage bedeutender, als an sechs in Europa

Ein allbekanntes Märchen ist das von der Unerträglichkeit des Tropenklimas. Liebgewonnene Vorurteile sind schwer zu heilen. Anerkennung von Vorzügen des Tropenklimas wäre so unerhört, als ein gutes Haar an Metternich zu lassen! — Wallace***) bezeichnet die Hitze in der glücklichen Zone des Äquatorialgebietes als „nie drückend“, wie sie es unter dem sterilen Himmelsstrich an den Grenzen der

*) Engel, S. 35.
**) S. 4.
***) S. 17.

Tropenwelt — der südamerikanischen Westküste Arabiens oder der Saharah — ist. Der hohe Grad von Feuchtigkeit in der Luft sei der Gesundheit des Menschen keineswegs nachteilig, die geringe und regelmäßige Temperaturabnahme des Nachts empfinde sich angenehm. Wallace*) knüpft die Bedingungen einer gedeihlichen Lebensweise in den Tropen an ihre Anpassuung an das Klima. Vornehmlich erscheint ihm (und Anderen) die holländische Lebensart im malayischen Archipel mustergiltig durch Anschließen an die Gewohnheiten der Eingeborenen. Im Gegensatz hierzu entspricht die Lebensweise der Spanier und vor allem der Engländer in den Tropen keineswegs den Anforderungen des Klimas. Ihre Genußmittel sind gesundheitzerstörend; ihre Bekleidung — insbesondere die der Britten — ist dem Norden entlehnt, hoher Hemdkragen, schwarzer Tuchrock u. a. Längst hat die tropische Miß und Señorita den einengenden Schnürleib, die steife Halskrause und die ungeheure Stoffverschwendung der Heimat im Lande der senkrecht stehenden Sonne eingeführt. Da lobe ich mir die Holländer und ihre Frauen! In Flanelljacken, weißen Beinkleidern und Pantoffeln verkehrt der Mynheer der ostindischen Kolonien daheim im Kreise der Damen. Diese gehorchen dabei mit ebensolcher Unbefangenheit der gebieterischen Stimme des Klimas. Ihre Bekleidungsweise im Hause des Vormittags und beim Lunch mit dem Sarong der Malayin von der Hüfte herab zum Knöchel, mit feinem Wollen-Trikot am Oberkörper und Pantoffeln, ist sehr zweckmäßig. Verbunden mit Enthaltung von gewürzten Speisen und starken Getränken, wird sie dem Europäer den Aufenthalt in der Trope zu einem Quell nie versiegender Lebensfreude gestalten. Doch wohl gemerkt, mit dem ewigen Brandy der Engländer, der unausweichlichen Mañana**) der Spanier und dem Biertrinken unserer Deutschen — weniger aus Durst, als aus übler Angewohnheit — setzt man unter der Linie den Giftbecher an die Lippen. Ebenso sind starker Kaffee und schwere Havanna-Zigarren von schädlicher Wirkung.

Ludwig, ich glaube, daß mir ein längerer Aufenthalt in diesen Breiten zusagen würde. Bei aller Unlust zu nützlicher Beschäftigung fühle ich mich wohl. Ich bin heiter und aller Druck ist von meinem Gemüte genommen.

„Das ist ganz natürlich," sagte mir gestern hier der 70jährige Nestor der Deutschen. „Unter den Tropen wird das Blut leicht und

---

*) S. 18.

**) Morgentrunk.

dünnflüssig. An den Schläfen verdichtet es sich nicht, wie im Norden. Der Mensch fühlt sich hier deshalb freier von hypochontrischen Anwandlungen."

Dünnes Blut — Freiheit von hypochontrischer Anwandlung! Welch ein Erlösungswort hatte mir der alte Herr gesprochen. Ich bin von Natur ein geselliges Element und liebe Verkehr und Reibung der Geister. Aber die schlecht erneute Luft in Zimmern und öffentlichen Lokalen der Heimat, die Ausstrahlung des Ofens, der Stickstoff — — — der Paludismus — — — das raubt meinen Gedanken die Leichtbeschwinglichkeit. Das mahnt mich mit pochenden Schläfen, daß in des Menschen Brust ein Quell nimmer versiegenden Jammers seine Blasen treibt. Dem entgegen fühle ich mich im luftigen bolivianischen Wohngemach, trotz andauernden Schweißes und meiner Unterordnung unter das Gesetz der Trägheit, so nervenwohl, so frei um die Stirne. Transpiration ist freilich keine Anforderung, die man an einen genußreichen Aufenthalt stellt. Aber sie bewirkt etwas, das mir im Norden mangelt. Sie erhöht das Bewußtsein der Gesundheit durch rege Hautthätigkeit und befreit mein Blut von Dickflüssigkeit. Der Aufenthalt im luftdurchströmten Tropengemach sagt daher meinen Kopfnerven mehr zu, als die Nähe des Kamines in der Heimat. Den Wert des geheizten Stübchens in gesundheitlicher Hinsicht überschätzen wir Nordländer in edler Begeisterung allzu sehr. Lassen wir über das Nervenwidrige unserer heimatlichen Lebensweise in geschlossenen Räumen als unparteiischen Beurteiler einen Tropenbewohner sprechen. Ein Bolivarense erzählte mir kürzlich von seinem einstmaligen Besuche Hamburgs bei großer Winterkälte.

„Unerträglich war mir die Luft des Zimmers in meiner Posada," sagte er mit grausiger Pantomine. „Stellen Sie sich nur vor, Amigo, Thür und Fenster waren geschlossen. Und, oh! Maria Purisima, noch obendrein die Estufa*) mit Glut gefüllt. Caramba! Das versichere ich Sie, so lange ich in Hamburgo weilte, kam kein Feuer mehr in meinen Ofen! War ich zu Hause, so saß ich im ungeheizten Zimmer, mit Pelz und Filzstiefeln verwahrt, in der Nähe des offenen Fensters. Por Dios!"

Des Tropenbewohners Klage über deutsche Zimmerluft und Ofenwärme ist nicht minder auf die mangelnden Vorrichtungen zur Abwehr der drückenden Sommerhitze in den Wohnhäusern Deuschlands gerichtet.

Mitunter, ich gestehe es, bemächtigt sich meiner in Bolivar doch

*) Ofen.

auch ein Unbehagen in Folge des anhaltenden Schweißes. Des Nachts erhebe ich mich zuweilen mit perlender Haut vom Lager und suche, in einem Gefühl des Fröstelns, wie ein echt deutscher Philister das Fenster, das ist den Laden der Ventana, zu schließen. Unter Tag erfaßt mich dann und wann auf Angosturas verbrannten Steigen ein Schauergefühl, wenn der Thau auf meiner Epidermis Unter- und Oberkleider gleichmäßig durchdringt. In der wasserdampfgesättigten Luft am Orinoko habe ich die Normalkleidung des Professor Jäger in Stuttgart schätzen gelernt. Ansonsten gehe ich in den Tropen meinen eigenen Weg — unbekümmert um die Parteirufe: Hie Wolle, hie Leinwand! Die konventionelle Ängstlichkeit meiner Mitmenschen bestimmt mich nicht. Bei trockenheißer Luft wird der Wolle Valet gesagt. Das ist in den Augen der Gesundheitspedanten ein ebensolcher Verstoß gegen das Grundgesetz der Hygiene, als die Entblößung des Hauptes in der Abendluft. Ich befand mich sehr wohl dabei. Ein energisches Körperregime bezw. unentwegte Abhärtung des Körpers straft sich am Äquator ebenso wenig, als im Norden.

Beweis meines Wohlbefindens ist mein reges Hungergefühl. Die äquatoriale Sonne zehrt an mir. Noch bis zum Untergang sendet sie mit ungeschwächter Kraft ihre schrägen Strahlen unter den Porticus der Uferstraße herab. Alsdann durchwandle ich diese Lauben erwartungsvoll auf dem Wege zur Comìda im Hause meines Gastfreundes. — Das Orinokowasser aus dem kühlen, porösen Krug in meinem Zimmer ist mir stündlich ein Labsal gegen den Durst. Man rühmt demselben etwas Wohlschmeckendes, — auf Grund pflanzlicher Bestandteile — nach. Je nach dem Grad anerzogener Wasserscheu gießt der alkoholische Kulturmensch hier zu Lande mehr oder weniger Brandy zum Wasser hinzu.

Intermittierende Fieber sollen hier zu jeder Zeit auftreten, gelbes Fieber dann und wann, gewöhnlich durch Einschleppung. Eine vernünftige Lebensweise wird im ersten Fall ein wirksameres Gegenmittel als Quina*) de Angostura sein. —

Wir haben zur Zeit in Guyana senkrechten Sonnenstand. Am 21. März steht die Sonne lotrecht über dem Äquator. Von hier hat sie in dreimonatlicher Wanderfrist zum nördlichen Wendekreis eine Strecke von 23½ Breitengrad zu durchmessen. Ciudad Bolivar liegt unter dem 8.° n. Br. Das ist ein Dritteil dieses Sonnenweges. Mithin steht die Sonne gegenwärtig, Mitte April, zum ersten Mal

*) Chinin.

senkrecht über Bolivar. Nach Umkehr von der Nordgrenze ihrer Bahn nach der südlichen Halbkugel erreicht sie gegen 20. August wieder die Breite von Bolivar. Zur Zeit dieses zweiten senkrechten Sonnenstandes soll die Hitze hier empfindlicher sein. Sie ist seit der ersten lotrechten Sonnenhöhe im April in Zunahme begriffen. Selbst wenn die Sonne über dem 15. Breitengrade entfernten Wendekreis des Krebses steht, (am 21. September), ist sie drückender als heute im April bei ihrem Stande im Zenith. Der Sonnenstand bedingt demnach nicht die Wärmegrade. Die schrägen Sonnenstrahlen brennen häufig heftiger als die senkrechten. Tritt ja auch im Norden die größte Hitze erst ein bis zwei Monate nach dem höchsten Sonnenstand, im August, ein Und doch steht die Sonne zu dieser Zeit nicht höher, als im April.

Eine Erklärung für das Auftreten größerer Hitze bei selbst entfernterem Sonnenstand würde uns zu weit ab in physikalisches Fachgebiet führen.*

Ich verhehle Dir nicht, das ich eine gewisse Geringschätzung gegen die über meinem Scheitel stehende Aprilsonne empfand, die noch einer Steigerung an Glutstrahlung fähig sein soll. War ich doch stolz darauf, in der Äquatorialsonne um Mittag keinen Schatten zu werfen, wie der Stab des Ptolemäus in Syene.

So habe ich mich denn einmal im Leben bei hellleuchtender Sonne ohne meinen Schatten gesehen! Von Angostura scheide ich mit reinem Gewissen. Mein Aufenthalt hat keinen Schatten auf Angostura geworfen. — — Doch wenn meine Erinnerungen vom Orinoko im Verlag erscheinen, dann werden meine kritischen Landsleute in Ciudad Bolivar sich mit Kopfschütteln davon erzählen! Abends, wenn sie in der Calle de Comercio die untergehende Sonne grell von der Flußseite herüber beleuchtet, und ihre Schatten zwischen die Säulen des Laubenganges fallen. Scharfgerissene Silhouetten schließen sich an der Häuserwand alsdann drohend zum Schiedsgericht voll strenger Kritik gegen mich als Schriftsteller zusammen dafür, daß ich mich an derselben Stätte im hellsten Licht geschaut, nicht aber meinen dunkeln Schatten gesehen habe.

Wohlwollender Freund! Wenn Du mich mit klarem Urteil nicht für einen Paul Schlemil, den „Mann ohne Schatten,“ ansiehst, so thue dies in Deiner freundlichen Weise schonend und nachsichtsvoll.

Immer der Deine

— —

*) Vergl. die Ursachen constanter Wärme in den Tropen in Kap. 10 S. 160 ff.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Die Deutschen am Orinoko.

Deutsche Colonie in Ciudad Bolívar — Guter Einfluß spanischer Kultur. — Das deutsche Vereinshaus. — Deutsche Bierzeitung an Kaisers Geburtstag. — Die Deutschen und ihr Vaterland. — Familie Kochen. — Coq-tail; der Angostura-Bitter. — Neger als Famulus. — Beim Nestor der Deutschen. — Kapitän. — Elektrische Aale.

Angostura's kahler, sonnenverbrannter Hügel ist zu einem festen Unterbau gesellschaftlichen Zusammenhaltes für die deutsche Kolonie geworden. Die Natur ist einförmig. Die Straßen sind uneben und unwegsam. Düster ist das Gemäuer zu beiden Seiten. Gering ist die Zahl einheimischer Familien, welche Geist und Gemüt anregenden Verkehr zulassen. Derlei Umstände haben das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit der Deutschen gekräftigt. Die gegenseitigen Beziehungen unserer Landsleute sind daher in Ciudad Bolívar enger als in Carácas. Das ist ganz natürlich. Die ausgebreitete hauptstädtische Gesellschaft läßt das Bedürfnis eines Anschlusses der Deutschen an einander nicht aufkommen, wie die isoliertere Stellung derselben in Ciudad Bolívar. Ihren Jammer über die Eintönigkeit des Lebens in der Handelsstadt am Orinoko, wie über die öden Llanos seiner Umgebung, spülen unsere Landsleute mit solidarischem Durst im deutschen Klublokal in der Calle del Comercio hinunter. Nicht minder wird aber hier auch deutscher Geist und vaterländische Gesinnung gepflegt. Hierin besteht eben der Vorzug solcher Vereinigungen der Deutschen im Auslande. Es gilt nicht allein, im Klub nach des Tages Mühen bei einer Temperatur von 22° R. dem Flaschenbier zuzusprechen. Nein, es gilt, in weiter Ferne von der Heimat sich in traulichem Gespräche in das Vaterland zu versetzen. Seiner Sitte Machtgebot und seines Geistes Walten führt hier das Steuer. Wir Söhne der deutschen Mutter, die wir in den überseeischen Kreis unserer Brüder eintreten, empfinden hier lebhafter als in der Heimat den Stolz, das Wohlgefühl, das Erhebende, ein Deutscher zu sein. — Ein weiterer, gegenseitiger erziehlicher Einfluß in Hinsicht auf Gesittung und Umgangsformen, wie wir ihm z. B. in studentischen Kreisen begegnen, ist im deutschen Verein in Ciudad Bolívar nicht erforderlich. Die spanische Kultur ist, unbemerkt und ungesucht, die Lehrmeisterin in den Formen

gefälligen Anstandes. Im spanischen Amerika eignet sich der deutsche Kaufmann ein weltgewandteres, feineres und ansprechenderes Wesen an, als unter den Anglo-Germanen und Iren der Vereinigten Staaten.

An das deutsche Vereinshaus in Ciudad Bolivar fesseln mich freundliche Erinnerungen. Im Lesezimmer begegnete ich beim Durchblättern des „Über Land und Meer", oder der Gartenlaube altbekannten, mir schon vor der Abreise aus Europa entgegengetretenen Gestalten. Ihr veraltetes Datum treibt trotzdem frische Blüten in den vaterländisch erglühenden Herzen am Orinoko. Whistquartett und manches in heiligem Eifer geführte Gespräch über Nord oder Süd der Heimat verstummten unter den Accorden einer deutschen Melodie vom Piano herüber. Insbesondere unser Pianist vom Bolivar-Schiffe zeichnete sich durch Gewandtheit des Vortrages aus.

Die deutsche Genossenschaft in Ciudad Bolivar ist zahlreich. Ein photographisches Gruppenbild zeigt allein 50 bis 60 Landsleute. Solch einer Zahl deutscher Männer kann es an vaterländischem Kraft-humor nicht fehlen. Nicht lange vor meiner Ankunft in Ciudad Bolivar hatten sie zur Begehung von Kaisers Geburtstag eine joviale Festzeitung herausgegeben. Dieselbe ist mit lateinischen Buchstaben, acht Seiten groß, in deutschem Text in einer venezolanischen tipografía fehlerfrei gedruckt worden. Das Blatt nennt sich: Der Herrenabend, „ein Blatt für Alle und Solche, die sich zu einer fröhlichen Feier des 22. März einfinden wollen, und amtliches Organ des großen Rates und lustigen Komites der deutschen Kolonie in Ciudad Bolivar." Die Festzeitung empfiehlt sich in ihrem Kopfteil u. a. für „Konzert- und Theaterkritiken nach Bestellung und Bezahlung." Damit sollte eine Anlehnung an der Heimat altehrwürdigen Preßgebrauch gesucht werden. Dann geht das Blatt zu einem Hymnus über an die kaiserliche Majestät in dem bekannten:

Frisch auf, ihr Deutschen! Die Gläser zur Hand!

Unter den telegraphischen Depeschen hebe ich folgende hervor:

1. Cuxhaven, März 188 . . Deutsche Kolonie Ciudad Bolivar. Doña Luisa gleich in See. Verschiebt Kaisers Geburtstag sieben Wochen, möchte auch dabei sein. Häringe an Bord. Capt. Schacht.

Das ist der Festgruß des hanseatischen Seefahrers, der mit seinem Schoner alljährlich Ciudad Bolivar anläuft. Der Schlußvermerk entspricht den Erfahrungen, die der alte Seemann über die Art der Bethätigung unserer Begeisterung für Kaiser und Reich zu beiden Seiten des Oceans gemacht.

2. Olymp, 21. März. Deutsches Konsulat Ciudad Bolivar. Zur Kaiserfeier sende morgen Kaiserwetter. Jupiter.

Unter Hohenzollernwetter versteht man in Ciudad Bolivar das Einsetzen eines Nordostpassates, der den feuchten West, den Varinese oder den schwülen Landwind aus Süd, den terral, mildert.

3. Hamburg, Altona, Bremen, Lübeck und angrenzende Ortschaften Nord- und Süd-Deuschlands. 20. März.

An unsere Brüder in Cindad Bolivar. Brieflich Nachricht bekommen, daß als Kaiserfeier „Herren-Abend" ohne Damen geplant. Que Groseria!*) Bedaure schönes Geschlecht in Bolivar. Seid Ihr denn schon ganz aller Lebensart entfremdet? Wenn Heimkehr, wird Kopf gewaschen. Eure Schwestern!

Man sieht, auch der deutschen Kolonie am Orinoko bleiben die Nachtseiten germanischer Feststimmung nicht erspart: Gardinenpredigten der deutschen Frauen, die von ihren Männern geflissentlich von einer Festlichkeit ferngehalten werden. Ach! auch am Orinoko möchte die deutsche Jung- und Ehefrau ihrem Kaiser Wilhelm zu Ehren ihre neueste Toilette zum Festbankett anlegen. Und nun ist alles nichts. Oh, diese selbstsüchtigen Männer!

Lokalnachrichten und Vermischtes bringen gute Einfälle. So war im vorstädtischen Theater in Ciudad Bolivar ein kürzlich neu einstudiertes Volksstück durchgefallen. Das Publikum der Logen und Gallerien zeigte sich dabei „so ergriffen und zu Thränen gerührt, daß die Leute im Parterre die Regenschirme aufspannen mußten." —

Carácas: „Gestern wurden mehrere junge Leute ertappt, gerade als sie im Begriff standen, dem lieben Gott die Zeit zu stehlen."

Weitaus im Vordergrund des Humores steht aber die Apologie des deutschen Durstes. Es ist wirklich komisch, in welchen Gedankengängen der Unwille unserer Landleute über übelschmeckendes Bier zum Ausdruck gelangt. Der deutsche Geist ist auf diesem Gebiete besonders reich an Pessimismus, weil ein „wohlschmeckendes" Bier unter die Raritäten gehört. In Ciudad Bolivar mag la Cervesa**) auch nicht immer auf der Höhe des Pilsener stehen. Getränke von sehr verdächtiger Beschaffenheit mögen sich hier unter dem Namen Bier einschleichen. So lesen wir in den Lokalnachrichten der Festzeitung, daß in einer hiesigen Schnapskneipe gestern ein Caleséro***) dem anderen

---

*) Welche Ungezogenheit.

**) Bier.

***) Lohnkutscher.

infolge unaufgeklärter plötzlicher Geistesstörung vorschlug, ein Glas Claussenbier zu zahlen. — Der Fabrikant des Claussenbieres wird sich das hinter den Spiegel stecken.

Noch unglimpflicher verfährt die Redaktion mit dem Kaiserbier. „In dem Magen eines Landschullehrers in Guyana hat sich ein Schwarm Bienen festgesetzt. Die Ärzte entschließen sich zur Anwendung folgenden therapeutischen Mittels: Man bestellt bei einer bekannten Firma einen Schnitt Kaiserbier. Kaum war dem Leidenden ein Eßlöffel dieser Arznei eingeflößt, als der Schwarm unter den Äußerungen lebhaften Mißbehagens seinen Sitz verließ und nicht mehr gesehen ward. Der Rest des gefährlichen Medikamentes wurde unter ärztlicher Aufsicht vernichtet."

An allerlei Anspielungen kaufmännischer Natur über den Durst am Kaisertage und das bewährte Beschwichtigungsmittel gegen die Folgen seiner allzu ergiebigen Stillung — den Häring — fehlt es nicht. Depeschen aus Ciudad Bolivar nach Deutschland geben große Ordres auf diesen Artikel. An der Hamburger Waarenbörse haben die Häringsmakler feste Kauforder für Bolivar in Händen. Die Häringe erfreuen sich infolge dessen innerhalb fünfzehn Minuten einer avance von 35 Mark. Jeder Berufsstand entnimmt seine Vergleiche dem Bereiche seiner beruflichen Anschauung und Ausdrücke. —

Schon Gerstecker hat der Vaterlandsliebe der bolivarensischen Deutschen anerkennend gedacht. Damals (1868) träumten sie von dem Werden eines großen, einigen Deutschlands — zunächst von einem Wachstum des norddeutschen Bundes. Und wie sind diese Träume vom Spätherbst der 1860er Jahre nunmehr über alles Erwarten in Erfüllung gegangen! Heute leben unsere Deutschen in Bolivar nicht mehr im Hoffen, sondern im Schauen eines großen deutschen Vaterlandes. Stolz und dankerfüllt sind sie ein Hort vaterländischen Geistes am Orinokostrom. Ihrer nationalen Gesinnung hatten sie kürzlich durch Aufbringung eines Beitrages zur Fürst-Bismarck-Spende in der Höhe von 2000 Bolivares Ausdruck verliehen. —

Neben dem Obmann der Deutschen in Ciudad Bolivar, Konsul Brockmann, verdankte ich gastliches Entgegenkommen insbesondere Herrn Kochen, gleichfalls Beamten des Blohm'schen Geschäftes, und seiner Gattin. In Herrn Brockmanns Hause war Zurüste zur Hochzeit. Mit Rücksicht darauf entführte mich das Ehepaar Kochen des Öfteren an seinen Tisch. Die Dame des Hauses, eine geborene Bolivarensin und Tochter deutscher Eltern, war bei den englischen Fräulein in Aschaffenburg — meinem Wohnsitz — erzogen worden. Herr Kochen,

ein Hamburger, voll jovialen Sinnes und köstlichster Einfälle, unterhielt seinen Gast, wenn wir auf der offenen Gallerie bei dem Mahle saßen, trefflich durch Öffnen der Schleusen seines witzigen Kopfes. Die zwischen dem hanseatischen Kaufmann und mir mitunter zu Tag tretende Verschiedenheit des Standpunktes war die Pulsation eines lebensfähigen Gedankenaustausches. Er bemerkte mir:

„Sie glauben nicht, wie willkommen uns ein Besuch aus der Heimat ist, aus dem wir einen neuen Stoff für die Unterhaltung gewinnen können. Wir hier eingesessenen Landsleute bewegen uns zu sehr in einem Einerlei gleichmäßiger Ideen und Anschauungen. Um so mehr sind wir auf die Einfuhr fremdartigen Gedankenmateriales angewiesen."

Der Hausfrau sah ich die Mischung des allbeliebten Vortrunkes vor Tisch, des Coq-tail, ab. Sein wichtigster Zusatz ist der „Angostura-Bitter," der Amargo de Angostura, ein Kräuterextrakt von eigenartigstem Aroma. Seine Zubereitung ist ein Geheimnis der Gebrüder Siegert. Der Gattin des verstorbenen Herrn Siegert, eines Deutschen, wird auf Grund ihrer Pflanzenkenntnis die erste Ansetzung dieses Kräutertrankes aus guyanischen Pflanzensäften zugeschrieben.*) Das Hauptingrediens des Amargo besteht**) in der bitteren Rinde des Cuspare (Galipea trifoliata, Aubl.). Die Fabrikation des Bitteren ist in Händen der Firma Siegert zu hohem Aufschwung gelangt. Allerwärts im tropischen Amerika ist der Angostura zur Zubereitung eines Mischtrunkes unerläßlich. Die Stadt Angostura hat durch ihn einen bleibenden Namen erhalten. Siegert wollte seine Etiquette späterhin nicht in „Amargo de Ciudad Bolivar" modernisieren. In seiner Verblendung verstand es aber der venezolanische Fiskus nicht, eine solch gewinnbringende Fabrikation dem Inlande zu erhalten. Die Zollpolitik der Republik hat durch unerschwingliche Abgaben auf diesbezügliche notwendige Einfuhressenzen die Anfertigung des Bitteren in Angostura lahm gelegt. (Auf eine Flasche Curaçao etwa drei Dollar Eingangszoll!) Infolge dessen haben die Gebrüder Siegert Anfertigung und Vertrieb desselben nach Trinidad verlegt. Die Bezeichnung Angostura wurde nichtsdestoweniger beibehalten. In Ciudad Bolivar betreibt allerdings die den Siegert Hermanos***) verwandte Familie

*) Vergl. hierüber Gerstecker III, S. 292.

**) Appun I, 422.

***) Gebrüder.

Mainhard — wenn auch mit geringerem Kapital — nach wie vor die Anfertigung des Amargo de Angostura.

Zur Zubereitung des Coq-tail wird in ein Gefäß (1/4 Liter) ein Löffel gestoßenen Zuckers mit einem Eigelb eingerührt und gequirlt. Alsdann füllt man das Gefäß zu drei Vierteilen mit Wasser. Ein Theelöffel Angostura-Bitter und nachher zwei Eßlöffel feinen Rumes werden nachgegossen. Sodann wird das Ganze weißschäumend gequirlt — und abgeklärt getrunken.

Kochens besaßen ein Prachtexemplar eines Bedienten, der bei Tafel servierte — einen alten Afrikaner mit graumeliertem Wollkopf. Neben anderen rühmlichen Eigenschaften eines Lakaien besaß er auch die, bei Tisch geräuschlos zu bedienen. Das kam daher, daß er unbeschuht war. Er genoß die Vertrauensstellung eines ehrwürdigen Kammerdieners im Hause. Ältere Neger sind sehr anhänglich an ihre Herrschaft und vorzügliche „Kindermädchen.“ Engel*) sagt:

„Es giebt keine bessere Kinderfrau als ein alter Neger. Rührend anhänglich, treu und zärtlich hütet er den eigenen Enkel- und Urenkelnachwuchs, oder setzt auch im fremden Hause die Rolle des alten, treuen Dieners nach dem Muster der besten Rührstücke wirklich in Scene.“

Das schwarzbraune Gesicht schmunzelte, so oft er mir eine Handreichung leistete. Herr Kochen, im Übermaß guter Laune, versuchte das Ansehen seines Gastes in den Augen seines äthiopischen Famulus zu steigern. Es war schwierig, dem ergrauten Sohne der afrikanischen Westküste Ursprung und Wesen des fränkischen Comitatus faßbar zu machen. Herr Kochen appellierte daher in praktischerer Weise an das Verständnis seines Alten. Er gab mich ihm als einen Dorfhäuptling der Allemanes zu erkennen. Eine gelbglänzende Gratificacioncita**) meinerseits galt dem Neger denn auch als unzweifelhaftes Argument für die Richtigkeit meines Personale.

Herrn Kochen's Schwiegervater, Herr Wulff, Senior der Deutschen in Ciudad Bolivar, weilt hier seit bereits 40 Jahren. Sein Waarenhaus am Ende der Calle del Comercio ist auf einem Fels über dem Orinoko erbaut. Man hat in demselben ein Abbild des Ausfuhrhandels aus dem Binnen- und Hinterlande. Herr Wulff zeigte mir in seinem Magazine Felle von Rindern, von Wild und Raubtieren, Hörner, Geweihe, tierische Abfälle, Kaffee, Balsam, Droguen und andere

---

*) S. 211.

**) Trinkgeld.

Schätze der Urwälder. Der betagte deutsche Nestor zeichnet sich durch Wohlwollen, Leutseligkeit und Frische aus. Unter den Tropen findet man in gewisser Hinsicht günstige Bedingungen für Erlangung eines rüstigen Greisenalters. Die Temperatur ist keinen Schwankungen und jähen Veränderungen unterworfem. Sonnenschein erwärmt jahraus jahrein das Blut. Das Leben des Geschäftsmannes ist zudem durchaus regelmäßig. Vom frühen Morgen bis fünf Uhr Abends besorgt er die Geschäfte im Store. Von da ab gehört er der Familie an. Das glückliche Familienleben erheitert den Sinn. Gattin und Töchter küssen dem heimkehrenden Mann und Vater die Sorgen von der Stirne. (Bei uns in der Heimat würde es das deutsche Weib und Mädchen ebenso thun, wenn das Familienoberhaupt nicht vor diesen Zärtlichkeiten sich in das Kasino flüchtete.) — Politische Aufregungen bleiben obendrein unseren überseeischen Landsleuten ferne. Den Verfassungsumstürzen und Pronuntiamentos innerhalb ihres tropischen Arbeitsfeldes stehen sie ohne Parteinahme gegenüber. Nehmen sie auch regsten Anteil an Ausbau und staatlicher Entwicklung des deutschen Vaterlandes, so bringen sie doch in die Einzelheiten mit ihren Nachtseiten der Erregung und Verbitterung, wie bei Wahlbewegungen, nicht ein. Sie sehen Deutschland aus der Ferne wie eine lichtstrahlende Sonnenscheibe. Die Sonnenflecken gewahren sie nicht.

Harmonisch, in sich abgeschlossen und zufrieden lebt Herr Wulff in dem Kreise der Seinen. Hier habe ich das Muster deutschen Familienlebens über dem Weltmeere angetroffen. Zwei Töchter sind an Beamte des von Herrn Brockmann geleiteten Hauses verheiratet. Eine dritte war die Verlobte eben eines solchen. Eine vierte hatte sich noch nicht in Fesseln von Herzenspein schlagen lassen. Die Wulff'schen Eltern sehen ihre verheirateten Töchter fast täglich um sich. Mit der Gediegenheit deutschen Wesens ist im Hause Wulff die Gefälligkeit kastilianischer Umgangsformen vereint. Des Abends versammelte man sich bei Herrn Wulff oder bei seinen Schwiegersöhnen. Die Eltern Wulff waren die Herzlichkeit selbst — die Schwiegersöhne (der Gegenwart und Zukunft) sowie Herr Wulff junior die besten Gesellschafter. Die Damen kredenzten uns unter dem Säulengang des Patio die mit Champagner und kühlenden Getränken gefüllten Gläser. Hier fühlte man sich eins in deutschem Geist und Behaglichkeit. Nur hie und da schüttelte Herr Wulff wie strafend den Kopf, wenn ich beim Whist ihm einen Trik verdarb.

Dem Kapitän des Seglers, der fest auf der Sandbank des Orinoko saß, begegnete ich in den Räumen des Herrn Sch...., Verlobten

der Schwester des Herrn Brockmann. Der Kapitän war per Boot nach der Stadt gekommen und vergaß hier seinen Jammer bei einem gemütlichen Almuerzo am Tisch seines Geschäftsfreundes. Es sind offene, biedere, einfache Menschen, diese Lenker unserer vaterländischen Kauffahrer. —

Herr Wulff geleitete mich eines Tages mit geheimnisvoller Miene in das Haus eines deutschen Kaufmanns. Dieser führte uns in den Hof an eine große Wasserkufe.

„Das sind Zitteraale, elektrische Aale.*) Man nennt siie hierzulande Tembladores**)", bemerkte mir Herr Wulff, indem er auf den lebenden Inhalt des Behälters deutete. „Die Tiere sind zum Versande nach Deutschland, behufs physiologischer Untersuchungen — insbesondere ihres elektrischen Organes — bestimmt. Warten Sie, Sie sollen gleich erfahren, mit welcherlei Geschöpfen Sie es zu thun haben." Ich warf einen mißtrauischen Blick auf die Tembladores unter dem Wasserspiegel. Lang ausgestreckt am Boden der Kufe, erschienen sie mir von über Meterlänge. Am Rücken nnd an der Seite waren sie olivgrün, unten am Kopf und am Bauch orange gefärbt. Der Unterkiefer ragt über den Oberkiefer hervor. Der breite Mund ist mit sehr kleinen Zähnen besetzt. Die Augen sind ebenfalls klein. Das sah man deutlich, wenn ein Tembladór zum Atemholen den Kopf über das Wasser emporhub. Der Körperbau dieser Tiere hat nicht die schlanken Verhältnisse unseres schlangenartigen Aales.

„Wollen Sie nicht einen der Zitteraale auf seine elektrische Entladungsfähigkeit prüfen?" wandte sich der Freund des Herrn Wulff zu mir. Dabei reichte er mir einen Stab aus Eisendraht. Auf sein Geheiß berührte ich mit demselben — nicht ohne Widerstreben — einen der Tembladoren. Sofort warf ich jedoch mit empfindlichem Schmerz die Flinte ins Korn. Ein heftiger, elektrischer Schlag hatte mir den Arm durchzuckt. Mit bewunderungswürdiger Selbstüberwindung machte sich — auf meine beharrliche Weigerung zu ferneren Experimenten hin — nunmehr der besagte Landsmann zum weiteren Versuchsfeld des elektrischen Vermögens der Zitterer. Mannhaft biß er bei den wiederholten Entladungen die Zähne zusammen, ohne jedoch in seiner physikalischen Aufopferung für mich nachzulassen.

Nur die Zoologen, und unter ihnen insbesondere die Physiologen und Histologen, vermögen die freundliche Absicht des Herrn Wulff,

*) Gymnostus electricus.

**) Zitterer.

mich mit den Zitteraalen bekannt zu machen, in ihrem vollen Wert zu ermessen. Lebende Tembladores sind noch kaum in Aquarien oder naturwissenschaftlichen Versuchsanstalten Europas anzutreffen gewesen. Einer ungewöhnlichen Empfindlichkeit gegen Hautabschürfungen erlagen bisher fast sämmtliche Zitteraale gelegentlich ihres versuchten Transportes nach Europa. Mit Ausdauer und äußerster Vorsicht gelang es allerdings Dr. Sachs, mehrere lebende Exemplare von San Fernando de Apure über Ciudad Bolivar glücklich bis nach Bremerhafen zu verbringen. Die Eisenbahnfahrt von dort nach Berlin vernichtete sie aber sämtlichst. In den verletzten Stellen der schuppenlosen weichen Haut bildete sich ein Pseudomembran von Fadenpilzen. Die Tiere starben unter Erscheinungen diphteritischer Vergiftung.*) — Ein einziger, zuvor gesund nach Europa verbrachter Gymnotus soll Physikern, wie Faraday, zu mehrjährigen Experimenten in London gedient haben.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Aus der bolivianischen Gesellschaft.

Bei Juana. — Friedhof; Leichensteine der Goldkrösuse. — Bei dem Präsidenten des Estado. Die deutsche Kolonie im Carcer. — Im Morichal: Guyanische Backfische. — Papageibraten. — Jammer ob farbiger Abstammung. — Antisemitismus. — Konzert-Reklame.

Vier Tage nach Ankunft in Ciudad Bolivar begegnete mir Caravelos und sagte, daß er bei Juana gewesen sei. Sie erwarte meinen Besuch. Tags darauf begab ich mich zur ihr. Ihre Begrüßung war herzlich. Gleichwohl war sie verändert. Der alte, leichte Ton wollte nicht anschlagen. Sie mußte sich Zwang anthun, leichtsinnig zu erscheinen. Juana war ernster geworden. Sie hatte kein Interesse mehr für Dinge, die mich und meine Beziehungen zu ihr auf dem Schiff betrafen. Doch kam sie geflissentlich wiederholt auf Caravelos zu sprechen. „Wie er über die Zukunft denke," — „was er zunächst vorhabe," wollte sie von mir wissen. Diese Gedanken beschäftigten sie sichtlich. Juana war eine geschickte Taktikerin. Für den Fall eines matten Ansturmes des Haupttreffens, in Gestalt ihres Haus-

*) Sachs, 252, 338, 339.

nachbars, behielt sie sich Caravelos als Reserve zurück. — Freundinnen, die ihr und ihrer Schwester bei ihrem Wiedereintreffen in der Heimat nach Landessitte den Besuch zuerst erstatteten, unterbrachen uns. Noch einmal besuchte ich Juana. Kaum war sie aus Paris in das Elternhaus heimgekehrt — und schon eröffnete sie mir, sie sei der Langweiligkeit in C. Bolívar überdrüssig und sehne sich nach Paris zurück. — — Ich sah sie nicht wieder.

Ihr Bruder Don J . . . . hingegen schlug mir, als ich mich verabschiedete, für den kommenden Morgen eine Spazierfahrt nach dem Cimentério*) zur Besichtigung der schönen Grabmonumente vor.

Don J . . . . entbot mich, bei meinem Eintreffen tags darauf zum Frühstück. Ein Papagei kam auf den Tisch geflattert und gab seinem Herrn den Morgenkuß auf die Lippen. Mit klugem Gesicht stolzierte er über das Tischtuch hin und her. Abwechselnd pickte er die Brote an oder nährte sich mit uns um die Wette von der auf Eis gestellten Butter. Zur Familienidylle Guyana's gehört der papagayo, wie bei uns zum ländlichen Morgenkaffee im Garten Hühner und Tauben. — Ein zweirädriger Wagen, mit einem Maultier bespannt, führte uns über die Alameda, die östlichen, niedrig gelegenen Ausläufer der Stadt über dem Flußufer. Hinter den Riesenstämmen der Almendrones**) und der Ceibabäume***) sieht eine Reihe häßlicher Lehmbauten hervor. Unreinliches Hausgetier vor den Hütten und paradiesischer Nachwuchs der schmutzigen Bewohner kündeten die Vorstadt an. Vorüber an der Lagune, über öde, strauchbewachsene Sawanen, gelangten wir nach dem Cimenterio.

Welch ein Gemische von pomphafter spanischer Grandezza und seelenloser Dürftigkeit! Eine Mauer umschließt eine vegetationslose Wüstenei. Verbranntes Gras überwuchert die meist schmucklosen und ungepflegten Gräber. Aber gleich den Pyramiden im Sande des Nilufers erheben sich unter ihnen, unvermittelt durch andere Kunstgebilde, in beängstigendem Kontrast einige Grabmonumente von blendender Pracht. Über den modernden Gebeinen der Goldkrösuse von Caratál thronen kostbare, in Italien gefertigte Epitaphien aus weißem Marmor. Ihr Preis soll von 30,000 auf 100,000 Franken steigen. Noch für das Leben nach dem Tode haben sich die Granden unter den Goldgräbern dem Sensenmann zum Trotz einen achtunggebietenden Coupon ihrer opulenten Jahresrente abgeschnitten. In manchen Gegenden legt man

*) Friedhof.

**) Terminalia Catappa, Lin.

***) Bombax Ceiba, Lin.

nach heidnischem Aberglauben dem Toten einen Obolus in den Mund, dem Charon die Überfahrt über den stygischen Fluß zu begleichen. Der Besitzer zahlreicher Coupons der guyanischen Goldrente und Höchstbeteiligter an einem jährlichen Totalbetrag der Dividende von vielen Millionen Bolivares*) prunkt auch noch im Schattenreiche mit anderem als einer Kupfermünze. Im übrigen machten mir diese lauten karrarischen Wunderwerke des trostlosen Friedhofes den Eindruck, als ob die Hinterbliebenen sich mit ihnen ertheilter Ausstellung einer auffälligen Quittung über ihre einmalige Pietät für den Verstorbenen begnügt hätten. Pflegende Hände scheinen die verbrannten Grabeshügel nicht häufig mit Blumen zu schmücken. Die ewige Lampe der Liebe für die Entschlafenen glüht hier wohl nur am Allerseelentage — mit dem fahlen, kalten Blendschimmer elektrischen Bogenlichtes. —

Aus Regierungskreisen in Carácas hatte ich einen Brief dem Präsidenten des Estado in C. Bolívar, General B. — zu überbringen. Vor kurzem war die Präsidencia des Estado Bolívar mit dem deutschen Element in C. Bolívar unsanft zusammengestoßen. Ist es mir recht erinnerlich, so hatten unsere Landsleute gegen einen blutsaugenden Ukas des Präsidenten der Republik einmütig Stellung genommen. Infolge dessen ließ sie General B. in corpore auf mehrere Tage in Haft nehmen. Der deutsche Konsul remonstrierte vergeblich — Deutschland blieb „eingesponnen" im städtischen Carcel. Hinterdrein behaupteten zwar die Festgenommenen, sich im Arrest durch Gelage und Unsinn auf Aktien köstlich unterhalten zu haben. Aber es blieben zwei Stachel zurück; einer gegen die deutsche Vertretung in Carácas, die — vermutlich vom Unrecht ihrer Landsleute überzeugt — ihren olympischen Gleichmut über diesem Vorkommnis nicht verloren hatte, und einer gegen General B. Da ich bei unserem Konsul wohnte, schien der Präsident des Estado einen weiteren, als den durch die Höflichkeit gebotenen Wert auf meine Bekanntschaft nicht zu legen. Nach dem landesüblichen Glas Brandy empfahl ich mich daher in der sicheren Überzeugung, daß B. nichts zur Herbeiführung unseres Wiedersehens thun würde. Im Empfangsgemache zeigte ein photographisches Gruppenbild inmitten des Verwaltungspersonales seines Territoriums, den Gobernadór Don Manuel Martinez Castro, meinen

*) Allein die Gesellschaft Callao entrichtete an Dividen:

1882	4,958,800 Bol.	
1883	6,085,800 „	
1884	9,660,000 „	Stat. Jahresber. 1887.

einstigen Zimmergefährten in Macuto. Auf seiner Uniform trug er den Stern, um den Hals, über dem Kragen des Rockes, am Band die goldene Sonne des Ordens vom Brustbilde Bolivar's. —

Herr Schock war Gast eines venezolanischen Geschäftsfreundes in seinem Landhaus, einem Morichal, eine Legua südlich der Stadt. Eines Vormittags — es war Sonntag — holte er mich zum Besuch dorthin ab. Durch welliges Llanosland mit verbranntem Gesträuch und vereinzeltem Baumwuchs ging es nach der Hacienda. Wir passierten in der Calesa*) ein größeres Gewässer an einer Furt. Farbige Weiber trafen gerade Anstalt, den Fluß — ohne Nachteil ihres Feiertagsstaates — zu durchwaten. Damen aus der Stadt waren zum Morgenbesuch in Morichal eingetroffen. Unvermählte Germanen, Jünger in der Kunst des Merkur, feierten den Tag des Herrn mit allerlei Saiten-, Geigen- und Klavierspiel im Kreise der aufknospenden weiblichen Jugend des Hauses und der nicht minder jugendlichen Mama. In Folge dieser Beschlagnahmung der erwachsenen, musicierenden Damen — und da der Herr des Hauses auf Reisen war, bewarb ich mich um die Huld der noch unerwachsenen Niña's**). Zehn und elfjährige Mädchen eines Himmelsstriches, unter dem ihre indianischen Halbschwestern mit 12 Jahren bereits Mamas sind, zeigen nur noch geringe Empfänglichkeit für Kindermärchen. Trotz der Kindlichkeit in der äußeren Erscheinung, wetteifern sie an geistiger Entwicklung und Erkenntnisvermögen mit unseren vierzehn bis sechzehnjährigen Backfischen. Der Junge des Herrn Schock — die tropenländische Ausgabe eines deutschen Quartaners, war bis über die Ohren in die dunkle Narcesita verliebt. Draußen in der Veranda wiegte ich mich in der Hängematte. Narcesita und ihre Schwester umstanden mich mit Neugierde und Zutraulichkeit. Der Junge indes spielte den Liebhaber mit dem ganzen bährenhaften Ungeschick seines Alters. Ein philosophisches Thema konnte in diesem Kreis nicht anschlagen. Frisch griff ich daher mitten ins warm pulsierende Menschenleben hinein und traf da wohl das Richtige. Ein halbes hundertmal stellte ich die meine Zuhörerinnen keineswegs ermüdende Fragen an den jungen Amor:

„Le gusta mas Narcesita ó su hermana?"***) Nacesita strahlte schließlich sehr glücklich und befriedigt als ich sie eine „Señorita graciosa, amable y bien educada" nannte.

---

*) Wagen.

**) Kleine Mädchen.

***) Gefällt ihnen N. besser oder ihre Schwester?

Vollständig verdarb ich es aber mit ihr bei der Comida. Wir verzehrten gerade ein seltsames Geflügel. Schon vor Tisch war ich in der Nähe der Küche herumgestreift. Farbige Weiber rupften grüngefiederte Vögel. Einen großen Waschkorb sah ich immer mehr mit Papageifedern sich füllen. Die Meister der Töne hatten vor Beginn der musikalischen Matinée grüne Loren in großer Zahl erlegt. — Narcesita bot mir eben Plátanos*) zu den gebratenen Papageien an. Ihr rabenschwarzes Haar durchflocht ein lichtfarbenes Band mit einer Schleife. Als sie so neben mir stand, und ich ihr in die bräunlichen Züge sah, kam sie mir wie ein hübsches rassiges Ziegeunermädel vor.

„Usted no es Castellana — mas una India muy bonita,"**) wandte ich mich zu ihr.

Das war der kleinen Narcesita zu viel. Sie trug — das wußte sie — Kennzeichen indianischen Blutes an sich. Um so empfindlicher kehrte sich ihr Stolz gegen meine Zumutung. Ihre schwarzen, glanzvollen Augen schwammen im Naß tiefsten Seelenkummers. Von den langen Wimpern tropfte es herab und weichte meine harte Unüberlegtheit zu Reumütigkeit auf. Herr Schock machte begütigende Bemerkungen, die mich damals meinen Verstoß noch nicht im vollen Umfang erkennen ließen. Es ist nun einmal die schwache Seite der eingeborenen Gesellschaft der neuen Welt, daß man alle Anklänge an äthiopische oder indianische Abstammung ängstlich wegzuleugnen sucht. Nur der weißen Farbe erkennt man die ausschließlichen Vorzüge einer geistigen und körperlichen Bildung zu, die zur Angehörigkeit zur herrschenden Race berechtigt. Tausende von Goldunzen würden aufgewogen werden, könnten viele Damen Romano — Amerika's ihr braunes Hautpigment weiß waschen. Der Fluch der schwarzen und braunen Farbenanklänge unter der Haut, sowie das verräterische, schwarzwollige oder-strähnige Haar lasten drückend auf den „Gezeichneten". Engel***) sagt hierüber:

„Weiß sein heißt schön sein, ausgezeichnet und gefürstet sein durch Geburt, bevorzugt durch Bildung, Erziehung, Gut und Beruf, durch intellektuelle und materielle Überlegenheit, ein Günstling des Himmels und Gebieter auf Erden. Der farbige Paria nimmt dies Geständnis und Bekenntnis schweigend auf, aber grollt der Natur, die ihn niedriger geschaffen und als Stiefkind aus ihrem Herzen gestoßen hat. — — Überall — — unter den Tropen Amerika's — —

*) Bananen.

**) Sie sind keine Spanierin — Sie sind eine herzige Indierin.

***) S. 25.

ist das weiße Geschlecht das freie und gefürstete, das farbige das dienende und zinsbare — —."

Die Racengegensätze treten auch bei uns Europäern mit Unerbittlichkeit auf. Der Antisemitismus zählte auch in der deutschen Kolonie in C. Bolívar Anhänger. Die deutsche kaufmännische Welt hierselbst, meist Hanseaten, war gegen den Pianisten Freudenheim nicht entgegenkommend. Man glaubte, auf andere als christliche Religionsangehörigkeit desselben schließen zu dürfen und konnte angeblich seinen Racen-Eigentümlichkeiten keinen Geschmack abgewinnen. Als Anwalt des humanistisch gebildeten jungen Genie's hatte ich dabei nicht durchgreifenden Erfolg. Schon auf dem Schiff hatte der ungastlich behandelte Musiker keine Kabine erhalten und mußte die Nächte auf Deck zubringen. In der Posada in Bolívar erging es ihm nicht besser. Hier besuchte ich ihn. Als Schlafstätte hatte man ihm eine Hängematte unter der Veranda, neben denjenigen einiger Caballeros als E Duorado angewiesen.

Der Virtuose beabsichtigte, ein Concert zu geben. El Bolívarense, das Hauptpreßorgan der Stadt, ward zu dem Zweck für eine echt spanisch-amerikanische Reklame — „Konzertreklame nach Bestellung und Bezahlung" — in etwa folgendem Sinn gewonnen:

„Am Himmel Guyana's ist ein Meteor erster Größe niedergegangen. Im fernen Osten, jenseits der Atlantis, ward seine Leuchte zuerst sichtbar. Jetzt strahlt er an dem Firmamente der westlichen Sphärenwelt. — — — Berlin und Ciudad Bolívar bewerben sich in edlem Wettstreit um den größeren Ruhm. In Berlin stand die Wiege des, mit Liszt, Rubinstein und Hans von Bülow größten Pianisten unserer Zeit. Du aber, Angostura, siehst die Tage deines alten, unvergänglichen Glanzes wiederkehren. Hast du doch deine Thore ihm, dem unerreichten Meister der Töne, geöffnet! — — — Der Jünger hat den Beherrscher schier überflügelt. Des großen Kullak Schüler, el Ilustre Concertante y Pianista Freudemheim aus der deutschen Reichshauptstadt, wird übermorgen in unseren Mauern eine musikalische Soirée veranstalten. Ähnliches ist in den Ländern Hispano Amerika's nicht dagewesen u. s. w."

Die schwache Beteiligung an dem Conzert erwies übrigens, daß die Opferfreudigkeit der Bolivianer in keinem Verhältnis zu einem so großen Aufwande an Druckerschwärze stand.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Der Handel des Orinokogebietes bezw. Ciudad Bolivar's.

Stromnetz des Orinoko. — Die wirtschaftliche Lage Venezuela's seit Lossagung von Spanien. Bürgerkrieg und Parteikampf. — Aufschwung unter Guzmán Blanco. — Privilegienwirtschaft. — Willkürliches persönliches Regiment. — Militärische Kundgebung pro domo Guzmán-Blanco's. — Avers- und Reversseite desselben. — Ciudad Bolivar: Handelscentralstelle. Ausfuhr: Statistisches. — Schifffahrtsverbindungen mit San Fernando de Apure, Columbien, Ober-Orinoko und Amazonenstrom. — Zusammenhängende Wasserstraße von Guyana bis Quito, Peru und Bolivia. — Waarentransport.

Der Reichtum eines Gebietes an Naturerzeugnissen erlangt eine volkswirtschaftliche Bedeutung nur durch Verkehrs- und Absatzwege. Ein Blick auf die hydrographische Karte Venezuelas genügt zur Wahrnehmung eines weitverzweigten Netzes von Wasserstraßen. Mit geringen Abweichungen in den Küstengebieten und an der Grenze britisch Guyanas entwässert ein einziger Hauptkanal, der von zahllosen — etwa 2500 Zuflüssen — gespeist wird, das ausgedehnte Ländergebiet der Republik. Die große Wasserader — der Orinoko — wird solchergestalt zur Haupt-Abfuhrstraße fast des ganzen hydrographischen Komplexes. Transit-, Ablagerungs- und Zentralsammelstelle für den gesammten Handesverkehr auf derselben ist Ciudad Bolivar. Die genannte Wasserstraße vermittelt dem Handelsverkehre den Zugang zu einem Binnenland, das allein schon im Stromgebiet des Orinoko einen Flächeninhalt von 96 Millionen Hektar umfaßt. Durch Hinzutritt des durch die Bifurcation der Orinoko-Schiffahrt erschlossenen 11 500 000 Hektar großen Areals des Rio Negro erfährt dasselbe eine gewaltige Erweiterung. Dieses weite Stromnetz des Orinoko und Rio Negro birgt in seinen Maschen Schätze, wie kaum ein anderes Äquatorialgebiet. Dasselbe sollte demzufolge ein unerschöpflicher Quell materieller Wohlfahrt für Venezuela sein. Ein Gesundbrunnen steter Erneuerung seiner wirtschaftlichen Kräfte! Die heutige Regierung Venezuelas lebt wenigstens dieser Erkenntnis. Gleichwohl ist sie aber unter den chronischen Kinderkrankheitserscheinungen eines nie zum Mann herangereiften republikanischen Staatskörpers noch entfernt nicht über die Anfänge einer rationellen Ausbeutung des Reichtums des Orinokostromgebietes hinüber gelangt. Die gesamte ökonomische und kommerzielle Lage

desselben liegt heute unter der Republik nicht viel weniger darnieder, als vordem zu Zeiten der, durch verblendete Habsucht und irre geleitete Wirtschaftspolitik verderblichen spanischen Kolonialregierung.

Auf das spanische Regiment folgte die zwanzigjährige Periode des Unabhängigkeitskampfes (1810—1830) mit allen Schrecknissen eines anhaltenden Vernichtungskrieges. Als nach Beendigung desselben, 1831 Venezuela aus der columbischen Republik ausschied und sich als selbständiger republikanischer Einzelkörper konstituierte, erblickte dieses ehemals blühende Land innerhalb seiner Grenzen nichts als den Untergang alles Fleisches und Verwüstung. Landwirtschaft, Viehzucht, Bergbau und Handel lagen gänzlich darnieder. Der Rückschlag des Freiheitskrieges auf den Wohlstand des Landes kam dem Deutschlands am Ende des dreißigjährigen Krieges gleich. Die Ausfuhr war 1830/31 auf 6 500 000 Mark, die Einfuhr auf 6 940 000 Mark heruntergegangen.*) Dafür verbürgte allerdings die völlige Erschöpfung des Landes und seiner kriegsmüden überlebenden Bewohner eine von da ab beginnende sechzehnjährige Ära der Ruhe und geordneter Zustände. Das Land erholte sich allmählig: Handel und Wandel belebten sich. Schon 1834 war der Export auf 13 000 000 Mark gestiegen.**) Das währte bis 1846. Da loderte der in der Asche glimmende Racenhaß in Flammen auf. Der Bürgerkrieg entbrannte und schlug der Wohlfahrt Venezuelas neue Wunden. Das Land konnte sich unter dem darauf folgenden zehnjährigen Regiment der beiden Präsidenten Monágas voll Gewaltthätigkeit nicht erholen. Im Gegenteil der Bürgerkrieg wird in Permanenz erklärt. Das mit dem Jahr 1860 beginnende Jahrzehnt ist durch die Parteizerrüttung zwischen Unitariern und Föderalisten eine Epoche beklagenswerten wirtschaftlichen Niederganges für Venezuela geworden. Der greise Präsident Päëz (1861—1863), der einstige Antagonist Bolivars, konnte über seine föderalistischen Gegner nicht Herr werden. Sein Nachfolger, der Großmarschall Falcon, vermochte während seiner zwar im allgemeinen unblutigen Regierung von 1863—1868 gleichwohl keine geordneten, andauernden Verhältnisse im Lande herzustellen. Der Wohlstand verkümmerte zusehends. Das Jahr 1868 verwandelte ganz Venezuela in ein Kriegslager. Auf der gesamten Linie entbrannte der Kampf, von Carácas durch die Llanos bis nach Guyana, am See von Valencia wie im Osten der Republik. Die schlimmste Periode des Bürgerkrieges seit den Tagen der Unab-

*) Andrée, S. 584.
**) Engel; Am. S. 85.

hängigkeit trat ein. Das Land ward völlig ausgesogen, die Äcker verwüstet, der Viehstand zu Grunde gerichtet und der Handel lahm gelegt. Die Federales unter Falcon unterlägen schließlich in brudermörderischen Gefechten gegen die Unitarier unter Monágas. Monágas wird nochmals Präsident, stirbt jedoch kurz darauf. Der Kampf zwischen beiden Parteien entbrennt nun leidenschaftlicher als zuvor. Venezuelas Wohlstand scheint in seinen Wurzeln ausgerottet werden zu sollen. Da geht die Sonne des April 1870 über dem niedergetretenen Brachlande auf. Guzmán Blanco giebt durch seinen glänzenden Aprilsieg dem Vaterland den Frieden und die Ordnung wieder. Mit seiner Herrschaft beginnt eine neue, nunmehr schon achtzehn Jahre andauernde Ära der Ruhe und des wirtschaftlichen Aufschwunges in Venezuela. Der Export war von 30500000 Mark im Jahre 1864/65 bereits 1872 auf 62000000 Mark gestiegen; der Import von 26000000 Mark des Jahres 1864/65 auf 45000000 Mark im Jahre 1872, und auf 60000000 Mark im Jahre 1875. — Allein die Ausfuhr nach Deutschland nahm in den fünf ersten Regierungsjahren Guzmán Blancos um das Zehnfache zu. Die Einfuhr aus Deutschland war in diesen fünf Jahren von 5200000 Mark auf 18120000 Mark angewachsen.*) Gleichwohl hatte Guzmán Blanco 1871 einen Aufstand in Guyana und am Apure, 1872 in den Llanos und 1874 eine Soldateninsurrektion unter Colina niederzuwerfen, und mußte 1877 seinen provisorischen Sturz durch den Kongreß erleben.

Diese kurzen Andeutungen über die politische Lage in Venezuela zeigen zur Genüge, daß die Versäumnisse der Spanier um die Hebung der Volkswirtschaft keineswegs durch die sie ablösenden Republikaner wieder gut gemacht wurden. Erst in der Gegenwart, unter Guzmán Blanco, gewinnt die Nutzbarmachung der Erzeugnisse des Orinokogebietes, Hand in Hand mit einem rationellen Wirtschaftsbetrieb innerhalb der gesamten Republik, eine festere Gestalt, Dank dem Ausbau und Festigung der inneren politischen Zustände des Landes. Durch die dem Regiment des willenskräftigen Guzmán Blanco zu verdankende Stabilität hebt sich die Republik Venezuela vorteilhaft von dem Hintergrund des republikanischen Anarchismus in Süd- und Centro-Amerika ab. Leider wird aber der sich in dieser Hinsicht bietende Vorteil durch die Unzuträglichkeiten einer echt romano-amerikanischen Privilegienwirtschaft aufgewogen. Von der Regierung unterstützt, richtiger gesagt ausgeübt — in der Regel ein Monopol des jeweiligen Machthabers

*) Andrée S. 584; Sachs S. 55.

— treibt jene den Gewinn wenigen Spekulanten in die Hände. Auch soll nicht selten ein von jeher unbehelligter Nutzungs- oder Fabriksbetrieb plötzlich eingestellt werden müssen. Die Regierung, d. h. der Gewalthaber, war so malitiös, mit einem Male nach dem Konzessionstitel zu fragen. Ein solcher hat — ohne eine gesetzliche Zuwiderhandlung zu enthalten — aber nie bestanden. Dem seitherigen unbelästigten Betriebsinhaber bleibt nunmehr nichts übrig, als zu einem erdrückenden Preise Konzessionär zu werden. Und trotzdem erweist sich die eiserne Hand eines willkürlichen Regimentes dem Produzenten und Handeltreibenden verhältnismäßig nicht ungünstig. Als ich im Lande war, hörte ich den bezeichnenden Ausspruch: „Der Wiedererhebung Guzmán Blancos zur Präsidentenwürde sehen wir mit sehnsüchtiger Erwartung entgegen. Wir harren seiner als des Messias. (Sic!) Wenn er nicht im Lande regiert, stiehlt Jedermann vom Pr. — — — herab bis zum letzten Portier. Ist **er** aber Regent, dann — bleibt doch wenigstens nichts für die Taschen der Anderen übrig.“ Die Handelswelt Venezuelas mag mit Fug und Recht die Taschen eines Einzigen für nicht so umfangreich halten, als die der gesamten — — —. Unter zwei Übeln ist das kleinere das erträglichere. Die diktatorisch oder autokratisch regierte Republik ist ein geringeres Übel als die demokratisch-anarchische.

Dieser Anschauung giebt nachstehende Kundgebung pro domo des festen Regimentes Guzmán Blancos beredten Ausdruck. In einer Anrede an die Truppen des Estado los Andes in Trujillo, aus Anlaß der Rückkehr des Ilustre Americano aus London 1886 behufs Wiederübernahme der Präsidentschaft, sagt der Militärkommandant Pedro Vallenilla:*)

„Ich verkündige Euch eine freudige Nachricht! (os anuncio una fausta nueva.) — — Wir sehen in dem Ereignis dieses Regierungswechsels die Verwirklichung unserer Hoffnungen für heute und für die Stabilität der Zukunft des Vaterlandes. In gerechter Bestürzung über die aus Europa verlautete Nachricht von General Guzmán Blancos Ablehnung (sc. seiner Erwählung durch den Kongreß) haben unsere Völker mit allgemeiner Akklamation des Generals geantwortet. Eine Eingebung der Vorsehung! (inspiración providencial). Konnten sie doch nur auf die Weise das Ziel ihrer Wünsche erfüllt sehen, einem „Regeneradór“ nochmals die Bestimmung der Geschicke ihres Landes in die Hände zu legen. — Wiederum hat General Guzmán Blanco

---

*) Gaceta oficial, Carácas, 9. Sept. 1886.

ein Opfer auf den Altären des Friedens und des Fortschrittes Venezuelas dargebracht.. Freilich Venezuela kann nicht ohne ihn sein, und er darf sich nicht weigern. Anderenfalls würde er die erhabene Errungenschaft seines Genius, das Werk der Regeneration gefährden.

Soldaten! Mit Begeisterung wollen wir diesen neuen Triumph des Vaterlandes feiern! General Guzmán Blancos Regierung bedeutet (simboliza) Arbeit, die Gewähr für Haus und Herd, dauernden Frieden und Fortschritt auf jeglichem Gebiet. Chefs und Offiziere! Unser Wirken in los Andes ist von heute ab kein schwieriges. Trägt unsere Fahne doch als Sinnspruch den Namen Guzmán Blancos. Der besagt die Erfüllung aller unserer Erwartungen, der beschwichtigt alle unheilvollen Bestrebungen (malas pasiones) — der sichert uns jegliche Wohlfahrt (garantiza todos los intereses).

Heil dem Heere ob der Ankunft des Ilustre Americano Regeneradór und konstitutionellen Präsidenten von Venezuela! Viva la paz! Viva el orden constitucional! Viva el General Guzmán Blanco!"

Rein politisch betrachtet ist Guzmán Blanco eine Erscheinung auf der Bühne des Staatslebens, der man Anerkennung zollen muß. Sein monumentales Bild bleibt aber nicht ungetrübt durch Schatten, die nicht lediglich zur plastischen Hervorhebung der Lichtpartien dienen. Das geniale, kraftvolle Profil des Gewalthabers auf der Aversseite kontrastiert auf der Reversseite mit dem, ihm von der Bank von England ausgestellten Depositenschein über ungezählte Millionen.

Ungeachtet der genannten Vorzüge seines Regimentes lastet denn, wie allerwärts in Venezuela, auch auf dem Handelsstande Ciudad Bolívar's und seiner Zweigstationen am Orinoko der Fluch einer blutsaugerischen Zoll-, Finanz- und Privilegienwirtschaft. Kritik einer solchen darf natürlich in der freien Republik nicht geübt werden — risum teneatis, amici?! Blos des Wohllautes wegen garantiert Tit. III Art. 14 der Konstitution Paß- und andere Freiheit in Wort und Schrift. Für den Gedanken, ob solch eine Bestimmung des Staatsgrundgesetzes mehr als die Bedeutung einer leeren Emphase habe, ist nur Raum in einigen aufgeklärten Köpfen, denen in der Verbannung in Trinidad, Jamaika oder Curaçao nichts zu solch müßigem Zeitvertreib im Wege steht. —

Gehen wir nun zur kurzgefaßten Betrachtung des Handels im Orinokogebiete über. Centralstelle ist Ciudad Bolívar, als wesentlichste Vermittlerin des Ausfuhr- und Einfuhrhandels innerhalb des gesammten Stromgebietes. Die nach Guyana bestimmten Eingangswaren kommen den Orinoko aufwärts nach Ciudad Bolívar, bezw.

in das dortige Zollhaus. Ebenso findet die gesamte Ausfuhr — die Wasserwege des Binnenlandes hinab — mit geringer Ausnahme über Ciudad Bolívar statt.

Wir wenden uns vorerst dem Export zu.

Seit Festigung der Verhältnisse im Lande unter der Regierung Guzmán Blanco's steht trotz aller Mißwirtschaft der Einfuhrhandel des venezolanischen Binnenlandes heute an Bedeutung gegen frühere gute Zeiten im allgemeinen nicht zurück. Doch ist die Ausfuhr gegen früher zurückgegangen, durch „Deteriorierung des Ackerbaues und der Viehzucht in Folge des Bürgerkrieges und des Mangels an Arbeitskräften bei dünngesäeter Bevölkerung. Der Ackerbaubetrieb des größeren Grundbesitzes ist zwar zumeist auf Gewinnung von Ausfuhrerzeugnissen gerichtet. Hingegen befaßt sich der kleine Mann, der Kolone, hauptsächlich nur mit Anbau der gebräuchlichen Nahrungspflanzen, der sog. frutos menores, wie Mais, Bananen, Yucca (Maniok), Yams, Bataten und Bohnen. Ihr Erträgnis deckt aber nicht einmal die inländische Nachfrage. Mithin gelangen nurdie Bodenerzeugnisse eines spärlich vertretenen Großgrundbesitzes zur Ausfuhr.

1884 belief sich die Ausfuhr aus Ciudad Bolívar in das Ausland auf 26,634,200 Bol.; 1885 auf 20,016,800 Bol.*) Freilich begreifen diese Ziffern die Goldausfuhr aus den Minen von Yuruari ein. Diese gelangt nur über die Schwelle der Duane von Ciudad Bolívar zum Export. Bringen wir die 1884er Goldausfuhr von 22½ Millionen**) von dem Werte der Gesamtausfuhr desselben Jahres in Ciudad Bolívar in Abrechnung, so bewertet sich pro 1884 die ansonstige Ausfuhr auf ꝛc. 4,000,000 Bol. Bedeutender ist die Bewegung des Küstenlandes im Zollhause von Bolívar, bezw. die Ausfuhr nach inländischen Hafenplätzen, nämlich 1883: im Werte von 5,733,825 Bol. — 1884 liefen 87 Schiffe mit 27,696 Register Tons, den Hafen der Stadt an.***)

Im Zollhause von Ciudad Bolívar sammeln sich die zur Ausfuhr bestimmten Handelsartikel der venezolanischen Territorien:†) Alto Orinoko und Amazónas (beide am oberen Stromeslauf des Orinoko und im Bifurcationsgebiet —), Caura und Yuruari (— auf der rechten Stromseite des Unter-Orinoko), sowie Armisticio (— zwischen Rio Apure und Arauca) — ferner der Staaten Bolívar, Za-

*) Persönliche Angabe des deutschen Konsuls in Ciudad Bolívar.

**) S. Kap. 39. Seite 370 u. 371.

***) Angabe des deutschen Konsuls in Ciudad Bolívar.

†) s. meine Karte des Handelsgebietes von Ciudad Bolívar.

mora (den wasserreichen, vom Rio Apure und Portuguesa durchströmten Tiefland um Varinas) und des Südens der Staaten Guzmàn Blanco und Bermudez (Llanos.). Die natürlichen Absatzwege der genannten Gebiete sind — abgerechnet die nach der karaibischen Küste führenden — die der Wasserstraße des Orinoko bezw. seiner Nebenflüsse. Dieses Wegnetz öffnet dem bolivarensischen Handel Wegstrecken von Hunderten von Meilen bis in die entlegenste Urwaldwildnis.

Bereits auf eine Entfernung von 400 Leguas*) steht Ciudad Bolivar heute mit dem Hinterlande durch die Flußschiffahrt in Handelsverbindung. Das reichste Produktionsgebiet für den Ausfuhrabsatz nach Ciudad Bolivar ist das Stromgebiet des Rio Apure. San Fernando, inmitten der ausgedehnten Llanos, am Zusammenfluß des Apure und Portuguesa und in einem von vielen Kanälen durchschnittenen Tiefland, vermittelt die Ausfuhr der reichen Viehbestände der Steppe und der Bodenerzeugnisse von Varinas, sowie des Tieflandgebietes zwischen Rio Meta und Portuguesa, über Ciudad Bolivar. Für Viehhandel ist San Fernando wohl der erste Platz Venezuela's. San Fernando hat für das venezolanische Hinterland von Guyana die ehemalige Bedeutung Chartum's für die Länder des oberen Nil und des Sudan. Die bolivarensischen Handelshäuser haben hier ihre Kommanditgeschäfte. Mit Ciudad Bolivar steht San Fernando — zur Zeit des hohen Wasserstandes — in regelrechter Dampferverbindung. Dieselbe nordamerikanische Gesellschaft, deren Steamer zwischen Trinidad und Ciudad Bolivar verkehren, hat das Monopol auf die Dampfschiffahrt auf dem Orinoko und seinen Nebenflüssen oberhalb von Ciudad Bolivar erworben. Ihre Dampfer befahren einmal im Monat den Orinoko stromaufwärts bis San Fernando und den Apure ebenso bis Nutrias. Explorationsfahrten wurden den letzteren aufwärts bis Palmarito unternommen. Auch den großen Nebenfluß des Apure, den Rio de la Portuguesa, gehen die Handelsfahrzeuge hinauf und laufen in den Rio Tináco ein bis El Baul an seinem Zusammenfluß mit dem Rio Cojedes. — Verbindungen werden den Rio Guárico hinan mit Calaboza unterhalten.

Der bolivarensische Handel macht sich aber die Flußläufe auch behufs des Warenaustausches mit Columbien dienstbar. Den Rio Meta herab bringen die Bewohner der fernen Cordillera Oriental, aus dem Umkreise der columbischen Hauptstadt Bogota, ihre Waren

*) 1 Legua = 5,572 Kilometer.

auf den Markt von Ciudad Bolívar und San Fernando. Von den Höhen Pamplona's in Columbien hinab nach dem Orinoko ist auf dem Rio Arauca eine weitere Handelsstraße zwischen Venezuela und Columbien eröffnet worden. Das regelrechte Einsetzen des Passatwindes ermöglicht dabei das Aufwärtsbefahren der westlichen Zuflüsse des Orinoko. Gerstecker*) giebt an, daß die scharfen Ostwinde den Apure stromaufwärts bis zu dem 120 geographische Meilen von der Küste entfernten San Fernando vordringen, und sogar die Flut des Rio Meta noch mehr denn 100 Meilen weit oberhalb seiner Einmündungen in den Orinoko bewegen.

Ein Hinterland von umfangreicherer Ausdehnung, als das des mittleren Flußgebietes des Orinoko, erschließt dem Handel von Ciudad Bolívar sein oberer Stromeslauf. Orinoko und Amazonenstrom haben kein getrenntes Quellgebit. Die Bifurkation des Orinoko**) verbindet Venezuela mit Brasilien durch den Brazo Casigniare, den Verbindungsarm zwischen Orinoko und Rio Negro. Letzterer ist von der venezolanisch-brasilianischen Grenze — in einer Entfernung von fast 300 geographischen Meilen — schiffbar bis zu seiner Einmündung in den Amazónas mit Ausnahme der 75 Meilen breiten voraussichtlich korrektionsfähigen Strecke von San Gabriel bis San Isabel. Heute schon besteht einigermaßen Tauschhandel zwischen den brasilianischen Indios des Rio Negro und den Handelsplätzen des Estado Bolívar. — Die Bedeutung einer Wasserstraße zwischen Orinoko und Amazónas für den bolivarensischen Handel betreffend erachtet Villavicencio in seiner Hydrologie Venezuela's***) für die kommende Ausfuhr aus den Anden von Pasto in Columbien, aus Quito, ja selbst aus Peru und Bolivia, den Wasserweg den oberen Marañon herab in den Orinoko durch den Verbindungskanal sicher gestellt. Appun sagt dieserhalb, der letztere ermögliche den Handelsverkehr zwischen Orinoko und den weit entfernten Gebieten von Quito, von Huanáco in Peru und Cochabamba in Bolivia. Die Nebenflüsse des Marañon, der Rio Napo, Huallaga und Madeira, sind bis nahe an ihren Ursprung unweit jener Städte mit Kähnen zu befahren. Dieses über den größeren Teil Süd-Amerika's ausgebreitete Netz von Wasserwegen wird nicht unwesentlich erweitert durch seine nachweisbare Verbindung mit dem Flußgebiet des Essequibo in britisch Guyana. Aus dem letzeren gelangt man, den Rio Rupununi hinauf, in der Regenzeit

*) III, 193.

**) s. Kap. 6. S. 52.

***) S. 18.

über die überschwemmte Sabane von Pirara (4°. n. Br., 59°. w. L.) in den Rio Tacutú und von diesem in den Rio Branco, den Nebenfluß des Amazonas. Appun entwirft das Zukunftsbild einer Bootsfahrt mit Handelsfrachten auf diesem Wege aus britisch Guyana auf dem Rio Essequibo, Branco, Amazonas, Negro, Cassiguiare, Orinoko und Meta bis in die Nähe von Bogotá in Columbien. Bereits 1739 hatte Hortsmann die Wasserstraße vom Essequibo bis in den Amazonas forciert. Schon 1795 war Antonio Santos von Angostura, den Orinoko hinauf über den Rio Negro, zu Wasser bis nach Pará, nahe dem Ausfluß des Amazonenstromes, gelangt.

Aus den angezogenen Produktionsgebieten gelangen die Handelsartikel während des hohen Wasserstandes des Orinoko, soweit möglich auf Dampfern, stromabwärts nach Ciudad Bolivar. Nach Eintritt der trockenen Jahreszeit, bezw. wenn die Wasser gefallen sind, von Dezember bis Mai, gehen die Ladungen in flachgehenden Fahrzeugen, sog. Lanchas, den Fluß hinunter. Die Indianer bringen in ihren Bungos und Piroquen*) ihre einheimischen Erzeugnisse und Fabrikate, unter letzteren Cass.-Brod und Hängematten, auf den Markt nach San Fernando und Bolivar. Gleich dem Nil liegt die Bedeutung des Orinoko für die Wohlfahrt des Landes im Steigen des Flusses — freilich nur bezüglich der Schiffahrt. Mit dem Steigen des Orinoko nach Eintritt der Regenzeit beginnt das Hauptgeschäft in Ciudad Bolivar. Wie der Hausse der Kurse an einer Börse folgt man von Ende April an in Ciudad Bolivar aufmerksam dem Zunehmen des Wasserstandes an den Marken der schwarzen Felsblöcke.

Der Landtransport ist durch die natürlichen Bedingungen des Landes, des Bodens und des Klimas fast völlig ausgeschlossen. Ein solcher besteht wohl zwischen den Plätzen des Llanosgebietes, wie Calabozo, und San Fernando oder Cabruta (unterhalb der Einmündung des Apure); oder zwischen La Soledad gegenüber Ciudad Bolivar und Küstenplätzen, wie Barcelona, Cumaná und Maturin. Sonst steht die Centralstelle für den Export Guyana's, Ciudad Bolivar, mit ihren Produktions- wie Absatzgebieten nur zu Wasser in Verbindung.

*) Kähnen.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Der Handel des Orinokogebietes bezw. Ciudad Bolívar's. (Schluß.)

Ausfuhrartikel des Ackerbaues. — Desgl. der Viehzucht. — Desgl. des Waldgebietes: Vegetabilische Erde; feuchtheißes Dämmerreich. — Tierfelle. — Cebadilla. — Dividivi. — Tongabohne. — Chinarinde. — Cuspa. — Sassafras. Piassaba. — Moriche-Palme. — Simaruba. — Sarsaparilla. — Curucaiharz und Copaibabalsam. — Vanille. — Pará-Nüsse. — Orlean. — Hölzer. — Ausfuhr an Mineralien. — Einfuhr: Artikel und ihre Provenienz. Statistisches.

Die Ausfuhr-Artikel des Orinokogebietes gruppieren sich in: Erträgnisse des Ackerbaues, der Viehzucht, der Wälder und des Bergbaues.

Es gelangen an solchen des Ackerbaues vornämlich zur Ausfuhr: Kaffee, Cacao, Tabak, Zucker, Baumwolle und Indigo.

In Venezuela sind von 289,806 ha bebauten Ackerlandes bestanden mit:

Kaffee	138,900 ha.
Cacao	24,500 „
Tabak	6,300 „
Zuckerrohr	39,300 „
Baumwolle	2,000 „
Indigo	650 „

Auf 1 Hektar wird durchschnittlich per Jahr nachstehender Ertrag erzielt:

Art des Anbaues	Anzahl der Pflanzen	Anzahl der Ernten	Ertrag in Kg. Mittelwert	Wert in Bolivares
Kaffee	1238—2350	1	664	664
Cacao	625	d. ganze J.	419	838
Tabak	15,000	1	750	825
Zuckerrohr	15,000	1	4,600	1,600
Baumwolle	15,000	1	862	890
Indigo	28,000	2	180	1,800

Übersicht der Ausfuhr aus der gesamten Republik:

		Kilo	Bolivares		Kilo	Bolivares
Kaffee	1882/83	49,079,000	49,652,000	1885/86	39,054,000	35,733,000
Cacao		6,498,000	12,476,000		5,110,000	8,448,000
Tabak		613,000	524,000		70,000	41,000
Zuckerrohr		681,000	270,000		212,000	55,000
Baumwolle		731,000	374,000		123,000	139,000
Indigo		18,000	131,000		1,400	7,000

Die Ausfuhr einzelner Artikel hat, wie man ersieht, bedeutende Schwankungen erlitten. Manche Artikel sind gegen frühere Zeit beträchtlich zurückgegangen. So wurden z. B. 1869 $4\frac{1}{2}$ Mill. Kilo Baumwolle*) (Katoen) und 3 Mill. Kilo Indigo ausgeführt.

Wir kommen zur Gruppe der **Viehzucht**. Von 1873 bis 1886 war der Rindviehbestand der Republik von $1\frac{1}{2}$ Million auf über 5 Millionen Stück, der Bestand der Schafe und Ziegen von 1 Mill. auf $4\frac{1}{2}$ Million Stück, der der Pferde und Maultiere von 140000 auf 620000 Stück angewachsen. — Der Gesamtwert der Ausfuhr an Produkten der Viehzucht, eingerechnet tierische Abfälle, wie Häute, Hörner u. a., belief sich 1885 bis 1886 auf einen Wert von 7,609,000 Bolivares.

Die Llanos und Sabanen Venezuelas bilden durch ihre Weidegründe die naturgemäße Unterlage ausgedehnter Viehbestände. Allein der Ertrag aus einer geregelten Viehzucht könnte Venezuela zu einem gesegneten Lande machen. Doch haben Mißwirtschaft und Bürgerkrieg gerade diesen Zweig der Produktion ungemein geschädigt. Immerhin haben die letzten Jahre der Ruhe im Lande unter Guzmán Blanco die Viehbestände vermehrt. Das Herz der Viehzucht im venezolanischen Binnenlande ist das Llanos- und Sabanen-Gebiet am Rio Apure. Vorzügliche Weidegräser haben hier eine — sit venia verbo rationelle Viehwirtschaft und einen einträglichen Viehhandel ins Leben gerufen. Vor Einrichtung des regelrechten Schiffahrtsbetriebes zwischen San Fernando bezw. Nutrias am Apure und Ciudad Bolívar hatten die karaibischen Küstenstädte die Viehausfuhr an sich gezogen. Das Vieh wurde durch die Steppe nach den Hafenplätzen getrieben. Heute wird viel Rindvieh, ebenso Pferde, Esel und Maultiere über Ciudad Bolivar verschifft. Im Jahre vor meiner Anwesenheit wurden vom

*) Hugo Sassen, de Republik van Venezuela; Rotterdam 1874.

dortigen Platze 7345 Ochsen im Werte von 920000 Bolivares nach den Antillen ausgeführt.*)

Durch das Exportgeschäft in Ciudad Bolívar und San Fernando werden außer der Ausfuhr von lebendem Vieh überdies Rinderhäute, Ziegen- und andere Felle, Kuhhörner, sowie sonstige tierische Abfälle in den Handel gebracht. Nach Appun werden die Rinderhäute vor der Verladung vergiftet. Die Gesamtausfuhr aus Venezuela betrug 1883:**)

	Kilogramm	Bolívares
Rinderhäute	1,506,504	2,290,568
Felle anderer Tiere .	1,009,454	3,360,483
Klauen, Knochen Hörner, Borsten etc. .	157,887	32,935

Wir gehen zu den Erzeugnissen der interessantesten Gruppe, der des Waldgebietes, über. Venezuela besitzt ein Waldareal von 889910 qklm. Auf Privatbesitz entfallen 12302 qklm, auf Staatsländereien 887608 qklm.***)

Die Ausfuhr an Erzeugnissen und Nutzungen der gesamten Waldzone betrug 1882 bis 1883 22 Millionen Kilo im Werte von 2618000 Bol., die Gesamtausbeute, eingerechnet den inländischen Consum, 50636000 Kilo zum Werte von 11057000 Bol.

Der größte Teil dieses Waldgebietes gehört dem Strombereich des Orinoko an. Markt für den Absatz seiner Produkte ist fast durchgängig Ciudad Bolívar. Die Produktionskraft der Waldzone erklärt sich einerseits aus der Dichtigkeit der vegetabilischen Erde. Die Humusschichte ist zum Teil über zwei Meter hoch. In ihrer geologischen Grundform besteht dieselbe aus Detritus, der aus Zersetzung des Gneis entstanden ist. Dabei enthält sie Kieselerde, reine Thonerde und wenig oder gar keine Beimischung von Kalk.†) Der wesentlichere Bestandteil dieses Humus ist aber eine aus vegetabilischem Zersetzungsprozeß hervorgegangene Modererde. Humboldt sagt vom Gebiet des Rio Negro und Casiguiare: „Eine unermeßliche Lage Dammerde bezeugt die ununterbrochene Wirksamkeit organischer Kräfte.“

Ursachen der Entfaltung eines ungewöhnlichen Wachstums sind andererseits die konstante Hitze und Feuchtigkeit der Äquatorialzone. Nach dem Gemälde der tropisch äquatorialen Pflanzenwelt in meiner

*) Privatangabe des deutschen Konsuls in Bolívar.)
**) Stat. J. B. 1884.
***) Stat. J. B. 1884.
†) Villav. 71. Flora; region de las selvas.)

Arbeit über die Flora des Orinokodelta*) erübrigt mir nur — im Gegensatz zur offenen, lichtbeschienenen Uferterrasse — ein wesentliches Charakteristikum des geschlossenen Urwald-Innern hervorzuheben. Villavicencio sagt treffend: „Dicht an einander, umschlungen und verknüpft von Schlinggewächsen und Ranken reiht sich gewaltig und hoch gestreckt Baum an Baum. Ihre Kronen wölben sich zu dichtem, üppigem (oft undurchdringlichem) Blätterdache. Zwischen einzelnen Blättern hindurch stiehlt sich ein gedämpftes, mildes Licht und verbreitet seinen Schein in diesem Dämmerreich." Ein Dämmerreich, voll feuchtheißer, drückender Schwüle über moderreichem, schlüpfrigem Boden, nicht aber ein sonnendurchglühter, grüner Teppich mit in Licht- und Juwelenglanz funkelnden Blüten am Gezweige der Baumgiganten darüber. — Das ist der guyanische Urwald.

Nach Dr. Adolf Ernst**) kommen in den Wäldern Guyanas 2450 unterschiedliche Pflanzenarten (especies distintas) in 132 Familien und 772 Gattungen (géneros) vor. Von letzteren sind mehr denn 60 rein örtlich (endémicos de la localidad).

An Ausfuhrerzeugnissen dieser Waldzone Guyanas, wie überhaupt des Hinterlandes von Ciudad Bolivar, erwähne ich zunächst der Hirsch- Reh- und Jaguarfelle. An Hirschdecken, sagt Gerstecker,***) werden jährlich 100000 Stück den Rio Meta [und Apure heruntergebracht. 1885 bis 1886 wurden aus Venezuela Hirsch- und Rehfelle im Werte von 372413 Bol. ausgeführt.†) Jaguarfelle werden jährlich zu Tausenden in Ciudad Bolivar nach Europa verschifft.††) Im Kaufhause des Herrn Wulff in Bolivar sah ich die Felle von Jaguars und anderen Felis-Arten, wie des Puma oder Cuguar (Felis concolor) aufgehäuft. Ein großer Teil derselben kommt übrigens aus den Llanos. Dort, im gesträuchartigen, dichten Niederwald, besonders in der Nähe der Flüsse, hält sich Wild und Raubzeug in Menge auf. Die Gesamtausfuhr an Fellen von Tieren der Wildnis belief sich in Venezuela 1883 auf einen Wert von 3630483 Bol.†††) Aller Art Tiere der Urwaldfauna müssen ihren Balg oder Gefieder für den Markt von Ciudad Bolivar herleihen. Kostbare Vogelbälge sieht man

---

*) S. Kap. 34.
**) Bei Villaricencio, 71.
***) III, 282.
†) Stat. J. B. 1887.
††) Appun, I, 422.
†††) Stat. J, B. 1884.



Im Urwald von Guyana.

in den dortigen Magazinen mit der Anwartschaft auf dereinstige Befestigung auf Damenhüten aufgespeichert.

Kommen wir nun zu den in den Handel gelangenden pflanzlichen Erzeugnissen bezw. Nutzungen des Waldgebietes. In wirtschaftlicher Hinsicht ist dasselbe noch ein Öd- und Brachland in Folge Mangels an Zufahrtswegen und rationellen Ausbeutebetriebes. Die heutige Perception an Früchten beschränkt sich, nach Zahl und Gattung, auf ein sehr geringes Maß.

Ausfuhrartikel bilden vornehmlich: Cebadilla, Dividivi, Tonga-Bohnen (Sarapia), China-, Cuspa- und andere medicinische Rinden, Sassafras, Piassaba, Curugua- und Moriche-Faser, Kautschuk (Simaruba), Sarsaparilla, Copeiba- und Cereipo-Balsam, Vanille, Pará-Nüsse, Orlean (Roucou) und Farb-, Bau- und Möbelhölzer.*)

Cebadilla ist Nießwurzpulver. Ausgeführt wurden aus Venezuela 1885 bis 1886 178,419 Kilo im Werte von 128356 Bol.

Dividivi ist die runde, schwarzbraune, Gerbstoff enthaltende Samenschote der Caesalpinia coriacea oder coriaria Willd.**) Ausfuhr 1882 bis 1883 3993532 Kilo; Wert 527441 Bol. 1885 bis 1886 2375364 Kilo; Wert 210436 Bol.

Sarapia nennt man die Tonga-Bohne, den Samen der Cumaru-Schote (Dipterix odorata Aubl.) Ihre Heimat ist vornehmlich das Territorium Caura, und zwar das Thal des Rio Cuchivero. Der Preis per Kilo betrug 1885 10 Bol. Ihres Wohlgeruches wegen wird die Tonga-Bohne als aromatisches Surrogat dem Schnupftabak beigemischt. Vergeblich sucht sie hinter einer wohlklingenden Nomenclatur ihren verfehlten, nicht gerade ethischen Lebenszweck zu verbergen. Ihre Wiege stand im balsamischen Blütendickicht am Cuchivero — und am Abend ihrer Tage nimmt sie ein unrühmliches Ende auf der nasentabakbestäubten Soutane eines alten Beneficiaten, oder auf dem Chemisette eines gelbsüchtigen Registrators. — Aus der Tasche meines Rockes entstieg noch über dem Weltmeere in der Heimat ein lieblicher Duft, hatte mir doch der freundliche Herr Wulff in Bolivar in seinem Magazine eine Tonga-Bohne zugesteckt.

Der Chinabaum, aus der Familie der Rubiaceen, ist am häufigsten auf der Kordillere zwischen 19.° s. Br. und 10.° n. Br. in einer Höhenregion von 1500 bis 2300 Meter anzutreffen. Der

*) Die statist. Angaben sind zumeist dem statist. Jahresber. von 1884 und 1887 entnommen.

**) Andree, 572; Appun I, Anm. 746.

alkoloidhaltige, bittere, amianthweiße Chininstoff findet sich unter der inneren Rinde des hohen „Fieberbaumes.“ Aufmerksam ward die Heilkunde auf dieses Medikament durch den Gebrauch desselben seitens der Gattin des spanischen Vicekönigs Conde del Cinchon im Jahre 1638. Ein Bestandteil der bitteren Rindesubstanz hat daher den Namen Cinchonin. In Guyana kam die Quina-Rinde in früherer Zeit als Quina de Angostura in den Handel. Ihre Ausfuhr belief sich 1885 bis 1886 auf 75624 Kilo; Wert 113676 Bol.

Cuspa ist die Rinde von Galipea officinalis und Galipea trifoliata Aubl., eines Baumes aus der Familie der Diosmeen. Ihres aromatischen Wohlgeschmackes halber ist sie ein wesentliches Ingredienz bei Zubereitung des Angostura-Bitteren. Nicht mit Unrecht nennt man die Diosmeeen bei uns „Göttergeruch.“ Die Angostura- oder Cuspa-Rinde kam ehemals als gewürzhaftes Bittermittel gegen Verdauungsstörungen und Wechselfieber in den Handel. Die Nachfrage erlitt jedoch späterhin einen Stoß durch die Verfälschung derselben mit der Rinde von Strychnos und Nux vomica.

Sassafrás (Zarzafrás) ist sowohl als Sassafrás-Holz (Lignum S.) wie als Sassafrás-Rinde (Cortex S.) ein für die Arzneibereitung begehrter Handelsartikel. Das aromatische, stark und fenchelartig riechende, etwas süßlich schmeckende Holz des Stammes, sowie die an Geschmack und Geruch stärkere Wurzel kommen durch ihren Gehalt an ätherischen Ölen als reizende und stärkende Gebrauchsmittel bei Nieren- und Hautkrankheiten, bei Rheumatismus und Gicht zur Verwendung. Den Sassafrás-Blütenthee kennt man bei uns unter dem Namen Saxifraga (S. grassifolia L.) oder Steinbrech, als krampfstillendes, schweißtreibendes und magenstärkendes Mittel. Der Sassafras-Baum (S. officinalis Nees) gehört zur Familie der Laurineen.

Piassava (Piazába) wird in Brasilien eine Palmenart, die Attalea funifera Mart., benannt. Ihr venezolanischer Name ist Chiquechique.*) Appun erwähnt der Piassava-Palme in brittisch Guyana unter dem Namen Attalea speciosa Mart. Villavicencio klassifiziert dieselbe als Leopoldina Piassava Aus ihren Blattfasern werden dauerhafte Schiffstaue gedreht. Ihre steinharten, dunkelbraunen Nüsse werden auch zu Rosenkränzen verarbeitet.**)

Aus den Fasern der Moriche-Palme (Mauritia flexuosa L.) werden, ebenso wie aus der Curugua-Faser, Geflechte, Fäden und Stricke, verfertigt. Die Mauritia-Palme ist eine der segensreichsten

*) Andree S. 572; Sachs, Llanos S. 320.

**) Hartwig, Tropenwelt, 27.

Pflanzen des äquatorialen Amerika. Nicht mit Unrecht wird sie Lebensbaum, Arbol de la vida, genannt. Mit ihren fächerartigen Wedeln decken die Guaraúnos ihre Hütten; aus dem Ansatz der Blattstiele fertigen sie ihre Sandalen. Aus dem Mark des Stammes gewinnen sie ein sagohaltiges Mehl, aus dem Blütensaft einen süßen, berauschenden Palmwein.

Am Amazonas wie am Rio Negro wird der Kautschuck aus dem Milchsafte des Seringeiro oder Gummibaumes (Siphonia elastica) gewonnen. Eine besondere Art des Kautschuk ist die Simaruba. Eine Abart ist das Caranja-Gummi, Frucht des Caranja-Baumes. Die Ausfuhr betrug 1885 bis 1886 18856 Kilo im Wert von 84416 Bol.

Ein aus dem Sarsaparilla- (Zarzaparilla-) Strauch, (Smilax syphilitica Humb.) einem sich wild verflechtenden Schleichgewächs der Amazonas-Länder, gewonnenes chemisches Präparat ist unserer Heilkunde leider unentbehrlich.

Unter den balsaminischen Ausfuhrartikeln steht über dem Cereipo und dem Currukai, dem Harz eines columbischen Balsambaumes, der Copaiba-Balsam aus dem Copahú oder Copay, der Frucht des Copaiba-Baumes in Guyana. Ausfuhr 1885 bis 1886 31370 Kilo; Wert 54303 Bol.

Als Vanille (Vainilla) kommt unter anderen eine Orchideenart vom brasilianischen Grenzgebiet in den Handel. Der mexikanischen steht sie jedoch an Würzhaftigkeit nach.

Vom Casiguiare gelangen nach Bolívar die Juvia oder Pará-Nüsse, die wohlschmeckenden Samenkerne aus den menschenkopfgroßen Fruchtkapseln der Bertholetia excelsa, einer Baumgattung aus der den Myrtaceen verwandten Lecythideen-Familie am Ober-Orinoko und in Brasilien.

Orlean oder Rucu (Urucu) wird ein aus dem klebrigen roten Überzug der Samen des Orlean-Baumes (Bixa Orellana) gewonnener roter Farbstoff benannt. Außer Färbereien verwendet ihn die Heilkunde als magenstärkendes Mittel. In Spanien setzt man ihn der Chokolade und bisweilen der Suppe zu. Die Indianer bemalen sich den Körper mit Rucu. Ausfuhr aus Venezuela 1885 bis 1886 4097 Kilo; Wert 3780 Bol.

Bau-, Farb- und Möbelholz kommt nur im beschränktesten Maße in den auswärtigen Handel. An gesuchten Sorten nenne ich Gelb- und Rotholz, Cedro, Javillo, Laurel, Mahagoni, Roble u. a. Ihre Gesammtausfuhr aus Venezuela belief sich 1882 bis 1883 auf

13019489 Kilo im Werte von 258238 Bol., 1885 bis 1886 auf mehr denn ein Drittel weniger. Dem gegenüber stand ein inländischer Konsum von 27000000 Kilo zu einem Schätzungswert vou über 8000000 Bol. Der Abbau des weitaus größten Teiles dieser Nutzhölzer findet in Guyana statt.

Hinsichtlich des Bergbaues erübrigt mir — nach meinen Ausführungen in Kapitel 37 — nur noch der Hinweis auf das besondere Gepräge Ciudad Bolivars durch die Nähe der Goldminen. Ciudad Bolivar ist Verkehrs- und Handelsmittelpunkt des südkontinentalen Kalifornien. Geht doch die gesamte Goldausfuhr über Ciudad Bolivar. Nicht minder die Personen-, Waaren und Materialienbeförderung aus dem Auslande nach den minas de oro, auf Grund der Bestimmungen des Zollgesetzes. Die Einschiffung der Goldbarren im dortigen Hafen ist begreiflicherweise nicht ohne Rückwirkung auf einen regen Goldumsatz in der Stadt durch die an der Goldausfuhr Beteiligten.

Der reiche Gehalt des Landes an sonstigen Mineralien erfährt z. B., abgesehen von den Kupferminen von Aroa, nur sehr geringe Ausbeutung. Der Ertrag der letzteren ergab 1886 25993 Tonnen Mineral und Regulus, zum Werte von 2707000 Bol. Die Gesamtausfuhr an Kupfererzen aus Venezuela betrug im genannten Jahre 20652000 Kilo; Wert 2902000 Bol.*)

Daneben werden die Petroleumlager von Tachira und die silberhaltigen Bleiwerke von Carúpano bearbeitet. Die Inangriffnahme der Steinkohlenlager von Barcelona ist projektirt. — Von den im Schooß der Erde im Hinterlande von Ciudad Bolivar schlummernden Schätzen, wie z. B. von Salpeter, Eisen, Kupfer, Mangan, Amianth, Eisenvitriol, Opal und Kreide, im Staate Zamora wird bis heute noch auf dem Wasserweg des Orinoko nichts ausgeführt.

Über den Importhandel Ciudad Bolivars fasse ich mich kurz. Die Eingangsartikel unterscheiden sich in nichts von den in allen überseeischen Plätzen eingeführten. Sie bieten uns keinerlei Charakteristikum der kulturellen Besonderheiten der Bewohner Ciudad Bolivars und des Hinterlandes. Alle der Kultur erschlossenen Tropenländer decken den Ausfall an eigener landwirtschaftlicher und gewerblicher Produktion durch den ausländischen Markt. So auch Venezuela. Deutschland

*) Stat. J. B. 1887.

setzt dorthin vornämlich seine Gold-, Silber-, Glas- und Porzellanwaaren, Manufaktur- und Kurzwaaren, Spielzeug, Möbel, endlich Flaschenbier ab. Das Elsaß, insbesondere Mühlhausen, kommt für den Bedarf an Kattun in erster Linie auf. Die Vereinigten Staaten importieren Weizenmehl, Fettstoffe, Eis u. a. Frankreich kommt der Nachfrage der eleganten Welt nach Putz- und Modeartikeln, Lyoner Seidenstoffen und Kosmethik, Parfümerien entgegen und liefert Rot- und Schaumweine. England bringt seine Baumwollen-, Stahl- und Eisenwaaren auf den Markt; Spanien seine leichte Literatur, in der Hauptsache Übertragungen aus dem Französischen. — Einen Haupt-Einfuhr-Artikel bilden Lebensmittel, von den Hülsenfrüchten bis zu den teuersten Conserven.

Zufolge solcher Bedürfnisse steigerte sich die Einfuhr in Ciudad Bolívar im Jahre 1884, gegenüber einer Ausfuhr im Werte von 4 Millionen Bol. (nach Abzug der Goldausbeute der Minen) auf 11761000 Bol.*) Von einer Einfuhr im Werte von 12797000 Bol. wurde 1883 im Zollhause von Bolívar ein Eingangszoll von 2784000 Bol erhoben. In demselben Jahre waren auf dem Weg des Küstenhandels aus venezolanischen Häfen 578900 Kilo im Werte von 768900 Bol. eingegangen.*)

Den Einfuhrhandel nach dem entlegenen Hinterlande vermittelt, ab Ciudad Bolívar, vornämlich als Transitplatz San Fernando de Apure. Ein- und Ausfuhrhandel in Ciudad Bolívar ist zumeist in Händen unserer Landsleute.

Von einer beabsichtigten Schlußbetrachtung über die Zukunft des Handels der Orinokoländer, wie über die wirtschaftliche Gesamtlage Venezuelas in Gegenwart und Folgezeit, muß ich mit Rücksicht auf die nur noch wenigen, leeren Blätter meines Manuscriptes absehen. Ich schließe dieses Kapitel mit dem Ausgangsvermerk Vilmar's zu einer langatmig ausgefallenen Abhandlung: „Haben wir mit unserer weit ausgesponnenen Darlegung hin und wieder gelangweilt, so bitten wir um Entschuldigung — blos zu unterhalten war nicht unsere Absicht.“

---

*) Privatmitteil. des deutschen Konsuls in Ciudad Bolívar.

**) Spätere Daten über die bolivianische Einfuhr — als weniger zuverlässig, und von obigen Zahlen nur wenig abweichend — glaube ich nicht erbringen zu sollen.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Heideröslein in Guyana.

(Eine deutsche Hochzeit in Ciudad Bolivar.)

Ständchen. — Hochzeitsfeier im Hause des Konsuls; Tanzen. — Abschied von Ciudad Bolívar. — Ein Jahr darauf.

Schwül war die Nacht. Bald mußte die Glocke zwölf schlagen. Im nächtlichen Gewand wiegte ich mich schaukelnd im Lehnstuhl. Ein glimmendes Cigarillo zwischen den nikotingebräunten Fingern, dachte ich meines übermorgigen Scheidens aus dem liebgewonnenen Angostura. Durch die geöffnete Ventana teilte sich mir die Lautlosigkeit und Ruhe in der Außenwelt mit. Nur allein das Rauschen der Orinokoflut unterbrach die Stille.

Plötzlich — ach, wie wundersam — drang von der Straße, vom Porticus des Nachbarhauses, der Heimat trauteste Weise herauf zu mir.

Sah ein Knab ein Röslein steh'n,
Röslein auf der Heiden,
War so jung und morgenschön,
Lief er schnell, es nah zu seh'n,
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

Nebenan im Hause, im jungfräulichen Gemach, lauschte Fräulein Frieda bräutlich dem Hochzeitssange, der — jetzt um die zwölfte Stunde mit Anbruch des Vermählungstages — aus dem Munde befreundeter Landsleute herauf zu ihr tönte. Auch in meiner Seele fand er Widerhall. In stiller Mitternacht, anderthalbtausend geographische Meilen von der Heimat, unter der Leuchte des Kreuzes am südlichen Firmament, bleibt Röslein auf der Heide über ein deutsches Herz unbestritten Siegerin. Heideröslein von Guyana verwahre ich seitdem getreulich in dem Herbarium meiner südamerikanischen Erinnerungen.

Als Señor Don Eberhard war ich mittelst schön ausgestatteter Karte von Luis Brockmann y Esposa*) zur Vermählungsfeier auf Dienstag den 14. dieses Monats um 20 Uhr geladen worden. Meinen Ablehnungsgrund, Frack und schwarzen Anzug in Trinidad zurückgelassen zu haben, entkräftigte der Consul mit dem Angebot

*) Gemahlin.

eines ihm zugehörigen Gesellschaftsrockes. So sollte tatsächlich Pythia's zweideutiger Orakelspruch, ich würde einstmals den Rock eines Consuls des deutschen Reiches in Amerika tragen, auch ohne Mitwirkung des Auswärtigen Amtes, in Erfüllung gehen!

Am genannten Tage, Nachmittags um die 20. Stunde*) bewegte sich ein langer Zug — immer eine Dame und ein Herr — aus der Wohnung Herrn Brockmanns nach dem Palacio del municipio. Auch ich bot einer Bolivianerin meinen Arm.

Der Menschheit ganzer Jammer faßte mich während der Civiltrauung an. Unbestreitbar den größten Dienst erwies sie der kirchlichen Gesinnung. Sie konnte nur den einen Gedanken aufkommen lassen, ihren kläglichen Eindruck späterhin bei Einsegnung in der Kirche verwischt zu sehen.**) Daran vermochte selbst der Libertadór Simon Bolivar in rot- und goldverbrämter Uniform, der in Öl gemalt auf den Standesbeamten hernieder sah, nichts zu ändern. In gleicher Ordnung kehrten wir in die Wohnung des Konsuls zurück.

Herr Brockmann machte mit feiner Zuvorkommenheit den Hauswirt. Nicht weniger als 300 geladene Gäste und mehr denn 100 Flaschen Champagner auf dem Buffet zeugten von seinem gastlichen und freigebigen Sinn.

„Bei einer Hochzeit unter den Spaniern Amerika's müssen die Dollars klingen. Für eine Vermählungsfeier in meinem Hause darf mir hierzulande keine Ausgabe zu teuer sein," hatte er mir bemerkt.

Schon bei Empfang der Gäste, vor Abgang des Zuges nach dem Gemeindehause, hatte der Hausherr jede ankommende Dame am Arm in die Salons hereingeführt. Die kleine Carlotica fühlte die ganze Bedeutung ihrer Aufgabe, die Gäste von der Huld des elterlichen Hauses auch durch ihr Zuthun zu durchdringen. Den Pflichten einer bereits siebenjährigen Creolin, zu bezaubern, kam sie bewunderungswürdig nach.

Bald machte sich eine Scheidung der Festgesellschaft in drei Gruppen bemerklich: walzende jüngere oder ältere Jugend, Garde- und andere sitzenbleibende Damen, endlich Sturmkolonnen auf das Buffet. Innerhalb jeder Gruppe war der Einklang zwischen zugewiesener Tätigkeit und entsprechendem Gesichtsausdruck wahrzunehmen: die Lust am Tanze, die Unlust am Sitzenbleiben und das Wohlbehagen an Speisen und

*) In Neapel — wahrscheinlich ein Überkommnis aus der spanischen Zeit — ist venti-quatro hore, 24 Uhr, eine Stunde nach Sonnenuntergang.

**) Das geschah, wie wir sehen werden, erst an fremdem Orte.

Getränken. Alle diese verschiedentlichen Empfindungen zerrannen jedoch zu gemeinsamem Mißbehagen ob des Gedränges der vorüberwalzenden Paare und ob der Schwüle — bei der erbarmungslosen Nachthitze von 22° R. Nichtsdestoweniger legte die rasche Abräumung des Buffet's, und obendrein die namhafte Bewältigung der 100 Flaschen Sekt Zeugnis von der Pflichterfüllung der Geladenen gegen den Gastgeber ab. Kurz zuvor hatte die Eismaschine der Stadt ihre Tätigkeit jeweilig eingestellt. Mithin konnte der ungekühlte Champagner unter 8.° n. Br. nicht den Zweck eines Labsals erfüllen. Vielmehr betrachtete ich meinen lebhaften Zuspruch zu demselben als einen dem Hause geschuldeten Ausdruck meiner Feststimmung. Wie vorhin die Civiltrauung erwies sich der Champagner jedoch vom negativen Standpunkt aus förderlich. Die Nachfrage nach dem Flaschenbier stieg durch seine Temperatur zusehends. Ich für meinen Teil fand am erfrischendsten das Orinokowasser, welches ich mit zugesetzem Brandy in reichlicher Menge abwechselnd mit Chokolade genoß.

Weder Durst noch Hitze vermochten übrigens meine Empfänglichkeit für das Fremd- und Neuartige dieser Festlichkeit abzuschwächen. Vor allem galt meine Bewunderung der Schönheit der Bewegung, mit der die Tänze ausgeführt wurden. Eine Venezolanerin im Arme ihres Tänzers weiß sich unnachahmlich in Grazie mit weichem Wiegen des Oberkörpers in der Hüfte im Reigen zu drehen. Aufrecht, stolz emporgerichtet, schwebt die schlanke, feingliederige Gestalt dahin. Nichtsdestoweniger tritt die geschmeidige Fülle des Wuchses in weicher und nachgiebiger Bewegung zu Tage. Dabei beschreiben die Fußspitzen oft nur einen Kreis von kaum fußbreitem Durchmesser auf dem Parquet. Und dennoch giebt die Venezolanerin sich selbst und ihre ganze Seele rückhaltlos der Freude am Tanze hin. Die gemessenen herkömmlichen Formen und Evolutionen desselben weiß sie solchergestalt mit der Individualität ihrer Empfindung zu beseelen. Es liegt immer ein persönlicher Ausdruck ihrer Gefühlswelt, eine symbolische Widerspiegelung ihrer seelischen Regungen im Tanze der Südländerin.

„Ich finde sie hinreißend, die Melodie dieses venezolanischen Walzers," bemerkte mir der Schüler des großen Kullak. Dabei suchte er mir mit rythmischer Hebung und Senkung der Hand den Takt zu versinnbildlichen und trillerte mit der unter Musikern üblichen Gesichtsverklärung die Besonderheiten des Tonfalles. Daran reihte sich eine fachwissenschaftliche Auseinandersetzung über die musikalische Eigenart des venezolanischen Walzers. Zu ihrer Wiedergabe bedürfte es einer unsichtbaren Führung des Griffels in meiner Hand durch die

Muse der Tonkunst. — Beim Anblick einer walzenden Bolivianerin finde ich den Vergleich des Dr. Sachs völlig zutreffend, wenn er bei einem Festmahle in Calabozo in Venezuela mit einem Trinkspruche die schönen Töchter des Landes als „las tembladores," die Zitteraale, feierte.*) Sachs wollte damit ihre unbestrittene Kunst, die Männer zu elektrisieren, versinnbildlichen. Und er hatte Recht! Schön sind diese Venezolanerinnen im flackernden Kerzenschimmer der Ball- und Gesellschaftsräume. —

Mit dem freundlichen, jovialen Kapitelsverweser unterhielt ich mich zwischen hinein in kühlerem Nebengemach. An dem evangelischen Bekenntnis der Brautleute nahm der leutselige Geistliche keinerlei Anstoß. Gleichwohl möchte ich folgenden Ausspruch Engel's**) über die Reverendisimos in Venezuela nicht in seiner Allgemeinheit auf den würdigen alten Herrn angewendet wissen: „Sie legen keine Leidenschaft für Ketzergerichte und Seelenfängerei an den Tag; wohl aber lassen sie leben, und leben sine ira et studio mit aller sündhaften Kreatur auf dieser gebrechlichen Welt."

Gegen Morgen waren die Kerzen herabgebrannt — die Klänge der Danza und des Walzers verstummten allmählig. Ich verließ den Hochzeitsreigen, freudig geneigt, die Bürde der festlichen schwarzen Tuchkleidung mit dem leichten Nachtgewand zu vertauschen. Bald schloß mir der Schlummer die müden Augen. —

Des anderen Tages geleitete eine zahlreiche Sippe die Neuvermählten an Bord des Bolivar-Schiffes. In Trinidad sollte der deutsche evangelische Pfarrer Flex***) ihren Herzensbund kirchlich besiegeln. Mit weniger wehmütigem Empfinden als ich, der ich auf immer von dieser gastlichen Stätte schied, verließen denn auch die Glücklichen Ciudad Bolivar. — — In der Ferne zerfloß Angosturas Hügelrücken im blauen Duft. Dann und wann abgewandt von dort, war ich Zeuge der Herzenseinheit der Civilverbundenen in stiller Abgeschiedenheit auf Hinterdeck. Da wollte mir der Sang des nächtlichen Chores nicht aus dem Sinn:

Und der wilde Knabe brach
s' Röslein auf der Heiden.
Röslein wehrte sich und stach,
Half ihm doch kein Weh und Ach,
Mußt' es eben leiden.

---

*) Sachs, S. 199.
**) S. 98.
***) Anm.: wenn ich recht weiß, Hindu-Missionar.

Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

— —

Hiermit schließe ich meine venezolanischen Reiseerlebnisse ab.

Noch war ein Jahr nicht verflossen, als ich einen schwarz geränderten Brief aus Ciudad Bolivar empfing. „Meine unvergeßliche Schwester," schrieb der Konsul, „ist drei Monate nach der fröhlichen Vermählungsfeier in die Nacht des Todes eingegangen." — „Es war ein recht trauriger Fall für uns alle, die wir sie so voll und rosig in's neue Leben hineinschreiten sahen, ihr nach so kurzer Zeit die Augen zuzudrücken," klagte ein anderer bolivianischer Freund.

„Die kleine Carlotica gedenkt Ihrer noch gerne," berichtete Herr Brockmann weiter. „Sie scheint Ihre Anwesenheit von Hochzeiten in Bolivar unzertrennlich zu finden. „Papa, fragte sie neulich: El Conde no vuelve para otro matrimonio?" (Kommt der — nicht zu einer anderen Hochzeit wieder?)

Berichtigungen.

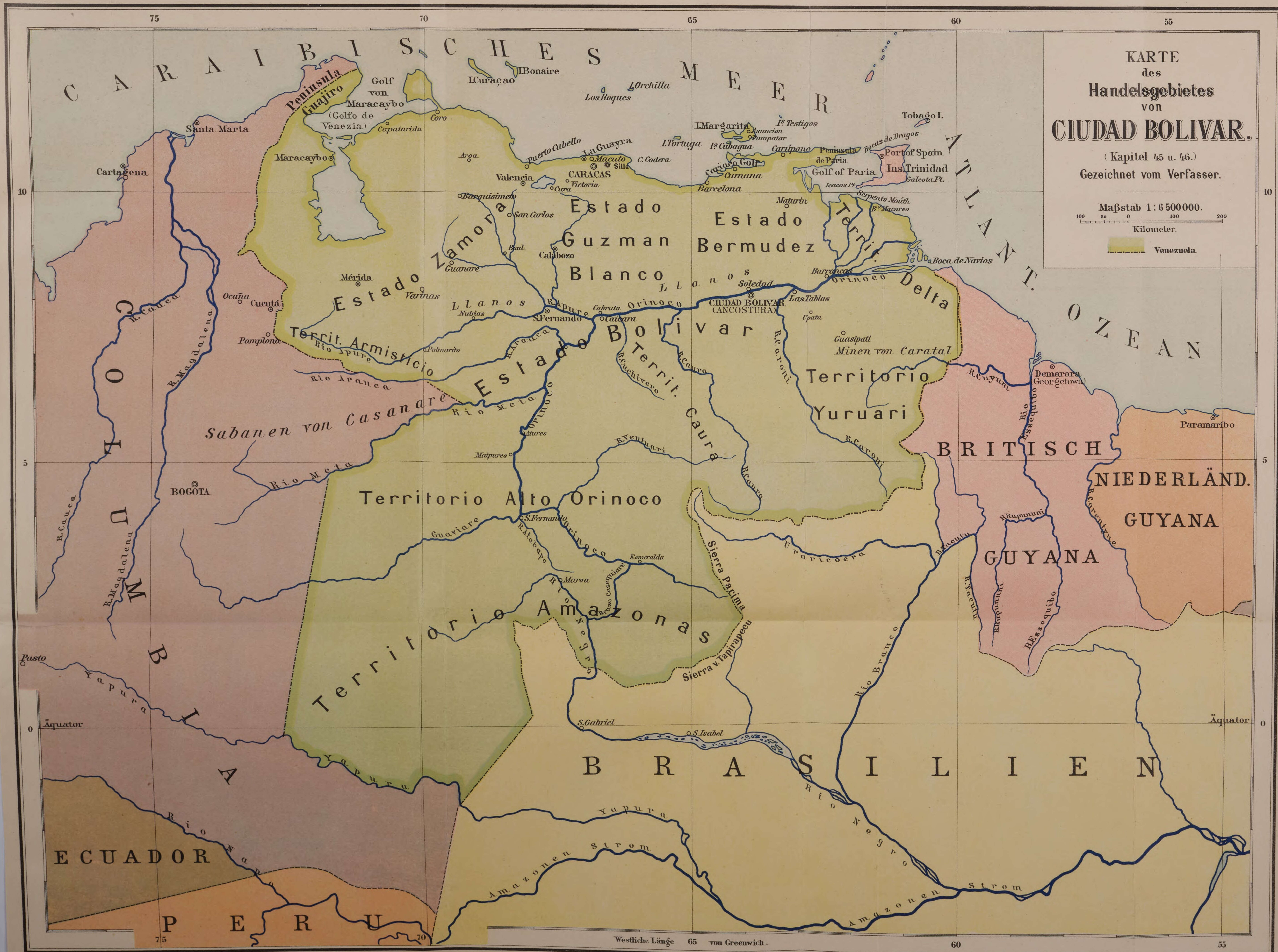
S. 11 Zeile 4 von unten lies: alle Landschaftsbilder.
„ 67 „ 5 „ „ „ Schwiegersohn des Präsidenten der französ. Republik.
„ 65 3. Abs. Zeile 2 statt Maroo: Maroa.
„ 70 Anmerk. *** „ umgeschrieben: umschrieben.
Zu S. 233 Anm. *** „über Procer vergl. d. Anmerk. ** S. 245."
S. 263 Zeile 18 v. unten lies: J. M. Torres dankte ich in d. Folge.

Druck von W. Hartmann in Leipzig.



Verlag v. Th. Thomas, Leipzig.

Lith. Anst. v. C. Kirst, Leipzig.



Verlag v. Th. Thomas, Leipzig.

Lith. Anst. v. C. Kirst, Leipzig

Druck von W. Hartmann in Leipzig.